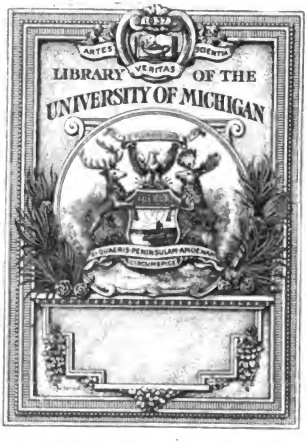
DEUTSCHE RUNDSCHAU

Digitized by Google



Digitized by Google

830.6
D.P5

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band XXXI.

(April — Mai — Juni 1882.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ferd. Hoffmann. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Chr. Meyri. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchh. — Budapest, C. Grill's Hofbuchh. — Buenos-Aires, L. Jacobsen & Co. — Bukarest, Sotschek & Co. — Capetown, J. H. Rose. — Capstadt, Herrmann Michaelis. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Cincinnati, Philipp K. Theobald. — Dorpat, Theodor Hoppe. C. J. Karow's Universitäts-Buchh. — Konstantinopel, Lorentz & Keil. — Kopenhagen, Andr. Fred. Høest & Sohn. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — Lima, C. Riemeyer & Inghirami. — Liverpool, Charles Scholl. — London, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Lyon, H. Georg. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, L. Jacobsen & Co. — Moskau, J. Deubner. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — Neapel, Detken & Rocholl. U. Hoepli's Buchhandlung. — New-York, Gustav E. Stechert. E. Steiger. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, G. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — Petersburg, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli. — Porto-Alegre, Ter Brüggen & Co. — Riga, J. Deubner. R. Kymmel's Buchhandlung. — Rio de Janeiro, H. Lammert & Co. — Rom, Loescher & Co. — Rotterdam, van Hengel & Eeltjes. — San Francisco, Fr. Wilh. & T. Barkhaus. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, G. Baerenstamm. — Valparaiso, E. Riemeyer & Inghirami. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilhelm Braumüller & Sohn. Wilhelm Frick. H. Manz. — Yeddo, H. Ahrens & Co. — Zürich, C. M. Ebell.

Digitized by Google

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß

zum

Einunddreißigsten Bande (April — Juni 1882).

		Seite
I.	Großbeeren. Erzählung von Wilhelm Berger	1
II.	Deutsche Colonisation. I.	39
III.	Moderne französische Romanschriftsteller. Von Georg Brandes. III. Edmond und Jules de Goncourt	60
IV.	Die Ergebnisse und Aufgaben der Elektrotechnik. Von E. Hoffmann. I.	79
V.	Die Wiederbelebung protestantischer Kirchenmusik auf geschichtlicher Grundlage. Von Prof. Ph. Spitta in Berlin	105
VI.	Die Lage in Rußland. Von Freiherrn von der Brüggen	122
VII.	Die Profanliteratur der Aegypter. Von Adolf Erman	141
VIII.	Reisebrief an den Herausgeber der „Deutschen Rundschau". Von Ernst Haeckel	151
IX.	Nachtigal's Reisewerk. Von Georg Gerland	153
X.	Literarische Notizen	156
XI.	Literarische Neuigkeiten	158
XII.	Schloß Polia. Von A. Meinhardt	161
XIII.	Der Hermes des Praxiteles. Von H. Brunn	188
XIV.	Deutsche Colonisation. II.	206
XV.	Giuseppe Pasolini. Von Dr. O. Hartwig	220
XVI.	Die Ergebnisse und Aufgaben der Elektrotechnik. Von E. Hoffmann. II.	239
XVII.	Politischer und gemeiner Mord in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Von Franz von Holtzendorff	253
XVIII.	Wissenschaftliche Zustände der Gegenwart. Rede zur Geburtstagsfeier des Kaisers in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 23. März 1882 gehalten von E. du Bois-Reymond	267
XIX.	Nahrungssorgen. Von Salvatore Farina. Aus dem Italienischen von Ernst Dohm	277

(Fortsetzung umstehend.)

149689

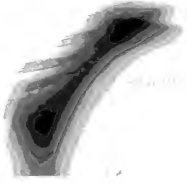
Digitized by Google

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Digitized by Google

…nen, mitteldeutschen
…um mich lebenden
…genthümlichkeiten ein
…eines seitab an den
…hem Grade auf sich.
…hen als die Gebäude,
…raßenbänder des Ortes
…ngen angeheftet waren.
…ein das Schlößchen. Ich
…ugeben, denn ich hatte in
…ssern gesehen und meinte,
…aut, wenn auch mit Kan-
…n gedeckt und in weitem
…amen nicht verdiene. Daß
… selbstgenügsam abgesondert
…sicht zeigte, dennoch etwas
…gewöhnlichen Schlages in
…ch trotz meiner naseweisen

…h das Lesen von allerlei
…ar, daß sie ungewöhnliche
…romantischen Ranken um-
…einmal bei mir Beachtung
…übte. Immer wieder zog
…iten in engen und weiten
… etwas von den Vorgängen darin erspähen



Digitized by Google

		Seite
XX.	Bau und Finanzirung der Nebenbahnen. Von Friedrich von Sybel, Landrath	302
XXI.	Neuere musikalische Literatur. Von Louis Ehlert	309
XXII.	Neuere erzählende Literatur	312
XXIII.	Literarische Notizen	317
XXIV.	Literarische Neuigkeiten	319
XXV.	Perle von Helgoland. Novelle von Hans Hoffmann	321
XXVI.	Indische Reisebriefe. Von Ernst Haeckel. III. Colombo.	341
XXVII.	Die parlamentarische Regierung in England. Von Professor Dr. J. G. Westerkamp in Marburg	365
XXVIII.	Feldherren und Feldherrenthum. Von C. Frh. v. d. Goltz	378
XXIX.	Gottfried Keller. Von Otto Brahm	403
XXX.	Der Maler Iwanow	436
XXXI.	Die alte Truhe. Novelle von Karl Erdm. Edler	445
XXXII.	Ferdinand Freiligrath. Von Julius Rodenberg	469
XXXIII.	Die Wisbyfahrt. Von Friedrich Kapp	473
XXXIV.	Literarische Notizen	476
XXXV.	Literarische Neuigkeiten	479

Digitized by Google

Großbeeren.

Erzählung
von
Wilhelm Berger.

I.

Als ich, der älteste Sohn eines Pfarrers in einer kleinen, mitteldeutschen Landstadt, im Alter von etwa zwölf Jahren anfing, den um mich lebenden Menschen, ihren äußeren Verhältnissen und persönlichen Eigenthümlichkeiten ein neugieriges Interesse zuzuwenden, zogen die Bewohner eines seitab an den Bergen gelegenen Hauses bald meine Aufmerksamkeit in hohem Grade auf sich. Schon dieser Wohnsitz selbst hatte ein vornehmeres Aussehen als die Gebäude, welche, groß und klein, an die seltsam verschlungenen Straßenbänder des Ortes nach Laune der Erbauer in allen möglichen Frontstellungen angeheftet waren. Im Munde der Leute hieß das Haus am Berge allgemein das Schlößchen. Ich freilich wollte die Richtigkeit dieser Bezeichnung nicht zugeben, denn ich hatte in den Büchern meines Vaters viele Abbildungen von Schlössern gesehen und meinte, daß ein zweistöckiges Haus, von rothen Backsteinen erbaut, wenn auch mit Kanten und Sims von Sandstein versehen, mit Schiefern gedeckt und in weitem Umkreise von einer Mauer umzogen, einen solchen Namen nicht verdiene. Daß aber dieses Haus, welches sich von seinesgleichen so selbstgenügsam abgesondert hielt und nach allen Seiten ein ernstverschlossenes Gesicht zeigte, dennoch etwas Absonderliches vorstellte und zu den Wohnhäusern gewöhnlichen Schlages in keinen verwandtschaftlichen Beziehungen stand, sah ich trotz meiner naseweisen Kritik ein.

Es mag sein, daß damals meine Phantasie durch das Lesen von allerlei abenteuerlichen Historien derartig befruchtet worden war, daß sie ungewöhnliche Erscheinungen innerhalb meines Gesichtskreises mit romantischen Ranken umspann; gewiß ist, daß jenes Schlößchen, nachdem es einmal bei mir Beachtung gefunden hatte, einen wachsenden Zauber auf mich ausübte. Immer wieder zog es mich hinaus, und ich umkreiste es zu allen Tageszeiten in engen und weiten Bogen, in der geheimen Hoffnung, etwas von den Vorgängen darin erspähen zu können.

Digitized by Google

Wäre ich anstatt dessen bei den Frauen unserer Handwerker und Lieferanten auf Kundschaft gegangen, so würde mir das Räthsel bis auf einen scheinbar geringfügigen dunklen Rest gelöst worden sein. Denn die Leute im Schlößchen lebten ebensowenig von der Luft wie unsereins; ihre Kleider und Möbel verschlissen, ihre Geschirre und Geräthe zerbrachen im Laufe der Zeit genau so wie diejenigen der allergewöhnlichsten Ortsangehörigen, und die alte Magd von draußen kam häufig genug mit ihrem altmodischen Ungethüm von Armkorb in die Läden und Werkstätten, um einzukaufen und Bestellungen zu machen. Sehr kurz angebunden war die Alte allerdings, und ihre Herrschaft stand ihr so hoch, daß über diesen Gegenstand schlechterdings kein Gespräch in den Gang zu bringen war. So viel aber hatte man doch erfahren, daß Herr Mühsal, der Bewohner des Schlößchens, ein kränklicher, menschenscheuer alter Junggeselle sei, der still seinen Liebhabereien nachgehe, ohne sich um irgendwelche sonstige Angelegenheiten zu bekümmern, und daß die ganze Last des Hauswesens und der Pflege des Hausherrn der Jungfer Henriette obliege, die ihre Stellung in musterhafter Weise ausfülle. Auch war diese Jungfer Henriette durchaus nicht so unsichtbar, wie ich spionirender Träumer hätte denken müssen. Zuweilen, obgleich selten, erschien sie im Städtchen, und es war dann sicher, daß noch mehrere Tage nachher in den dämmerigen Wohnstuben der Handwerksleute und Krämer ihr Lob gesungen wurde, denn die Gevatterinnen in unserm Städtchen hatten für wahrhaft feine Sitten und Manieren eine unwillkürliche Hochschätzung und erfreuten sich neidlos an den einleuchtenden Vorzügen einer Persönlichkeit, die einer höheren Sphäre angehörte, als der ihrigen.

Zu jener Zeit aber, wie gesagt, verschmähte ich, mir durch Fragen eine Kenntniß von den Bewohnern des Schlößchens zu erwerben. Es erschien mir unpassend, diesen Gegenstand ebenso zu behandeln, wie irgend einen beliebigen andern. Ich strich so lange auf den Feldwegen und Ackerrainen der Nachbarschaft, scheinbar botanisirend, umher, bis die Lösung des Räthsels mir entgegensprang. Eines Abends ging unweit der Pforte des Schlößchens eine Dame an mir vorüber, und geradeswegs auf den Eingang zu. In meinem freudigen Schrecken sah ich nichts von ihr als ein Paar durchdringende braune Augen, die mir kleinem Schleicher einen prüfenden Blick zuwarfen. Aber als ich ihr mit offenem Munde nachsah, entfiel ihr unter dem Tuche weg ein heller Gegenstand. Nach einigen Secunden des Zögerns sprang ich hinzu und nahm ein kleines Packet auf. Die Dame hatte mittlerweile ihren Weg fortgesetzt, die Pforte geöffnet und war dahinter verschwunden. Ich faßte Muth, eilte ihr nach und pochte in meiner Verwirrung mit aller Gewalt an die eichenen Bretter, nicht daran denkend, daß der blank polirte Drücker auch meiner Hand nachgeben würde. Auf einmal fand ich mich in dem Hofe stehend, den braunen Augen gegenüber. Ich reichte das Packet hin, vor Verlegenheit über und über roth und keines Wortes mächtig. Als mich die Unbekannte mit tiefer, wohlklingender Stimme für meine Artigkeit belobte, fand ich Fassung und Sprache wieder. Ich lehnte den Dank ab, wie ich dies von den Erwachsenen hatte thun hören, um auch meinerseits Lebensart zu zeigen. Dabei konnte ich nicht wohl vermeiden, der Inhaberin der hübschen Stimme in's Gesicht zu sehen, und das erste, was mir

Digitized by Google

darin auffiel, war eine einzelne, fingerbreite Strähne weißen Haares, die links auf der Stirne lag, inmitten einer Fülle dunklen Gelocks. Schon aber wurde ich über meine Personalien ausgefragt. Als Jungfer Henriette vernahm, daß ich der Sohn des Pfarrers, der Neffe des Amtmanns sei, ergriff sie mich bei der Hand und führte mich nach rechts, dem Garten zu, indem sie mir lächelnd von reifen Aprikosen erzählte, deren Bekanntschaft sie mich machen lassen wolle.

Ehe ich mich's versah, fand ich mich zwischen Beeten hinschreitend, deren Blumen an Pracht und Seltsamkeit Alles hinter sich ließen, was ich je gesehen hatte. Und unser Garten, Pastors Garten, war doch, wie ich mir einbildete, in der Umgegend weit und breit berühmt, und meine gute Mutter stand sogar mit einem renommirten Gärtner in Cassel in laufender Correspondenz! Die Bekannten beneideten sie um ihre glückliche Hand für Blumen und zogen sie zu Rathe, wenn ihnen irgend ein launenhafter Pflegling aus fremder Zone nicht recht gedeihen wollte. Aber wie ärmlich war der gepriesene Blumenflor in unserem Garten gegen das, was die Rabatten des Schlößchens meinen fast geblendeten Augen zeigten. Ich war so unhöflich, stehen zu bleiben, und mit einem lauten Ausruf der Ueberraschung begann ich Bekanntes und Unbekanntes genauer zu betrachten. Lebhaft gab ich meiner Verwunderung darüber Ausdruck, daß die Blüthen der mir bekannten Pflanzen allesammt größer, vollkommener gebildet, intensiver in der Färbung waren, als ich sie bisher gesehen; von den anderen erfragte ich die Namen und befand mich auf diese Weise rasch mit meiner freundlich lächelnden Führerin in einem Gespräch, worüber ich die weitere Umgebung vergaß. Fast erschrak ich deshalb, als ich auf einmal an meiner anderen Seite einen Herrn mit grauem Backenbart und dicken, buschigen Augenbrauen stehen sah, der mich aufmerksam betrachtete. Er wandte sich halb verlegen ab, als ich mit meinem Geplauder inne hielt, und ging mit eigenthümlich schleichenden Schritten zur Seite, indem er mir den Rücken zukehrte.

Dies sei Herr Mühsal, sagte meine Führerin, dem alle Gewächse des Gartens ihr fröhliches Leben zu danken hätten. „Wir Menschen," fügte sie hinzu, „können umhergehen und suchen, bis wir die Stätte gefunden haben, wo es uns behagt. Und wenn wir dann auch die Wurzeln eingesenkt haben und gebunden scheinen, so reichen wir dennoch mit unseren besten Organen in alle Fernen und holen herbei, was uns die Heimath versagt. Anders diese unbeweglichen, stummen und doch so anspruchsvollen Wunder der Natur. Jedes hat seine Urheimath, wo ihm die Erde wahrhaft Mutter ist, wo es wild zur Schönheit seiner Art emporwächst. Aber hier sind sie in der Fremde und keins kann kundgeben, wenn es leidet, welcher Theil der Mutterſorge ihm fehlt. Da müssen denn wir, die wir die Armen zu uns zu kommen gezwungen haben, mit dem Auge der Liebe täglich forschen, ob auch die lieben Kleinen Alles um sich vorfinden, was ihnen gedeihlich ist, ob ein Schädliches sie heimlich angefallen hat, oder ob sie vielleicht gar verzogen werden und aus der guten Art zu schlagen drohen. Es hat ein richtiger Gärtner vollauf zu thun, Benno, und Herr Mühsal könnte Dir von der Erziehung eines jeden Gewächses eine lange Geschichte erzählen."

Während ich andächtig diesen Bemerkungen zuhörte, die Jungfer Henriette

Digitized by Google

mit ihrer weichen Altstimme sehr angenehm vortrug, war Herr Mühsal wieder näher getreten und stand neben mir, die Blüthenblätter einer Iris sanft streichelnd. Jetzt kam er mir fast vor wie ein Magier aus alter Zeit, wie Einer, der tiefe Kenntniß von geheimen Naturkräften erlangt hat, und ich würde mich nur wenig verwundert haben, wenn die dicke Knospe, welche sich zu seiner weißen Hand empor streckte, plötzlich mit einem Knall aufgesprungen wäre.

„Jungfer Henriette hat Recht," sagte Herr Mühsal und blickte zärtlich auf seine Blumen. „Alles Lebendige hat seine Physiognomie, worin seine Züge von Leiden und Entbehrung sprechen. Aber nur das Blut der Verwandtschaft vermittelt die Erkenntniß derselben. Dem lieblos auf sich Beschränkten erzählt auch das Aeußere der eigenen Menschenart nichts; dem liebreich spürenden Herzen wird alles Organische beredt. Zum Nutzen und Vergnügen der Menschen scheint dem rohen Sinn die ganze Schöpfung bereitet. Und doch ist jedes beseelte Ding ein unabhängiges Wesen, mit ebensoviel eigenem Zweck im Lebenslauf als ein anderes. Meine Blumen leben für sich selbst. Nur vier Augen ergötzen sich an ihrer Schönheit. Meinen Sie, junger Herr, die Blumen hätten deshalb umsonst gelebt? Länderweite Strecken gibt es, nie von eines Menschen Fuß betreten, wo seit Jahrtausenden eine Pflanzengeneration nach der andern von Luft und Erde gespeist hat. Auch sie waren um ihrer selbst willen, wie es die Gewächse sind, die jene Mauer umschließt!"

Herr Mühsal richtete ein Paar blaßblaue Augen auf mich. Aus dem, was er sagte, hatte ich nur verstanden, daß Pflanzen lebendige Wesen seien und deshalb, wie alles Lebendige, mit Schonung behandelt sein wollten. Ich öffnete mit einiger Scham meine Botanisirbüchse und klagte mich an, daß ich nutzlos so manches schöne Leben vernichtet habe. Herr Mühsal lächelte. Er nahm die Pflanzen und betrachtete sie mit kundigem Blick. Dann entwickelte er, mehr vom Gemeinsamen ausgehend als vom Besondern, die Idee einer Pflanze und wies nach, wie sich dieselbe unter mancherlei Modificationen darstelle. Von der einzelnen Form aus, meinte er, gelange man auf die beschwerlichste Weise zu einem System. Und ob endlich das fertige System die Sache decke, sei zweifelhaft. Es gebe, fügte er scherzend hinzu, eine unendliche Menge von Backwerk der verschiedensten Gestalt. Wenn ich aber wissen wolle, was Backwerk sei, so würde ich in Mutters Küche gehen müssen und mir dort von der Bereitung aus Stoff, Hefe und Wärme die Antwort holen.

Knaben in meinem damaligen Alter sind für Alles empfänglich, was sie als neu frappirt. Ich hörte den Auseinandersetzungen des Herrn Mühsal mit einer Aufmerksamkeit zu, die ihn sichtlich erfreute. Wie manche sonst verschlossene Menschen sich Kindern leicht und gern mittheilen, so that dies auch mein neuer Bekannter. Solche Mittheilungen müssen für den Einsamen einen eigenthümlichen Reiz haben. Es wurde Herrn Mühsal schwer, abzubrechen, und Jungfer Henriette mußte ihn daran erinnern, daß man mich wahrscheinlich zu Hause vermisse.

Ich schied aus dem Schlößchen mit Früchten bepackt und mit einer Einladung, so oft wiederzukommen, wie ich wolle. In einer exaltirten Stimmung pilgerte ich nach Hause. Das so lange gesuchte Abenteuer hatte sich endlich

Digitized by Google

finden lassen, und das fest erwartete Ungewöhnliche war mir hinter den Mauern des Schlößchens entgegengetreten. Als ich beim Abendbrot den Eltern mein Erlebniß mittheilte, ward ich leider inne, daß mein Enthusiasmus über die neue Bekanntschaft keineswegs von denselben getheilt wurde. Zwar liege kein Grund vor, bemerkte mein Vater, mir die Erlaubniß zu weiteren Besuchen zu versagen, da mein Oheim sich für die Respectabilität der Bewohner des Schlößchens verbürgt habe; aber es sei doch ein gewisses Mißtrauen gegen einen Mann wie Herrn Mühsal gerechtfertigt, der sich vor jedem Besucher versteckt halte und nicht einmal den Pfarrer seines Wohnortes vor sich lasse. Meine gute Mutter war als eifrige Gärtnerin von meinen Schilderungen der gesehenen Blumenpracht ganz angethan. Sie wäre, glaube ich, am liebsten gleich hinüber gelaufen, um Stecklinge und Wurzelbrut zu holen. Aber sie äußerte nur, es sei schade, daß die Leute sich hielten, als ob sie ein schreckliches Geheimniß zu hüten hätten. Sie, die Pastorin, könne unklare Verhältnisse nicht sanctioniren, auch nicht auf die Autorität ihres Bruders hin, obgleich derselbe Amtmann sei und wohl hinter die Coulissen geblickt haben werde. Mich wolle sie nicht abhalten zu gehen; ich könne doch, wie es den Anschein habe, Manches lernen.

Ueber diesen Auseinandersetzungen wurde ich ziemlich kleinlaut. Da erschien mir Hilfe. Nämlich der Oheim Amtmann kam, wie er häufig Abends zu thun pflegte, wenn ihm in seiner Junggesellenwohnung die Zeit zu lang wurde. Dieser Oheim, der Bruder meiner Mutter, war für uns Kinder eine große Respectsperson. Wenn wir ihn während unserer Spiele auf der Straße heranschreiten sahen, die mächtige Gestalt kerzengerade gestreckt und bis zum Halse in einen langen Rock eingeknöpft, mit spiegelblank geputzten Stulpenstiefeln an den Beinen, die Arme mit den fleischigen Händen auf den Rücken gelegt, dann pflegten wir Knaben hinter die nächste Hecke zu schlüpfen und unsere Unterhaltung in Flüstertönen weiter zu führen, bis der Gefürchtete vorüber war. Einen nennbaren Grund, aus dem zwar wortkargen, sonst aber wohlwollenden Mann einen Oger zu machen, hatten wir nicht. Mir, seinem ältesten Neffen, zeigte er sogar eine gemessen freundliche Zuneigung. Aber seine hochragende Gestalt, sein altmodischer Anzug, seine Stellung an der Spitze des Gemeinwesens flößten uns dummen Jungen eine unbestimmte Furcht vor ihm ein. Dazu kam, daß des Oheims Augen, sobald derselbe in Erregung gerieth, ein eigenthümliches Schillern zeigten und zugleich durch leichtes Schielen einen stechenden Ausdruck erhielten. Die gewöhnlichen Leute, denen noch uralte Mären vom bösen Blick, heimlich von Geschlecht auf Geschlecht vererbt, in den Köpfen spukten, hatten mehr Furcht vor den Augen des Amtmanns, als vor der Macht des Staats, die er in seiner Person darstellte, und trugen sein übrigens gerechtes und mildes Regiment wie ein Schicksal, dem mit Menschenwitz nicht zu entgehen war.

Daß ich in dem Schlößchen freundlich aufgenommen worden war, und sogar die Bekanntschaft seines Besitzers gemacht hatte, schien dem Oheim ein Erlebniß von großer Wichtigkeit. Er nahm mich ordentlich in eine Art Verhör. Nicht genug, daß ich das Aussehen des Herrn Mühsal mehrere Male umständlich schildern mußte, auch jedes seiner Worte wurde mir geschickt aus den Winkeln meines Gedächtnisses hervorgeholt wie Contrebande aus einem unter-

Digitized by Google

irdischen Versteck. Als ich ganz kahl und bloß war, trommelte der Oheim eine Weile mit allen zehn Fingern auf dem Tisch, wie er zu thun pflegte, wenn er in Gesellschaft seinen eigenen Gedanken nachhing, bis ihn meine Mutter mit einem vorwurfsvollen „Aber, Moritz!" zu uns zurückrief.

Aus der nun sich entspinnenden Unterhaltung erfuhr ich, daß mein Oheim der geschäftliche Berather der Jungfer Henriette war, und in seinen Händen die Verwaltung eines nicht unbeträchtlichen Vermögens lag, wovon er nicht anzugeben vermochte, wem es eigentlich angehöre, ob dem ihm unbekannten Herrn Mühsal, oder der Jungfer, die in seinem Geschäftszimmer darüber mit ihm zu conferiren und Zinsen und Gefälle durch seine Vermittelung einzuziehen pflegte. Von Jungfer Henriette sprach er mit großer Hochachtung und in auffallend gewählten Ausdrücken. Er habe als junger Mann mancher hochgeborenen Dame die Hand geküßt, sagte er unter Anderem, und in den Zeiten der Befreiungskriege, als die schöne Begeisterung der Vaterlandsliebe alle Gemüther zu einem selbstlosen Empfinden emporhob, sei er vielen edlen Frauen nahe getreten. Dennoch habe er bei keiner Frau einen solchen Adel der Gesinnung, solche Zartheit des Gefühls, solche natürliche Feinheit der Umgangsformen gefunden, als bei dieser dienenden Jungfer. Mein Vater machte eine etwas spöttische Anmerkung über die muthmaßliche Art dieser Dienstbarkeit, worauf die Augen des Oheims zu glitzern begannen und seine rechte Hand auf dem Tisch einen heftigen Trommelwirbel intonirte. Mit einer gewissen Hast befahl mir die Mutter, gute Nacht zu sagen, und während einer langen Zeit wurde dies Thema nicht wieder in meiner Gegenwart berührt, wenn der Oheim bei uns zum Besuche war.

Ich war zu schüchtern, um den gestatteten Zutritt zu den Mysterien des Schlößchens häufig zu suchen. Indeß kam ich doch allmälig dazu, in Garten und Haus alle möglichen Freiheiten zu genießen. Mir blieb aber die Empfindung, als ob ich in eine fremde Zone versetzt sei, wenn ich die Schwelle des Thors überschritt. Die Atmosphäre des Hauses war von einem schwachen Aroma erfüllt, das ich unwillkürlich mit morgenländischen Spezereien in Verbindung brachte, von denen ich nur die Namen kannte. Die Formen des kostbaren Hausraths gehörten einer Geschmacksrichtung an, die auf die Erde gekommen war wie ein seltsamer Traum, und davongegangen, ohne der neuen Generation einen Schlüssel zur Deutung zurückzulassen. Im Schlößchen dämpfte ich meine Schritte, verlangsamte ich meine Bewegungen. Ja, meine naturwüchsige Sprache, deren ich mich draußen unbedenklich gegen Jedermann bediente, schien mir innerhalb der Schloßmauern wie ein gemeiner Arbeitskittel, dessen sich der Träger schämt, wenn er unter Menschen geräth, die alle Galakleider tragen. Peinlich kam mir meine jugendliche Tölpelhaftigkeit zum Bewußtsein, und meine Anstrengungen, fein und manierlich zu werden, waren so energisch, daß ich darüber die Freundschaft meiner bisherigen Spielkameraden größtentheils verlor und mir einen ehrenden Spitznamen zuzog. Auf mein Aeußeres verwendete ich jetzt eine Sorgfalt, die sogar meiner guten Mutter manchmal übertrieben schien, so sehr dieselbe auch alles Adrette lobte. In jener Zeit meines Verkehrs im Schlößchen bildete sich in mir ein Widerwillen gegen alles Nachlässige in

Digitized by Google

Kleidung, Haltung, Sprache und Sitten aus, der mich seitdem nie verlassen hat, so sehr auch um mich her das ungenirte Sichgehenlassen Mode geworden ist.

Wie an einem Kloster dasjenige, was das Leben der meisten Menschen ausfüllt, als eine Reihe ferner Wolkenbilder still vorüberzieht, ohne die Herzen darin zu bewegen, die in einer anderen, selbsterschaffenen Welt weilen, so erschien auch in dem Schlößchen Alles, was ich draußen von den Erwachsenen lebhaft erörtern hörte, Alles, was mit der Tagesgeschichte zusammenhing, wie blasse Kunde aus einem unendlich entlegenen Reiche. Fast niemals hörte ich Herrn Mühsal oder Jungfer Henriette im Gespräche irgend etwas berühren, was im Städtchen den Inhalt der Unterhaltungen zu bilden pflegte. Dagegen kamen Werke aus den Literaturen aller Völker zur Erörterung, Kunstreliquien des Alterthums wurden besprochen, als ob sie greifbar um uns den Raum füllten, wissenschaftliche Fragen aus dem Gebiete der Naturkunde gaben Anlaß zu eingehendem Gedankenaustausch. Lange oft murmelte das Gespräch hin, während ich, ein verwunderter Lauscher, vergessen daneben saß. Wieviel ich aus jenen Stunden als unverlierbaren Schatz des Wissens, des geläuterten Geschmacks gewonnen habe, bin ich erst später inne geworden.

Ich glaube, mein Oheim übte eine Art von Controlle über meine Besuche im Schlößchen. Wenigstens war es mir auffallend, daß er mir häufig auf meinem Heimwege wie zufällig begegnete. Er pflegte sich mir dann anzuschließen und brachte mich zum Plaudern über meine geheimnißvollen Freunde. Doch wußte er an der Schwelle unseres Hauses mich jedesmal von diesem Thema abzubringen. Bald fing er an, mir bei diesen Begegnungen kleine Geschenke zuzustecken: ein sechsklingiges Taschenmesser, eine Lupe, einen Zirkelkasten, ein seltenes Mineral für meine Sammlung. Frohen Herzens sackte ich diese schönen Dinge ein; mit der Zeit aber kam ich auf die Vermuthung, daß ich damit für meine vertraulichen Mittheilungen belohnt werden sollte. Ich wurde sozusagen als Spion benutzt. Mein Ehrgefühl rebellirte und fortan schlich ich auf den seltsamsten Umwegen nach Hause. Doch entging ich damit der Neugierde des Oheims nicht. Die Mutter, als ob sie mit ihm im Complott wäre, entsandte mich alle paar Tage mit irgend einer Bestellung zur Amtsstube. Vorsichtig genug behandelte der schlaue Oheim Amtmann den widerwilligen Zuträger, und es gelang ihm meistens doch, mir die Zunge zu lösen. Wenn ich nur gewußt hätte, weshalb der wunderliche Mann so erpicht darauf war, Kundschaft aus dem fremden Hause zu erhalten! War es die Magistratsperson, die einem Geheimniß nachspürte? War es ein persönliches Interesse an Menschen, die seine Theilnahme erweckt hatten? Und warum ging er nicht einfach hinaus? Das Gartenpförtchen würde sich ihm so gut öffnen wie mir, und die Leute waren so lieb und gut, daß sie an den großen Stiefeln und dem altmodischen Rock des Oheims keinen Anstoß nehmen würden!

Endlich that der Oheim Moritz doch, was er meiner Meinung nach längst hätte thun sollen. Unter meinem Schutz begab er sich eines Tages nach dem Schlößchen. Er trug einen blank polirten Kasten bei sich, über dessen Inhalt er mir nichts sagte. Fast schien es mir, als ob er vor der Pforte noch gern umgekehrt wäre. Wenigstens stand er einige Augenblicke davor und seine breite

Digitized by Google

Brust hob und senkte sich wie ein Blasebalg, ehe er sich straff aufrichtete und so determinirt in den Hof schritt, als ob es gälte, ein paar arge Störer der öffentlichen Ruhe mit eigner Hand sofort zur Haft zu bringen. Wir trafen Jungfer Henriette am Eingange des Gartens, und ich, der ich den Oheim Amtmann nunmehr wohl geborgen glaubte, lief wohlgemuth davon und suchte Herrn Mühsal auf, um ihm mitzutheilen, welch seltener Vogel sich in den Zaubernetzen des Schlößchens gefangen habe. Herr Mühsal, den ich am Traubenspalier fand, erschrak sichtlich, als ich meines großen Schützlings erwähnte, und ein scheuer Blick aus seinen bleichen Augen flog nach dem Theile des Gartens hinüber, wo die hohe Gestalt des Amtmanns neben der zierlichen Jungfer sichtbar war. Herr Mühsal machte sogar eine Art Fluchtversuch, aber ich blieb an seiner Seite, und in meiner Angst, daß der Oheim den vermeintlichen Zweck seines Besuches gar nicht erreichen werde, entwarf ich ein höchst schmeichelhaftes Bild meines älteren Verwandten und übernahm gewissermaßen die Garantie dafür, daß derselbe sich untadelhaft aufführen werde. Herr Mühsal lächelte über meinen Eifer, hemmte seine Schritte und ging endlich dem langsam nahenden Oheim sogar eine kleine Strecke entgegen.

Dennoch hatte die erste Begrüßung der beiden Männer etwas Aengstliches für mich. Jeder erschien mir plötzlich in einem ganz neuen Charakter. Mein Oheim Amtmann, der Schrecken von Alt und Jung auf zwei Meilen in die Runde, der nie Bedenken trug, ein derbes Wort in seine Rede einzuflechten, auch wenn ein zarteres besser am Platze gewesen wäre, der bei meinem Vater im Verdacht stand, Ansichten zu hegen, wie sie bei weiland Robespierre und seinen Genossen im Schwange waren, dieser Oheim stand da wie eine Art von Bettelmann, und seine Rede kam so stotternd heraus wie diejenige eines ängstlichen Schulknaben. Hinwiederum hatte die schmächtige, etwas zusammengesunkene Figur des Herrn Mühsal eine grade, stolze Haltung angenommen, und der milde, freundliche, wenn auch müde Ausdruck in seinem Gesicht war einem andern gewichen, der mich an einen der Imperatoren und großen Kriegshelden Roms erinnerte, dessen Büste ich kürzlich gesehen. Wie ich nun aus den Worten meines Oheims entnahm, enthielt das Kästchen ein Mikroskop, das er sich erlauben wollte, Herrn Mühsal zur Benützung anzubieten, da er zufälligerweise von mir vernommen, daß dem naturkundigen Besitzer dieser herrlichen Anlagen ein solches Instrument fehle, und er bei dem Augenübel, das ihn plage, seiner eigenen Liebhaberei, den Wundern der Natur im Kleinen nachzuspüren, habe entsagen müssen. Ich war auf das Höchste erstaunt über Alles, was der Oheim vorbrachte, denn ich war fest überzeugt, er hatte weder jemals die uns unsichtbare Welt des Kleinen seiner Aufmerksamkeit gewürdigt, noch dies Mikroskop, das er in seinen Händen trug, länger besessen als höchstens ein paar Tage. Auch die Erwähnung des Augenübels war mir verdächtig. Der Amtmann sah genau so scharf, wenn nicht schärfer als der hellängigste Apfeldieb im Orte. Aber wenn der kluge Mann beabsichtigte, dem ungünstigen Eindruck vorzubeugen, den das gelegentliche Verdrehen und Funkeln seiner Augensterne etwa auf den neuen Bekannten machen möchte, dann war die kleine Lüge von dem Uebel darin unstreitig so geschickt erfunden wie angebracht. Natürlich hütete ich mich wohl,

Digitized by Google

die diplomatischen Schachzüge des Oheims durch eine vorlaute Aeußerung zu stören. Zu meiner großen Befriedigung nahm die Unterhaltung zwischen den beiden Herren einen friedlichen Verlauf. Nur mußte ich mir meinen Oheim wiederholt darauf ansehen, ob er's auch wirklich war, denn all' die kleinen Borsten und Stacheln, mit denen er sonst Freund und Feind unsanft die Haut zu putzen pflegte, waren eingezogen, und er war so fein und schmiegsam, als ob er alle lauschenden Kreaturen von seiner Harmlosigkeit überzeugen wollte. Ich sprang bald davon und traf später die kleine Gesellschaft bei einem Glase Wein wieder an, augenscheinlich im besten Einvernehmen. Als wir Abschied nahmen, begleitete uns Herr Mühsal bis zur Grenze seines Reiches und lud meinen Oheim ein, seinen Besuch bald zu wiederholen, indem er bat, daß ihm die Erwiderung desselben erlassen werden möge.

Der Oheim ging von nun an seine Wege zum Schlößchen ohne mich. Oefter indessen traf ich ihn dort. Auf den Einsiedler übte der neue Verkehr offenbar einen günstigen Einfluß. Das Gedämpfte in seinem Wesen verlor sich allmälig. Lebhafter, klangreicher kamen die Worte aus seinem Munde. Schien es früher, als ob nur ein Stück von ihm an den Außendingen Antheil nähme und in dem Rest seiner Person ein Heer von wehmüthigen Gedanken unabläßig hin und wider marschire, so war er jetzt meistens voll und ganz bei der Sache. Dadurch verjüngte sich sein Aussehen. Aehnliche Beobachtungen wie ich mußte auch Jungfer Henriette wohl machen, denn ich bemerkte, daß sie bei solchen Anlässen ihn mit einem Blicke betrachtete, worin es von Freude und Glück ordentlich aufleuchtete. Darüber wurde sie zuweilen von meinem Oheim ertappt, der vorzugsweise an sie seine Rede zu richten pflegte, und die Jungfer gerieth dann jedesmal in eine leichte Verwirrung.

In meinem Oheim Amtmann war eine Veränderung vorgegangen, seit er im Schlößchen verkehrte. Er zeigte bei uns eine Heiterkeit, die von seiner früheren gewohnheitsmäßigen Griesgrämigkeit vortheilhaft abstach. Daß der Oheim eine Stimme zum Singen mit auf die Welt bekommen habe, erfuhr ich nun auch. Lieblich freilich war sie eben nicht; aber es klang doch lustig, wenn er seine Trommelübungen zuweilen mit dem Bruchstück eines kräftigen Studentenliedes begleitete. Auch sein Augenübel hatte sich gebessert. Nur zuweilen zeigte sich noch das alte unheimliche Funkeln, namentlich wenn meine Mutter sich in dunklen Anspielungen auf gewisse Leute erging, die, längst im Schwabenalter stehend, dem Hang, Thorheiten zu begehen, entwachsen sein sollten, die aber dennoch Tag für Tag sich zum Schlößchen ziehen ließen. Mein Oheim pflegte sich übrigens rasch zu fassen. Er strich mit der Hand über die Augen, und begann dann, mit schalkhafter Miene der Jungfer Henriette ein solches Loblied zu singen, daß meine gute Mutter sich bald die Ohren zuhielt und mit einem Seufzer über die unverbesserlichen Männer das Feld räumte.

Nachdem der Oheim im Schlößchen festen Fuß gefaßt hatte, vergingen einige Jahre, ohne daß sich etwas mir merkwürdig Erscheinendes ereignete. Ich verließ meinen Heimathsort, um auswärts die höheren Classen eines Gymnasiums zu absolviren und siedelte später nach einer süddeutschen Universität über.

Es war dies im Anfang der vierziger Jahre. Junge Leute, die von der

Digitized by Google

Schulbank weg in eine politisch bewegte Zeit eintreten, haben eine natürliche Neigung, mit den radicalsten Parteien an allem Bestehenden eine maßlos abfällige Kritik zu üben. Unbekannt mit den unendlich vielen, vermittelnden Zügen historischer Entwickelung, die Stärke und Zähigkeit der festen Theile von Staat und Gesellschaft unterschätzend, scheint ihnen der Aufruhr das harmloseste Mittel, einen Zustand höchster Glückseligkeit herbeizuführen. Gerade damals hatte eine Anzahl kühner Denker das Christenthum als einen ungeheuern Betrug aufgewiesen; die wohlwollendste Regierungsart wurde als eine unerträgliche Tyrannei gebrandmarkt; der Einzelne beanspruchte ein überschwängliches Maß von Freiheit. In diese Strömung wurde ich hineingerissen. Wenn ich in den Ferien zu Hause kam, was übrigens möglichst selten geschah, so konnte mein brausender Sinn sich in die beschränkte Ruhe der Geister nicht finden. Die Gesellschaft im Schlößchen, wozu ich den Oheim Amtmann zu rechnen hatte, der fast allabendlich dort zu finden war, sah mich wie aus todten Augen an. Es war eine Colonie von Mumien, in denen nach tausendjährigem Schlaf ein längst verwirktes Leben sich in seltsamen galvanischen Zuckungen darstellte. Was sie beschäftigte, schien mir kindisch, was sie empfanden, verstand ich nicht mehr, noch versuchte ich es zu verstehen. Wie ein breiter Abgrund lag es zwischen mir und ihnen. Es war für mich die Zeit, wo man den Inhalt des Bündels, das liebende Hände dem jungen Wanderer vorsorglich für die Lebensreise bereitet haben, als albernes Kinderspielzeug auf die Straße streut, um dafür glitzernde Steine aufzunehmen, von Fremden geschliffen und geputzt, und dieselben als Diamanten weiter zu schleppen.

Immer seltener besuchte ich das Schlößchen. Mit halbem Ohr vernahm ich, daß auch meine Eltern dort Zutritt gefunden hatten. Ich hatte kein Arg daraus, daß sie im Tone eines sanften Mitleids von den mir einst so lieben Menschen sprachen. Ich bemerkte nicht, daß der Oheim weder trommelte noch sang und seine Augen das alte Funkeln ganz eingestellt hatten. Unverändert erschienen mir Alle. Nur daß diese Leute aus der alten Zeit durch ein geheimnißvoll inniges Band miteinander verbunden waren, daß sie fortwährend unter sich eine zarte Schonung ausübten, daß sie ängstlicher noch als früher alles von ihren Gesprächen ausschlossen, was ihnen die Harmonie des gemeinsamen Genusses der schleichenden Zeit stören konnte, fiel mir auf. Im Stillen erboste ich mich darüber. Wie konnten sich diese Menschen herausnehmen, die herrlichen neuen Ideen unbeachtet über ihren Köpfen dahinrauschen zu lassen? Woher kam ihnen die Vermessenheit, sich in einem Thal abseits einzuspinnen, während auf der Heerstraße eine jubelnde Menge den Hügeln eines neuen Zion zuzog? Und ich, der Apostel jener im Morgenroth aufdämmernden Aera der Glückseligkeit, mußte im Schlößchen Lied und Predigt in der stürmenden Brust verschließen und mit artiger Aufmerksamkeit der verblichenen Weisheit einer abtretenden Generation lauschen!

Widerwillig begab ich mich einmal in den Ferien wieder nach Hause. Ich hatte keine Eile, den Bann der altmodischen Geistestrachten zu erreichen, wo mein eigenes funkelnagelneues Geistesköstüm den Leuten in geckenhafter Aufputz schien. Das Ränzel auf dem Rücken, schlenderte ich langsam durch den uralten Sonnen-

Digitized by Google

schein und suchte in dem wogenden Halmenmeere am Wege, in den röthlich aus verstaubtem Laube blinkenden Früchten Offenbarungen der Natur im Sinne meines vorgefaßten Evangeliums. Mit der nahen reichen Ernte fröhlich beschäftigt, traf ich die Landleute. Wichtiger als alle Verfassungen von Grönland bis China war diesen beschränkten Geschöpfen das Wachsthum vielfältiger Frucht auf den ererbten liegenden Gründen, das rechtzeitige Kalben der schwarzweißen Kühe, die Höhe der Gemeindeabgaben und die Versorgung der heranwachsenden Buben und Mädchen. Der gelangweilte Wanderer, der in den Ruhezeiten dem Gespräch mit Wirth und Gästen nicht entgehen konnte, mußte die behagliche Schwatzhaftigkeit von Leuten über sich ergehen lassen, welche hinter wenigen lauten Wünschen eine Menge stiller Zufriedenheit in Miene und Haltung kundgaben. Traf ich einmal irgendwo einen Burschen, der die selbstbewußte Sicherheit des angesessenen Bauernstammes mit einigen jener volksbeglückenden Ideen zu erschüttern versuchte, wie ich sie selbst schockweise im Kopfe bei mir trug, so mußte ich zu meinem Leidwesen erfahren, daß ich mich des Genossen im Innern schämte, ja, daß mich der Vortrag meiner eigenen Gesinnungen aus fremdem Munde an solchem Orte und vor solchem Auditorium förmlich verletzte. Ich bekam diese mißlichen Erfahrungen endlich satt und suchte ihnen schleunigst zu entgehen, indem ich endlich den nächsten Weg zu meinem Heimathsorte einschlug.

Alter Gewohnheit treu, nahm ich meinen Cours derart, daß ich am Schlößchen vorbei meinen Einzug hielt. Es war spät am Nachmittage, als ich die Pforte erreichte. Dieselbe fand ich zu meiner großen Verwunderung weit offen. Im Hofraume stand eine Anzahl von Kindern aus dem Orte umher. Die kleine Bande hatte sich zu dreien und vieren aneinander gedrängt. Die Größeren flüsterten heimlich miteinander; die Kleineren schauten mit aufgesperrten Mäulchen zum Hause hin. Auch dort war die Thüre geöffnet. Hinter den Fenstern die Vorhänge hingen wie im Taumel umher, zu ungleicher Höhe aufgezogen, mit schiefstehenden Stöcken. Das ordentlichste aller Häuser war in eine unschickliche Verwirrung gerathen und sah aus wie Jemand, der, aus dem Bett zu einem wichtigen Geschäft berufen, mit halber Aufmerksamkeit eiligst in seinen Anzug geschlüpft ist. Nochmals die Fenster musternd, glaubte ich in der Tiefe eines Zimmers meinen Vater wie einen Schatten vorübergleiten zu sehen. Sogar meinte ich die weißen Bäffchen an seinem Halse unterschieden zu haben, was darauf schließen ließ, daß er in der Amtstracht zu feierlicher Handlung gegenwärtig sei. Indem ich rasch in den Hof hineinschritt, verspürte ich in mir ein Gefühl der Beklemmung. Es war mir gewiß, daß ich gerade in Zeiten gekommen war, um bei irgend einem schmerzlichen Vorgang noch den letzten Zuschauer abzugeben. Es war mir zu Muthe, als ob man mich bisher auf einem nach Laune und Willkür gewählten Spaziergange duldsam habe gewähren lassen, als ob mir nun aber hinter der nächsten Wegesecke das Schicksal auflauere, um mir fernerhin eine feste Straße gebieterisch anzuweisen.

In der Hausthüre trat mir der Oheim entgegen, fahl, mit gespannten Zügen. Lebhaft funkelte es in seinen tiefliegenden Augen. Mit der einen Hand winkte er mir, zurückzugehen; die andere legte er auf die Lippen. Als ich befremdet, erschrocken, stille stand, kam er heran, legte seinen Arm in den meinen

Digitized by Google

und führte mich sachte zum Thore hinaus, dem Orte zu. Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß er barhäuptig sei; er antwortete mit abwehrender Geberde. Er ging wie Einer, dem die Dinge dieser Welt vollständig gleichgültig sind. Schwer lehnte er auf meinem Arm und athmete tief und laut. So gelangten wir zu seiner Wohnung. Die wenigen Leute, die uns unterwegs begegneten, sahen mit stillem Antheil den Mann an meiner Seite vorüber schwanken. Sie wußten, was sich ereignet hatte, ich las es in ihren Mienen; es konnte nichts sein, was mich sonderlich zu erschüttern brauchte, der mir über dem Denken auf das Allgemeine der natürlich herzliche Antheil für den einzelnen Menschen abhanden gekommen war; dennoch war ich in einem Zustande unbehaglicher Spannung, wie man es einem unbekannten Unglück gegenüber immer ist.

Im Wohnzimmer hieß mich der Oheim mein Ränzel ablegen und niedersitzen. Er betrachtete mich mit einem seiner schillernden Blicke und sagte: Du bist alt genug, Benno, um die merkwürdige Geschichte zu hören, die jetzt vor ihrem Abschlusse steht. Mir wird es eine Wohlthat sein, sie in diesem Augenblick erzählen zu dürfen; ich möchte mir gerne für eine Weile die Gegenwart aus den Augen rücken. Aber Staub und Hitze haben Dich arg mitgenommen; Du bedarfst der Erfrischung. Und wenn ich's recht bedenke, so wird auch mir ein Glas Wein zum Labsal gereichen, und ich will Dir Bescheid thun, ob es gleich seltsam ist, daß sich ein Bedürfniß nach Speise und Trank in die feierlichste Stunde eindrängt.

Damit ging der Oheim kopfschüttelnd hinaus und trug bald darauf vorsichtig einige Flaschen Wein herbei. Ueber die reichliche Anfuhr verwundert, sah ich ihn groß an. Meine Geschichte ist lang, entschuldigte er sich, und wir wollen nicht darben.

Er holte aus dem alten Wandschrank zwei blaßgrüne Glaskelche herbei, und während er sie bedächtig in- und auswendig von allen Stäubchen befreite, sagte er, wie zu sich selbst: Daß ich in meinem Alter auch noch über etwas so Alltägliches, wie der Tod ist, die Fassung verliere! Der ich doch Zeit genug gehabt habe, Alles, was mir die Erde noch geben und nehmen kann, in's Klare zu stellen! Der ich doch längst wissen müßte, wie bedenklich es ist, das Gebäude seines Glücks auf dem rinnenden Sande fremden Lebens zu errichten! Wenn das kluge Alter schon so thöricht ist, wie kann man sich über die liebe, unerfahrene Jugend verwundern, wenn sie beständig über das böse Schicksal rast und sich nicht zur Ruhe geben will, wenn von dem immer wankenden äußeren Besitz sich einmal ein Stück unter den Fingern verflüchtigt!

Der Oheim hatte die Gläser gefüllt, that einen langen Zug und begann seine Erzählung, die ich in dem Folgenden möglichst getreu wiedergebe.

II.

Es war die Zeit unserer letzten Kämpfe gegen Napoleon. Mühsal führte damals einen guten, altadligen Namen und war Hauptmann in der preußischen Armee. Er war einer der unzähligen begeisterten Kämpfer, welche eine wiedergeborene Nation der fremden Gewalt entgegenwarf, Berufssoldat allerdings, der Familientradition gemäß, aber des neuen Geistes so voll wie der flaumbärtigste

Digitized by Google

Student, der von den Füßen Fichte's hinweg in den Kampf stürzte, den letzten Römerspruch auf den Lippen.

Im August des Jahres 1813 begann das letzte, heftigste Ringen zwischen den langen Doppellinien seltsam gemischter Heere, die sich quer durch Deutschland zogen. Mühsal stand in dem Corps von Bülow. Dieses Corps bildete einen Theil der Nordarmee und mußte den Oberbefehl Bernadotte's erdulden. Es war der Nordarmee die Aufgabe geworden, die Hauptstadt Berlin zu schützen. Daß der Angriff die beste Art der Vertheidigung sei, war alte, gute, preußische Tradition; aber der fremde Feldherr, ein neuer Mensch, die eben erworbene Krone sorgsam balancirend, mißtraute den Lehren der Historie und hielt die Defensive für die einträglichste Art der Taktik.

Jetzt jagte der Korse, der von Dresden aus im letzten Taumel des Erobererwahnsinns seine halb ermatteten Menschenhaufen auf der ungeheuren Kriegsbühne hin und her schob, von der Unterelbe her eine Armee gegen den verhaßten Sitz der geistigen Erhebung Deutschlands, und der Oberbefehlshaber dieser Armee, Oudinot, empfing die kaiserliche Anweisung, die Geißel des Krieges mit schonungsloser Wucht auf den bloßen Leib der Berliner fallen zu lassen.

Bei Trebbin stieß der Generalprofoß des Imperators auf die Vorhut unserer Truppen. Eine der fünf Compagnien, welche sich dem feindlichen Anprall entgegenstemmten, wurde von Mühsal befehligt. Die Erbitterung auf unserer Seite war damals so gewaltig, daß sie zur gänzlichen Mißachtung des eigenen Lebens führte, sobald die Gelegenheit sich bot, dem tief gehaßten Feinde irgend einen Schaden zuzufügen. In Folge dieser Erbitterung wurde das erste Gefecht zu einem nutzlos heftigen. Man wollte sich nicht entschließen, rechtzeitig der offenbaren Uebermacht zu weichen und verbiß sich in eine hartnäckige Vertheidigung. Die an Zahl beständig zusammenschmelzenden Kämpfenden wurden in immer kleinere Gruppen auseinander getrieben, und während sich endlich der größere Theil der Ueberlebenden widerwillig zurückzog, blieben abgesprengte kleinere Abtheilungen in den Massen des rasch vordringenden Feindes stecken. Bei einer derselben befand sich auch Mühsal. Fast allein gelassen, gegen eine Mauer gedrängt, von der Uebermacht geschont, warf er schließlich den Degenstumpf, der ihm noch geblieben war, dem nächsten Gegner in's Gesicht und überlieferte sich knirschend als Gefangener den Siegern.

An ihm vorbei strömten die Scharen Oudinot's in den Flecken. Auch der Befehlshaber mit seinem Stabe passirte unweit der Stelle, wo trotzig, mit verschränkten Armen der gefangene Hauptmann seines weiteren Schicksals harrte. Der General, ihn bemerkend, entsandte einen seiner Officiere, mit dem schnellen Auftrage, ihn gegen Ehrenwort auf freiem Fuß zu lassen. Quartier mag er sich selbst suchen, fügte er lachend hinzu.

Der Officier indessen, ein feinfühlender Mann, trat dem Gefangenen mit kriegskameradschaftlicher Höflichkeit entgegen. Nach Erledigung der ihm vorgeschriebenen Formalität rief er einen Subalternen heran und gab ihm den Auftrag, für Mühsal ein passendes Quartier auszuwirken. Freilich, meinte er, zu diesem gewandt, werden Sie diese Nacht vorlieb nehmen müssen.

Allerdings war der Auftrag, Quartier zu schaffen, leichter gegeben als aus-

Digitized by Google

geführt. Es war mittlerweile Abend geworden und die ermüdeten Soldaten strebten unter Dach zu kommen. Der Schwarm ergoß sich mit wenig Ordnung in Wohnhäuser, Scheunen, Ställe. Geringe Hoffnung hatte Mühsal, als er den Officier zum Abschied salutirte, daß sich das verheißene Quartier finden lassen werde. Und auch der Sergeant, der nun den Versuch machte, ihn zu den Büreaus zu führen, die sich in der Nähe des Marktes etablirt hatten, schien derselben Ansicht zu sein. Denn als er aus einer Scheunenluke von guten Freunden angerufen wurde, die ihm mit lachenden Gesichtern eine Anzahl erbeuteter Schinken und Würste vorwiesen, überließ der hungrige Mann den Gefangenen sich selbst mit der spöttischen Aufforderung, er möge sich bei seinen Landsleuten ein Unterkommen suchen.

Mühsal ertrug diese rücksichtslose Behandlung mit vollständiger Gleichgültigkeit. Was lag ihm daran, unter welchem Baume, unter welcher Hecke er seine müden Glieder streckte! Er, der ruhebedürftige Mann, hatte keine Lust, in aller Form um ein Quartier nachzusuchen bei einem mit dringendsten Geschäften überbürdeten Commissariat, dessen Aufenthaltsort er nicht einmal kannte. Den neugierigen Blicken der Soldaten auszuweichen, entfernte er sich aus dem Getümmel der Hauptstraße und bog in einen Seitenpfad ein, auf einen glücklichen Zufall hoffend, der ihm eine nicht gar zu feuchte Lagerstelle bescheeren werde.

Während er den verhältnißmäßig einsamen Weg langsam verfolgte, wurde er von einer Gartenmauer her leise angerufen. Der Stelle sich zuwendend, woher der Ruf gekommen war, sah er nur noch, wie ein struppiger Kopf rasch hinter der Mauer verschwand. Gleich darauf öffnete sich ein Pförtchen zu seiner Seite und ein kleiner verwachsener Mensch schlüpfte heraus. Mit den langen Armen lebhaft winkend, flüsterte das Geschöpf: „Kommt mit mir, Landsmann! Seid guten Muths, Landsmann! Tobias weiß Euch einen Unterschlupf! Zwar haben die Obersten der Teufel sich drinnen eine Stätte bereitet, aber mitten unter ihnen sollt Ihr unbehelligt wohnen."

Dabei stieß der Zwerg ein kurzes, seltsames Lachen aus.

„Wer bist Du?" fragte Mühsal.

„Tobias der Krüppel," antwortete Jener, „dem Herrn zu dienen. Garten und Haus sind meinem Vater zu eigen. Die Brüder sind im Kriege. Der arme Tobias kann keine Flinte tragen. Er kann den räudigen Hunden nur an der Landstraße auflauern, wenn sie, vom Rudel abgesprengt, krank zum Stall schleichen. Mit den Händen muß er sie erwürgen, wenn sie in seine Gewalt gegeben werden. Aber denen, die seines Stammes sind, kann er helfen, daß sie im Unglück Wonne erfahren."

Mißtrauisch blickte Mühsal zu dem Krüppel hinab, der in der Sprache der Schrift entsetzliche Thaten von sich verrieth. Indessen folgte er ihm resignirt in die dunklen Schatten des geräumigen Gartens. In einiger Entfernung schimmerten Lichter durch kleine, trübe Scheiben am Boden und in der Höhe. Dort mußte das Haus sich befinden, dem Tobias angehörte. Aber nicht auf jene Lichter zu führte dieser seinen Schützling, sondern zu einem niedrigen Geräth-

Digitized by Google

schuppen, der in einem Boskett versteckt lag. Dort holte er aus einer Art von Truhe einige abgetragene Kleidungsstücke hervor.

„Was soll das?" fragte Mühsal unwillig.

„Laßt Tobias gewähren," sagte der Kleine in demüthigem Ton. „Drinnen im Hause schwärmt die böse Brut auf allen Gängen. Ihre Augen müssen geblendet werden, damit Ihr ungesehen in die Zelle schlüpfen könnt, die wir solchen Gästen wie Ihr heimlich öffnen. Nehmt diesen Kittel über; hier ist Halstuch, Mütze und Schurz; dort stehen Holzschuhe. Listig ist Euer Name, Ihr seid Knecht im Hause. Versteht Ihr? Sputet Euch; bald wird man Tobias suchen."

Abgespannt, energielos, gleichgültig gegen Alles was ihm noch widerfahren konnte, fügte sich Mühsal dem Begehren des sonderbaren Freundes. Tobias häufte ihm noch einige leere Säcke auf die Schultern und trat mit ihm den Weg zum Hause an.

„Was fällt Euch ein," rief er ihm unterwegs zu. „Ihr geht wie ein König, Listig! Wie kommt Ihr zu dem geraden Rücken, da Ihr doch bei Feldarbeit groß geworden seid und schwere Lasten getragen habt von Jugend auf?"

Mühsal folgte dem Wink des kleinen Führers und ließ seine Gestalt schlaff zusammen sinken. Das Paar betrat durch die Hinterthüre ein geräumiges Haus, dessen Inneres von Gängen und Treppen in kleinere und größere Stücke zerschnitten war. Es schwärmte darin von französischen Soldaten; aber alle, die Müßigen wie die Geschäftigen, zeigten ein gemessenes Benehmen. Es war augenscheinlich, daß der Oberbefehlshaber sich in unmittelbarer Nähe befand. Ohne Behinderung ließ man Tobias und seinen Gefährten ihren Weg verfolgen. Sie erklommen eine ausgetretene Stiege, durchschritten einen gewundenen Corridor und machten vor einem großen, alterthümlichen Wandschrank Halt, der den Durchgang bedeutend verengte. Nachdem Tobias sich überzeugt hatte, daß Niemand in der Nähe war, öffnete er den Schrank geräuschlos, wand sich zwischen Garderobestücken hindurch, die darin aufgehängt waren, entfernte einen Theil der hinteren Füllung und bedeutete Mühsal, er möge durch die Oeffnung schlüpfen.

„Gleich rechts am Boden ist Eure Streu," raunte er ihm zu. „Legt Euch nieder und verhaltet Euch ruhig; bald trage ich Euch Speise zu."

Mühsal drängte sich in einen dunkeln Raum, hörte es gleich unter dem tastenden Fuße rascheln und streckte sich auf das hochwillkommene Lager. Wenig kümmerte ihn jetzt noch, wo er sich befinden mochte. Schon langte der Schlaf mit starken Armen nach dem übermüdeten Mann, als der Krüppel leise in das Gemach kroch. Derselbe trug eine kleine Laterne mit schwachbrennendem Thranlämpchen und einen Napf mit Speisen.

„Laßt's Euch schmecken," ermunterte Tobias den Schlaftrunkenen, „und pflegt dann der Ruhe nach Herzenslust. Hierunter sind die Obersten versammelt und halten Rath, und auch die kleinen Lichter, die rechts und links von Euch wohnen, sind dabei und strapazieren sich zum Leuchten. Aber ihre Anschläge werden zu nichte werden und ihr Witz wird zerschellen. Tobias will wieder hinaus und spuken gehen. Das Volk spottet über den Teufel und fährt schon zusammen vor den krummen Beinen eines Christenmenschen!"

Der Kleine kroch hinaus wie eine Kreuzspinne. Bei dem Scheine der zurück-

Digitized by Google

gelassenen Laterne konnte Mühsal nun in seinem Versteck Umschau halten. Es war ein schmaler, fensterloser Raum, augenscheinlich von einem größeren Zimmer abgekleidet, denn die eine Längswand war mit einer Tapete behangen und enthielt in der Mitte eine kaminartige Feuerstelle mit weiter Oeffnung, in einen geräumigen Schornstein einmündend, während die gegenüberliegende Wand, dieselbe, neben welcher Mühsal's Lager sich befand, aus rohen Brettern errichtet war. Am Boden und auf allerlei Börten, ohne sonderliche Ordnung an den Mauern befestigt, fand sich eine Menge von Werthgegenständen angehäuft. Mühsal befand sich in der geheimen Schatzkammer des Hauses. Manches ansehnliche Stück aus der Väter Zeit sprach für die Wohlhabenheit der Familie, aus welcher ein so sonderbarer Schutzengel ihn unter seine Fittige genommen hatte.

Während Mühsal, den Inhalt des Napfes verspeisend, mit Interesse diese Gegenstände musterte, fiel ihm ein Gemurmel von Stimmen auf, das aus der Oeffnung des Kamines zu kommen schien.

Hierunter sind die Obersten versammelt und halten Rath, hatte Tobias gesagt. Wen anders konnte er gemeint haben als die Feldherren des feindlichen Heeres? War nicht in diesem Hause das Quartier Oudinot's? — Neugierig geworden, kroch Mühsal zum Kamin und schob den Kopf in die gähnende Höhlung. Ohne Zweifel befand sich in dem unteren Zimmer eine ähnliche Feuerstelle und der kolossale Schornstein functionirte als Schallrohr. Verschiedene Stimmen waren deutlich zu unterscheiden; hin und wieder fielen einige zusammenhängende Worte verständlich in Mühsal's Ohren. Nun spannte er seinen Gehörsinn auf's Aeußerste an, und wie eine Landschaft langsam aus dem Nebel hervortritt, dessen Gespinnst sich verflüchtigt, zuerst die bedeutendsten Punkte zeigend, bis endlich auch die Zwischenpartien lebendig in's Ganze treten, so kam auch das Gespräch, welches unten geführt wurde, immer deutlicher zur Wahrnehmung des Horchenden.

Gewiß: da saßen sie um die Landkarte, die Herren Oudinot, Reynier und Bertrand, und um sie her strapazierten sich die kleinen Lichter, wie Tobias die Stabsofficiere genannt hatte. Nach des Sieges Preis, nach Berlin, des Vaterlandes theurer Hauptstadt, nach dem Orte, wo unter vielen tausend Herzen, die ängstlich dem morgenden Tage entgegenschlugen, auch das stolze Herz von Mühsal's Braut die Nacht durchzitterte — dahin streckten sich die Finger der verhaßten Napoleonsknechte. Dort liefen die Straßen zusammen, auf die man zum lustigen Vormarsch am nächsten Morgen die Truppenkörper vertheilte. Rechts Bertrand, in der Mitte Reynier, links, dem gering geschätzten Schwedenkönig gegenüber, Oudinot. Namen aller Völker schwirrten herauf. Es war eine buntscheckige Masse, diese Executionsarmee von der Elbe. Da gab es braunes, kleines Volk von jenseits der Alpen; dazwischen blähte sich junger gallischer Nachwuchs, unter dem sinkenden Stern der Revolution geboren. In die Füllungen war der letzte rheinbündlerische Antrieb hineingeworfen: eine Heerde von Sündenböcken für alle französischen Mißerfolge. Zusammengeschweißt, beseelt war die auseinander strebende Nationalitätenmenge von einem einzigen, fürchterlichen Genius. Er war jedem denkenden, empfindenden, liebenden und hassenden Theil derselben gegenwärtig, wo die Adler Frankreichs die raubsüchtigen Fänge in die Stangen-

Digitized by Google

knäufe schlugen. Alle Wunder des Erfolgs bewirkte der Glaube an ihn, auch wo er nicht war. —

Das Thranlämpchen verschwälte und füllte das enge Gelaß mit unleidlichem Rauch; Mühsal hatte dessen nicht Acht. Wie festgebannt lag er mit dem Oberkörper in der Feuerstelle und lauschte. In seinem Geiste ordnete sich der unten geplante Angriff zur gegliederten, übersichtlichen Handlung. Durch die feuchten Niederungen, die er vor wenigen Tagen selbst mit seinen Leuten begangen hatte, sah er auf chaussirten Dämmen, über zahlreiche Brücken, die feindlichen Colonnen sich zu den Dörfern an der Nuthe hinschieben, jenseits deren die Straßen sich breit und frei zu jener Ebene erhoben, in welche hinein das alte Cölln an die Spree gebaut war. Und er sah, o Qual! auch die letzten Pässe wiederum mit unzureichenden Kräften vertheidigt; vor ihm schwebte die fragwürdige Gestalt des schwedischen Königs, der weder zum Angriff noch zur Vertheidigung die schwankende Seele zusammenraffen konnte. Wenn nur Mühsal's eigener Führer, der energische Bülow, wüßte, was dort unten verhandelt worden war! Wenn er, Mühsal, nur frei wäre, wie würde er eilen, dem verehrten Feldherrn sämmtliche Karten des Feindes aufzuweisen, ihn bis in's Herz des Spielers blicken zu lassen, bis dahin, wo das Zagen dicht neben der Kühnheit wohnt!

Aber Mühsal war Gefangener. Alle Glieder hielt ihm das Gebot der Ehre gefesselt. Nur fürchten und hoffen durfte er noch. Mauern umgaben ihn, stärker als irgend ein Baumeister sie aufzurichten vermochte: der eigene Wille, der Pflicht gehorchend, hatte sie errichtet. Fürwahr, der Zufall hatte dem Gefangenen keinen Gefallen gethan, als er ihn in dies neue Ohr des Dionysos geworfen!

Unten löste sich der Kriegsrath auf, Oudinot schien allein zurückgeblieben. Schon schickte sich Mühsal an, den Lauscherposten zu verlassen, der ihm nichts zubrachte, wie nagende Unruhe, als er einen lebhaften Ausruf des Generals hörte.

„Du hier, Friedrich? Was in aller Welt führt Dich her?" fuhr Oudinot Jemand an, der eben eingetreten sein mußte.

„Geradeswegs von Magdeburg, mein General," erwiderte der Angeredete keck. „Ich habe allerliebsten Besuch anzukündigen: Mademoiselle Cecile ist unterwegs."

„Doch nicht hierher?"

„Allerdings, mein General. Gleich nach Ihrer Abreise kam sie an, direct von Paris, mit vorausbestellten Relaispferden. Ein tolles Unternehmen! Es sei ihr plötzlich durch den Sinn gefahren, sich eine kleine Zerstreuung zu machen. Flugs muß Louison die Koffer packen, der Herr Intendant erhält ein impertinentes Billettchen, und fort ist sie. Ganz unerwartet wollte sie Ihnen in's warme Nest fallen. Und wie enttäuscht war das arme Ding, als es erfuhr, daß Sie soeben auf und davon seien. Es dauerte nicht gar lange, da wollte sie hinterher, und ich hatte meine Noth, sie zu bewegen, daß sie sich wenigstens eine Nacht Ruhe gönnte. Aber heute Morgen war sie nicht länger zu halten. Gleich mußte der Wagen wieder vor; kaum wollte sie Louison gestatten, das prächtige Haar zu ordnen."

Digitized by Google

„Ah, Louison ist natürlich auch da!“ rief Oudinot lachend. „Da durftest Du wohl bei der Toilette gegenwärtig sein, Du Strick!“

„Zu Befehl, mein General. Ein Kammerdiener darf überall sein. Ah, Mademoiselle ist schöner, übermüthiger als je. Das ist ein Weib, General —“

„Schon gut, Friedrich. Wo ist sie?“

„Ein paar Stunden Weges zurück in einem elenden Dorfe an der Landstraße. Wir hatten Unglück mit dem Wagen; ein Rad brach. Jean und ich haben einen Stellmacher aus dem Bett geholt, um den Schaden rasch auszubessern. Der Rüpel betrug sich ungeberdig, als ob es mit unserm Regimente hier zu Lande nicht mehr viel auf sich habe; ich mußte einige Goldfüchse springen lassen, um ihm die Glieder geschmeidig zu machen.“

„Wo habt Ihr Cecile gelassen?“

„In einer Schenke mit kahlen Spinden. Der Wirth sieht so mürrisch drein, als sei ihm der Schnaps ausgegangen. Als ich wegritt, ging Mademoiselle in der Stube ungeduldig hin und her, daß der Sand unter ihren kleinen Füßen gegen die Dielen knirschte. Zuweilen unterbrach sie ihren Spaziergang und declamirte Stellen aus Theaterstücken. Dann war ihr Louison der Liebhaber, den sie umarmte, den sie küßte — ach, mein General! mit welchen Armen, welchen Lippen!“

„Friedrich, bist Du müde?“

„Nicht doch, General! Ich reite noch diese Nacht nach Lappland, wenn Louison dort ist!“

„So besorge Dir ein frisches Pferd und führe das meinige vor. Arme Cecile! Aus dem glänzenden Paris gekommen, aus Ruhm und Luxus, muß sie in einem miserablen Sauerkrautdorfe darben, und die schleichende Zeit mit Apostrophen an einen weiblichen Liebhaber zu tödten versuchen! Und Alles um meinetwillen! Fort, Friedrich, fliege!“

Der Kammerdiener ging. Aus dem Nebenzimmer rief Oudinot eine andere Person herbei, wahrscheinlich seinen Secretär.

„Schreibe, Baptist: Commode vorrücken. Nur die Linie Jähnsdorf-Wittstock-Thyrow ist zu nehmen und zu halten. Das Hauptquartier bleibt in Trebbin. Hast Du's, Baptist? Gib's mir zur Unterschrift! Geh' und besorge das Papier an L'Estocq. Sag' ihm vertraulich, man solle morgen meiner nicht bedürfen. Hörst Du?“ —

Immer dieselbe Art! dachte Mühsal, indem er sich zurückzog. Im Ernst des Krieges wirkt die Lockung des Abenteuers eben so unwiderstehlich, als im Müßiggang des Friedens! Und während hier der Leichtsinn mit Menschenmassen spielt, glaubt man drüben das heranrasselnde Heeresungeheuer von dem feurigen Geiste des Korsen beseelt und läuft am Ende gar vor ein paar blinden Fechterstreichen davon! Komödie!

Bitterer Gedanken, böser Ahnungen voll, warf sich Mühsal auf das Lager. Er hörte noch Oudinot hinwegreiten, dann ward es still im Hause und auf der Straße. Nun fiel der übermüde Mann rasch in die Arme des Schlafs. Die Natur nahm sich ihr Recht und behauptete es, bis sie dem Körper das frische Wohlbefinden, dem Geiste die gewohnte Elasticität wiedergegeben hatte.

Digitized by Google

Aus einem Traum voll Kampfgetümmel und Waffenlärm erwachte Mühsal. Doch wollte der Traum kein Ende nehmen; die Luft war voll von fernem Kanonendonner. Die dumpfen Schläge wiederholten sich nach unregelmäßigen Pausen. Das war nicht der Phantasie muthwillig schreckliches Spiel; das war Wirklichkeit! In den Niederungen der Nuthe waren sie aneinander, die Seinen und die Fremden! Dort rang man um die drei Dörfer, die Oudinot, nach commodem Vorrücken, zur Nacht besetzt wissen wollte. Zur Nacht! War es nicht etwa schon so weit? Kein Lichtstrahl drang in den Raum, worin sich Mühsal befand. Daß er sehr lange geschlafen haben mußte, entnahm er aus dem Gefühle der Rüstigkeit und Unternehmungslust, das ihn jetzt das dunkle Gefängniß unleidlich finden ließ. Wo war Tobias? Was war geschehen? War das französische Heer abgerückt mit Mann und Maus, und hatte ihn in den Ketten seines Wortes zurückgelassen?

Vielleicht war auch jetzt wieder der Kamin geschwätzig. Mühsal tastete sich hin und lauschte. Und wirklich! eine leise Unterhaltung wurde unten geführt. Mühsal erkannte daraus die Stimme des Kammerdieners und des Secretärs. Eine dritte Stimme, diejenige einer Frau, mischte sich zuweilen ein, Louison's wahrscheinlich. Bruchstücke der Reden wurden verständlich.

„Morgen, Du Närrchen? Was denkst Du? Des Kaisers Dienst —"

„Du kennst Mademoiselle nicht —"

„Kann eine Armee sich ohne Führer schlagen?"

„Zu viel Ehre für die Greise der preußischen Landwehr —"

„Berlin läuft nicht davon —"

„Ungestümer, laß mich; ich kreische!"

„Die Verliebten nebenan haben keine Ohren —"

„Morgen ist auch noch ein Tag! Ich sage Dir, der General bleibt und wir mit ihm. Amor ist stärker als Mars —"

Die Thüre ging.

„Reitende Estafette!"

„Ruf' den General, Friedrich!"

„Soll ich wirklich?"

„Wie steht's, Lieutenant? Habt Ihr die alten Nester ausgeräuchert?"

„Zwei, das dritte ist geräumt, das auf Euren Part fällt. Ihr könnt morgen hineinspazieren, Bärenhäuter."

„Ihr seid allerliebst! Fegt nur den Weg nach Berlin hübsch sauber, damit die zartesten Füße der Welt ihn beschreiten können —"

„Ich wünsche gemeldet zu werden, Herr Kammerdiener!"

„Immer commode, Herr Lieutenant! Hier betreiben wir den Krieg in unsern Mußestunden; unser Geschäft aber ist die Liebe. Nicht wahr, Louison?"

Der Officier stampfte auf. „Herr Secretär, ich muß dringend bitten —"

Geräusch von Fußtritten hin und her; Friedrich hatte sich endlich bequemt, den General herbeizurufen.

Mühsal wußte genug; er zog sich vom Kamin zurück. Am gestrigen Abende hatte der erschöpfte Mann stumpf die Kenntniß von den Aeußerungen hingenommen, die ihm ein seltsamer Zufall zuwehte; jetzt drängte es den Erfrischten,

Digitized by Google

irgendwie einzugreifen in die hinzögernde Entwickelung. Denn noch stand die Entscheidung aus. Noch immer bestand die Möglichkeit, daß man im andern Lager lässig vorgeschobene Massen für das ganze, einheitlich dirigirte Heer hielt und vorsichtig zurückwich, neue strategische Stützpunkte suchend; noch immer war Zeit genug, Kunde von der Lage der Dinge diesseits hinüber zu schaffen. Da mußte Tobias helfen! Er war intelligent, er war verschlagen; er mußte hin zu Bülow!

Aber wo war der Retter in der Noth? Die kostbaren Minuten verrannen ungenützt. Schon schickte sich Mühsal an, den Ausgang zu suchen, entschlossen eher Alles zu wagen, als länger in dieser entsetzlichen Unthätigkeit zu verharren, da hörte er ein Geräusch an der Wand. Es schlüpfte etwas herein.

„Bist Du's, Tobias? Wo warst Du? Wolltest Du mich umkommen lassen?"

„Ueber Land war ich, Herr, um den Gottlosen die Wege zu weisen. Sie fanden Geschmack an mir und wollten mich an ihrer Spitze in Berlin einziehen lassen. Ich aber entwischte ihnen, als sie der preußischen Kugeln sich zu erwehren hatten. Da bin ich wieder, in des girrenden Löwen Höhle, naß wie eine Katze. Es hat Bindfaden geregnet den ganzen Tag. Hier ist ein Geschirr mit Speise, von des Generals Tafel gemaust."

„Was ist die Zeit?"

„Es dunkelt schon seit Sonnenaufgang. In einer Stunde wird's schwarze Nacht sein."

„Getraust Du Dir, in dieser Nacht den Weg zum preußischen Lager zu finden?"

„Ich könnte wohl, aber was sollte ich dort?"

Mühsal erzählte, was er gehört hatte. Eifrig redete er auf den Kleinen ein; er machte ihm deutlich, was auf dem Spiel stand und suchte mit den eindringlichsten Worten seine Vaterlandsliebe zur Flamme zu fachen.

Während Mühsal sprach, hatte der Krüppel Feuer geschlagen und einen Talglichtstumpf angezündet.

„Ich hänge an Haus und Hof," begann er nun bedächtig. „Meine Kräfte genügen grade, um des kranken Vaters Besitz vor der Raubluft der Fremden zu schützen. Lasse ich mich einmal von der Kriegswoge aufnehmen, wer weiß, wohin sie mit mir fährt! Morgen bleibt das Hauptquartier noch hier. Die wälsche Hexe mit dem Gluthherd in den Telleraugen wird den General nicht vom Schoße lassen. Da muß ich den Köchen springen helfen."

Wieder versuchte Mühsal, den Bedenklichen umzustimmen.

„Seht mich an, Herr," erwiderte Tobias. „Bin ich ein Bote für solchen Auftrag? Habe ich ein Gesicht wie ein Evangelium?"

„Du sollst ein Schreiben von mir haben —"

„Schriftliches, Herr? Das taugt nicht für meines Vaters Sohn. In Schriftstücke wickelt man die Kugeln, die dem Träger in den Leib fahren sollen."

Wie in Verzweiflung über solche Hartnäckigkeit stand Mühsal. Er bemerkte, daß der Kleine ihn mit eigenthümlichem Blick forschend betrachtete.

„Was suchst Du an mir?" fragte er.

Digitized by Google

„Ich sehe zu," entgegnete der Krüppel, „ob das Licht von oben noch nicht anfängt, Euch zu erleuchten."

„Deine Rede ist dunkel, Freund," erwiderte Mühsal ungeduldig.

Tobias erhob seine Stimme etwas. „Meint Ihr," sagte er, „die Vorsehung legte den Samen zu guten Thaten in das Herz des Hirten, damit er im Hunde aufgehe? Meint Ihr, wenn der Herr ein Werkzeug braucht, wähle er immer das verächtlichste, damit sein Name desto mehr verherrlicht werde?"

„Du vergißt," versetzte Mühsal bitter, „daß ich ein Gefangener bin."

„O des ungetreuen Knechtes," rief der Kleine mit glänzenden Augen, „der den sicheren Botenweg nach der Schnur hinwandelt, und läßt neben sich des geliebten Herrn beste Saaten zertreten! O des Kleinmüthigen, der den Eingang in's Paradies verschmäht, weil er draußen sein Irdisches zurücklassen müßte!"

Mühsal erschrak. „Ich fange an zu verstehen," sagte er tonlos.

Vor ihm wuchs der Krüppel empor. „Gestern wurdet Ihr ausgesandt, um mit Sägemehl die heranbrausende Fluth abzudämmen. Ihr gingt wie der Pfeil geht, der von der Sehne geschnellt wird. Geweihte Opfer wart Ihr allesammt. Ihr wart gezeichnet wie die Lämmer, die der Metzger zum Schlachthause treibt. Verfallen war Euer Leben wie der Halm, über den das Feuer streicht. Glaubt Ihr, dies Leben wäre Euch geschenkt, daß Ihr weiter damit wirthschaftet wie mit einem Capital von Pfennigen? Wie kommt Ihr dazu, den blechernen Schild der Ehre zwischen Euch und das Vaterland zu halten? Wie? Kennt Ihr nur den Gehorsam gegen des sichtbaren Feldherrn Gebot, und hört nicht das Commandowort des unsichtbaren Herrschers, in dessen Dienst auch Jener steht?"

Erschüttert wandte sich Mühsal von dem verwachsenen Bauerssohn, über den der Geist gekommen zu sein schien. Er warf sich auf die Streu nieder und neigte das Antlitz über die gefalteten Hände. Lange rang er in Schmerzen. Was Jener aus der Tiefe seiner eigenen Seele heraus von ihm gefordert hatte, war der Tod. Nicht konnte er die Ehre von sich lösen und das Leben behalten. Und alle Hoffnungen auf irdische Glückseligkeit, die in ihm schlummerten, wachten erschreckt auf und suchten ihn zurückzuschmeicheln auf den sicheren Botenweg, von dem Tobias geredet hatte. Er brauchte nichts zu wissen, nichts gehört zu haben. Das Verhängniß konnte seinen Gang gehen und Niemand durfte ihm sagen, er habe es wenden können. Niemand als er selbst. Denn in ihm lebte ein gewaltiger Richter, gegen dessen Spruch der Menschen Urtheil nur ein ohnmächtiger Hauch ist: der kategorische Imperativ.

O über die Ketten, die den aufschwebenden Geist am Staube halten! Das Bild der Braut, die zu besitzen Mühsal erwarten durfte, sobald der Friede ihn unter den Lebenden vorfand, erschien ihm, mit allen Reizen geschmückt, welche ihm die Neigung des Liebhabers verleihen konnte. Und doch lebte unter den wonnigen Zügen dieses Bildes ein Anderes, Besseres, in dessen Erkenntniß eigentlich Mühsal's Liebe zu diesem Mädchen wurzelte. Allmälig überstrahlte der hohe Sinn und Geist Henriettens die verwirrende äußere Erscheinung, und die Ketten fielen von dem Zaudernden ab. Sie selbst, die Theure, hatte sie gelöst.

Digitized by Google

Sie selbst, Henriette, reichte ihm die Krone des Märtyrers; als funkelnde Diamanten lagen ihre Thränen darauf.

Mühsal erhob sich. „Ich bin bereit, Tobias," sagte er. „Willst Du mir den Weg weisen?"

Der Krüppel neigte sich auf das Gewand Mühsal's und küßte es.

„Wir wollen davon," erwiderte er, „sobald die letzte Drohne in die Zelle geschlüpft ist. Weit im Bogen liegt unser Pfad, und die Sterne leuchten uns nicht."

Tobias holte ein Bündel Kleider herbei. „Laßt die Uniform hier zurück," rieth er.

„Nimm sie hin," entgegnete Mühsal. „Sie gebührt mir nicht mehr. Als mein eigener Scherge entkleide ich mich aller Insignien meiner Würde. Außerhalb des geltenden Gesetzes stehe ich fortan; möge das höhere Gesetz, dem ich mich unterworfen habe, mein Stecken und Stab sein!"

III.

Dunkel und regnerisch war die Augustnacht. Ueber durchweichte Wege, stundenlang, führte Tobias den Verräther an seiner Ehre. Endlich hielt er an, als schon eine fahle Dämmerung die traurig feuchte Luft zu erhellen begann.

„Der Feind ist hinter uns," sagte er, „der Weg ist frei. Seht Ihr die blinkenden Lichter vor Euch? Das ist Großbeeren. Ihr bedürft jetzt meiner nicht mehr. Lebt wohl! Der Herr geleite Euch ferner!"

Er drückte Mühsal die Hand, fuhr sich über die Augen, wandte sich und verlor sich bald in einer Nebelschicht, die in einer Mulde der Niederung hing.

Vorwärts marsch! commandirte sich Mühsal und bewegte sich weiter auf der öden Straße wie ein Nachtvogel, der mit regenschweren Flügeln langsam über den Boden hinhuscht. Es war mittlerweile Morgen geworden; Landleute hätten auf den Feldern erscheinen müssen. Aber das Kriegswetter hielt die Aengstlichen in den Häusern. Auch in dem Dorfe, das Mühsal nach einer Stunde erreichte, schlichen wenige Bewohner verschüchtert und gedrückt durch die Straßen, als ob sie das kommende Unwetter bereits in den Gliedern spürten. Man staunte in blöder Verwunderung den schmutzigen Bauersmann an, der sich in vornehmer Sprache nach dem Hauptquartier Bülow's erkundigte, und der es so eilig zu haben schien. Was wußten die Leute von dem Hauptquartier Bülow's? Die Sorge hatte ihnen keine Zeit gelassen, neugierig zu sein. Nach vielfachen Fragen Mühsal's rückte ein halberwachsener Knabe mit der Nachricht heraus, die Preußen ständen in Heinersdorf. Und weiter nach Heinersdorf pilgerte der Wanderer, gleichgültig gegen Regen und Wind, unachtsam der jagenden Wolken, gespannt ausschauend, ob nicht endlich eine Streifwache, ein Posten vor ihm erscheine, immer fürchtend, die schwarzweißen Fahnen seien über Nacht zurückgewichen.

Aber nein! Da waren Landwehrmützen mit dem Kreuz des heiligen Krieges über der nächsten Hecke sichtbar. Mühsal war auf dem richtigen Wege. Die Menge der Soldaten wuchs; um Heinersdorf dehnte sich das Lager. Als Mühsal, im Orte angekommen, die Gesichter musterte, Jemand suchend, der ihn willig

Digitized by Google

zu dem Befehlshaber führen möge, schritt Major Reiche vorüber. Rasch trat er zu dem ihm wohlbekannten Mann. „Um Gotteswillen, Major, führen Sie mich rasch zum Generallieutenant!“ redete er ihn an.

Reiche's Augen blitzten zornig den Bauer an, der in solch familiärer Weise ihn anzusprechen wagte. Schon hatte er ein grobes Wort der Zurückweisung auf der Zunge, als er Mühsal's Züge erkannte. Ein Ausruf der Ueberraschung entfuhr ihm; mit energischem Griff packte er den Verkleideten am Handgelenk und zog ihn mit sich. Wie im Wirbel ging es an gaffenden Soldaten vorbei, die Straße hinauf in ein Haus mit breiter Front hinein. Dort, in halbdunklem Gange, bedeutete Reiche den vermummten Kameraden, einen Augenblick zu verweilen und eilte in den hintern Theil des Hauses. Mühsal drückte sich an die Wand und stand unbeweglich mit pochendem Herzen. Die Stunde der Entscheidung war da. Noch eine kurze Frist, und er wußte, ob er umsonst seine Ehre geopfert hatte.

Reiche erschien wieder und winkte ihm. Wenige Schritte und er stand vor Bülow.

„Bedeutsames müssen Sie uns zu sagen haben,“ redete ihn dieser an. „Wenn die Gräber sich aufthun und Gefallene in seltsamer Verkleidung unter die Lebendigen senden, so kann es nichts Geringes sein, was sich offenbaren will. Sprechen Sie, Hauptmann! Daß Reiche bleibt, werden Sie gestatten!“

Mühsal erzählte. Kurz erwähnte er seiner Erlebnisse in Trebbin, bis er sich vor dem Kamin befand, der ihm die Geheimnisse der feindlichen Heeresleitung ausplauderte. Dann gab er eine Uebersicht der heranziehenden Streitkräfte, schilderte ihre Vertheilung und wies die den einzelnen Corps gegebene Richtung auf. Er kam auf Oudinot's galantes Abenteuer und die daraus entstandene Verzögerung der Operationen. Verschoben und ohne Zusammenhang waren die Colonnen, diejenige Oudinot's weit zurückgeblieben, mit lässiger Bequemlichkeit sich nähernd. In einem Theile war das ganze Heer zu schlagen.

Während Mühsal sprach, hatte Reiche mit gewandter Hand die Situation skizzirt, wie sie sich nach Jenes Mittheilungen darstellte. Schweigend breitete er die Zeichnung vor Bülow aus. Die Gedanken beider Männer begegneten sich in einem langen, ernsten Blick.

„Und wenn der Schwede vor Aerger platzte!“ sagte Reiche.

Bülow nickte; ein Lächeln flog über seine ernsten Züge.

„Ich danke Ihnen, Hauptmann,“ wandte er sich an Mühsal und setzte zögernd hinzu: „Wenn mir nur klar wäre, was ich mit Ihnen beginnen soll! Sie haben sich sozusagen in die Lüfte geworfen, und es will mir scheinen, als ob Sie nirgendwo mit heilen Gliedern auf die Erde kommen werden!“

„Sie ließen mich vorhin,“ entgegnete Mühsal, „dem Grabe entstiegen sein. Ich entnehme daraus, daß ich als bei Trebbin gefallen rapportirt worden bin. Sei es so. Der Todte wird Niemandem weiter erscheinen als Ihnen.“

Durchdringend sah Bülow ihn an. „Ich fürchte, ich verstehe Sie nur zu gut,“ sagte er.

„Der Hauptmann, den Sie kannten, General,“ fuhr Mühsal fort, „sei gestorben. „Kein preußischer Officier braucht sein Ehrenwort gebrochen zu haben.

Digitized by Google

Ich wußte, was ich that, als ich den Weg einschlug, der hierher führt. Die Last der Untreue trage ich, ich allein. Nicht lange mehr. Auf den höheren Richter baue ich, dem ich mich nahe; er wird sie von mir nehmen!"

„Sie denken groß!" rief Bülow lebhaft aus. „Wahrlich, ich gäbe viel darum, wenn Sie weniger groß denken dürften!"

„Sie haben mein Urtheil gesprochen, General!" erwiderte Mühsal. „Ich kann abtreten, um es auszuführen. Heute Abend, wenn die theuern Fahnen siegreich wehen, werden viele Leichen auf den Feldern verstreut liegen; die Todtengräber werden diejenige des armen Bäuerleins, welche darunter gerathen ist, nicht aussondern."

„Nicht so!" bat Bülow. „Was die innere Stimme Sie thun heißt, wird Ihr Schicksal sein. Ich weiß es. Aber nicht sogleich, nicht heute. Um meinetwillen. Ich möchte nicht an den Kameraden denken müssen, der in den Bahnen unserer Kugeln irrt. Nicht möchte ich Ihren Schatten unseren avancirenden Fahnen voranschweben sehen."

„Was soll ich thun?" fragte Mühsal unentschlossen.

„Wir verwandeln Sie in den Bauer, den Sie vorzüglich vorstellen, und senden Sie als Maroden mit dem nächsten Transport Verwundeter nach Berlin. Es sind aus dem gestrigen Gefecht noch einige Sendungen rückständig. Morgen, mit Sonnenaufgang sollen Sie frei sein."

„Ich muß mich Ihnen wohl fügen," erwiderte Mühsal.

„So schreiben Sie einen Paß, Reiche," sagte Bülow, „für den Landmann Hans Mühsal, und lassen Sie Thomas das Weitere besorgen."

Als Reiche das Papier dem Wartenden überreichte, sagte er: „Möge Ihnen, Kamerad, der wunderliche Name, womit der General Sie soeben getauft hat, noch einmal geläufig werden! Leben Sie wohl!"

Mühsal blickte den Major befremdet an.

„Gottes Wille geschehe!" sagte Bülow ernst, umarmte den überraschten Mühsal und führte ihn sanft zur Thüre. Mühsal fühlte seine Kraft weichen; Reiche sprang herzu und übergab den Erschöpften einer rasch herbeigerufenen Ordonnanz.

In dem Cabinet Bülow's aber begann unverzüglich die Arbeit, welche nach wenigen Stunden die kampffreudigen Bataillone des preußischen Theils der Nordarmee an den Feind führte. —

Ein Transport von Verwundeten auf allerlei requirirtem Fahrgeschirr, durch Pferde bewegt, die den Bauern ohne Wahl aus den Ställen gezogen sind, konnte naturgemäß nur langsam vorwärts. Nun kam noch den Wagen, auf deren einem Mühsal Platz gefunden hatte, von Berlin her auf den verschiedenartigsten Gefährten eine Menge neugierigen, ungeduldigen, sorgenden Volkes entgegen, mit Speise und Trank für die Landeskinder im Felde reichlich ausgerüstet, mitleidigen, leichtbeweglichen Herzens. Da war kein Ende des Schauens, des Ausfragens, des Anbietens von Erquickungen. Mühsal hatte sich in's Stroh gedrückt und hatte seine liebe Noth, der Beachtung der gutmüthigen, fragseligen Leute zu entgehen.

Es war eine lange, peinliche Fahrt. Als der Zug Berlin erreichte, dunkelte

Digitized by Google

es bereits. Die Kanonen von Großbeeren hatten längst ihre Arbeit eingestellt. Die Schlacht war geschlagen, jene ingrimmige Schlacht, worin die Landwehr sich ein feines Zeugniß mit Flintenkolben auf die Schädel der Feinde schrieb. Noch kannte man in Berlin den Ausgang der Schlacht nicht; eine Volksmenge, hoffnungsvoll erregt, trieb sich auf den Straßen umher. Auf's Neue wurden die hereinkommenden Verwundeten Gegenstand wohlwollender Belästigungen. Mühsal's Ungeduld stieg dabei auf's Höchste; er nahm seine Gelegenheit wahr, ließ sich vom Wagen gleiten und verlor sich rasch im Gewoge der Menschen.

Während der langen Fahrt hatte Mühsal sich nicht enthalten können, der Beziehungen zu gedenken, die er zu Lebenden unterhielt. Wie es sich für einen Sterbenden geziemt, hätte er dieselben gerne ordentlich abgeschlossen. Nicht daß seine irdische Habe groß gewesen wäre. Eigentlich bezahlte der König vollauf seine geringen Bedürfnisse. Aus den kleinen Einkünften, die ihm sein Vermögen zubrachte, bestritt er die Kosten, die ihm einige wissenschaftliche Liebhabereien verursachten. Wer diese Einkünfte nach ihm beziehen werde, war ihm gleichgültig gewesen. Wohl hatte er, als er in's Feld zog, an die naheliegende Möglichkeit gedacht, daß er nicht zurückkehren könnte. Aber er hatte sich leicht bei dem Gedanken beruhigt, daß für seine Habseligkeiten sich der richtige Erbe schon finden werde. Nun ward er doch inne, daß diese Gleichgültigkeit aus dem unbewußten Glauben an die Erhaltung seines Lebens entsprungen war; denn die Verfügung über seine Hinterlassenschaft wurde ihm jetzt zu einer wichtigen Angelegenheit.

Nahe Verwandte hatte Mühsal nicht und mit keinem der entfernteren Verwandten stand er in naher Beziehung. Aber er hatte von den verstorbenen Eltern einen alten Diener übernommen, der dem jungen Herrn in aufrichtiger Liebe zugethan war. Albert war Mühsal's Mann für Alles; sogar die Liebhaberei für botanische Studien theilte er mit ihm. Diesem treuen Gehülfen hätte Mühsal sein kleines Vermögen zuwenden müssen. Bittere Vorwürfe machte er sich nun über seinen Mangel an Voraussicht und er fragte sich, ob es nicht noch möglich sei, das Versäumte nachzuholen. Seine Wohnung war nahe, der Alte wahrscheinlich, wie fast Jedermann, auf der Straße. Wenn er einen raschen Besuch in seinen Zimmern machte, dort seine Werthpapiere zusammenraffte, eine Schenkungsurkunde beifügte, und Alles, unter der Adresse des Dieners eingesiegelt, wieder in seinen Schreibtisch verschloß? Würde nicht solche letztwillige Verfügung, trotz der mangelhaften Form, von den Erben respectirt werden?

In der eigenthümlichen Lage, worin sich Mühsal befand, wo er, der als todt gelten mußte, dennoch als Lebender zu spuken genöthigt worden war, schien ihm schließlich dieser abenteuerliche Plan leicht ausführbar, und er schlug den Weg zu seiner Wohnung ein. Im schlimmsten Falle, meinte er, werde ihn seine Verkleidung vor dem Erkanntwerden schützen. Ein Officier in Civil geht schon fast incognito umher; der Officier in Bauerkleidern ist ganz unkenntlich. Außerdem werde ihm die herrschende Aufregung zu statten kommen.

Inzwischen war die Kunde von dem Siege Bülow's bei Großbeeren in die Hauptstadt gelangt. Wie sie gekommen war, wußte Niemand. Dennoch rief sie der Eine dem Andern zu; von den Plätzen und großen Straßen flog sie in die

Digitized by Google

Gassen; die entlegensten, ärmlichsten Häuser hörten davon. Riesengroß war die Thatsache in der lakonischen Form, worin sie von Mund zu Mund ging; sie hätte sofort ein Brausen des Jubels aus den furchtentlasteten Herzen in die Lüfte reißen müssen. Aber grade das Erfreulichste wird von der zagenden Seele mit bangem Zweifel aufgenommen. Wie die Mutter sich an dem Anblicke des todtgeglaubten Sohnes nicht genügen läßt, sondern erst die Person des geliebten Kindes betasten muß, ehe sie wagt zu glauben und ihrer Freude freien Lauf zu lassen, so war auch die Menge mit der Botschaft allein nicht zufrieden; sie mußte denjenigen sehen, der sie gebracht hatte, und erst als der officielle Bote einige Straßen willfährig hinabgeritten war, wich der Alp des Zweifels völlig aus den Gemüthern und Jubelgeschrei erfüllte die Luft.

Nicht der Letzte, dessen Hurrah erscholl, war Mühsal. In hundertfacher Stärke hatte er die Qualen der Uebrigen erlitten. Auch er glaubte endlich, und die Thränen stürzten ihm aus den Augen. Gott sei gelobt und gepriesen! Er hatte sich doch nicht umsonst geopfert! Leicht ward ihm um's Herz. Nun würde auch das letzte Geschäft, welches ihm noch oblag, glücklich von statten gehen. Und wirklich! Unbehelligt gelangte er in die kleine Reihe seiner Zimmer. Alles war am gewöhnlichen Platze, sogar Licht und Feuerzeug. Rasch setzte er sich an den Schreibtisch, um das Nöthige zu erledigen. Er bemerkte nicht, während er hastig schrieb, daß die Flamme des Lichtes sein Profil in sauberem Schattenriß auf den nahen Fenstervorhang zeichnete.

Albert, der Diener, hatte gegen Abend das Haus verlassen, um Nachrichten über den Verlauf der Schlacht einzuziehen, in welcher er auch seinen Herrn engagirt glauben mußte. Als er von dem glücklichen Ausgang überzeugt war, hatte er sich zu Mühsal's Braut begeben, um ihr, der Patriotin, die Nachricht mitzutheilen. Henriette, in der Hoffnung, durch irgend einen Zufall etwas über das Schicksal ihres Verlobten zu erfahren, bat den Alten, sie in die Straßen zu begleiten und es traf sich, daß die Beiden an der Wohnung Mühsal's vorüberkamen, während derselbe dort anwesend war.

Wie erschrak Henriette, als sie in dem auf dem Vorhange hin und her schwankenden Schattenbilde die Züge ihres Verlobten erkannte! Sie faßte Albert bei der Schulter und wies sprachlos hinauf. Dem alten Diener begannen die Knie zu schlottern, als er sah, was er für einen Spuk halten mußte. Kaum fand er die Kraft, Henriette zu folgen, als diese die Treppen erstieg. Und selbst Henriette, obgleich von Natur beherzt und frei von den abergläubischen Neigungen der Zeit, mußte sich zusammen nehmen, ehe sie den Muth gewann, die Hand auf die Klinke von Mühsal's Wohnzimmer zu legen. Denn wenn sie gleich gewiß war, daß sie darin ein Wesen von Fleisch und Blut antreffen werde, so konnte doch der Grund von Mühsal's Anwesenheit an diesem Orte, zu dieser Zeit, nur ein außerordentlicher sein, und nur selten, so hatte sie genugsam erfahren, ist das Außerordentliche zugleich das Gute.

Mit einem Schrei fuhr Mühsal auf, als er plötzlich in der geöffneten Thür Henriette erscheinen sah. Als ob sie eine schreckliche Erscheinung sei, ein entsetzliches Gespenst, streckte er ihr, wie in Abwehr, beide Hände entgegen. Dann

Digitized by Google

schwankte er zurück auf den Stuhl wie betäubt und das Haupt sank ihm auf die Brust.

Henriette, tief bestürzt, hemmte den raschen Schritt, womit sie eingetreten war. Die seltsame Verkleidung Mühsal's, sein verstörtes Aussehen, sein ängstlicher Blick erzeugten im Nu in ihr eine fürchterliche Vermuthung. Sie zog die Thür hinter sich zu, wollte reden und konnte nicht. Das Herz bebte ihr, die Kehle war ihr wie zugeschnürt. So vergingen einige unendlich lange Secunden.

Endlich fand Henriette die Stimme wieder.

„Heinrich," sagte sie, „bist Du hier im Dienste des Königs?"

Ohne aufzuschauen, schüttelte Mühsal den Kopf.

„Nicht?" schrie Henriette auf. „Unmöglich! Ich muß es hören von Dir, eh' ich's glaube! Sprich, Heinrich, um Gotteswillen! Du wärest — Du bist —"

„Nicht mehr im Dienste des Königs," sagte Mühsal tonlos.

„Ein Deserteur!" Henriette griff zur Wand, um sich zu halten. „Du! Unerhört, unmöglich! Sag' es noch einmal, sag' es selbst, das widerwärtige Wort, damit ich es fasse, das unsägliche Elend, das über Dich und mich hereingebrochen ist! Nein, sag' es nicht. Ich kann's nicht hören. Es ist etwas in mir, das mich zwingen würde, Dich Lügen zu strafen, Dich selbst! Es ist nicht, es kann nicht sein!"

Mühsal entgegnete nicht. Ohne aufzusehen winkte er Henrietten, sich zu entfernen.

„Ich soll gehen?" erwiderte Henriette. „Kein Wort der Erklärung hast Du für mich? Du hast Recht. Es gibt Handlungen, deren Häßlichkeit durch jede Erklärung wächst. Aber ich begreife nicht, wie Du Dich noch hierher hast schleichen mögen, hierher, zu einer Zeit, wo das Herz Berlins im Siegesjubel aufjauchzt! Unseliger, kannst Du das Brausen der erregten Menge hören, ohne vor Scham zu vergehen? Empfindest Du nicht, Unglücklicher, daß jenes Volk da draußen nicht mehr Dein Volk ist, daß seine Freude Deine Schmach ist? Vor dem triumphirenden Schritte des Sieges von Großbeeren hast Du Dich feige zur Flucht gewandt, Du, ein preußischer Hauptmann, Du, mein Bräutigam! Nein, es ist unfaßbar, es ist ein abscheulicher Traum! Sage mir, Heinrich, daß ich träume! Rufe mich an, daß ich zu mir komme!"

„Laß ab von mir!" stöhnte Mühsal. „Du weißt nicht, wie Du mich marterst! Geh' Deines Wegs und Gott sei mit Dir! Mich wirst Du nicht wiedersehen!"

„Ich soll meines Weges gehen! Meines Weges! Wenn ich nur wüßte, wo dieser Weg ist! Meine Gedanken verwirren sich, wenn ich an diesen Weg denke. Er muß an einen Ort führen, wohin die Kunde nicht dringt, die unbegreifliche Kunde, daß mein Bräutigam die Fahne seines Königs verlassen hat zu einer Zeit, wo Knaben und Greise weinen, weil sie ihr nicht folgen können! Er muß an einen Ort führen, wo die Menschen kein Vaterland haben, wo sie nichts lieben als das eigne elende Leben, wo jeder Held ein Narr ist, und jede große That eine Lächerlichkeit! O, Heinrich! Wärst Du doch gefallen, mit der Todeswunde in der stolzen Brust! Den Todten zu beklagen wäre mein heiliges Recht gewesen;

Digitized by Google

wie ein köstliches Gut hätte ich meinen Schmerz getragen; aber wie soll ich des Lebenden hinfort gedenken?"

Ein mitleidiger Blick Mühsal's stahl sich zu Henriette hinüber.

„Armes Mädchen!" sagte er. „Warum wolltest Du fliehen? Ich bin gefallen, gefallen im Dienst des Königs. In einem Dorfe jenseits Großbeeren, in einem Dorfe, Namens Trebbin, hat mein Leben geendet. Dort an der Kirchhofsmauer erlegte mich der Feind. Daß ich hier sitze, ist eine Täuschung. Du zweifelst? Du siehst mich an, als sei ich wahnsinnig? Geh' hin, und warte auf die Listen; Du wirst es lesen; Tausende werden es mit Dir lesen; Niemand wird Dir die Thränen und das schwarze Gewand der Wittwe verkümmern!"

„Es ahnt mir," erwiderte Henriette, „Du hast einen ungeheuren Betrug verübt; mit einer unerhörten Lüge maskirst Du Deinen schimpflichen Abgang. Und mir mutheſt Du zu, an diesem frevelhaften Spiele Theil zu nehmen? Wider mein besseres Wissen soll ich mit der schmählich angeführten Nation den großen Todten beklagen, der vielleicht unterdessen mit rasch gefundenen Kumpanen das Ringen seines Vaterlandes als eine erbärmliche Farce verlacht, in der nur Narren Gut und Blut opfern? O, Pfui!"

Mühsal sprang auf. „Mädchen, hüte Deine Zunge!" rief er. „So verächtlich bin ich mir selbst noch lange nicht, daß ich mich schon von den kleinsten Kläffern hetzen ließe! So ohnmächtig liege ich noch lange nicht am Boden, daß ich mir jeden Fußtritt gefallen lassen müßte!"

Henriette sah ihn groß und verwundert an.

„Du hast über mir zu Gericht gesessen," fuhr Mühsal fort. „Dein Spruch ist gefällt, der Sünder ist verdammt. Nun tritt ab und laß den Armen unbehelligt sterben. Mich noch der Tortur zu unterwerfen, ziemt Deiner hohen Tugend nicht!"

Wie ein gereizter, grollender Löwe sprach Mühsal. Unsicher heftete Henriette den Blick auf den räthselhaften Mann. Wie Wetterleuchten fuhr eine neue Erkenntniß vor ihr auf.

Langsam, zögernd, trat sie ihm einige Schritte näher. „Du verbirgst mir etwas, Heinrich," sagte sie. „Ein gefallener Geist sprüht nicht solche Funken!"

„Ein Weib, das liebt, glaubt gegen das Zeugniß ihrer eigenen Sinne!"

Nun jubelte Henriette auf. „Heinrich, Du bist nicht schuldig," rief sie.

„Schwankendes Rohr!" erwiderte Mühsal bitter. „Ich bin's und bin es auch nicht. Ich that Schimpfliches. Meine Ehre ist dahin. Aber beim ewigen Gotte! wenn ich zehn fleckenlose Wappenschilder gehabt hätte, ich hätte sie mir alle in Stücke schlagen lassen, eins nach dem andern, ehe ich nicht gethan hätte, was ich gethan habe!"

„Noch verstehe ich Dich nicht," versetzte Henriette. „Aber ich ahne, daß ich Dich bewundern und — beweinen muß!"

Sie ließ sich auf einen Schemel zu Mühsal's Füßen nieder, schmiegte sich an seine Kniee und sah fragend und bittend zu ihm auf.

„Fast warst Du mir lieber in Deinem Zorn, Mädchen," sagte Mühsal, „als Du mir jetzt in Deiner Sanftmuth bist. Ich wollte, Du wärest davongegangen in Deinem grausamen Irrthum!"

Digitized by Google

„Nicht doch, Heinrich; laß mich. Ich bin stark. Hast Du das Rechte gethan, so kann ich die Folgen mit Dir tragen."

„Das ist eben Dein Irrthum, Jettchen. Siehst Du, Kind, Du taugst nicht mehr in meine Gesellschaft. Ich sagte Dir ja doch, ich sei ehrlos. Und nun, da Du mich wieder kennst, weißt Du auch, daß ich nicht derjenige bin, der ein ehrloses Leben stumpfsinnig weiter schleppt. Blicke mich nicht so entsetzt an! Ich bin nur ein Todter, der ein Grab sucht. Die Strahlen aus Deinen Augen wärmen mich nicht mehr, Deine Hand faßt auf Eis, Deine Lippen suchen Verwesung! O Mädchen, warum muß uns auch dieser Abschied noch auferlegt werden!"

„Kein Abschied, Heinrich!" rief Henriette leidenschaftlich. „Laß mich mit Dir gehen! Es stirbt sich leichter zu zweien!"

„Armes Kind, Du fieberst!" erwiderte Mühsal traurig und strich ihr sanft über das dunkle Haar. „Was sicht die Rose an, daß sie der Eiche folgen will, die der Sturm in die Tiefe wirbelt?"

Schweigend wandte Henriette das Antlitz nach oben. In den schönen Zügen leuchtete es auf wie eine Offenbarung. „Glaubst Du nicht, Heinrich," sagte sie leise, „daß ein Engel mich zu dieser Stunde hierhergeführt hat?"

„Schwärmerin!"

„Du lieber, düsterer Mann hast den Blick zu Boden gesenkt, Du siehst nur den einzigen Weg, den Du gewählt hast. Gebunden sind Deine Gedanken, starr ist Dein Sinn. Willst Du Dir die schweren Lider von mir heben lassen? Darf ich Dir einen anderen Weg zeigen? Soll ich versuchen, Dir Sinn und Gedanken zu lösen?"

„Versuch' es immerhin, ich wehre Dir nicht. Wohl konnte ich denken, daß mir dieser Versuch nicht erspart werden würde."

„Nur der Stolz sucht den Tod, die Demuth wählt das Leben."

„Ein bitteres Wort, Mädchen!"

„Der Stolz," fuhr Henriette unbeirrt fort, „flieht vor dem Schreckbild der Schmach in die Vernichtung des eignen Selbst; die Demuth nimmt das Kreuz der Schande auf sich und trägt es geduldig, bis es mit dem erlöschenden Leben in eine Glorie schwindet. Vor den Menschen hast Du gesündigt, nicht vor dem höheren Richter, der unsere Thaten mit richtigem Gewichte wägt. Harre aus, bis Er Dich zur Rechenschaft vor sich fordert!"

„Es ist wahr," sagte Mühsal tonlos. „Stolz, nichts als Stolz!"

„Hat die Erde nicht stille Thäler genug, worin wir verschwinden können?" — Henriette erhob sich. „Laß uns fliehen, ehe der Morgen graut! Laß uns ausscheiden aus dem Getümmel, das uns ärgert und in seliger Verschollenheit unsere Tage abspinnen!"

Sie stand mit leuchtenden Augen vor Mühsal. Er betrachtete sie lange, dann schüttelte er wehmüthig das Haupt und sagte: „Verführerisch schön ist dieser Plan; süßer wie Sirenensang ist diese Lockung! Wenn nur die Erinnerung nicht wäre, wenn nur das Gewissen schweigen wollte oder sich eine neue Melodie einlernen lassen! — Siehst Du, Jettchen," fuhr er nach einer Pause fort, „mit Deiner Rede vom Stolz hast Du mich soeben schwer getroffen. Ja, ja, Du

Digitized by Google

hattest Recht: gebunden waren meine Gedanken. Sorgsam glaubte ich alle Pflichten gegeneinander abgewogen zu haben und hatte doch die höchste vergessen: die Pflicht, zu leben. Sei es denn. Hans Mühsal, der Neugeborene von gestern, der Bauer von Nirgendher, nimmt sein Kreuz auf sich und wandert. Aber allein muß er wandern, hörst Du, Henriette? Denn er mag sich nennen wie er will und weilen wo er will, er ist und bleibt doch eine ehrlose Creatur und es schickt sich nicht für ihn, Bande zu knüpfen wie Andere, die alle Qualitäten eines Menschen haben."

„Du allein wandern, armer Hans Mühsal?" versetzte Henriette. „Was würde wohl aus Dir werden? Der armseligste Mensch, der auf den Bettel des Erwerbs ausgeht, ist doch mit Flügeln der Hoffnung ausgerüstet. Was hättest Du wohl, um Dich über Kummer und Elend hinwegzutragen?"

„Das Gefühl der Pflicht," antwortete Mühsal ernst.

„Harter, unbeugsamer Mann!" sagte Henriette. „Willst Du denn nichts von der Gnade wissen? Ist nicht alles Gute, was wir genießen, ein Geschenk von oben, und der eine Empfänger so unwürdig wie der andere? Was bin ich anders, mit Allem was ich habe, als ein solches Geschenk der Gnade an Dich?"

„Diese Wendung ist Deiner würdig, Mädchen," erwiderte Mühsal. „Aber ich würde mich verachten müssen, wenn ich dieses Geschenk annähme. Ich Dich zum Weibe nehmen? Ich die Hände ausstrecken nach dem Köstlichsten, was mir die Erde bieten kann? Als ob ich nur den Namen gewechselt hätte, wie eine Figur in der Komödie! Als ob die ungeheure Schuld, die ich trage, nur ein Federchen wäre, das ein Hauch, ein Gedanke nur in die Lüfte bläst: Nimmermehr!"

„Du verschmähst mich, Du drängst mich von Dir. Ich verstehe Dich. Selbst die Seligkeit wäre mit dem Preise der Selbstachtung zu theuer bezahlt. Doch, mein Lieber, wenn Du Deine Schritte mit Deiner Pflicht deckst, so darf ich mich wohl unter den Schutz der meinigen stellen. Ich darf Dich nicht verlassen. Das wäre eine niedrige, kleinmüthige, unechte Liebe, die nur Alles begehrt oder nichts."

„Was sinnst Du, Henriette? Mit welch' neuer Verführung willst Du den armen Hans Mühsal bethören?"

„Aus ungewöhnlichen Verhältnissen kann sich nur Ungewöhnliches entwickeln," antwortete Henriette und blickte mit dem Ausdrucke unbeugsamen Willens dem Gefährten voll in's Antlitz. „Dein Weib soll ich nicht, kann ich nicht werden. Aber keine Satzung, die vor Gott Bestand hat, verbietet mir, Dein Schicksal zu theilen. Vergessen sei fortan die Gestalt, die ich trage, vergessen von mir, von Dir! Ich bin nur Geist wie Du. Ich bin Dein Kamerad, Dein Freund. Und Freunde, Heinrich, theilen Alles miteinander; hörst Du, Heinrich, Alles! Wenn dem einen dasjenige gebricht, was der Andere in Fülle besitzt, so nimmt er davon, wie von seinem Eigenthum. Eine Freundschaft, so hoch wie sie uns Beiden gemäß ist, kennt nicht die kleinliche Schranke von Mein und Dein, woran untergeordnete Naturen ängstlich verharren."

So seltsam kühn war dieser Entschluß des hochherzigen Mädchens, daß Mühsal ihn zuerst gar nicht zu fassen vermochte. Und als er ihn endlich in

Digitized by Google

seiner ganzen Tragweite begriff, da war es wieder der alte Stolz, der sich dagegen auflehnte, daß er einem Weibe Alles zu danken haben sollte, einem Weibe, das, o Wunder! nichts dafür begehrte, als reine, geschlechtlose Freundschaft! Es folgte noch ein langes, hartes Ringen zwischen ihm und ihr; aber wer den Sieg erstreiten würde, konnte nicht zweifelhaft sein.

Draußen im Vorzimmer hatte der alte Diener einen Imbiß bereit gestellt, und wartete auf die Klingel, die ihn rufen würde. Aber kein Zeichen kam, daß man seiner Dienste bedurfte. Unaufhörlich schwirrte durch die geschlossene Thüre das Summen von Rede und Gegenrede an des Alten Ohr, wie zwei Melodien, welche die Vereinigung nicht finden konnten. Die Nacht rückte vor; ruhig war's auf den Straßen geworden; die Schwingungen des Enthusiasmus hatten in den Herzen der Menge ausgezittert. Schläfrig wurde Albert und wieder wach, und noch immer begehrte seiner niemand.

Endlich, als es schon anfing zu dämmern, trat das Paar Hand in Hand heraus. Befremdet ruhte der Blick des Dieners auf der Verkleidung des Herrn, wie fragend suchte er das Auge Henriette's. Da sah er auf der rechten Schläfe des Fräuleins inmitten des reichen dunkeln Haars eine fingerbreite Strähne in silbernem Grau schimmern. Henriette bemerkte das Staunen des Alten, sie trat zum Spiegel und erblickte die Wunde, die der Kampf dieser Nacht ihrer Jugend geschlagen hatte. Lächelnd wies sie darauf hin. „Siehst Du, mein Freund," sagte sie zu Mühsal, „wie auch ich schon anfange, ein neuer Mensch zu werden?"

Mühsal wollte die weiße Stelle küssen, aber Henriette wehrte ihm. „Du vergißt, wer ich bin," sagte sie bedeutungsvoll.

„Ich werde es nie wieder vergessen," erwiderte Mühsal.

Nun galt es, den gefaßten Entschluß in die That umzusetzen. Unaufhörlich reisten die Boten vom nahen Heere ab und zu; Verwundete wurden eingeliefert, einige Officiere kamen zu flüchtigem Besuch. Wahrscheinlich war in diesem Augenblicke schon die Nachricht von Mühsal's Tod in der Stadt vom Hauptquartiere aus geflissentlich verbreitet. Es war die höchste Zeit, daß er sich entfernte. Albert erfuhr einen Theil des Geheimnisses; er wurde angewiesen zu bleiben, bis über den Nachlaß des Herrn in aller Form verfügt worden war. Inzwischen würde auch Henriette ihre Angelegenheiten geordnet haben, und der alte Diener sollte sie dann zu Mühsal begleiten, dessen Geschäft es sein mußte, ein passendes Asyl für sich und den erwarteten Freund und Lebensgefährten zu ermitteln.

Ein kurzer Abschied und Hans Mühsal ging, und verließ Berlin für immer. Er wandte seine Schritte nach Osten. Als die Sonne vor ihm aufging und die aufschwebenden Wolken in rothem Lichte erstrahlten, ward ihm wundersam zu Muth. Es war dasselbe Schauspiel, das er während seines Soldatenlebens so häufig gesehen. Heute aber traf es ihn als einen Anderen. Fast alle Fäden, die ihn mit den weltlichen Angelegenheiten verknüpft hatten, waren zerrissen. Er konnte sich mit einem Knaben vergleichen, aus dem am ersten Tage der Ferien die ganze graue Welt entweicht, welche die Schule in ihn hineingebaut hat, und der sich nun mit frischen Sinnen den Lockungen der Natur ergibt. Er war wie ein Reisender, der plötzlich in einem anderen Erd-

Digitized by Google

theil aufwacht, und dessen Interesse langsam von tausend neuen Dingen gefangen genommen wird, so daß er schließlich an der Wahrheit seiner Erinnerungen zweifelt. Noch nie, so kam es Mühsal vor, hatte ihn ein Sonnenaufgang so nahe angegangen als heute; noch nie hatte der Morgenwind in den Baumkronen so melodisch gerauscht; noch nie hatte er den Flug der Vögel in der Freiheit der eigenen Bewegung so sympathisch nachempfunden. Welch ein holdes Wunder war es, daß er lebte! Wie quoll ihm himmlischer Friede in das ermattete Herz! Und er glaubte fortan an die Macht der Gnade, die sich auch an dem Unwürdigen erweist.

Nicht als ob die alten bösen Gespenster ihn ganz in Ruhe gelassen hätten. Sie kamen jetzt und kamen später, und lieferten dem neuen Menschen Mühsal manche heiße Schlacht. Aber immer schemenhafter wurden sie, immer kraftloser taumelten sie heran. Und endlich hingen sie sich nur noch an die zerfetzten Ränder grauer Wolken, die im Herbst am Himmel vorüberjagten.

Längst hatte ihn Henriette, von dem alten Diener begleitet, gefunden. Sie war ihm, was sie zu sein versprochen hatte: ein treuer Kamerad. Während er, immer mehr sich in seine eigne Welt zurückziehend, nur mit flüchtigem Fuße die Sphäre berührte, worin andere Menschen hausen, war sie Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Als Gesellschafterin, als Haushälterin, als Pflegerin des scheuen Mannes stellte sie sich vor. Der üblen Nachrede entging sie nicht. Ist es dem gewöhnlichen Volke doch unmöglich, sich ein Verhältniß zwischen zwei einander nicht nahe verwandten Personen verschiedenen Geschlechts vorzustellen, das nicht von der Sinnlichkeit befleckt wäre, die sich in seinem eigenen Leben so breit macht. Wer aber Henriette jemals näher kennen gelernt hat, wird ihr nichts Unedles zugetraut, vielmehr sie des Edelsten fähig gehalten haben.

IV.

Als mein Oheim mit seinen Mittheilungen bis zu diesem Punkte gekommen war, seufzte er tief auf. Jetzt, wo die Geschichte sich der Gegenwart näherte, wo er sich selbst als handelnde Person auftreten lassen mußte, wurde es ihm augenscheinlich schwer, den Faden wieder aufzunehmen. Er ging im Zimmer auf und nieder, klagte über Trockenheit in der Kehle und schien allen Ernstes mit sich zu Rathe zu gehen, wie er sich der Fortsetzung seiner Erzählung entziehen könne. Ich war indeß durchaus nicht gewillt, ihn entschlüpfen zu lassen, da ich noch immer über den heutigen Vorgang im Schlößchen keine Aufklärung erhalten hatte. Deshalb nahm ich mir die Freiheit, nach einer frischen Flasche Wein zu klingeln, füllte die Gläser, und hätte um's Haar dem Oheim vorgeschlagen, mit mir auf die Gesundheit Henriettens anzustoßen; doch warnte mich rechtzeitig ein Blick auf des Oheims tieftrauriges Gesicht. Wir tranken schweigend, und ich bat dann bescheiden den alten Herrn, seine Geschichte bis zum heutigen Tage fortzuführen.

Mit einem Seufzer setzte er sich und fuhr fort:

„Nach dem Frieden nahmen Mühsal und Henriette, die bis dahin ihren Aufenthaltsort mehrfach gewechselt hatten, ihren Wohnsitz im Süden. In der

Digitized by Google

größeren Stadt indessen, worin sie sich niedergelassen, wurde mit der Zeit die Neugier der Menschen dermaßen zudringlich, ihre Lästersucht zeigte sich in solch beleidigender Weise, daß sie ihren Frieden anderswo suchen mußten.

Nun war, wie ich hernach erst hörte, ein früherer Studiengenosse, nachheriger Waffengefährte von mir ein Verwandter Henriettens. Dem schwächlichen jungen Manne hatte ich, der ich derzeit die Kraft von anderthalb Normalmenschen besaß, den schärfsten Druck mancher Strapazen im Felde abnehmen können. Er hatte ein gutes, dankbares Herz, und mag wohl nicht unterlassen haben, den Seinigen ein kräftiges Loblied auf mich wiederholt vorzusingen. Kurz, als Henriette durch einen Zufall hörte, ich bekleide hier die Stelle eines Amtmannes, war es sofort bei ihr entschieden, daß der reckenhafte Freund ihres Verwandten derjenige vertrauenswerthe Schutzgott sei, den sie gerade suchte. Und zu mir kam sie und warf mir ihre Angelegenheiten auf die Schultern, als ob die Bevormundung von Schwachen und Weibern mein natürlicher Beruf sei. Ihren Familiennamen erfuhr ich damals aus ihrem Munde. Aber ihren menschenscheuen Herrn, den Mann mit dem wunderlichen Namen Hans Mühsal, mußte ich unbesehen, auf ihr bloßes Wort hin, in die Gemeinde aufnehmen. Und das that ich, ich, die verantwortliche Magistratsperson, weil mir großem, gutmüthigen Michel das fremde Frauenzimmer so gewaltig imponirte! Was keine Obrigkeit eigentlich unterlassen darf, nämlich neugierig zu sein, unterließ ich, weil mir vor einem Paar wundersamer Augen der Gedanke an meine Amtswürde gänzlich abhanden kam!

Noch mehr. Als sie plötzlich zu mir hereinflog und mich kurzer Hand zu ihrem Beschützer machte, stand das Schlößchen gerade zum Verkauf. Eine passendere Wohnung für das seltsame Paar wäre weit und breit nicht zu finden gewesen. Nur befand sich das Haus inwendig und auswendig in einem traurigen Zustande des Verfalls. Umfangreiche Ausbesserungen waren erforderlich. Wer sollte sie leiten? Wer sollte die hunderterlei Kleinigkeiten erledigen, die nicht vorherzusehen sind, die sich aber während eines Umbaues unfehlbar aufdrängen? Henriette konnte nicht daran denken, zur Stelle zu sein. Aus der Ferne läßt sich dergleichen nicht abmachen. Es war meine Pflicht, diese Schwierigkeiten der Fremden vorzustellen; sie indessen ließ sich dieselben wenig anfechten. Nach kurzem Besinnen vollzog sie den Kauf, und was das Weitere betreffe, so rechnete sie ganz und gar auf meine Güte! Schlichtweg und ohne Federlesen auf meine Güte! Und ich dummer Patron hatte so wenig Respect vor meiner mir wohlbekannten Neigung zur Bequemlichkeit, daß ich mich diesem Ansinnen Hals über Kopf fügte. Ich glaube sogar, ich fühlte mich ordentlich geschmeichelt, daß dies unbekannte Frauenzimmer mir eine Arbeit aufbürdete, die von allen Arbeiten die meiste Gelegenheit zum Aerger mit sich führt. Gewiß ist wenigstens, daß mir meine viermonatliche Thätigkeit unter fliegenden Kalkstücken und zwischen stäubenden Schutthaufen ein ganz seltsames Vergnügen gewährte.

Natürlicher Weise versprach ich mir viel von dem Verkehr mit Henriette und dem zurückgezogen lebenden Herrn Mühsal, der sich doch ohne Zweifel für mich zugänglich erweisen würde. Es war eine eitle Hoffnung gewesen. Das

Digitized by Google

Schlößchen wollte keine Gäste sehen; die geheimnißvollen Zirkel des kranken Herrn durften nicht gestört werden. Lind und schonend stellte Henriette auch mich unter dies Gesetz. Ich murrte nicht einmal. So unterwirft sich der fromme Schwärmer den unbegreiflichen Geboten seines Gottes am bereitwilligsten.

Häufig erschien Henriette in meiner Amtsstube. Die Verwaltung ihrer Angelegenheiten fiel allmälig ganz in meine Hände. Von denjenigen des Herrn Mühsal war nie die Rede. Alles ging auf ihren Namen; Jener hätte ebensowohl auf dem Monde wohnen können als in unserer Feldmark. Ich wäre dahin gekommen, das Dasein dieses Herrn Mühsal für einen Mythos zu halten, wenn mir nicht Arbeiter gelegentlich seine wirkliche Existenz bezeugt hätten.

Jahre vergingen. Hin und wieder empfing ich von Henriette ein sonniges Lächeln, einen flüchtigen Händedruck. An diesem Lohn mußte ich mir genügen lassen. Es war in der That weit mehr als ich erwartete, denn ich hätte in meinem Leben die Sorge und Mühe für Henriette nicht mehr entbehren mögen. Sie gehörten schon zu den Erfordernissen meines Wohlbefindens, und ich konnte mir recht wohl vorstellen, daß die Pflege eines theuern siechen Angehörigen zu einer der süßesten Gewohnheiten des Lebens werden kann.

Doch wirst Du, Benno, im Stillen schon längst die Bemerkung gemacht haben, daß in Deinem alten Ohm Moritz ein ganz anderes Gefühl heimlich arbeitete als dasjenige der puren Menschenfreundlichkeit. Ja, ja, es war nicht anders: ich nüchterner, prosaischer alter Knabe war verliebt. In meiner Jugend, als alle Welt schwärmte, als Ueberschwänglichkeiten jeder Art Mode waren, hatte ich mir durch mein kühles, verständiges Wesen manche gutmüthige Spottrede zugezogen. Jetzt, in meinen reiferen Jahren, wurde ich, was damals die Spötter waren, ein Phantast, ein Träumer. Ich schien mir so jung geworden wie ich noch nie gewesen war. Die braunen, unergründlich tiefen Augen Henriettens, die weiße Stirnlocke in dem noch immer üppigen dunklen Haar hatten es mir angethan. Doch nein, daß ich nicht lüge! Das Aeußerliche war mir nur Merkzeichen, woran sich nothgedrungen die Sinne halten. Das Ganze, eigentlich Wirksame der Persönlichkeit ist gar nicht vorstellbar. Der Zauber, mit dem Henriette auf mich wirkte, lag tief in ihrem Wesen, wie ja alle Liebenswürdigkeit aus dem unsichtbaren Ebenmaß des Charakters herrührt, wovon in der bewegten Erscheinung nur einzelne Theilchen durchschimmern.

Du erinnerst Dich, Benno, daß Du durch einen Zufall in das Schlößchen Zugang fandest. Selbst Mühsal empfing Dich freundlich. Mühelos hattest Du erreicht, was mir versagt geblieben war. Ich beneidete Dich, Junge; ich kopfloser alter Mann heftete mich an Dich, ich machte Dir die Cour, mir einredend, daß ich durch Deine Vermittelung frei hineinwandeln werde in das Reich, worin Henriette Königin war. Du erwiesest Dich spröde; stolz auf Dein unverdientes Vorrecht, bemühtest Du Dich, dem allmächtigen Oheim Deine Wichtigkeit fühlen zu lassen.

Wie ich mir endlich selbst half, weißt Du. Die Constellation der Sterne war im Laufe der Zeit günstiger geworden. Unmerklich für Henriettens

Digitized by Google

Augen hatten sich die Brücken der Festung gesenkt, die Mauern waren zerbröckelt, die Gräben wasserfrei geworden. Nun schien es ihr unbegreiflich, daß sie mich so lange ferngehalten hatte, nun machte sie mir fast einen Vorwurf daraus, daß ich nicht früher schon, wie jetzt, die allzuängstlich gezogene Schranke durchbrochen habe. Aber es war doch nicht anders gekommen als es kommen mußte. Die köstlichsten Früchte wachsen langsam. Man soll nicht versuchen, einen Augenblick aus dem Zeitenrade hervorzuzerren, der nach einigen Umdrehungen frei herausflattern wird.

Ich lernte Mühsal kennen. Langsam, sehr langsam traten wir uns näher. Doch jedes Schrittchen förderte und keiner brauchte zurück gethan zu werden. Indem ich allmälig in den inneren Lebenskreis der Bewohner des Schlößchens eindrang, ward ich zu meiner Ueberraschung gewahr, daß bei denselben sich die Ideen vom Anfange des Jahrhunderts in seltener Frische erhalten hatten. Ausgelöscht schienen die letzten dreißig Jahre, als ob durch sie nichts verändert, nichts gefördert worden sei. Es war, als ob die classische Periode unserer Philosophie, unserer Literatur sich hinter die Mauern des Schlößchens geflüchtet habe, um dort, vor aller Welt verborgen, weiter zu leben. Es war, als ob sie noch wirkend, schaffend in der Zeit gegenwärtig seien, jene großen Geister, deren Werke einem politisch enttäuschten Volke in der Erschlaffung nach ungeheuren Kriegen fast Werth und Bedeutung verloren hatten. Eigenthümlich muthete es mich an, Gedanken Kant's, Schiller'schen Redewendungen zu begegnen. Das klang Alles so bekannt, so vertraut! In die längst vergessene Heimath fühlte ich mich zurückversetzt. Die Wipfel der ehrwürdigen Bäume hörte ich wieder rauschen, zu denen ich als Knabe mit schwellendem Herzen emporgeschaut; ich sah dieselben Bergspitzen vor mir, hinter denen mein junger Sinn ahnungsvoll die Gottheit gesucht hatte. O Benno, es ist nicht alles Wahn, was früher die Gemüther der Menschen bewegt hat! Wer da in vergangenen Zeiten mit vorurtheilslosem Geiste sucht, der wird inmitten traurig dürrer Strecken manche köstliche Oase finden, worin sich's mit Lust leben ließ. Und nicht immer wird er sich mit Befriedigung zu derjenigen Zeit zurückwenden, worin sein eigenes Loos geworfen ist.

Ich mußte Mühsal immer höher schätzen, je genauer ich ihn kennen lernte. Es schien mir, als ob der Schatten von Melancholie, der auf Allem lag, was er äußerte, ja sogar auf dem Klange seiner Stimme, allmälig heller und heller wurde. Aber ganz verschwand er nicht. Wie ein herrliches Orgelwerk kam er mir vor, von dem nur die sanfteren Register erklingen. Mit gedämpftem Schall erbrausten zuweilen die tiefen mächtigen Bässe, und grollten wie eine gebundene Kraft.

Unergründlich blieb mir Henriettens Verhältniß zu ihrem Herrn. Denn ihren Herrn nannte sie ihn nach wie vor. Beständig suchte sie sich ihm unterzuordnen. Mühsal litt es, oft mit wehmüthigem Lächeln. Er wiederum behandelte sie wie eine hochgeschätzte Freundin. Sein Betragen gegen sie zeigte Ton und Geberde einer ritterlichen Courtoisie. Zuweilen schien es mir, als bestehe eine geheime, enge Verbindung zwischen beiden Personen, und der Geist

Digitized by Google

warnte mich, meine Neigung offenbar werden zu lassen. Dann aber spiegelte mir meine allzu gefällige Phantasie wieder vor, es sei nichts. Warum Henriette nicht mein Weib werden solle? meinte diese übelberathene Phantasie. Wir drei Menschen könnten trotzdem zusammenleben wie bisher; die Harmonie unseres Dreiklangs werde nicht gestört werden.

Und eines Tages ging ich blinder Mensch hin und stammelte meine Wünsche Henriette vor.

Verwandte Elemente können lange Zeit ruhig nebeneinander lagern. Ihr Streben scheint auf immer in der Form gesättigt, die sie angenommen haben. Auf einmal wird in dem einen Elemente durch langsames Wirken allgegenwärtiger Kräfte ein neues Begehren entbunden, und nun geräth die vortrefflich geeinigte Masse in die unruhigste Bewegung. Schlummernde Affinitäten wachen auf und ziehen die aufgestörten Theilchen hin und her. Zwar sucht sofort das zerrissene Ganze nach einem anderen inneren Gleichgewicht und langsam bildet sich aus dem Wirbel der Atome wiederum eine gefestete Form, aber selten nur zeigt sich der neue Krystall um das alte Achsenkreuz geordnet!

Als Antwort auf meine Werbung erzählte mir Henriette die Geschichte von Großbeeren.

Was hatte ich Unseliger gethan? Im Dunkel war ich glücklich gewesen. Nun zeigte mir ein grell hereinbrechendes Licht die tiefen Wunden an den geliebten Gestalten, und wies mir erbarmungslos das Chaos im eigenen Herzen. Erkenntniß bringt Schmerz. Wohl dem Menschen, der sich an den ahnungsvollen Schauern genügen läßt, die ihn an der Schwelle des Geheimnisses ergreifen!

Kurze Zeit, nachdem ich ein Wissender geworden, warst Du zum Besuch hier, Benno. Wie im Bann einer fremden Gewalt ging ich damals einher. Die Trümmer einer gewaltsam zerschlagenen Leidenschaft hingen mir noch wie Bleistücke an den Gliedern. Alter Gewohnheit mechanisch gehorchend, wanderte ich allabendlich zum Schlößchen hinaus. Ach, der Recke von ehedem machte eine gar klägliche Figur! Der heldenhafte Beschützer aller Schwachen bedurfte selbst nur zu sehr der fremden Hilfe!

Mit sanftem Mitleid kamen mir die beiden lieben Menschen entgegen. Sie streckten mir die Hände zu, um mein besseres Theil zu sich empor zu heben. Irdische Schwere hielt mich lange auf dem tieferen Wege. Ich suchte die Kraft, um wie eine Feder das Kreuz zu tragen, das nun auch mir auf die Schultern geschmiedet war, und konnte sie nicht finden. Nicht alle sind wir zu Märtyrern geboren. Der Eine beugt sich im Gefühle seiner unverlierbaren inneren Freiheit mit trotzigem Gleichmuth unter das Joch der Entsagung; der Andere muß sich erst austasen bis zur Erschöpfung, ehe er sich in das Unvermeidliche schickt.

Ich war von diesen Anderen einer. Doch auch für mich kam der Tag, der mir den erlösenden Entschluß in die gebändigte Seele legte. Zu Mühsal ging ich, wie ein zerknirschtes Beichtkind zum geweihten Priester. Er, der Meister, konnte den Schüler aufrichten. Und ich ging nicht vergebens; als Bruder nahm er mich an sein großes Herz.

Digitized by Google

Die gefestete Form war gefunden. Zu einem neuen Bunde hatten sich die verwandten Elemente zusammen geschlossen.

Ach, Benno, welch eine köstliche Zeit begann nun für mich, für Mühsal, für Henriette! Es ist erstaunlich, was geläuterte Menschen einander sein können! wie sie sich gegenseitig halten und tragen, anfeuern und heben. Eine reine Höhe zieht sie an, und ein Gott nimmt ihnen die Binde verwirrenden Schwindels von der Stirn. Unten wechselt der Erde Kleid mit den Jahreszeiten, Wolken von Kummer ziehen darüber hin, Getöse des Streits erschüttert die Luft. Es ist Alles nur ein schattenhaftes Gaukelspiel, alle Veränderung ein bethörender Sinnentrug. Eine höhere Form liegt unwandelbar unter allen Erscheinungen. Die Wissenschaft sucht sie auf den verschiedensten Wegen, doch je näher sie ihr kommt, desto mehr verschlingen sich die Pfade. Und schaudernd muß auch sie endlich an den Grenzen des Geisterreichs inne halten und den Blick abwenden von der erschrecklichen Tiefe von Zeit und Ewigkeit, worin das Bewußtsein ewig verborgen ruht. Der Genius aber der Religion und Poesie gewährt auf Augenblicke, was alle Weisheit nun und nimmer vermag. Er zeigt dem Reinen die Gestalt Gottes, in weichen Umrissen und Schleierhüllen hervorschimmernd. Und wer sie einmal gesehen hat, in dem wird es Friede für alle Zeit.

So erschien an dem Himmel meines Lebens das verklärende Abendroth. Aber diese schöne Spur der wandernden Sonne, wechselnden Wolken aufgedrückt, ist flüchtig wie ein Erdentraum.

Vor Kurzem erkrankte Henriette. Bald war kein Zweifel mehr: ihre Tage waren gezählt. Und nun, im Angesichte des Todes, enthüllte sie den Wunsch, mit Mühsal durch das Band der Ehe vereinigt zu werden. Sie nannte diesen Wunsch eine Grille; sie wisse recht wohl, sagte sie, daß ihr Verhältniß zu dem geliebten Manne eine höhere Weihe in sich getragen habe, als irgend eine äußere Form ihm habe geben können. Mühsal möge der Kranken, der Sterbenden zu gute halten, worauf die Gesunde, rüstig weiter Lebende nie gekommen sein würde. Ob er nicht wisse, fragte sie lächelnd, daß auch die beste Frau nicht ohne Symbol durch das Leben kommen könne? Nun breche schließlich auch bei ihr diese Frauennatur durch, und sie sehne sich danach, ein goldenes Reiflein an ihrem Finger zu erblicken.

So scherzte die Kranke und versuchte, mit leichten Worten die Freunde zu täuschen. Mich freilich betrog sie nicht. Ich errieth, daß diese Verbindung vor dem Gesetz der letzte Dienst war, den sie dem einsam zurückbleibenden Mann erweisen konnte, die schicklichste Form, um den armen Mühsal in den Besitz ihres Vermögens zu setzen. Dieser aber war zu sehr erschüttert, um den Motiven nachzuspüren, welche dem überraschenden Verlangen der scheidenden Freundin zu Grunde lagen. Stille fügte er sich. Und vorhin, als Du, Benno, unvermuthet im Hofe des Schlößchens erschienst, hatte eben Dein Vater am Bette der Sterbenden die Trauung vollzogen. Jetzt ist Henriette auch vor der Welt das Weib Mühsal's, was sie im höchsten Sinne des Wortes schon gewesen ist seit jenem Abende in Berlin, an welchem sie ihn aus den Schatten des Todes in die linde Dämmerung eines resignirten Lebens rettete.

Digitized by Google

Was wird aus uns werden, wenn die Heilige dahin ist? Von wannen soll uns Trost in unsere Trübsal kommen?“

Mein Oheim schwieg und starrte lange vor sich hin. Dann erhob er sich langsam, drückte mir die Hand und entfernte sich. Ich sah ihn auf die Straße treten und den Weg zum Schlößchen einschlagen. —

In derselben Nacht noch starb Henriette. Der Garten des Schlößchens nahm ihre Hülle auf. Ueber ihrem Grabe erhob sich bald eine einfache Kapelle. Wenn ich in späteren Jahren das Schlößchen wieder besuchte, das von den beiden alten Herren gemeinsam bewohnt wurde, so galt mein erster Gang der Ruhestätte der Verklärten.

Das Abendroth, von dem mein Oheim gesprochen hatte, war nicht verschwunden. Nur blasser, geisterhafter war es geworden, nur zog es die erdemüden Freunde mit sanfter Gewalt dahin, wo hinter dem dunkeln Rande des Horizonts in ewiger Pracht die Sonne schwebt.

Digitized by Google

Deutsche Colonisation.

I.

Sechsundzwanzig Jahre sind vergangen, seit Roscher die Uebereinstimmung der verschiedensten Parteien behauptete, daß in Deutschland der Staat nicht länger umhin könne, die Colonisationsfrage in die Hand zu nehmen[1]). In dieser Zeit aber ist nichts in dieser Frage geschehen. Nach wie vor glänzen unter den Entdeckern und Forschungsreisenden Deutsche in erster Reihe, deutsche Seeleute gehören zu den vorzüglichsten aller Völker, unsere Kriegsflotte ist jetzt in allen Welttheilen gekannt und geachtet, unsere Dampferlinien schlagen ohne Regierungsunterstützung die Frankreichs und Englands, an Ansiedlungstalent stehen wir den Engländern und Amerikanern gleich und übertreffen alle anderen Nationen, unsere Landsleute bevölkern ganze Grafschaften der Vereinigten Staaten und bringen in Polen immer mehr Grundbesitz in ihre Hand, unsere Kaufleute stehen in überseeischen Gebieten keinen anderen nach, sie sind in China und Mexico so zahlreich wie in New-York, London, Paris oder Amsterdam. Und doch sehen wir nicht nur mit Seelenruhe andere Nationen ihr Colonialreich fortwährend ausdehnen, oder sich doch wenigstens wirthschaftlich immer neue Gebiete angliedern, sondern bis vor Kurzem ging auch die landläufige Meinung dahin, Colonien seien ein überwundener Standpunkt, England fühle die seinigen lediglich als Last und ihr Verlust sei nur eine Frage der Zeit, Deutschland solle sich hüten, in dieser Beziehung Experimente zu machen, die ebenso kostspielig wie nutzlos sein würden. Erst in neuerer Zeit haben sich andere Stimmen geltend gemacht, welche auf den großen Nutzen hinwiesen, den andere Staaten nicht bloß früher aus ihren Colonien zogen, sondern noch heute ziehen, während unsere Auswanderer, wie Roscher schon 1856 betonte, dem Vaterland mit Allem, was sie haben und sind, regelmäßig verloren gehen[2]); so namentlich Fabri[3]), Hübbe-

[1]) W. Roscher. Colonien, Colonialpolitik und Auswanderung. 2. Aufl. 1856. S. 58.
[2]) Daselbst. S. 357.
[3]) Bedarf Deutschland der Colonien? 1879.

Digitized by Google

Schleiden [1]), E. v. Weber [2]), Jannasch [3]), Frey [4]), Liesenberg [5]), Berghaus [6]). Dagegen sind freilich Anhänger der früheren Schule aufgetreten, welche die befürwortete Colonialpolitik auf's Neue entschieden bekämpft haben, so R. Schleiden [7]), F. Kapp [8]), Philipson [9]), wesentlich auch Löhnis [10]). Versuchen wir denn einmal unbefangen die Summe der Frage in ihrem jetzigen Stande zu ziehen.

„Colonien sind nur der Ausdruck und Wiederhall heimischen Unternehmungsgeistes und Fleißes; nur ein bürgerlich blühendes und gesundes, nur ein emporstrebendes Volk kann lebensfähige Töchterstaaten gründen." Diese Worte Kapp's in seiner „Geschichte der deutschen Einwanderung in Amerika" (S. 31) dürfen wir wohl als unbestritten an die Spitze unserer Untersuchung stellen, denn was immer der specielle Anlaß war, der zur Colonisirung trieb, abenteuernde Unternehmungslust, Eroberungsdrang, politischer oder religiöser Druck, Ueberhäufung von Arbeits- und Capitalkraft, immer handelt es sich um einen gewissen Ueberschuß verfügbarer Volkskraft des Mutterlandes, der sich von demselben ablöst, um auswärts fruchtbringender verwendet zu werden, als dies zu Hause möglich erscheint. Zur Zeit seiner mittelalterlichen Blüthe colonisirte Deutschland seine Ostmarken, nach dem 30jährigen Kriege sah es erschöpft zu, wie andere Völker die neue Welt unter sich theilten. Die Colonisation ist also nur eine bestimmte Organisation der Auswanderung, sei es durch den Staat, sei es durch private Unternehmung; die Auswanderung Englands ist fast durchweg eine fortgesetzte Colonisation, die Irlands und Deutschlands ist ohne Organisation; aus diesen vaginis gentium ziehen alljährlich dichte Völkerschwärme in Gebiete anderer Nationen, um diese befruchtend zu vergrößern, aber in ihnen nach kurzer Zeit vollständig aufzugehen. In beiden Fällen steht die Auswanderung in engstem Verhältniß zu der Volksmenge, ihrer Vermehrung und den verfügbaren Unterhaltsmitteln; ohne eine klare Erkenntniß der Bevölkerungsgesetze ist also eine richtige Auffassung der Auswanderung ebenso unmöglich als zweckentsprechende Maßregeln der Socialpolitik überhaupt.

In früherer Zeit betrachtete man schlechthin jede Volksvermehrung als ein Glück, was begreiflich, wenn man bedenkt, wie gering die Bevölkerung der europäischen Staaten im 17. und 18. Jahrhundert war. Zu Ende des ersteren zählte England noch nicht 6 Mill. Einwohner, Deutschland vollends hatte im

---

[1]) Ethiopien, Studien über West-Afrika. 1879. Ueberseeische Politik. 1881. Deutsche Colonisation. 1881.

[2]) Die Erweiterung des deutschen Wirthschaftsgebietes. 1879.

[3]) Export. Organ des Centralvereins für Handelsgeographie.

[4]) Gebt uns Colonien. 1881.

[5]) Wohin auswandern? oder Neu-Deutschland über dem Meere. 1881.

[6]) Geschichte der Colonisirung und der Colonien. Augsb. Allg. Zeitung, 1879. Nr. 134 bis 141.

[7]) Augsb. Allg. Zeitung. 1878. Nr. 270.

[8]) Colonisation und Auswanderung. Referat auf dem 19. Congreß deutscher Volkswirthe.

[9]) Ueber Colonisation. 1880.

[10]) Die europäischen Colonien. Beiträge zur Kritik der deutschen Colonialprojecte. 1881. — Mit diesen Schriften ist selbstverständlich die Colonialliteratur nicht erschöpft; vor Roscher wären noch zu nennen: Wappäus, Alex. v. Bülow, Löffelholz u. A., nach Roscher Friedel, Maurer, Kersten.

Digitized by Google

30jährigen Kriege gegen zwei Drittheile seiner früheren Bevölkerung verloren. Preußen hatte sich kaum etwas erholt, als der siebenjährige Krieg eintrat, die Kriege der Revolution und des Kaiserreichs erforderten neue Hekatomben. Bei solchen Verwüstungen war allerdings die Vermehrung der Volkszahl die erste Bedingung des Wiederaufkommens, denn ohne neue Arme war keine Aussicht, die verwüsteten Landschaften wieder aufblühen zu sehen. Und so galt mit Recht damals der als der weiseste Fürst, der Arbeitskräfte am wirksamsten heranzuziehen wußte. Dagegen zeigte das Beispiel Englands und Frankreichs, daß Kriege, die nicht der Art die Bevölkerung decimiren, dieselbe nur dann wirklich schwächen, wenn ihre Verwüstungen zugleich die Unterhaltungsquellen dauernd schmälern, während sich der unmittelbare Menschenverlust bis zu einem gewissen Grade erstaunlich rasch ersetzt. Eben das schnelle Anwachsen der Bevölkerung Englands bei dem Eintritt in die industrielle Blüthezeit, gab Malthus zu seiner Lehre den Anstoß, welche die Umkehr zu einer der früheren Ansicht gerade entgegengesetzten bezeichnet. Der Optimismus der Manchesterschule mit seiner vermeintlichen Harmonie der Interessen hat dieselbe allerdings ebenso als überwundenen Standpunkt behandelt, wie die meisten Socialisten und der unter einseitig amerikanischen Anschauungen stehende Carey. Besonnene Volkswirthschaftslehrer wie Roscher haben diese Auffassung nie getheilt und man darf heute wohl den Satz als feststehend ansehen, zu dem Rümelin in einem trefflichen Aufsatze über diese Frage kommt; „die bekannten Sätze von Malthus sind ebenso anfechtbar in ihrer statistischen und psychologischen Begründung im Einzelnen, als unumstößlich und von einleuchtendster Wahrheit im Ganzen". So viel Einseitigkeit und Uebertreibung bei ihm unterläuft, so unanfechtbar ist der Kern seiner Lehre: die Vermehrung der organischen Wesen findet ihre Grenze an der Menge der vorhandenen Unterhaltsmittel, bleiben diese unverändert, so kann die erstere nur so erfolgen, daß der Antheil an letzteren für jeden Einzelnen kleiner wird und ohne besondere Störungen oder Ableitungen ist die menschliche Fortpflanzungskraft stärker, als die wirthschaftliche Productionskraft schon cultivirter Länder, welche also nicht wie die Vereinigten Staaten über einen vorläufig noch unerschöpflichen Ueberfluß an fruchtbarem und noch unbebautem Boden verfügen. Der Geschlechtstrieb und die Kinderliebe sind Beweggründe von solcher Allgemeinheit und Stärke, daß eine Vermehrung der Unterhaltsmittel regelmäßig eine Volksvermehrung nach sich zieht, aber eben wegen der Stärke dieser Motive nicht umgekehrt einer Verminderung der Mittel auch eine Abnahme des Zuwachses der Bevölkerung folgt. Die den Geschlechtstrieb beschränkenden Momente, die Scham einer ungezügelten Ausübung, die Controle der öffentlichen Meinung, die Befürchtung, die Kinder nicht entsprechend ernähren und erziehen zu können, sind verhältnißmäßig nur bei einer Minderheit wirksam, die Meisten geben diesem Triebe mit einem Leichtsinn nach, der um die Folgen sich wenig kümmert, oder zu verwerflichen Mitteln greift, um diese abzuwenden, wie beim französischen Zweikindersystem oder gewissen Neo-Malthusianern. Ist es nun auch keineswegs allgemein richtig, daß kleinere Familien die wohlhabenderen sind und die Folgen der Armuth sich am schärfsten bei kinderreichen Ehen zeigen, ist vielmehr zuzugeben, daß oft gerade die Zahl der Unterhalts-

Digitized by Google

bedürftigen die Energie der Ernährer steigert, und sind im einzelnen Falle meist Faulheit, Liederlichkeit, Leichtsinn die Ursachen der Armuth, so steht doch fest, daß ein rascher Zuwachs der Gesammtbevölkerung ohne entsprechende Zunahme der Unterhaltsmittel nothwendig eine relative Uebervölkerung hervorbringen muß. Wir betonen eine *relative*, denn von einer absoluten kann niemals die Rede sein, weil der Begriff der Uebervölkerung nur im Verhältniß zu den Unterhaltsmitteln liegt; so stieg die englische Volkszahl von 1815—49 um 47 pCt., gleichzeitig aber der Werth der Ausfuhr um 63 pCt., die Tonnenzahl der Handelsmarine um 55, das bewegliche Vermögen um 93, das unbewegliche um 78 pCt. England würde an sich auch dann noch nicht übervölkert sein, wenn es gar kein Korn erzeugte, vorausgesetzt daß ihm der Absatz seiner Industrieerzeugnisse sicher genug wäre, um seine Bevölkerung zu ernähren. Ist daher eine große Volksdichtigkeit, selbst wenn durch wirthschaftliche Krisen vorübergehende Noth entstehen sollte, noch keineswegs gleichbedeutend mit Uebervölkerung, so kann eine solche umgekehrt bei verhältnißmäßig dünner Bevölkerung bestehen, wenn die Unterhaltsmittel selbst für diese schmal zugemessen sind. Dies beweist schon die Thatsache, daß die Auswanderung aus Irland und den dünn bevölkerten Gegenden Nord- und Ostdeutschlands weit bedeutender ist, als die aus industriellen Bezirken mit großer Volksdichtigkeit; der Abzug ist stets am stärksten da, wo die Arbeit am wenigsten lohnt. Liegt aber eine relative Uebervölkerung wirklich vor, so kann ihr nur abgeholfen werden, indem entweder die Production gesteigert oder die Bevölkerung gemindert wird, sei es durch massenhafte Sterblichkeit, sei es durch Auswanderung. Fragt man nun, ob eine solche relative Uebervölkerung in Deutschland vorliegt, so wird man kaum umhin können, die Frage zu bejahen. Nach dem vom kaiserl. statistischen Amt herausgegebenen Jahrbuch für das Deutsche Reich ist die Bevölkerung desselben in seinem jetzigen Umfang trotz aller Auswanderung in folgenden Verhältnissen gewachsen:

		Durchschnittl. jährl. Zuwachs:
1816 . . .	24,831,396.	
1820 . . .	26,291,606.	1,43 pCt.
1825 . . .	28,111,269.	1,34 „
1830 . . .	29,518,125.	0,98 „
1835 . . .	30,935,648.	0,94 „
1840 . . .	32,785,150.	1,16 „
1845 . . .	34,396,055.	0,96 „
1850 . . .	35,395,496.	0,57 „
1855 . . .	36,111,644.	0,40 „
1860 . . .	37,745,187.	0,88 „
1865 . . .	39,653,544.	0,99 „
1870 . . .	40,816,249.	0,58 „
1875 . . .	42,727,372.	0,92 „

Am 1. December 1880 war die ortsanwesende Bevölkerung auf 45,194,172, also um 2,466,800 Seelen gestiegen. Diese Zunahme vertheilt sich freilich verschieden auf die einzelnen Staaten. In Preußen, nach dem Umfang vor 1866, hob sich die Volkszahl von 10,35 Mill. in 1816 auf 21,23 Mill. in 1875,

Digitized by Google

also 105,1 pCt., in Sachsen von 1,18 auf 2,76 Mill., 134,2 pCt., in Würtemberg nur von 1,41 auf 1,88 Mill., in Bayern von 3,71 auf 5,02 Mill., Sachsen zählt 148,5 Einwohner pr. □km., Mecklenburg 41,6. Die Thatsache dieses Anwachsens der Bevölkerung, die wir ähnlich in England und Schottland finden, beruht nun wesentlich auf Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle, die Einwanderung erscheint daneben als unerheblich. Dieser Ueberschuß betrug von 1872—78 trotz der damals besonders starken Auswanderung 3,794,000 Köpfe, im jährlichen Durchschnitt 542,000, in Frankreich nur jährlich 138,000, ja 1879 nur 96,000 Seelen. Hier kamen 1875/76 auf den □km 70 Köpfe, in Deutschland 79,2, also 13 pCt. mehr trotz verhältnißmäßig weit geringerer Ergibigkeit des Bodens und nicht so altbegründeter Industrie, während 1821 Frankreich mit 58 Köpfen Preußen um die Hälfte übertraf; in letzterem mußten 1855—65 etwa zwei Personen über 14 Jahren ein Kind unter diesem Alter unterhalten, in Frankreich nur drei. In Deutschland kamen auf die Jahre 1872—76 jährlich 390,777 Eheschließungen und auf die Ehe 4,70 Kinder, in Frankreich sank die Zahl der Ehen und der auf sie fallenden Kinder stetig, die Zahl der ersteren betrug 1864—68 durchschnittlich 300,803, 1874—78: 290,584, die Zahl der Kinder, die 1800—1805 noch 3,93 betrug, ist bis 1855—60 auf 3,03 gefallen, auf welchem Stand sie annähernd geblieben[1]). So begreift es sich, daß Frankreichs Bevölkerung trotz einer erheblichen Einwanderung (man rechnet, daß es jetzt 800,000 Fremde zählt) von 1815—66 ohne Annexionen nur von 30 auf 37 Mill. stieg. Französische Volkswirthe wie P. Leroy-Beaulieu beklagen dies „mouvement de décroissance nettement accusé"; „was soll," fragt derselbe, „in ein oder zwei Jahrhunderten aus den Franzosen werden, wenn die Deutschen, die Engländer u. A. fortfahren, sich so reißend wie jetzt zu vermehren?"[2]), aber andererseits ist es unleugbar, daß das so viel reichere Land so viel weniger Köpfe zu ernähren hat, folglich der Antheil eines Jeden um so größer sein kann. Der Ueberschuß an Geburten in Deutschland vertheilt sich nun wiederum ungleich auf die Gebiete, von 160 auf 10,000 Köpfe in Posen, 141 in Sachsen-Thüringen, 126 in Würtemberg-Baden, bis 95 im rechtsrheinischen Bayern. Philipson macht geltend, daß die Zunahme der Bevölkerung von 1,43 pCt. in 1820 auf 0,32 in 1875 gesunken ist, daß die Löhne sich trotz des gesunkenen Geldwerthes stetig erhöht haben, das Guthaben in den Sparcassen von 1,20 M. per Kopf in 1835 auf 40 M. in 1875 stieg. Man kann diese Daten vollständig zugeben, ohne die Folgerungen anzunehmen, die er daraus zieht. Abgesehen davon, daß die Zunahme, welche 1871/75 1 pCt. war, 1875/80 wieder auf 1,12 gestiegen war, muß bei einer hochentwickelten Bodencultur und Industrie auch eine procentweise geringere Zunahme der Bevölkerung viel intensiver auf die ganze Masse wirken. Das Angebot von Arbeitskräften übersteigt in fast allen Zweigen die Nachfrage, eine Thatsache, die durch die ziffermäßig höheren Lohnsätze keineswegs widerlegt wird, da dieselbe durch das Sinken des Geldwerthes und, wie wir gerne glauben wollen, auch durch intensiv

[1]) Journal officiel vom 18. Juni 1881.
[2]) Journal des Débats vom 22. Juni 1881.

Digitized by Google

bessere Leistung bedingt wird. Unsere Production leidet an chronischer Vollblütigkeit, unser Capital sucht nach lohnender Verwendung, alle Berufsarten sind überfüllt; während in den unteren Classen zu früh geheirathet wird und demzufolge das Proletariat wächst, nimmt in den höheren Ständen die materielle Schwierigkeit des Heirathens immer zu, die besten Kräfte verzehren sich im Warten oder in abenteuerlichen Projecten. Dieser Kampf um's Dasein, dieses erfolglose Ringen nach der Befriedigung berechtigter Wünsche wirkt entsittlichend, und in dieser socialen Unzufriedenheit wurzelt die Triebkraft der Socialdemokratie, welche der stagnirenden Kraft unseres Volkes goldene Berge verspricht. Unstreitig hat zu diesem Stand der Dinge die neuere Gesetzgebung erheblich mitgewirkt, welche nicht nur alle bisherigen Hindernisse der Verehelichungs- und Niederlassungsfreiheit beseitigte, sondern auch durch den § 1 des Reichsgesetzes vom 4. Mai 1868 erklärte, daß die Befugniß zur Verehelichung nicht beschränkt werden dürfe wegen Mangels des Nachweises einer Wohnung, eines hinreichenden Erwerbes, vorhandener oder zu befürchtender Verarmung, bezogener Unterstützung, erlittener Bestrafung und bösen Rufes, so daß man glauben sollte, Deutschland sei ein menschenarmes Land, für das es sich darum handle, Arme zur Cultur von noch brachliegenden Ländereien zu gewinnen. Und statt aus dieser unbedingten Freiheit den logischen Schluß zu ziehen, daß dann auch die Ehegatten lediglich selbst die Verantwortlichkeit tragen, also keinerlei Anspruch auf Unterstützung haben, wenn es ihnen hernach schlecht ergeht, verordnet das preußische Ausführungsgesetz über den Unterstützungswohnsitz vom 3. März 1871 (§. 1), daß jedem hilfsbedürftigen Deutschen von dem zu seiner Unterstützung verpflichteten Armenverbande Obdach, unentbehrlicher Lebensunterhalt und die erforderliche Pflege in Krankheitsfällen gewährt werden soll; das badische Gesetz verpflichtet sogar den Unterstützungswohnsitz, Sorge zu tragen für Erziehung, Unterricht und Erwerbsfähigkeit der Kinder. Solche Bestimmungen müssen leichtsinnige Eheschließungen fördern, zerrüttete Ehen schaffen und die Armenlast steigern, von der verschämten Armuth, die stille hungert, gar nicht zu reden; in den Städten des Regierungsbezirks Oppeln sind von 1872/77 die Armenausgaben um 41 pCt. gestiegen. In Berlin wurde 1875 der 82. der Bevölkerung unterstützt, 1876 der 80., 1877 der 77., daher auch mit die Zunahme der Verbrechen, der Prostitution, der Landstreicherei, denn in jedem Gedränge trägt die thierische Natur den Sieg davon. Von einem relativen Gedränge aber kann man reden, da die Unterhaltsmittel nicht in gleichem Verhältniß mit der Bevölkerung gestiegen sind. Der Werth der Einfuhr, der die nationale Kaufkraft zeigt, betrug nämlich:

1872 . . .	3,488,5	Mill. Mark.
1873 . . .	4,257,3	„ „
1874 . . .	3,673,1	„ „
1875 . . .	3,576,9	„ „
1876 . . .	3,913,3	„ „
1877 . . .	3,877,1	„ „
1878 . . .	3,722,7	„ „

Während also die Bevölkerung um rund 3 Mill. stieg, hob sich der Durch-

Digitized by Google

schnitt der Einfuhr von 3,799,6 Mill. in 1872—74 nur auf 3,837,3 in 1876 bis 1878. Betrachten wir sodann nach Soetbeer's Berechnungen für Preußen das Einkommen und seine Vertheilung[1]), so finden wir:

Einkommen-Classen.	1872. Censiten mit Angehörigen.		Betrag des Einkommens im Ganzen.		1878. pr. Kopf.	pr. Kopf.
	Mark:	pCt.:	Mill. M.:	pCt.:	Mark:	Mark:
1) Dürftige bis 525	6,242,000	26,21	1260	18	202	210
2) Kleine „ 2000	16,217,480	68,08	3985	57,18	245	254
3) Mäßige „ 6000	1,191,100	5,00	1031,4	14,80	866	881
4) Mittlere „ 20,000	146,000	0,61	385,6	5,53	2641	2630
5) Große „ 100,000	22,120	0,10	226,26	3,25	10,229	10,335
6) Größte über 100,000	1300		81,125	1,16	62,403	56,539
	23,820,000	100	6969,385,000	100	293 M.	323 M.
Zusammen 1878	25,747,660	„	8069,837,000	„	323 M.	

Aus dieser lehrreichen Zusammenstellung ersieht man, wie verhältnißmäßig gering die Zahl der größeren Einkommen ist: 4,41 pCt. in 5) und 6), gegen 57,18 pCt. in 2), aber auch wie gering der Fortschritt in der letzteren Classe ist, da eine Hebung von 9 Mark pro Kopf in sechs Jahren sicher durch die Steigerung der Preise vieler Gegenstände des nothwendigen Lebensbedarfes mehr als ausgeglichen ist. Und was die größeren Einkommen betrifft, so berechnet Soetbeer, daß sich die aus Industrie und Handel von mehr als 20,000 Mark bezogenen auf 4—5000 stellen, während sich in Großbritannien mehr als 25,000 derartige befinden, woraus er mit vollem Recht den Schluß zieht, daß es bei uns noch viel zu wenig große Einkommen gibt, und in England und Frankreich gerade deshalb der Wohlstand so viel allgemeiner und fester ist, weil dort die Zahl der Reicheren, vornehmlich im Kreise des Handels und der Industrie ungleich größer ist. Im Ganzen darf man sagen, daß, wenn sich auch im Rückblick auf die letzten 25 Jahre der Maßstab des Lebensbedarfs unstreitig gehoben hat, das Verhältniß der Unterhaltsmittel zu der Bevölkerung sich seit 1872 nicht gebessert hat, und der Mehraufwand, der durch die hinzukommende Zahl veranlaßt wird, nicht durch ein entsprechend gesteigertes Volkseinkommen gedeckt ist.

Bei dieser wirthschaftlichen Lage erscheint nun auf den ersten Blick die große Auswanderung aus Deutschland nicht nur als unbedenklich, sondern als eine nothwendige Entlastung, als ein „nur überschüssige Volkskräfte mit sich fortnehmender Aderlaß", wie wohl gesagt ist, so daß die Auswanderung lediglich dazu beigetragen hat, den nothwendigen Spielraum für die Volksvermehrung zu schaffen. Daran ist so viel wahr, daß neben Großbritannien Deutschland das Land ist, welches am meisten Volkskräfte an andere Gebiete abgegeben hat und gleichwohl die stärkste Volksvermehrung aufweist; aber die Ansicht, daß dieser Abfluß deshalb einfach als eine günstige Erscheinung aufzufassen sei, ist nichtsdestoweniger unrichtig. Von der genannten Bevölkerung von 45 Mill. in 1875 waren nicht weniger als 15 Mill. Kinder unter 15 Jahren und 6½ Mill. über

[1]) Umfang und Vertheilung des Volks-Einkommens im Preußischen Staate. 1872—78. 1879.

Digitized by Google

50 Jahre, 21,140,059 weiblich, 21,986,702 männlich; bei der Auswanderung aber stellte sich das Verhältniß 1879 so, daß 60,2 pCt. männlich, 39,8 pCt. weiblich waren, 20,3 pCt. standen unter 10 Jahren, 20,1 zwischen 10—20, 34,2 zwischen 20—30, 13,7 pCt. zwischen 30—40, 5,8 zwischen 40—50 und ebenso viel über 50. Ein ähnliches Verhältniß gibt die amerikanische Einwanderungsstatistik, die berechnet: männliche Einwanderer zwischen 15—40 Jahren: 46 pCt., über 40: 7, unter 15: 10 pCt., weibliche über 15: 28 pCt., unter 15: 9 pCt. Die gleiche Anzahl Auswanderer repräsentirt also eine viel größere Summe von Arbeitskraft als die gleiche Anzahl der Durchschnittsbevölkerung, wir ziehen Arbeitskräfte mit großen Kosten auf, um sie dann an das Ausland zu verlieren, das einheimst, was ihre Aufbringung uns gekostet hat. Und dieses Bildungscapital, welches uns in der Auswanderung mitfortgeht, ist sehr groß; rechnet man, daß die Erziehung eines 15jährigen durchschnittlich 3000 Mark kostet und compensirt man die Auswandererkinder, sowie die Ueberfünfzigjährigen, welche der Nation einen entsprechenden Antheil ihrer Bildungsschuld zurückgezahlt haben, mit den in voller Arbeitskraft Stehenden von 15—40, so repräsentirt ein Auswanderer durchschnittlich doch einen Werth von 2000 Mark, womit wir bei einer Auswanderung von 3½ Mill. von 1820—1880 auf eine Summe von etwa 7 Milliarden Mark kommen. Dazu tritt noch das baare Capital, welches die Einwanderer mitbringen; vor einer Reihe von Jahren haben die commissioners of immigration dies auf 70 Dollar pro Kopf angeschlagen, jetzt ist dieser Satz nach Ansicht aller Sachkenner erheblich zu erhöhen; nehmen wir nur 400 Mark an, so würde das auf die 3½ Mill. Auswanderer 1400 Mill. Mark ausmachen, so daß sich ein Gesammtverlust von 8400 Mill. Mark ergäbe, während man berechnet, daß durchschnittlich jeder Einwanderer in seiner Arbeitskraft allein den Vereinigten Staaten ein Capital von etwa 1200 Dollars zuführt, die auf diese Weise im vorigen Jahre allein 420 Mill. Dollars auf Kosten Europa's empfangen haben! Die Rimessen, welche diese Auswanderer ihrerseits nach der Heimath machen, kommen dagegen kaum in Betracht, zumal sie meist den Zweck haben, Angehörige nachkommen zu lassen. Die deutsche Auswanderung fluthet und ebbt nun sehr nach Zeit und Ort. Sie begann in dem kleinstaatlichen Südwesten, und setzte sich dann nach Norden fort. Ende der vierziger Jahre und Anfang der fünfziger stellte Rheinland 18—20 pCt., Westphalen 33 pCt., während Preußen und Posen nur je 2 pCt. der Auswanderung lieferten, 1872 aber ersteres 23, letzteres 11,8 pCt., Pommern 16,5, Hannover 12, Rheinland 8,3, Westphalen 3,5 pCt., und dies Verhältniß ist durchschnittlich geblieben. Die wenig bevölkerten Provinzen des Nordostens und Bayern liefern das stärkste Contingent, von den in 1880 aus Preußen ausgewanderten 67,679 Personen entfielen auf Westpreußen, Pommern, Posen, Schleswig-Holstein und Hannover 46,577, auf alle übrigen Provinzen nur 21,102, Bayern stellte 10,129, Würtemberg 8716, Baden 4867.

Ebenso wechselt die Auswanderung zeitlich. Von 1845—54 führten wirthschaftliche Noth und die Folgen politischer Erschütterungen 1,226,392 Deutsche nach den Vereinigten Staaten, der dortige Krach von 1856 und der Bürgerkrieg ließen die Gesammteinwanderung, die 1854 819,000 Köpfe erreichte, bis 1862 auf 76,000 fallen, 1872 stieg sie wieder auf 294,000, wovon 155,595 Deutsche,

Digitized by Google

sank nach der Krisis von 1873—1877 auf 54,000, wovon 21,964 Deutsche. 1878 dagegen wanderten wieder 46,286 und 1880 100,190 Personen aus Deutschland aus, meist nach der Union. Im verflossenen Jahre wird die Zahl der allein über Hamburg und Bremen ausgewanderten Deutschen auf 160—170,000 Personen geschätzt.

Es ist also klar, daß, wenn ungünstige Verhältnisse in der Heimath mit günstigen in den Einwanderungsgebieten zusammentreffen, die Auswanderung rasch anschwillt, während die Besserung der ersteren sie ebenso abnehmen läßt, als die Verschlechterung der letzteren, und daß örtlich betrachtet, die Auswanderung bei der Leichtigkeit der modernen Verkehrsmittel stets in den Gegenden am stärksten sein wird, wo am wenigsten Gelegenheit zur vortheilhaften Verwendung der Arbeitskraft gegeben ist, während die Dichtigkeit der Bevölkerung an sich gar nicht maßgebend ist. Die starke Auswanderung von 1872 ging unter dem Einfluß des Aufschwunges der Großindustrie an deren Bezirken fast spurlos vorüber; während sie aus den spärlich bevölkerten Regierungsbezirken Danzig, Marienwerder und Bromberg allein gegen 19,000 Menschen fortzog, gingen aus Berlin, den Regierungsbezirken Arnsberg, Düsseldorf und Köln mit mehr als der doppelten Einwohnerzahl noch nicht 1800 fort. Naturgemäß aber äußerte sich hier auch der Rückschlag des Krachs am entschiedensten: während 1873 Preußen, Pommern und Posen 53 pCt. der Auswanderung stellen, Rheinland, Westphalen, Sachsen, Brandenburg und Schlesien nur 20, ist 1877 das Verhältniß dieser beiden Gruppen 33 zu 41 pCt. Die hessischen Auswanderer berufen sich auf das Ueberhandnehmen der den kleinen Mann erstickenden Großindustrie, und das gewerblich hoch entwickelte Elsaß hat ein erhebliches Contingent geliefert; im Norden, wo die größeren Gütercomplexe der Erringung der Selbständigkeit des Einzelnen größere Hindernisse in den Weg stellen[1]), wandern vornehmlich junge, thatkräftige Knechte und Mädchen aus, in Gegenden, wo Theilbarkeit der Güter besteht, die kleineren Grundbesitzer.

Die Ursachen der Auswanderung sind nun sehr verschiedene, die im Grunde aber doch wieder auf eine zusammenlaufen. Eigentlich politische kommen kaum in Betracht. Die Freiheit der Bewegung ist in Deutschland nie so groß gewesen wie seit 1866 und dafür, daß die Annexionen jenes Jahres die Bauern und Handwerker so tief berührt, daß sie aus Leidwesen über den Zusammenbruch des welfischen und kurhessischen Thrones eine neue Heimath aufgesucht, liegt keinerlei Beweis vor. Dagegen ist es sicher, daß die Kriege von 1866 und 1870/71 sowie die Militärpflicht sehr wesentlich zur Auswanderung mitgewirkt haben. Den Kriegsruhm schlägt der gemeine Mann, der für ihn seine Knochen zu Markte tragen soll, sehr gering an, gerade sowie früher ihn nicht der Wunsch nach Amerika zog einem großen nationalen Gemeinwesen anzugehören. Interesse an der neuerstandenen Größe des Kaiserreiches hat er kaum, seine politische Bedeutung fühlt er nicht. Den bloßen Lohnarbeiter mag die dreijährige Dienstpflicht, während der der Staat ihn versorgt, nicht drücken; den Mann der ge-

[1]) In Pommern sind nach Wagner (Augsb. Allg. Ztg. 1879, Nr. 170) von 10,49 Mill. Morgen 6,57 Mill. in Händen der Besitzer von 2595 Gütern über 600 Morgen.

Digitized by Google

lernten Arbeit, den Handwerker und Bauern entfremdet sie seinem Berufe, erschwert die Begründung seiner Zukunft und stört ihn durch die späteren Einberufungen. Dazu kommen sociale Einwirkungen. Die Gesetzgebung, welche im Geschwindschritt mit allen bisherigen Schranken aufgeräumt hat ohne wesentlich positive Schöpfungen an die Stelle zu setzen, hat ein Gefühl der Unruhe, des Unbehagens in die Massen gebracht; das Hergebrachte, die Sitte wankt, in der die untern Classen, namentlich auf dem Lande das Recht sehen. „Es ist alles anders geworden," sagen die Leute; die patriarchalischen Verhältnisse, die nicht glänzend, aber sicher waren, haben sich gelöst, Arbeitgeber und Arbeitnehmer stehen sich fremd gegenüber, das Capital herrscht. Der Einzelne gilt nicht sowohl als Person wie als Arbeitskraft, gegen diesen Wandel kommen etwas höhere Löhne nicht in Betracht. Die industriellen Arbeiter suchen sich zwar durch Coalition und Strikes zu wahren, wenn die Lage der Dinge ihnen Erfolg zu versprechen scheint; in allgemeinen und langen wirthschaftlichen Krisen, wie wir sie durchgemacht, kann dies Mittel nicht helfen, auf dem Lande kommt es überhaupt kaum in Frage. Diesem Unbehagen entzieht sich der Arbeiter, der keine befriedigende sicherstellende Beschäftigung findet, durch einen Wechsel, der ihm eine bessere unabhängige Existenz verspricht; er hört, daß in den Vereinigten Staaten keine Militärpflicht besteht, daß dort jeder thun und lassen kann, was er will, daß er mit einem kleinen Capital und Fleiß bald ein wohlhabender Grundeigenthümer werden kann, so wandert er nach Amerika aus und jeder, dem es dort gelingt, zieht Andere nach sich. Viele gehen dabei unstreitig zu Grunde; die Kraft, welche unter einem gewissen Maße liegt, läßt sich in Amerika kaum verwerthen, Schwache, Träge, Unbeholfene finden dort auch für den geringsten Lohn schwer Beschäftigung; umgekehrt kann der ausgezeichnete Arbeiter erfolgreich außerordentliche Lohnansprüche machen und als Landbauer auf reichen Gewinn rechnen. Daß nun gegen die Auswanderung Verbote nicht helfen, wenngleich gegen betrügerische Agenten scharf eingeschritten werden muß, liegt auf der Hand und ist vom Minister Graf Eulenburg im Abgeordnetenhaus am 24. Jan. 1873 unumwunden anerkannt. Der Erfolg der Agenten hängt, wie er sagte, wesentlich von der Luft zum Auswandern ab; ist diese nicht vorhanden, so wird das Werben der Agenten ihnen wenig helfen, ist sie da, so ziehen die Leute auch ohne Agenten fort. Helfen kann nur, wie der Minister sagte, die Besserung der heimischen Zustände durch Maßregeln, welche die wirthschaftliche und sociale Lage der Classen heben, die das Hauptcontingent zur Auswanderung stellen, welche aber ihren Haupthebel auch gerade in derjenigen Bevölkerung finden muß, die an der Nichtauswanderung ein Interesse hat. Daß in dieser Beziehung alles geschehen muß, was möglich, ist gewiß und eine solche Hebung der heimischen Zustände wird sicher ebenso die Auswanderung vermindern, als sie stets zurückgegangen ist, wenn die Zustände in Amerika weniger lockend erschienen. Es ist aber ebenso gewiß, daß solche Maßregeln, die wohl vorbereitet sein müssen, nur langsam wirken können und daß, wenn auch dem zu Folge die Auswanderung zurückgeht, sie schwerlich aufhören oder doch auf ein Minimum zurücksinken wird. Dagegen spricht der Ueberschuß der Geburten, der relativen Uebervölkerung und alle die erwähnten Umstände, welche dem Auswandern jenseits der See ein besseres

Digitized by Google

Loos verheißen. Mit Recht sagt Prof. Wagner in seinem Vortrag über deutsche Colonien: „Die Neuzeit hat außerhalb Europa's Kornkammern geschaffen, welche der Dampf vor unsere Thore gerückt hat; und solange der jungfräuliche Boden dort so reichen Ertrag wie bisher liefert, wird der geringe Preis alle Zollschranken, die man uns umlegen könnte, zu besiegen wissen. Die heutige Weltwirthschaft schreitet unaufhaltsam über die ausschließlich nationale Volkswirthschaft hinweg einem in weiter unendlicher Ferne liegenden Ziele zu, wo jede einzelne Erdstelle auf die rationellste Art im Verhältniß zur gesammten Oberfläche bewirthschaftet wird." Kann also die Auswanderung nicht abgewendet werden, wird sie selbst bei besseren Zuständen und günstigen Conjuncturen nothwendig bleiben, um den Zurückbleibenden Spielraum zur Entwickelung zu geben, so fragt sich doch, ob der Verlust, den sie dem Mutterland immerhin bringt, nicht vermindert werden kann? Daß die abziehenden Kräfte uns wesentlich verloren gehen, ist nicht zu bestreiten; die deutsche Einwanderung hat unendlich zum Wachsthum und Gedeihen der Vereinigten Staaten beigetragen, aber sie kann sich nicht gegen die Aufsaugung durch das stärkere anglo-amerikanische Element behaupten. Sie hat gewiß einen bedeutenden Einfluß auch auf das politische und geistige Leben ihres neuen Vaterlandes geübt, aber sie wird so wenig wie die Irländer jemals drüben zu einem selbständigen Factor werden. Nicht mit der Wirklichkeit rechnet die Annahme Roscher's, daß viel gewonnen wäre, wenn die Einwanderer sich auf einen Staat der Union z. B. Wisconsin concentriren und diesen dadurch zu einem deutschen machen wollten, welcher wie ein Keil wirken würde, die Union mit der Zeit auseinander zu sprengen. Kapp, der den Verlust, welchen Deutschland durch die Auswanderung erleidet, nicht unterschätzt, stellt demselben gegenüber die Zunahme unserer Schifffahrt und Ausfuhr nach Amerika, aber gibt selbst zu, daß es schwer sei zu beweisen, wieviel davon durch die Auswanderung veranlaßt sei. Daß durch letztere die Rhederei Hamburgs und Bremens sich sehr gehoben hat, ist gewiß; was aber unsre Ausfuhr nach Amerika betrifft, so ist eine Steigerung von 14 Mill. $ in 1852/53 auf rund 35 Mill. in 1877/78 zwar relativ bedeutend, aber immerhin beträgt diese letzte Ziffer, wie Kapp selbst angibt, nur 8 pCt. der gesammten amerikanischen Einfuhr, während Frankreich ohne alle Auswanderung 1852/53 bereits für 33½ Mill. $ importirte, 1859/60: 43,219,000, 1875/76: 51,510,000; Großbritannien 1849/50, vor der großen irischen Auswanderung für 85 Mill., 1852/53: 133 Mill., 1859/60: 138,596,000, 1875/76: 124,850,000. Und wenn die Auswanderung auf den Handel so erheblichen Einfluß hätte, wie kommt es, daß die deutsche Einfuhr in den Vereinigten Staaten 1840/41 noch nicht 2½ Mill. $ betrug, während nach Wappäus' Untersuchungen damals schon weit über 1 Mill. Deutsche dort lebten? Ebenso wird man doch die gewaltige Steigerung der englischen Einfuhr, die vor dem Schutzzolltarif mit 138½ Mill. ihren Höhepunkt erreichte, nicht mit der irischen Masseneinwanderung in Verbindung bringen. Der deutsche Bauer, der, wie Kapp sagt, im hintersten Westen eine Chemnitzer Jacke trägt, aus einer deutschen Pfeife raucht, wird beide sicher nicht kaufen, weil sie deutsches Fabrikat sind, sondern weil sie gut sind; die Zunahme der deutschen Ausfuhr wird bedingt durch die Leistungsfähigkeit

Digitized by Google

unsrer Industrie und Rhederei, nicht durch die Auswanderung. Frankreich übertrifft uns ohne eine solche in der Einfuhr noch sehr erheblich, wie obige Zahlen zeigen. So wenig wir die Bedeutung der Ausfuhr unterschätzen, auf welcher die deutsche Industrie vorzugsweise beruht, so bleibt sie doch unsicher, so lange sie den breiten Boden nicht hat, den England und Niederland in ihren überseeischen Reichen besitzen. Daß die überseeische Politik dieser Staaten den besten Boden für die Erweiterung von Industrie und Handel des Mutterlandes besitzt, das hat Hübbe-Schleiden in höchst lehrreichen Zahlentafeln gezeigt. Großbritannien setzte von 1869—73 durchschnittlich ab: nach eignen überseeischen Gebieten 59,920,000 £ gegen 218,131,000 £ nach allen fremden Ländern; 1874—77 war das Verhältniß 75,117,000 : 196,979,000 £, bei Niederland in der ersten Periode 31,789,000 fl.: 10,096,000 fl., in der zweiten 42,818,000 : 8,447,000. Frankreich dagegen führte bei seinem beschränkten Colonialbesitz dorthin nur für 242 Mill. frs. aus bei einer Generalausfuhr von 4333 Mill. Während die Gesammt-Aus- und Einfuhr Englands rund 600 Mill. £ betrug, nahmen die Colonien daran mit 150 Mill. £ Antheil und während die Gesammt-Ausfuhr in der letzten langen Krisis fortwährend sank, stieg die nach den Colonien stetig [1]), dazu boten dieselben der gedrückten Arbeit stets die Möglichkeit jenseits der See eine neue Heimath mit besserem Auskommen zu finden. Canada kann ganz England mit Weizen, Australien mit Wolle versorgen, der Anbau von Weizen in Indien nimmt rasch zu, die Ausfuhr nach England betrug 1880/81: 3,278,000 £. Von der Gesammtfabrication Englands wurden im britischen Wirthschaftsgebiete verbraucht: an Baumwollenwaaren 61 pCt., Wollenwaaren 26,4 pCt., Eisen 61,9 pCt., Maschinen und Werkzeugen 52,2 pCt.; 1877 betrug sogar die Ausfuhr Großbritanniens nach Britisch-Indien mehr als die ganze überseeische Ausfuhr Frankreichs, nämlich 831 Mill. M. Der englische Handel mit Ostindien betrug von 1868—77 durchschnittlich an nationalen Waaren 1786 Mill. M., an fremden nur 346½, für die holländischen mit den dortigen Colonien ist das Verhältniß von 466½ : 185½ Mill.; das Uebergewicht der eigenen Producte war also beziehungsweise 84 und 71½ pCt., die Ausfuhr nach Australien belief sich auf 432 Mill. M. Während der Verkauf britischer Waare in den Verein. Staaten 6 M. p. Kopf, in Frankreich 8, in Deutschland 9 war, betrug er in Canada 33, in Australien 157 M. Dazu kommt, daß die Gewinne im Welthandelsverkehr ganz andere sind, als die im eigenen Kreise; so berechnet Hübbe-Schleiden sie in letzterem für Großbritannien, Frankreich, Belgien und die Niederlande zusammen auf durchschnittlich 10 pCt., im Welthandelsverkehr auf 29, für Britisch-Indien 35, Java 33½, China 58, Japan 66 pCt. Die Rentabilität des Welthandels einer europäischen Nation beruht darauf, daß sie mit culturell tiefer stehenden Völkern handelt; je größer der Culturunterschied, desto vortheilhafter ist der Handel. Niederland gewinnt im Welthandelsverkehr pro Kopf 87 M., Großbritannien 73, Belgien 60, Frankreich und Deutschland 19, Ver-

[1]) Die bei neuerlicher Besserung des Geschäftes stattgefundene Steigerung der Einfuhr Indiens auf 10,536,700 £ in 1880—81 (26½ pCt. mehr als im Vorjahr) kommt fast ganz auf England.

Digitized by Google

einigte Staaten 13½, Portugal 9, Spanien 8, Italien 7, Oesterreich-Ungarn 6, Rußland 3 M. — Das sind Zahlen, deren Beweiskraft nichts dadurch verliert, daß der Verf. bei seiner Statistik nicht alle Elemente berücksichtigt hat, z. B. die Einführung des Freihandels, die Aufhebung der Navigationsacte, den Einfluß der Handelsverträge seit 1860 u. s. w. Allerdings hat auch Deutschland Fortschritte gemacht', die um so bedeutsamer sind, als Handel und Industrie ganz auf sich gestellt waren: die Ausfuhr des Zollvereins stieg von 432 Mill. M. in 1834 auf 2562 in 1875, die Einfuhr von 403 auf 3576 Mill.; immerhin betrug diese Steigerung zusammen pro Kopf von 36 M. auf 145 nur 1 : 4, während in England das Verhältniß 1 : 6, in Niederland 1 : 10½ war. Die Vortheile der Handelsverträge werden jetzt gewiß unterschätzt, aber dieselben sind insofern wesentlich negativ, als dadurch für uns nur die Nachtheile aufgehoben werden, welche die prohibitive Handels- und Colonialpolitik für die von ihrem Wirkungskreis vorher ausgeschlossene Nation hatte, sie gewähren nicht die positiven Vortheile, welche nationale eigene Colonialpolitik einem kulturkräftigen Volke sichert. Der Welthandel ist nicht ein internationaler Mechanismus, in welchem Production und Consumtion sich nach festen Gesetzen vollziehen, sondern hängt von dem Wollen und Können der Völker ab; man kauft nur da am billigsten und verkauft am theuersten, wo die Chancen es erlauben und letztere werden wesentlich gestärkt durch eine kraftvolle extensive Entwickelung, die, wie die obigen Zahlen zeigen, im Welthandel die Vorhand gibt.

Außerdem aber sind mit dem Handel die Vortheile der Colonien nicht entfernt erschöpft. „Wollte man," sagt Löhnis mit Recht, „nur den hieraus sich erhebenden Gewinn berücksichtigen, so wäre das ebenso einseitig und kurzsichtig, als ob Jemand den Werth des Schulunterrichtes für ein Volk der Summe der Gehalte der Lehrer gleichsetzen wollte." Zunächst bieten die Colonien, abgesehen vom Handel, dem englischen Capital sichere und gewinnreiche Anlage, ihre im Mutterlande gemachten Anleihen belaufen sich auf über 200 Mill. £, wovon letzteres 9 Mill. Zinsen bezieht. Kaum eine Familie wird in Großbritannien sich finden, von der nicht ein oder mehrere Mitglieder in den Colonien sich beschäftigt finden; die Summe der Gehalte der dort angestellten Beamten, die Pensionen, welche sie nach ihrer Rückkehr in die Heimath beziehen, ist enorm, die Indian-Council-Bills, durch welche die Regierung das Debet Indiens saldirt, betrugen 1871—79: 2000 Mill. Mark.

Kann man nun gewiß behaupten, daß wir Deutschen den Briten und Niederländern an innerer Culturentwickelung so wenig nachstehen, als an Naturschätzen, so wird man sagen dürfen, daß, abgesehen von den langnachwirkenden Verwüstungen früherer Kriege, der Kleinstaaterei u. s. w., das beschränkte Wirthschaftsgebiet unserer Nation die wesentliche Ursache ihres geringeren Wohlstandes ist. Ist dies als ein unvermeidliches Uebel hinzunehmen, sollen wir fortfahren, den Ueberschuß unserer Bevölkerung einfach an andere Länder abzugeben, die den Vortheil davon ziehen, während die mit Kosten und Arbeit herangebildeten Auswanderer unsere Concurrenten werden? Soll die Auswanderung für uns nur ein Sicherheitsventil bilden, wie es die Massenauswanderung nach 1850 für Irland war? Kann man mit Kapp behaupten, der heutige Deutsche sei zwar

Digitized by Google

ein vortrefflicher Ansiedler, aber kein guter Colonist, weil er zu sehr Privatmensch sei? Sollen wir auf überseeische Colonisation verzichten, weil wir, wie Löhnis meint, noch keine normalmäßige Nation seien, für welche er gleichwohl nur Erfordernisse aufstellt, die wir unzweifelhaft besitzen? Oder hat nicht vielmehr Hübbe-Schleiden Recht, wenn er annimmt, daß wir extensive Culturfähigkeit ebensowohl wie innere besitzen und sie nur noch nicht erprobt haben? „Wir sind noch wie der Sohn, der im Hause seiner Väter und in der Schule still herangewachsen, harrt, seine Kräfte draußen im Leben der großen Welt zu bethätigen." Zuzugeben ist Kapp, daß die deutsche Colonisation im Mittelalter etwas ganz anderes war, als unsere jetzige Massenauswanderung ist; aber daraus folgt doch sicher nicht, daß letztere ihren atomistisch unfruchtbaren Charakter behalten muß. Kann man bezweifeln, daß ohne unsere nationale Zerrissenheit, das Volk, welches die Ostseeprovinzen colonisirte und seine Factoreien in London und Antwerpen, Bergen und Nowgorod hatte, im Zeitalter der Entdeckungen mit eingegriffen hätte bei den Erwerbungen in der neuen Welt, da wir doch damals wie einst alle Elemente zu einer solchen Entwickelung in gleichem, wenn nicht größerem Grade hatten als England und sicher in größerem als Spanien, seetüchtige Männer, unternehmende Geister und eine rasch zunehmende Bevölkerung? „Die Territorialhoheit," schrieb Justus Möser (Patr. Phant. I, 43), „stritt gegen unsere Handelsmacht, der Untergang der letzteren bezeichnet den Anfang der erstern. Wäre das Loos umgekehrt gefallen, so würde jetzt nicht Lord Clive, sondern ein Rathsherr von Hamburg am Ganges Befehle ertheilen." [1]) Kapp leugnet keineswegs die großen Culturaufgaben Deutschlands nach Außen, aber lehnt die Folgerungen für die Action der Zukunft ab, weil er diese zu sehr im Spiegel der Vergangenheit sieht. Die ältere Generation, die sich unter dem Druck autoritativer Gewalt heraufgearbeitet hat, war erfolgreich bestrebt, sich von der obrigkeitlichen Bevormundung zu befreien, sie hat dadurch sich und ihren Nachkommen große Vortheile errungen. Freiheit und Selbständigkeit des individuellen Denkens und Handelns war das Resultat ihrer Arbeit, welche die weitreichendsten Wirkungen erzielte. Aber in diesem Verdienst liegt auch die Schwäche und Einseitigkeit dieser Richtung; weil das laisser-faire für den Handel das richtige ist, ist es dies nicht für das gesammte wirthschaftliche und sociale Gebiet, der Kampf zwischen dem Starken und dem Schwachen wird nicht dadurch gleich, daß beide in derselben freien Bahn laufen, die freie Concurrenz

[1]) Nichts ist unrichtiger als die Behauptung von Löhnis, daß die Hansa keine nationale Bedeutung gehabt, sondern ein partikularistischer, eigennütziger merkantiler Bund gewesen sei, dessen Erfolge keinen Beweis deutscher Tüchtigkeit zur See gäben. Die Hansen kämpften allerdings für ihre Interessen so rücksichtslos praktisch, wie später die Engländer; aber sie zeigten dabei keine Spur von Kosmopolitismus, sondern hielten überall in der Fremde an ihrem Deutschthum fest. Der hanseatische Bund ist im Gegentheil von der höchsten nationalen Bedeutung gewesen, er war einer der wichtigsten Factoren, welche bei der deutschen Colonisation von der Elbe bis zur Weichsel und hinauf bis Reval mitgewirkt haben; seine Glieder nahmen unmittelbaren Antheil an den Städtegründungen in den baltischen Provinzen und vornehmlich aus den engen Beziehungen zum Bunde entwickelte sich das Bürgerthum der Städte, welches noch heute so tapfer seine deutsche Nationalität gegen die slavische Uebermacht vertheidigt. Die Hansa ist also nicht ein Beweis gegen, sondern für unsere Fähigkeit, überseeisch zu colonisiren.

Digitized by Google

sichert uns, wie oben gezeigt, nicht die Vortheile, die England und Niederland aus ihren Colonien ziehen. Kapp fragt, ob der Deutsche nicht im Auslande überall geschätzt und geachtet sei? Hübbe-Schleiden erwidert darauf, daß er es unbestreitbar im Sinne der älteren Generation sei, wegen seiner tüchtigen persönlichen Eigenschaften, daß aber unsere Nationalität über See noch immer den Briten und Amerikanern mit dem rücksichtslosen Selbstgefühl nachstehe. Die Begründung des deutschen Reiches hat zwar insofern Wandel geschaffen, als Deutsche im Ausland nicht mehr ungestraft beleidigt und unterdrückt werden können und unsere Kriegsflagge sich auf allen Meeren zeigt; aber nach wie vor beherrscht die angelsächsische Weltwirthschaft die überseeischen Gebiete, ihrem Uebergewicht müssen die Deutschen sich anbequemen. Hübbe-Schleiden malt mit etwas stark aufgetragenen Farben die Zukunft der Welt aus, wenn dieser Proceß sich weiter entwickelt; vielleicht brauchte er diese drastischen Mittel nur, um dem entgegenzutreten, was er den politischen Buddhismus unserer Privatmenschen nennt, der seinen stärksten Ausdruck in einer aus „Im Neuen Reich" 1880 citirten Aeußerung findet. „Sollen wir in England und Amerika aufgehen, nun es wird sich auch so leben lassen." Aber immerhin hat er gewiß Recht, der Grund der angelsächsischen Cultur ist so breit gelegt, daß er sich weiter und weiter ausdehnen muß, wenn ihm nicht andere selbständige Factoren zur Seite treten; ist doch schon jetzt der Antheil der Anglo-Amerikaner am Welthandel 20,559½ Mill. Mark und 72,240,000 Tonnen in der Schifffahrt, der sämmtlichen andern Nationen nur 8825 Mill. und 31,150,100 Tonnen, also ein Uebergewicht von 70 pCt. Auf die Franzosen wird dabei nicht zu rechnen sein; wenn auch Kapp die Bedeutung ihrer früheren Colonisation namentlich in Canada und Ostindien unterschätzt, so haben sie doch in neuerer Zeit wenig Erfolg in Afrika gezeigt. P. Leroy-Beaulieu hat sicher Recht, wenn er seinen Landsleuten zu Gemüthe führt, welche verderbliche Folgen die stets auf Erweiterung der Ostgrenzen gerichtete Politik für sie gehabt hat, während Canada, Louisiana und die indischen Besitzungen verloren gingen; sie auffordert, mit dieser falschen Richtung zu brechen und Ersatz für die Verluste in der Colonialpolitik zu suchen. Ob aber Frankreich dazu das Zeug hat, dürfte trotz seines tunesischen Erfolges zu bezweifeln sein; denn es fehlt ihm an dem ersten Erforderniß, an einem verfügbaren Ueberschuß an Menschen. Da von Rußland keine Rede sein kann, Spanien und Portugal kaum die kümmerlichen Reste ihrer Colonien behaupten, Oesterreich durch seine Aufgaben im Osten absorbirt ist, so bleibt Deutschland als der einzig mögliche künftige Concurrent in der Colonisation. Freilich sind mit den erwähnten Einwänden die der Gegner noch nicht erschöpft. Colonien, sagen sie, waren gewiß in früheren Zeiten sehr vortheilhaft für das Mutterland, die Verbindung mit ihnen war eine treffliche Schule für die Schifffahrt, Monopole sicherten den Absatz der heimischen Industrie dorthin, Colonialproducte wurden massenhaft eingeführt und konnten nur vom Mutterlande aus ihren Weg weiterfinden. Alle diese Verhältnisse haben sich vollständig geändert, die Monopole sind als unhaltbar gefallen, Selbstregierung ist die Losung für alle Colonien geworden, sie gehen mit raschen Schritten der Unabhängigkeit entgegen, die Auswanderer, die früher durch gemeinsame Noth und Gefahr

Digitized by Google

zusammengehalten wurden, finden jetzt überall in ihrer neuen Heimath Sicherheit. England würde gern seine ihm verbliebenen nordamerikanischen Besitzungen aus allem Nexus entlassen, wenn die Ehre es ihm gestattete. Sie sind eine Gefahr geworden. Indien, um dessentwillen der Krim-Krieg geführt ward (?) und dessen Schutz heute die ganze englische Politik beeinflußt, ist das nicht minder. Der Verlust der australischen Colonien ist nur eine Frage der Zeit[1]). — Daran ist, was England betrifft, nur so viel richtig, daß es extreme Manchesterleute gibt, die sämmtliche Colonialbesitzungen, vor allem aber Indien, als ebensoviele Quellen der Gefahr und Schwäche für's Mutterland betrachten; solche Leute aber, wie Lowe, Harrison stehen mit ihrer rein merkantilen kleinstaatlichen Auffassung sehr vereinzelt da[2]), während andre wie Lord Blachford die Lostrennung der zur Selbstverwaltung bereits geschulten Colonien wie Canada, Cap, Australien in's Auge fassen. Darüber, daß Englands Weltreich mit der Herrschaft über Indien steht und fällt, ist unter seinen Staatsmännern kein Zweifel; die Opfer, welche sie (übrigens meist in Folge einer schwachen Politik[3]) erfordert, werden mehr als aufgewogen durch die oben erwähnten Vortheile, welche sie gewährt. Zunächst läßt ohne einen Weltkrieg nichts voraussehen, daß selbst Canada und Australien sich losreißen, da sie bei höchstem Gedeihen alle wünschenswerthe Selbständigkeit und zugleich Englands Schutz genießen[4]). Mit dem Cap liegt die Sache wegen der Buren allerdings anders; aber diese Colonie hat durch den Canal von Suez auch wesentlich an Werth für England verloren. Die erwähnten Ansichten über den Nachtheil der Colonien sind vornehmlich darauf zurückzu-

[1]) R. Schleiden, Augsb. Allg. Ztg. 1878, Nr. 270.

[2]) Wie sehr man auch liberalerseits die Wichtigkeit des Colonialreiches erkennt, zeigt ein interessanter Aufsatz der Westminster-Review (Januar 1880), der ausführt, daß Alles, was England dort geleistet, nur der Anfang zur Entwickelung der geradezu unermeßlichen Hilfsquellen jener Gebiete ist, die ein Drittel der bewohnten Erde umfassen. „England ist ein altes Land, die Colonien sind in jedem Sinne neue Länder, diese mit einander fest zu verbinden, heißt eine der besten Gelegenheiten künftigen Gedeihens eröffnen; Kaufleute, Fabrikanten, Capitalisten, Arbeiter, jeder Bürger des Landes als Producent haben ein Lebensinteresse an diesem Problem, und ebenso sollte jeder Consument seine Pflicht erkennen, die hohen Vortheile der Lösung dieser Aufgabe richtig zu schätzen."

[3]) Vgl. Geffcken, „Rußland und England in Mittel-Asien." Deutsche Rundschau, Februar 1880.

[4]) Canada hat vielmehr den bezeichnenden Entschluß gefaßt, sich durch ein Mitglied seines Ministeriums ständig in England vertreten zu lassen, das das Verbindungsglied bilden soll. (Westm. Rev. 1880, p. 201.) Wie würde sich die Colonie wohl ohne England in den stetig wieder auftauchenden Streitigkeiten über die Fischereifrage gegen die Vereinigten Staaten wehren können? Die nordamerikanischen und australischen Colonien zählen eine englische Bevölkerung von 7 Mill., ihre Einnahmen betragen 23 Mill., ihr Handel mit England 143, ihre meist dahelbst contrahirten Schulden 93 Mill. £ auf einem Boden, der doppelt so groß als Europa ist. „Hitherto the Colonies have been dependencies, they shall be integral portions of the British power; they have been sons nurtured, cared for and protected, they are not likely to set up a separate business and to face the world in isolation, but will enter the old house as partners and by accession of fresh blood and brain power, render possible a vast extension of business and a prospect of future increase, whose limits are at present unrecognisable." Der erste Schritt hierzu ist die Gruppirung benachbarter Colonien in Conföderationen, wie in Nordamerika und Südafrika.

Digitized by Google

führen, daß Großbritannien, wie Fabri bemerkt, an colonialer Uebersättigung leidet, es ist nicht mehr im Stande sein Colonialreich wirksam zu vertheidigen, es hat keine Armee im festländischen Sinne, seine Marine ist, obwohl absolut die stärkste, doch relativ, d. h. im Verhältniß zu den Aufgaben, die ihr in einem Kriege gestellt sein würden, schwach. Und trotzdem erweitert England sein Colonialreich fortwährend. Es wurden 1829 Western Australia, 1836 South-Australia, 1859 Queensland, 1837 die Falkland Inseln, 1876 die Fiji Inseln, 1880 Rotumah zu britischen Colonien erklärt; am Cap wurden annectirt 1866 Kaffraria, 1868 Basutoland, 1875/76 Griqualand, 1877 Transvaal, 1879 Walfisch-Bay, 1881 trat Portugal die Delagoa-Bay ab; außerdem wurden in Afrika erworben Lagos (1861) und der holländische Antheil der Goldküste 1872. In Asien traten hinzu Aden 1839, Hong-Kong 1843, Labuan 1846, Perim 1855, die Vergrößerung des indischen Reiches braucht nicht erst erwähnt zu werden. Es ist sehr möglich, daß das britische Colonialreich in einem großen Kriege sich nicht in seiner gegenwärtigen Ausdehnung würde halten können; aber seine Zunahme auch in der neuesten Zeit sieht nicht danach aus, als ob Englands Staatsmänner es als unnütze Last betrachteten. Sie suchen im Gegentheil den möglichen Verlust einer Colonie durch Erwerbung immer neuer Absatzgebiete im Voraus zu decken; eine königliche Commission ist übrigens im Herbst 1879 eingesetzt, um die militärische Vertheidigung der Colonien im Kriegsfalle zu erwägen. Und selbst wenn sich Canada oder Australien emancipiren sollte, so wird die fruchtbringende wirthschaftliche Verbindung derselben mit England fortbestehen, wenn jede politische Abhängigkeit aufgehört hat, wie dies mit den Vereinigten Staaten der Fall gewesen, wohin die Ausfuhr 1772: 3 Mill. £, 1806: 12,389,000, 1872: 45,907,000 £ war.

Ist also für England die Colonialpolitik kein überwundener Standpunkt[1]), zieht es vielmehr sehr solide Vortheile aus ihr und hat sie nur zeitgemäß modificirt, so gilt dasselbe für Deutschland. Unter gleichen Verhältnissen wächst der Wohlstand verschiedener Nationen, die an sich gleich tüchtig sind, in dem Maße ihrer äußeren Entwickelung; das zeigt der Aufschwung des kleinen Holland im 17., Englands im 18. und 19. Jahrhundert, beide sind durch ihre Colonialpolitik reich geworden, nicht vorher reich gewesen und darin liegt auch die Antwort auf den Einwurf, daß wir zu arm seien, um Colonien zu haben. Es kann zwar nicht als richtig gelten, wenn Hübbe-Schleiden (Ueberseeische Politik S. 100) als Gesammtkosten der englischen Colonialmacht nur 1,817,471 £ herausrechnet, denn dazu tritt noch ein freilich nicht ziffernmäßig festzustellender Betrag der Kosten für Heer, Marine und Schuldzinsen[2]); aber wenn die Colonien den englischen Staatsschatz belasten, so haben sie dem englischen Volke ungeheure

[1]) Ganz kürzlich hat die britische Regierung in einem Privilegium der „British North Borneo Company" Befugnisse eingeräumt, die größer sind als diejenigen, welche die frühere Ostindische Gesellschaft je besessen, und zeigen, daß selbst ein Cabinet Gladstone nicht verschmäht, den Keim zu einer neuen Machtentwickelung des britischen Colonialbesitzes zu legen.

[2]) Lord E. Cecil hat im Unterhause am 7. März 1873 die Kosten des colonialen Civil- und Militärdienstes seit 1845 auf 80 Mill. £ berechnet, Sir W. Molesworth 1848 noch höher auf 4 Mill. £ jährlich, indeß können solche Schätzungen immer höchstens annähernd richtig sein.

Digitized by Google

Vortheile gebracht, es hat seine Volkswirthschaft und Handelsübermacht nicht nur daran großgezogen, sondern beide wurzeln noch heute in dem gewaltigen Colonialreiche von 205 Millionen Seelen, dem vierten Theile der Bevölkerung der Erde. Von monopolisirten Gesellschaften, Ausschluß aller anderen Nationen kann freilich bei moderner Colonisation nicht die Rede sein. Deutschland muß, wie Hübbe-Schleiden sagt, wenn es die Sache angreift, nicht nach den Grundsätzen des 17. Jahrhunderts, sondern nach den reifsten Anschauungen unserer Zeit verfahren. Man wird daher sicher Kapp beistimmen, wenn er sagt, daß der Transport einiger tausend Proletarier nach Colonien weit mehr kosten würde als ihre Ernährung zu Hause, ohne daß damit ein Erfolg erzielt würde; ebenso darin, daß Strafcolonien unpraktisch sind. Da die Anlegung solcher nur von der Regierung ausgehen kann, so würden sie Kosten verursachen, welche die des Neubaues von Gefängnissen weit übertreffen würden. Außerdem aber sind Strafcolonien selbst eine sehr fragliche Institution. England hat die seinigen aufgegeben, Frankreich keine besonderen Erfahrungen damit gemacht, die eigenthümlichen Verhältnisse der Verschickung nach Sibirien passen nicht auf uns. Um das handelt es sich aber nicht; ganz unzutreffend ist es auch, wenn Philipson die Colonisation mit den Worten Carey's bekämpft: „Systematische Colonisation heißt nichts weiter als Zwangsausfuhr von Menschen, die zu Hause bleiben würden, wenn sie es könnten; und sie könnten es, wenn Besteuerung und Vielregiererei es gestatteten", ein Ausspruch, der für Deutschland jedenfalls unrichtig ist, da kein Vernünftiger an zwangsweise Auswanderung denkt und die Besteuerungsklagen vielmehr auf unrichtiger Vertheilung der Steuerlast, als auf ihrer absoluten Größe beruhen; die Gesammtbesteuerung in den Vereinigten Staaten ist bedeutend höher als in Deutschland. Auch die verkehrten Auswanderungs- und Colonisations-Unternehmungen, welche Philipson anführt, beweisen nur, daß man die Sache anders anfangen muß. Deutsche Colonien, d. h. Länder, die durch deutsches Capital, deutsche Intelligenz und Arbeitskraft cultivirt und der deutschen Nationalität erworben sind, werden so gewiß dem deutschen Gewerbfleiß als Absatzgebiet dienen, wie dies in gleicher Weise auf den überseeischen Gebieten anderer culturkräftigen Nationen der Fall ist; und umgekehrt werden die Erzeugnisse dieser Länder ohne alle künstlichen Schutzmaßregeln in Deutschland ihren Hauptabsatz finden. Deutschland wird naturgemäß der Stapelplatz und Mittelpunkt für jede Erweiterung des deutschen Wirthschaftsgebietes sein und bleiben. Wie schon der Geldverkehr dies bedingt, so bürgt in noch stärkerem Maße dafür der geistige Verkehr und die gemeinsame Sprache und Lebensanschauung. Die politische Abhängigkeit vom deutschen Reiche wäre dabei nebensächlich. Die Colonialfrage ist überhaupt nicht in erster Linie eine Machtfrage, sondern eine Frage des Wachsthums der Bevölkerung, der ökonomischen Leistungsfähigkeit und Initiative; jeder Colonialbesitz ist bedingt von dem Bedürfniß und dem Vermögen des Mutterlandes, also wie Fabri sagt, vor allem von der Summe von Menschen- und Capitalkraft, die letzteres an seine Colonien abgeben kann. Der wesentliche Vortheil für das Mutterland ist dabei die wirthschaftliche Gemeinschaft und die culturelle Abhängigkeit. Dies führt zu dem Einwand, daß, da die Welt bereits vertheilt, die Erwerbung von

Digitized by Google

Colonien nur auf dem Wege der Eroberung durchzuführen sei. Nun haben freilich viele Colonien ihre Herren im Laufe der Zeit gewechselt. Spanien, England, Niederland könnten sich kaum beklagen, wenn sie das durch Waffengewalt verlören, was sie durch solche erworben, und wenn der Besitz der Mächte in Europa veränderlich war, so wird auch der coloniale Besitzstand schwerlich als ein definitiver angesehen werden können. Aber wenngleich jede Colonialpolitik eine schutzfähige Macht voraussetzt, so braucht man dabei keineswegs an ein eroberndes Vorgehen zu denken. Schon unsere allgemeine Wehrpflicht widerspricht der Hinaussendung unserer Soldaten in überseeische Gegenden [1]), und vor allem wird man sich gewiß davor hüten müssen, auf solche Punkte das Auge zu richten, deren Besetzung uns mit der stärksten Colonial- und Seemacht, mit England, in einen Conflict bringen würde, den wir, wie die Dinge liegen, gar nicht in der Lage sind, siegreich durchzuführen. Unstreitig wäre es daher nicht weise gewesen, wenn Deutschland sich 1871 von Frankreich Pondichery hätte abtreten lassen; denn, wie der „Spectator" damals hervorhob, hätte England darin die Absicht sehen müssen, ein Reich auf seine Kosten zu gründen. Ebenso können wir nicht E. v. Weber zustimmen, wenn er bedauert, daß Fürst Bismarck nicht gegen die Annexion des Transvaals protestirt und das Deutschland zugedachte Protectorat desselben angenommen habe. So gewaltthätig und ungerechtfertigt das Vorgehen Englands sein mochte, so ist es nicht die Aufgabe einer Großmacht, einer anderen moralische Vorlesungen zu halten und eine solche soll nicht protestiren, wenn sie nicht in der Lage ist, ihrem Protest thatsächlichen Nachdruck zu geben. Vorhandene deutsche Interessen aber wurden durch jene Annexion nicht verletzt. Allerdings haben wir uns nicht an das englische Zukunftsprogramm „Afrika englisch vom Tafelberg bis zum Nil" zu kehren und müssen darauf gefaßt sein, daß ein überseeisches Fußfassen Deutschlands in London scheel angesehen wird; aber es ist ein großer Unterschied, ob wir da eintreten, wo freier Raum ist, oder ob wir offenbar in die britische Machtsphäre eingreifen. Deutsche Ansiedelungen in wirklich neutralen Gebieten zu hindern, würde England weder ein Interesse noch die Macht haben.

Aber es ist eben kein freier Raum mehr da, sagen die Gegner der Colonisation. Dem ist nicht so, erwidern Fabri, Weber und Hübbe-Schleiden, „noch liegt," sagt letzterer, „in fremden Welttheilen zehnmal so viel des besten Landes ungenutzt, als die deutsche Nation zu colonisiren oder zu cultiviren vermag. Diese überseeischen Länderstrecken sind zum Theil von keiner civilisirten Macht besetzt, also völkerrechtlich neutral, zum Theil wohl nominell weggegeben, aber doch nicht culturell im Besitz einer fremden Nationalität."

Ehe wir nun zu der Frage übergehen, wo dies Land zu suchen ist, wollen wir noch kurz den vielfach gegebenen Rath berühren, unsere überschüssige Kraft nach Osten, nach Ungarn und den Balkanländern zu wenden, was auch Löhnis für einen näherliegenden und deutscher Leistungsfähigkeit würdigeren Wirkungs-

[1]) Frankreich hat diese Erfahrung im tunesischen Feldzug gemacht; es bedarf einer acclimatisirten afrikanischen Armee mit langer Dienstzeit.

Digitized by Google

kreis ansieht, als andere Welttheile: zumal da im Osten bereits eine Menge, auf seiner Karte sehr anschaulich gemachter größerer und kleinerer Ansiedlungen vorhanden ist, welche den Anhalt für weitere Ausdehnung geben und zwar in Gegenden, welche durch Eisenbahnen viel wirksamer mit Deutschland verbunden sind, als überseeische es durch Dampferlinien sein können. Diese Empfehlung ist eben so naheliegend, wie scheinbar begründet. Ungarn, das hier in erster Linie in Betracht kommt, ist trotz seines natürlichen Reichthums ein armes Land, das seine landwirthschaftlichen Rohproducte massenhaft ausführen muß, um nur seine einfachsten industriellen Bedürfnisse zu befriedigen. Es ist dünn bevölkert, capitalarm, ohne einen tüchtigen Mittelstand, dem ländlichen Arbeiter mangelt Energie, dazu ist es leicht und ohne große Kosten zu erreichen. Alles das scheint der Einwanderung günstig, die ihm Capital und Arbeitskräfte bringen würde, sowohl für die Schätze seines Bodens als die Hebung seines Gewerbfleißes. Indeß der natürliche Reichthum eines Landes entscheidet nicht über das Wohl des Ansiedlers, er muß sich auch ersprießlich verwenden lassen, es müssen Bedingungen der geographischen Lage, der Verkehrswege, der Rechtssicherheit, der bürgerlichen und politischen Freiheit hinzukommen, wenn Verhältnisse entstehen sollen, die allgemeine Anziehungskraft üben. In dieser Beziehung aber liegen die Dinge in Ungarn wenig günstig; es fehlt noch sehr an Verkehrsmitteln, das Eisenbahnnetz verbindet bis jetzt nur die Hauptstädte, jederzeit fahrbare Straßen mangeln, oft kann man die nächste Bahnstation nicht erreichen, weil die grundlosen Wege es unmöglich machen. Die Steuern sind hoch, das Deficit ist permanent. Vor allem aber kommen die rechtlichen und politischen Verhältnisse in Betracht; die magyarische Minorität, welche selbst wirthschaftlich meist unter der Leistungsfähigkeit der anderen Stämme steht, beutet ihre Herrschaft rücksichtslos aus, um diese rechtlich und politisch mundtodt zu machen, die deutsche Sprache wird von der Regierung systematisch aus Amt, Schule und Verkehr verdrängt, Deutsche, Rumänen, Serben, Slovaken werden gezwungen ungarisch zu lernen und per fas et nefas bis auf die Namen magyarisirt. Bei den Wahlen ist der Druck der Art, daß die napoleonischen officiellen Candidaturen dagegen als ein wahres Kinderspiel erscheinen; in den nicht magyarischen Bezirken werden die Wähler unter Drohungen und Versprechungen von den Comitatsbeamten zur Wahlurne für den Regierungscandidaten förmlich getrieben. Man lese in dieser Beziehung die drastische Schilderung eines Aufsatzes aus Süd-Ungarn „Die Reichstagswahlen und die Nationalitäten Ungarns“ in der Augsb. Allg. Ztg. vom 19. Juli v. J. Wenn die Siebenbürger Sachsen in ihrer Geschlossenheit sich nur mit schwachem Erfolg gegen ihre Vergewaltigung wehren, so können solche Zustände wahrlich nicht lockend für deutsche Einwanderer sein. Demgemäß fordern auch ungarische Volkswirthe, welche anerkennen, daß die Vermehrung der Bevölkerung nothwendig sei, daß die Ansiedlung nationalen Charakter trage. Keleti z. B. will vor Allem Zurückführung der in der Moldau lebenden Csányi-Magyaren, der Szekler in der Walachei, ebenso der im Auslande also auch in Wien lebenden Ungarn, sodann Uebersiedlung des Volksüberschusses aus den wenig fruchtbaren aber relativ übervölkerten Landestheilen in die dünnbevölkerten

Digitized by Google

Gebiete des fruchtbaren Niederlandes[1]). Erst in dritter Linie faßt er Einwanderung aus der Fremde in's Auge und hier ist es ihm freilich klar, daß sie so nur aus Deutschland kommen kann; aber er empfiehlt sie nur, weil der Deutsche allein hinlänglich kosmopolitisch sei, um seine Nationalität aufzugeben. Seit der Begründung des Reiches sei bei den Deutschen zwar ein gewisser Umschwung in dieser Beziehung eingetreten, deshalb müsse man aus Vorsicht deutschen Einwanderern zwar ihre Sprache lassen; aber den ungarischen Staatsbürgereid von ihnen fordern, die Kinder müßten die ungarische Staatssprache lernen. Wir überlassen die Zurückfiedlung auswärtiger Ungarn den magyarischen Politikern, ebenso wie die erwähnte Uebersiedlung, vorläufig ist von beiden nichts zu spüren, vielmehr eine starke Auswanderung aus den relativ übervölkerten armen Gegenden des Nordens wahrzunehmen, so aus dem Saroser, Zempliner und Zipser Comitat. Aber sicher ist, daß bei solchen Verhältnissen Deutsche vor der Ansiedlung in Ungarn zu warnen sind, selbst wenn sie dazu geneigt sein sollten. Nicht viel anders liegen die Dinge in Rußland; die Zeiten sind vorüber, wo seine Regenten schwäbische Ansiedler zu gewinnen suchten, der aggressive Slavismus ist auch hier maßgebend geworden und ganze deutsche Colonien sind aus Süd-Rußland nach Argentinien ausgewandert. In Polen dringt zwar das deutsche Element vor, indem zahlreiche Güter aus den Händen bankerotter Adliger in die Hände fleißiger und wohlhabender Deutschen übergehen, indeß so erfreulich das ist, kommt dies doch für die Frage der Colonisation kaum in Betracht, die Masse des Volkes bleibt doch polnisch.

(Ein zweiter Artikel im nächsten Heft.)

---

[1]) So wurde im 18. Jahrh. das in Folge der Türkenkriege entvölkerte Bekeser Comitat durch slavische Colonisten wieder bevölkert.

Digitized by Google

Moderne französische Romanschriftsteller.

Von

Georg Brandes.

III. Edmond und Jules de Goncourt.

I.

Eines Tages im Juni 1870 bewegte sich in Paris ein nicht sehr großes Trauergefolge zu Fuß von einem Hause in Auteuil zum Kirchhof Montmartre. Man las echte Trauer in den Gesichtern der Männer, die den kleinen Zug bildeten, der aus Künstlern, Schriftstellern, Philosophen und einigen Verwandten bestand. Doch unter den Leidtragenden war Einer, der unmittelbar hinter dem Sarge ging, und für den der Gang vom Trauerhaus bis zum Grabe wie der Gang des Verurtheilten vom Gefängniß zum Schaffot zu sein schien, Einer, dessen edles Gesicht in seinem Schmerz wie versteinert war, dessen Augen, von Thränen geblendet, nichts sahen, dessen hohe Gestalt, obwohl von dem Arm eines Freundes unterstützt, jeden Augenblick schwankte, „als hätte er sich mit den Füßen in dem Zipfel des Leichentuchs verwickelt". Er ging mit bloßem Kopf und mit Erstaunen sahen die ihm am nächsten folgenden, wie seine dunklen Haare während des Weges erblaßten und sich entfärbten. Bei der Ankunft am Begräbnißplatz war er ergraut [1]).

In dem Sarge lag der 39jährige Jules de Goncourt, Radirer, Aquarellmaler, Geschichtsschreiber und Romandichter. Edmond de Goncourt war durch den Tod seines einzigen Bruders, der ihm viel mehr gewesen war, als der eine Bruder sonst dem andern zu sein pflegt, um zehn Jahr älter geworden.

Er hatte am Tage zuvor an dem Todtenbett gestanden. Die Stirn des Verstorbenen hatte sich gefaltet; seine Augen hatten sich wieder geöffnet, sein gläserner Blick schien eine erschreckende Sehnsucht, ein unsägliches Erstaunen, eine qualvolle Entrüstung auszudrücken gegen das Schicksal, das mit all seinen Hoffnungen auf endliche Anerkennung und späten Ruhm auch die Bande einer brüderlichen Freundschaft zerschnitt, die ihresgleichen kaum je gehabt hat.

[1]) Théophile Gautier: Portraits contemporains, 197.

Digitized by Google

Während der Tod sonst gewöhnlich die Gesichter, die er berührt, mit einer Maske versöhnter Ruhe deckt, hatte er von den so seinen und regelmäßigen Zügen Jules de Goncourt's nicht einen bitteren Ausdruck auslöschen können. Der Todte auf seinem Lager schien über den Lebendigen zu trauern, der verlassen zurückblieb.

Und das ganze Leben der beiden Brüder glitt an dem inneren Auge Edmonds vorüber, während er über die Leiche gebeugt dastand: die Gestalt des tapferen Vaters, eines der jüngsten höheren Officiere der großen Armee; an dem Kopfe hatte er die Narben von sieben Säbelhieben, die er in Italien erhalten hatte, seine rechte Schulter war am Tage nach der Schlacht bei Moskwa von einer Kugel zerquetscht worden; sie hatten ihn schon als Kinder verloren — vorüber zog die Gestalt der Mutter, deren Züge Jules geerbt hatte, die nach dem Tode des Vaters sich völlig von der Welt zurückgezogen hatte, um nur ihren Kindern zu leben, die jeden Abend Jules in all seinen Lectionen überhörte, ihn mit Leidenschaft erzog und verzog — und Edmond sah Jules als kleinen Jungen von zehn Jahren, für einen Maskenball geputzt, in dem Frack eines französischen Leibgardisten, den Dreimaster auf dem Ohr, die Hand am Degenknopf, das Auge durch den Puder noch lebhafter als sonst, lieblich und rund wie ein Amor von Fragonard.

Da lag er jetzt ausgestreckt als Leiche.

So hatte im Jahre 1848 die Mutter gelegen. Und seit der Zeit hatten er und Jules eine Bruderschaft geschlossen dergestalt, daß sie in der Regel alle Stunden ihrer Tage gemeinsam verbracht, alle ihre Gedanken sich mitgetheilt, alle Arbeiten gemeinsam ausgeführt, alle Mahlzeiten zusammen gegessen, alle Reisen gemeinsam gemacht, und sich in 22 Jahren nur ein Mal auf 48 Stunden getrennt hatten, als der eine von ihnen eine Reise nach Rouen, um einige Briefschaften abzuschreiben, unternehmen mußte. Sie hatten in der Zeit kein Buch, keinen Freundes- oder Geschäftsbrief geschrieben, der nicht von ihnen beiden unterzeichnet war.

Edmond hatte den um acht Jahre jüngeren Bruder in die literarische Arbeit eingeweiht. Er war zuerst sein Lehrer gewesen, aber bald wich das Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler dem ebenbürtigsten Zusammenarbeiten. Sie hatten von Anfang an ein kleines Vermögen gehabt, zwölf bis fünfzehn Tausend Francs jährlich für Beide, was ihnen die Unabhängigkeit sicherte und das Recht, keine Arbeit, die ihnen nicht zusagte, zu übernehmen.

Und Edmond sah sie, wie sie ein Jahr nach dem Tode der Mutter, den Ränzel auf dem Rücken, Frankreich zu Fuß durchzogen, die Gegenwart studirten, sich der Vorzeit erinnerten, mit der Feder alte Schlösser und Kirchenthüren zeichneten, Einfälle und Empfindungen notirten; Jules, damals noch so schlank, so fein, so bartlos, daß die Dienstmädchen in den Wirthshäusern ihn für eine hübsche junge Frau hielten, die sich entführen ließ; bis zu seinem Tode hatte er ja auch seinen „Frauenmund" behalten. Edmond erinnerte sich, wie sie sich von Marseille nach Algier einschifften, dort im arabischen Viertel der Stadt herrliche Wochen verlebten, von der Schönheit jenes Himmels berauscht die hellen Nächte in einer Barke verbrachten und sich in dem Grade in das Sonnen-

Digitized by Google

land verliebten, daß sie bei der Abreise sich einredeten, sie zögen heim, nur um ihre Sachen zu ordnen und dann zurückzukehren.

Er dachte an den großen Tisch in der dunklen Mezzanin-Etage in der Rue Saint-Georges, an dessen zwei Enden Jules und er saßen und Aquarelle malten, als sie plötzlich eines Herbstabends 1850 darauf verfielen, mit den Tuschpinseln ein Vaudeville zu schreiben, ihren ersten literarischen Versuch, der wie fast all ihre folgenden Lustspiele und Schauspiele von allen Theaterdirectionen verworfen wurde.

Er sah sich um in dem Schlafzimmer des Todten, dort der Schaukelstuhl, in dem er sich rauchend auszuruhen liebte, wenn er einen Abschnitt geschrieben hatte, dort der weiße Tisch, an dem er zum letzten Mal dem Bruder eine Seite aus seinem Lieblingsbuch, Chateaubriand's „Mémoires d'Outre-Tombe", vorlas, als er mit Eins stammelte, das Wort wiederholte, ohne es sagen zu können, nochmals mit Zorn es versuchte, erbleichend aufstand und schwankte.

Edmond dachte zurück an die schönen Jugendtage, wo sie auf der Jagd nach Zeichnungen oder Autographen aus dem achtzehnten Jahrhundert Paris kreuz und quer durchstreiften, Jules, der jugendliche und eifrige, immer einen Schritt voraus, obwohl nur Edmond mit Leidenschaft Sammler war; er sah, wie sie, nach Hause gekommen, wie botanisirende Naturforscher ihre Schätze auskramten, ihre Concurrenten an den Auctionstischen verwünschten, sich des Erworbenen freuten, einander die Beobachtungen, Einfälle, Gleichnisse mittheilten, welche die beste Beute des Tages ausmachten.

Welch' gute Tage in jener niedrigen Wohnung! Während er selbst über die Arbeit gebeugt saß, lag Jules auf dem von Floretstößen durchbohrten Bett, rauchend, träumend, Brochüren durchblätternd, von Ideen sprudelnd. Wenn die Ratten unten in dem halbdunklen Brunnen, den man den Hof nannte, allzu laut wurden, ergriff man aus der Trophäe an der Wand eine Salonpistole und feuerte hinunter in den Schwarm.

Und die Mittage bei dem Restaurant Magny, die berühmten Mittage, wo Sainte-Beuve präsidirte, Théophile Gautier mit heiserer Stimme seine farbenreichen Tiraden gegen die „Bürgeois" schleuderte, wo Renan für den Stil des siebzehnten Jahrhunderts gegen die sprachlichen Neuerer plaidirte, Taine Alfred de Musset gegen die Jünger Victor Hugo's in Schutz nahm, jene glücklichen Stunden, wo in der feinen Erregung der leichten Speisen, der duftenden Früchte, des echten alten Weins Jules all seinen so ganz pariſischen Geist an den Tag legte, und Edmond an dem Bruder seine Freude hatte, wie ein Vater an seinem Kind — diese Mittage, von denen Jules nie zurückkehrte, ohne die Nachwallungen seines Blutes, das in den Schläfen pochte, mit dem Schreiben einiger Seiten zu beruhigen.

II.

Wenn Edmond de Goncourt auf das gemeinsame Leben der beiden Brüder zurückschaute, konnte wohl ein Gefühl des berechtigten Stolzes sein Herz schwellen machen. Sie hatten ihre ineinander verflochtene Namensziffer in den Spiegel der Zeit wie mit Diamant eingeritzt. Die Erzeugnisse ihrer hartnäckigen und

Digitized by Google

genialen Arbeit haben schon jetzt tief auf die Gemüther Mitstrebender gewirkt, und werden noch lange von den Historikern zu Rathe gezogen und von dem unterhaltungsuchenden Publicum gelesen werden [1]).

Die Brüder Goncourt sind zwei Schriftsteller ersten Ranges, oder richtiger ein einziger Doppelschriftsteller, der zugleich Geschichtschreiber und Romandichter ist. Nicht daß sie die Geschichte romanhaft behandelt haben — es gibt kaum Forscher, deren Genauigkeit erstaunlicher und minutiöser ist; auch nicht, daß sie sogenannte historische Romane geschrieben haben — nicht eine einzige ihrer erdichteten Erzählungen geht in dem von ihnen studirten achtzehnten Jahrhundert vor, sie sind alle rein modern und ohne jegliches romanhafte Gepräge, vielleicht die am wenigsten romanartigen Romane, die überhaupt geschrieben sind.

Im gewöhnlichen Sinne des Wortes sind ihre Dichtungen überhaupt nicht Romane. Die Verfasser haben den Namen nur behalten, weil uns ein moderner Name für die Sache fehlt. In Wirklichkeit haben Romane wie die ihrigen mit jenen alten französischen Romanen, in welchen die Erfindung, die freie Phantasie des Dichters die Hauptsache war — „Monte Christo" oder „Die drei Musketiere" sind die schlagendsten Beispiele — nichts als den Namen gemein. Sie sind in ihrer Art auch von den Romanen Balzac's verschieden, insofern dieser sonst so moderne Erzähler das romanhafte Element nur sehr selten entbehren konnte. Die Brüder Goncourt wollten von Anfang an nur Studien nach der Natur geben, mit so großer und ernster Vertiefung und so wenig Erfindung oder freier Phantasie wie möglich das moderne Leben darstellen, wie sie es um sich sahen. In Deutschland würde man Bücher wie die ihrigen kaum Romane nennen. Der moderne deutsche Roman in der Gestalt, die er bei den gelesensten Dichtern angenommen hat, setzt in seinem Idealismus seine Ehre darin, ein geläutertes Bild der Natur und der Gesellschaft, außerdem ein großes Zeitbild, womöglich Weltbild zu geben; die Wahl seiner Stoffe ist auf das Große, Bedeutende, Pathetische, Schöne gerichtet, er liefert eine Psychologie der Einzelnen und der Gesellschaft mit nur leise angedeuteter physiologischer Grundlage; es ist ihm hauptsächlich um die Gesammtwirkung zu thun, und er breitet sich deshalb leicht zu sehr aus, um den Einzelheiten die Sorgfalt widmen zu können, auf welche man jenseits des Rheins so viel Werth legt. Die Romane der Brüder Goncourt haben keinen weiten Horizont, umspannen kein weites Feld und stellen dem Leser gewöhnlich nur wenig Personen vor. Ihre Stoffe sind ohne Ausnahme dem Privatleben entnommen, keine großen Charaktere, kein historisches Pathos, kein spannendes oder dramatisches Element. Ihre Psychologie ist Psychophysik. Sie haben sich nicht gescheut, bisweilen dem Häßlichen, dem niedrigen Laster einen Platz einzuräumen, den ein Deutscher ihm in einem Kunstwerk kaum gestatten würde; sie haben aber immer die schneidende Disharmonie in tragische Wehmuth aufzulösen gestrebt. Ihre Werke sind moderne Tragödien in erzählender Form und sie haben mit Erfolg versucht die Grenzen des dar-

[1]) Die gesammelten Werke der beiden Brüder machen, von einigen kleineren Bänden Biographien abgesehen, 21 Bände aus; Edmond außerdem hat nach dem Tode des Bruders bis jetzt sechs Bände veröffentlicht.

Digitized by Google

stellbar Tragischen zu erweitern, freilich wenn man den Begriff weniger eng und doctrinär auffaßt, als es in den Handbüchern der Aesthetik geschieht.

Die Brüder Goncourt fingen als Geschichtsforscher an, erforschten und schrieben die Geschichte nach einer neuen, ihrer eigenen Methode. Sie bemächtigten sich nach und nach vollständig eines ganzen Jahrhunderts, des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich. Sie drangen in dieses Zeitalter durch die Kunst ein, die lange so gering geschätzte und geschmähte Kunst der Watteau, Boucher, Chardin, Greuze u. s. w. Sie studirten diese Maler und Zeichner so genau, daß ihre Kennerschaft als die entscheidende angerufen wurde, wenn man über die Echtheit eines Aquarells, oder gewisser Theile eines Aquarells nicht einig werden konnte. Sie kauften die Bilder dieser Künstler zu einer Zeit, wo noch Niemand sie suchte und ihren Werth verstand, und legten die vollständigste Sammlung französischer Zeichnungen aus dem achtzehnten Jahrhundert an, die überhaupt existirt. Sie priesen diese Künstler, während die Vorurtheile gegen sie in Frankreich selbst noch so mächtig waren, daß die Bibliographen der großen Kunstrevuen sich weigerten, nur die Namen ihrer Bücher über dieselben anzuführen. Ich sehe in ihrer Begeisterung für jene anmuthige und gefallsüchtige, von David und seinen Schülern verdrängte Kunst eine Aeußerung der großen historischen Reaction zu Gunsten des achtzehnten Jahrhunderts, die um die Mitte des jetzigen in fast allen Ländern beginnt. Was bei den etwas älteren französischen Dichtern und Schriftstellern das vorige Jahrhundert besonders in Mißcredit gebracht hatte, war die rationalistische Farblosigkeit seiner Poesie und die Negativität seiner Ideen. Die Brüder Goncourt faßten das vergangene Zeitalter nicht von der ideellen, sondern von der bildlichen Seite auf, und sie fanden die Poesie desselben in seiner Kunst. Kühn und richtig schrieben sie: Der große Dichter des achtzehnten Jahrhunderts heißt Watteau.

Doch das Studium der Kunst war ihnen nur ein Anfang ihres Forschens. Ihre Geduld und ihre Arbeitskraft reichten hin, um sie alle sinnlichen Zeichen, Spuren, Reste des Zeitalters ausfragen zu lassen. Sie lasen alle Zeugnisse der Zeitgenossen, Historien, Memoiren, Dramen, Romane, komische Poesien. Sie durchblätterten Brochüren, fliegende Blätter, Schmähgedichte, Pamphlete, Zeitungen. Sie gingen vom Gedruckten zum Ungedruckten, sie wurden Autographensammler, um in dem nicht für die Nachwelt, überhaupt nur für den Adressaten bestimmten Brief, in der für kein fremdes Auge überhaupt bestimmten Tagebuchaufzeichnung die freimüthige Offenheit und das geheime, innerste Leben zu finden, das sich gewöhnlich dem Geschichtschreiber entzieht. Sie folgten hierin unbewußt dem philologischen, antiphilosophischen Hang der zeitgenössischen, historischen Forschung. Doch Bilder, Bücher und Briefe genügten ihnen nicht. Sie studirten auch noch die Bronzen, die Statuen, die Möbeln, die wechselnden Moden, ja selbst die wollenen und seidenen Stoffe, die Stickereien und den Putz der Zeit, um anstatt der Legende oder des Heldengedichts die Sittengeschichte des Zeitalters liefern zu können. Aus dieser Masse von Zeugnissen, aus dreißigtausend Brochüren, zweitausend Zeitungen, hunderten von auserwählten Zeichnungen aller Meister und Schulen, gewöhnlich den besten, ihnen selbst angehörenden jedes Meisters haben sie ihre geschichtlichen Werke zusammendestillirt. Sie

Digitized by Google

haben, weil sie nur Neues, bisher Unbekanntes, Unherausgegebenes bringen wollten, sich von allem schon Gesagten fern gehalten, sind aber nicht im gleichen Grade der Gefahr entgangen, ein allzugroßes, unübersehbares Detail mitzunehmen. Ihr Werk über die Frau im achtzehnten Jahrhundert, ihre Sittengeschichten der Revolution und des Directoriums sind Fundgruben, Schatzkammern. Es schillert und glitzert in diesen Büchern von Millionen pikanter und meistens lehrreicher Einzelheiten; sie stehen aber einander zu nahe, alle, wichtige und unwichtige auf einem Plan; und das Buch wirkt wie ein Bild, wo keine Luft die Gegenstände voneinander trennt. Es fehlt an Ueber- und Unterordnung, an Ruhe, Größe und weitem Horizont.

Sie haben jedoch die Geschichte als Poeten studirt und in einem feinfühligen, erregten, anschaulichen, wie Atlas changirenden Stil geschrieben. Und da von dem modernen Poet das Wort des Dichters gilt:

Ein Träumer bleibt er stets und hängt am Weibe,

so waren sie mehr als Andere geneigt, sich die Sittengeschichte als die Geschichte des weiblichen Einflusses vorzustellen, haben sich von der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts angezogen gefühlt, weil der Einfluß der Frauen damals am größten war, und haben dieselbe hauptsächlich als Geschichte der herrschenden Frauen gefaßt. Sie haben das Jahrhundert erzählt, indem sie in einer langen Reihe von Bänden die Lebensgeschichte der Herzogin von Chateauroux und ihrer Schwestern — jener fünf Schwestern, die nach einander die Geliebten Ludwig's XV. wurden — das Leben der Marquise von Pompadour, der Herzogin du Barry und endlich die Geschichte Marie Antoinette's geschrieben. Jede dieser unendlich verschiedenen Frauengestalten, dem Adel, dem Bürgerstand, dem Volk und dem Fürstenstand angehörend, tritt mit ihrer ganzen weiblichen Eigenart, ihrem Temperament, ihren Bewegungen, dem Klang ihrer Stimme und der Farbe ihrer Worte in diesen Werken hervor; man empfindet scharf, welche geistige Atmosphäre sie um sich verbreitet, welchen Einfluß und welche Art von Zauber sie ausüben muß. Das unbedingt interessanteste Buch unter diesen Biographien ist das über die Herzogin von Chateauroux und ihre Schwestern, theils vielleicht, weil es durch eine gründliche Umarbeitung an Plastik gewonnen hat, theils weil der Stoff an sich, der Kampf, den die eine Schwester mit der andern um den Platz an der Seite des Königs führt, der Tod von Madame de Vintimille, nachdem sie Madame de Mailly besiegt hat, der neue Sieg, den die Marquise de la Tournelle über die frühere Favoritin gewinnt, der Versuch der Herzogin von Chateauroux, aus dem König einen Helden zu machen, ihr Triumph, ihre schmähliche Vertreibung vom Hofe während der Krankheit Ludwig's, ihre Wiedereinsetzung in die königliche Gunst und ihr gleich darauffolgender plötzlicher aber qualvoller Tod, Umstände sind, die dem Werk ein ungesuchtes dramatisches Leben geben, welches das Interesse erhöht, mit dem man der psychologischen Entwickelung folgt.

III.

Die Brüder brachten zu ihren Romanen dieselbe Sorge für gewissenhafte Wiedergabe des Wirklichen mit, dasselbe Bestreben, das unendlich Kleine,

Digitized by Google

das den Sinnesempfindungen zu Grunde liegt und auf welchem das Leben der Darstellung beruht, nicht zu übersehen, endlich dieselbe Vorliebe für die Seelengeschichte des weiblichen Geschlechts. Ihre Romane und Theaterstücke tragen mit nur einer Ausnahme Frauennamen.

Ich habe schon gesagt, daß diese Bücher alle modern sind. Sie sind es in eminentem Sinne durch das Bedürfniß unbarmherziger Analyse, das sie trägt, durch die bis zum Aeußersten getriebene Empfindlichkeit für die Eindrücke der Außenwelt, welche die Verfasser charakterisirt und durch die Ueberverfeinerung ihrer Darstellungsgabe, welche derjenigen ihrer Beobachtungsgabe entspricht. Diese Romane sind Erzeugnisse der raffinirtesten Uebercultur unserer Zeit; wo die Verfasser aber am höchsten stehen und ihr Bestes geleistet haben, da haben sie jene zweite und höchste Einfachheit erreicht, welche das Product der verwickeltsten und verfeinertsten Bildung ist. Niemand hat in der modernen Poesie so wie sie nach und nach seine Stoffe vereinfacht.

Sie haben wenig Romane geschrieben, im Ganzen sechs; sie waren zu ernste und gewissenhafte Künstler, um, wie so manche ihrer Collegen, jedes Jahr der Lesewelt einen fertigen Roman präsentiren zu können, aber jedes Buch bezeichnet eine Entwickelungsstufe oder doch ein neues poetisches Experiment. Der letzte und gewissermaßen der tiefsinnigste Roman, den sie gemeinsam schrieben, ist der einfachste von allen. Es ist ein Roman, in welchem eigentlich nur Eine Person vorkommt, ein Roman ohne Begebenheiten, ohne Verwickelung, ohne Spannung, ohne Liebesgeschichte. Es ist Nichts als die peinlich genaue Darstellung, wie eine französische Dame von der höchsten Bildung, in dem Kreise der Doctrinärs unter Louis Philippe entwickelt, von einem ausgezeichneten Vater erzogen, seit ihrer frühesten Jugend eine überzeugte und selbständige Freidenkerin, während eines Aufenthalts in Rom durch nervöse Einflüsse Schritt für Schritt dazu gebracht wird, ihre Ueberzeugungen, ihre Denkart, ihr ganzes Wesen zu ändern, um als fanatische Katholikin zu sterben. Wenn man Anfang und Endpunkt des Buches betrachtet, scheint es Einem fast unmöglich, daß die Autoren diese rücklaufende Entwickelungsgeschichte einer bedeutenden Frauenseele glaubwürdig machen können. Aber die tausend Schritte des Weges sind alle angedeutet, jede Uebergangsstufe, jede Nuance wird uns klar, das Frauenherz liegt mit allen Fasern offen vor uns. Beschreibungen Roms, des heidnischen alten, wie des katholischen und des modernen, klären die Seelengeschichte, die sie unterbrechen, auf. Ebenso einfach wie hier der Gegenstand, ebenso complicirt ist, ohne daß der gewöhnliche Leser es merkt, das Wissen und Können, die Methode der Dichter. Es gibt wenig Psychologien, in denen so viel Psychologie steckt wie in diesem wahren und feinen Buch.

Sollte ich mit Einem Worte die eigentlichste Originalität ihrer Romane bezeichnen, so würde ich sagen: diese Bücher schildern, wie nie zuvor die Poesie, das Nervenleben des modernen Menschen, besonders der modernen Frau und des modernen Künstlers, d. h. das Nervenleben der zwei am zartesten besaiteten Wesen, die es gibt. Und wenn man hier Nervenleben sagt, so sagt man ungefähr Nervenkrankheit oder doch Kränkeln der Nerven. Es ist nicht die Sache der Goncourt, die ungebrochene Kraft, die vierschrötige Ge-

Digitized by Google

sundheit darzustellen. Es würde aber ebenso pedantisch sein sie deshalb zu tadeln, wie ungereimt ihnen deshalb ein Lob zu spenden. Es gilt nur ihre Specialität zu bestimmen. Und ihr Bereich ist nicht gering, ist es besonders heutzutage nicht, wo auch außerhalb der höheren Classen das animalische Leben so stark von dem nervösen zurückgedrängt ist. Sie haben das abnorme Nervenleben ihrer Zeitgenossen verstanden und es mit einer brennenden Wahrheitsliebe ihnen dichterisch vorgeführt.

Um das zu thun, war ein Empfindungsvermögen, eine Sensitivität erforderlich, die in der Entwickelung der Literatur vielleicht nie in diesem Grade gespürt worden ist. Die Schilderung der Nervenzustände haben die Brüder ja aus sich selbst hervorgezogen, sie haben sich selbst studiren und untersuchen, haben in ihrem eigenen Nervenleben wühlen müssen, um dieses Gehör und dieses Feingefühl für die Zustände Anderer zu erlangen.

Daß sie diese Höhe erreichten, das beruht aber, glaub' ich, am tiefsten darauf, daß sie zwei waren, ich meine auf der nie dagewesenen Art ihres Zusammenarbeitens. Sie waren geistig Zwillinge, die mit zwei Gehirnen dachten, zwei Herzen fühlten. Man hat ja früher oft genug die sogenannte Mitarbeiterschaft in der schönen Literatur gesehen. Gute Freunde, schlaue Köpfe haben sich besonders in Frankreich häufig zusammen gethan, um irgend ein Kunstwerk oder Kunststück, einen Dumas'schen Roman oder ein Scribe'sches Lustspiel zu Stande zu bringen. Sie haben das Zusammenarbeiten durch ein heiteres Frühstück eingeweiht, die Idee zwischen Birne und Käse besprochen, dann jeder sein Capitel oder seinen Act geschrieben, haben sich verständigt und haben sich wieder getrennt, um später jeder für sich dem Publicum zu verstehen zu geben, daß nicht der Andere, der Alphonse, sondern er, der Emile, als der eigentliche Urheber des Erfolgs zu betrachten sei.

Nicht nur, daß keiner der Brüder jemals den schwächsten Versuch gemacht hat, den Hauptantheil an der gemeinsamen Production an sich zu reißen oder die Firma irgendwie aufzulösen, sondern die Form ihrer gegenseitigen Mitarbeiterschaft läßt sich mit keiner andern vergleichen. Sie schlossen sich, wenn sie schreiben wollten, auf drei bis vier Tage ein, ohne auszugehen, ohne eine lebendige Seele zu sehen. Nur in einer klösterlichen Stille und Einsamkeit konnten sie Gestalten formen, dem Erdichteten das Wirklichkeitsgepräge aufdrücken.

Wie sie es eigentlich machten, um gemeinsam zu componiren und zu schreiben, ist mir jedoch lange ein Räthsel gewesen. Edmond de Goncourt hat mir's in einem Briefe gelöst:

„Sobald wir," schreibt er, „über den Plan einverstanden waren, plauderten wir rauchend eine Stunde oder zwei über den Abschnitt oder richtiger den Absatz, der jetzt zu schreiben sei, und wir schrieben ihn jeder für sich in zwei getrennten Zimmern; dann lasen wir uns das Stück vor, das jeder von uns gemacht hatte, und entweder wählten wir ohne irgend eine Erörterung das beste oder wir bildeten eine Zusammensetzung von dem, was in den zwei geschriebenen Compositionen am wenigsten unvollkommen war. Aber selbst wenn der eine der beiden Versuche völlig geopfert wurde, war doch immer in der definitiven

Digitized by Google

Vollendung und Politur des Absatzes ein wenig von der Arbeit beider Brüder, ob auch nur durch die Hinzufügung eines Adjectivs, die Wiederholung einer Wendung oder dergleichen."

Dies Verfahren scheint mir die Eigenthümlichkeiten, die großen, glänzenden Vorzüge und die auffälligen Mängel ihrer Darstellungsweise bis zu einem gewissen Grad zu erklären. Es ist einleuchtend, daß wer mit solcher Vertrautheit einem andern Ich sein intimstes Phantasieleben, seine Visionen und halbausgetragenen Ideen unterbreitet, wer mit solcher Gewissenhaftigkeit das Geschriebene prüft, in seinem Stil keine todten Stellen haben kann; es ist klar, weshalb alles Triviale, jeder conventionelle oder auch nur stereotype Ausdruck aus diesem Stil verbannt wurde. Was dem Auge des Einzelnen entging, was vor der Kritik des Einen noch bestand, das wurde von der prüfenden Hand des Anderen, der eben im Nachbarzimmer dieselbe Aufgabe in seiner Weise gelöst hatte, sogleich entfernt.

So kommt das Ausgesuchte, Exquisite zu Stande; so aber auch das Ueberlastete, der gespickte Stil. Bisweilen meint man die Doppelarbeit in flagranti ergreifen zu können, wie in jenen bisweilen über zwei Seiten sich erstreckenden Appositionen, durch welche irgend ein Begriff erklärt oder eine Persönlichkeit geschildert wird. Die Periodenform, der Satzbau ist aufgelöst; übrig bleibt eine Kette von geistvollen, witzigen, originellen oder doch überraschenden Definitionen, in welche so viele Glieder, wie man wünschte, eingeschoben werden konnten[1]).

Und doch würde ich eine ganz unrichtige Vorstellung von ihrer Schreibweise geben, wenn ich den Eindruck erweckte, daß sie in der Regel zu viel des Guten geben. Im Gegentheil, da sie das Seltene, das Neue lieben, haben sie eine Angst davor, Alles zu sagen, worin ja nach Voltaire's bekannter Definition die ganze Kunst zu langweilen besteht; sie geben deshalb in ihren Romanen dem Verstand des Lesers viele Aufgaben zu lösen und seiner Einbildungskraft viel freien Spielraum, skizziren nur flüchtig die eigentliche Handlung oder Verwickelung in ihren Romanen, lassen zwischen den Capiteln große Lücken, wahre Abgründe bestehen, über welche der gewöhnliche Leser oft nicht den Muth

[1]) La Blague — cette forme nouvelle de l'esprit français, née dans les ateliers du passé, sortie de la parole imagée de l'artiste, de l'indépendance de son caractère et de sa langue, de ce que mêle et brouille en lui, pour la liberté des idées et la couleur des mots, une nature de peuple et un métier d'idéal; la Blague, jaillie de là, montée de l'atelier, aux lettres, au théâtre, à la société; grandie dans la ruine des religions, des politiques, des systèmes, et dans l'ébranlement des cervelles et des cœurs, devenue le Credo farce du scepticisme, la révolte parisienne de la désillusion, la formule légère et gamine du blasphème, la grande forme moderne, impie et charivarique du doute universel et du pyrrhonisme national; la Blague du XIX^e siècle, cette grande démolisseuse, cette grande révolutionnaire, l'empoisonneuse de foi, la tueuse de respect; la Blague avec son souffle canaille et sa risée salissante, jetée à tout ce qui est honneur, amour, famille, le drapeau ou la religion du cœur de l'homme; la Blague u. s. w., im Ganzen 65 Zeilen hindurch, bevor das Verbum kommt. (Manette Salomon, Cap. VII.) Es gibt kaum eine zugleich lebhaftere und mehr ermüdende Schreibweise. Die nicht enden wollenden Appositionen rufen unaufhörliche kleine Erschütterungen in dem Nervensystem des Lesers hervor. Er wird unterhalten und überwältigt. Dieser Stil wirkt wie ein ununterbrochen knatterndes Gewehrfeuer, wo ein kräftiger Kernschuß genügt hätte.

Digitized by Google

hat hinüberzusetzen oder in welchen er sich den Hals bricht, und verschmähen sogar im Anfang oder in der Mitte des Buches irgend eine vorbereitende Andeutung des Umstandes zu geben, der die Katastrophe herbeiführen soll. In „Charles Demailly“ beruht die Entscheidung darauf, daß einige Briefe, die Demailly als Bräutigam an seine Frau geschrieben und in welchen er seine besten Freunde in thörichter Laune verspottet hat, der Oeffentlichkeit übergeben werden. Nichts destoweniger hat der Leser, der Charles schon als Bräutigam gekannt hat, nicht das Geringste von der Existenz dieser Briefe im Voraus erfahren. Er hört erst, daß sie geschrieben sind, in dem Augenblick, wo sie benutzt werden sollen. In „La Faustin“ ist das entscheidende Moment, daß die Heldin, eine tragische Schauspielerin ersten Ranges, unwillkürlich den Lachkrampf ihres mit dem Tode ringenden Geliebten vor dem Spiegel nachzuahmen versucht. Der Dichter hat augenscheinlich stillschweigend an die bekannte Thatsache appellirt, daß bedeutende Schauspielerinnen (wie Sarah Bernhardt und Croizette) für gewisse Rollen monatelang in den Spitälern den Todeskampf studirten; aber mit keiner Silbe ist uns erzählt worden, daß die Faustin jemals die Gewohnheit hatte dies zu thun. Es ist unmöglich, diese elementaren Regeln der Composition vornehmer, gleichgültiger zu vernachlässigen. Die Goncourt schreiben nur für den Leser, der es versteht, daß für sie dergleichen kein Gewicht hat, nicht für Denjenigen, der einer Vorbereitung bedarf und der sich für die Handlung als Begebenheit interessirt.

In ihrer Leidenschaft, sich genau so auszudrücken, wie sie fühlten, kümmerten sie sich nicht um eine schöne Rhetorik, scheuten nicht davor zurück, dasselbe Wort fünf, sechs Mal auf einer Seite zu wiederholen oder Worte von einander zu trennen, die man nie geschieden gesehen hatte. Sie schreiben zum Beispiel: „mit, in den Augen, einem wilden Ausdruck,“ — vermuthlich um sich dem mündlichen, persönlichen Stil so viel wie möglich zu nähern[1]).

In einem ihrer Bücher haben sie sehr bezeichnend die Verzweiflung eines talentvollen Schriftstellers geschildert, dessen Frau — eine Schauspielerin — mit Selbstzufriedenheit lauter feststehende Redensarten ableiert. Von einem schlechten Vaudeville sagt sie: „Sinnig und empfunden“, von einem Gemälde: „Sehr stilvoll“; sie redet in den Phrasen, die in den Feuilletons, den Büchern, den Theaterstücken gebräuchlich sind, und die Liebe des unglücklichen Ehemanns verwandelt sich in Widerwillen.

Sie, welche das Eigenartige so brennend liebten, sie, welche nie bezweifelt haben, daß die volle und ganze Schönheit eines Kunstwerks nur den Künstlern zugänglich sei und die einmal die Frage: „Was ist das Schöne?“ mit dem kühnen Paradoxon beantwortet haben: „Es ist das, was dein Dienstmädchen und deine Geliebte instinctmäßig abscheulich finden,“ mußten mehr als Andere unter jener ewigen Quintenmusik der trivialen Menschen leiden.

Sie hatten sich nicht selbst der Gefahr ausgesetzt, die jener Schriftsteller

[1]) Bei Edmond de Goncourt finden sich Wendungen wie: „La veillée commençait, avec, aux vitres, un clair de lune“, oder: „Là était un vieux saule ... avec, dans le creux, des mousses vertes.“

Digitized by Google

lief. Keiner von ihnen hatte sich verheirathet und es scheint gewissen Bekenntnissen zum Trotz (Théâtre, Préface S. XI, ein Tagebuchblatt, das in Charles Demailly S. 77 verwendet worden), als hätte keiner von ihnen jemals ernstlich an das Heirathen gedacht. Sie betrachteten augenscheinlich die Ehe als dem Schriftsteller verboten, meinten, daß derselbe keinen Ehemann abgeben könne, da ein Mann, der sein Leben damit verbringe, „Schmetterlinge in einem Dintenfaß zu fangen", außerhalb der gesellschaftlichen Regeln stehe. Sie sahen das Coelibat als dem Gedanken nothwendig an. Und was für die Andern die Kinder sind, ein Stück von ihnen selbst, das ihren Namen bewahrt, ein kleines Stück Unsterblichkeit, das man liebt und verzieht, das seien, meinten sie, für den Schriftsteller seine Bücher.

Sie haben nicht mit kaltem Blut die Originalität gesucht und gefunden. Man findet sie überhaupt nicht so, und findet sie nicht, wenn man sie nicht hat. Ihnen war die Arbeit ein Mysterium, so tief wie das Mysterium des Schlafes, ein activer Zustand, in welchem sie nicht Hunger, nicht Kälte, nicht ihren eigenen Körper fühlten, in welchem während der Ekstase des Gehirns die Zeitempfindung schwand. Wie aus einem Nebel, wie hinter einem zerreißenden Schleier traten vor dem inneren Blick Formen und Gruppen hervor; sie sahen die Linien, die Ideen wurden Fleisch, das Bild erhob sich. Sie ergriffen diese Visionen, prüften sie, wandten und drehten sie und warfen sie bisweilen mißmuthig in das leere Nichts zurück, wo sie wie Seifenblasen platzten. Neue Bilder tauchten empor, entflohen, sträubten sich dagegen, sich festhalten zu lassen, „wie junge Mädchen, die sich weigern zu tanzen", bis sie, mit Gewalt erfaßt, in das Werk hineintraten und ein Theil von dessen Leben wurden [1]).

Das Zurückdrängen der Persönlichkeit und des bewußten Willens, der Traum mit offenen Augen, der Zustand der Entzückung und der Weltentrücktheit, der alle künstlerische Production bezeichnet, macht es dem wahren Künstler unmöglich, in seinem Schaffen ein bestimmtes Ziel zu verfolgen oder einer bestimmten, wenn auch von ihm selbst ausgesprochenen, Losung zu gehorchen. Ich gebrauchte den Ausdruck, daß die Brüder das abnorme Nervenleben ihrer Zeitgenossen „mit einer brennenden Wahrheitsliebe" studirt und dargestellt haben. Ich bin auf die Frage vorbereitet, ob sie denn nur das Wahre gesucht haben, und ob das Resultat ihres dichterischen Schaffens auch nur etwas Wahres, nichts Schönes geworden ist.

Ich glaube, daß man, wenn von Kunst die Rede ist, eine Neigung hat, diese zwei Worte in einen etwas falschen Gegensatz zu stellen. Der Stoff als solcher, er sei gesund oder krankhaft, macht das Kunstwerk weder schön noch unschön. Die Absicht eines Dichters, in erster Linie das Schöne zu suchen, ruft bei dem Kundigen durchaus nicht das günstige Vorurtheil hervor, daß er es auch finden werde, und selbst die ausgesprochene Tendenz des Dichters, nur das Wahre darstellen zu wollen, macht es durchaus nicht unwahrscheinlich, daß Schönheit das Resultat seines Strebens wird.

In einem Briefe an den Minister Duruy schrieb 1865 Sainte-Beuve:

[1]) Man vergleiche die Schilderung der geistigen Arbeit in „Charles Demailly".

Digitized by Google

„Das Schöne, Gute und Wahre ist ein schöner Wahlspruch und besonders einer, der sich gut ausnimmt. Es ist derjenige des Unterrichtswesens, es ist derjenige Cousin's in seinem bekannten Buche [dem mittelmäßigen Werk Le Vrai, le Beau et le Bien]; es ist — soll ich wagen, es zu gestehen? — der meinige nicht. Wenn ich einen Wahlspruch hätte, so sollte er sein das Wahre, das Wahre ganz allein — mögen das Schöne und Gute sich dann daraus ziehen, wie sie können!"

Ich bin überzeugt, daß wenn man die Brüder Goncourt gefragt hätte, sie sich mit Sainte-Beuve vollständig einig erklärt haben würden — ohne deshalb der Schönheit feindlicher gesinnt zu sein als er. Die Goncourt haben sich nie über die Theorie, die ihnen vorschwebte, geäußert; daß sie vorurtheilsfrei sind, haben sie bewiesen, indem sie die Kunst des achtzehnten Jahrhunderts, die nur das Anmuthige suchte und sich aus der Wahrheit so viel wie nichts machte, mit warmer Begeisterung priesen, während sie selbst mit seltenem Muth die Wirklichkeit in's Auge faßten und der Wahrheit zu Lieb' es wagten, mit Stoffen anzubinden, die man bisher als der Poesie unzugänglich betrachtet hatte. Erst spät, erst nach dem Tode des jüngeren Bruders, und nur widerstrebend ließ sich der ältere den Ehrenplatz an der Spitze der naturalistischen Schule anweisen. Er behauptet in der Vorrede zu „Les frères Zemganno", häßliche und niedrige Naturen nur deswegen geschildert zu haben, weil ihr innerer Mechanismus einfacher und leichter zu durchdringen sei; sein Ehrgeiz gehe darauf, ein realistischer Schilderer dessen zu sein, „was hochherzig ist, was schön aussieht, was gut riecht", weil es viel schwerer sei, ein eindringliches, weder conventionelles noch phantastisches Studium der Schönheit an den Tag zu legen, als das Häßliche zu verstehen und zu malen. Die Behauptung mag richtig oder nur halbwegs richtig sein; jedenfalls verräth sie eine große Liebe zum Schönen bei dem wahrheitsuchenden Dichter. Und diese Liebe verleugnet sich nicht in den Werken, wo der Stoff eine directe Darstellung des Schönen verbietet. Auf den Geist, auf die Behandlungsweise, nicht auf den Stoff kommt es an, und wenn ein häßlicher, an und für sich widerwärtiger Gegenstand in einem schönen und guten Geist mit reiner Humanität, mit dichterischer Keuschheit behandelt worden, so ist das Kunstwerk schön, selbst „wenn dein Dienstmädchen und deine Geliebte es abscheulich finden".

IV.

Man lese den (1863 erschienenen) Roman von den Brüdern Goncourt, der den Titel „Renée Mauperin" führt. Die Dichter schildern sonst gerne Ausnahmen. Dies ist aber eine typische, wirklichkeitsgetreue und doch fast ideale Darstellung des französischen jungen Mädchens aus dem höheren Bürgerstand, wie es durch eine Knabenerziehung und eine Entwickelung aller künstlerischen Anlagen der jungen weiblichen Seele geworden ist. Die Brüder Goncourt schildern edle Frauen nie als „schöne Seelen". Sie sind dem Spiritualismus so abhold, daß man unter ihren Aphorismen („Idées et sensations") sogar die Bemerkung findet: „Es ist selten, daß Jemand sich gratis dazu opfert, seine Mitmenschen zu vergeistigen. Wenn man die Theorien von dem Schönen, dem Guten, dem

Digitized by Google

Ideal bis auf den Grund verfolgt, findet man fast immer die Sehnsucht nach einer Stelle, einem Katheder, einer hübschen Wohnung." Sie sind keine Idealisten, auch jungen Mädchen gegenüber keine. Sie werden sich früh das Wort gesagt haben, das ein französischer Schriftsteller so formulirt hat: „Wenn du ein junges Mädchen mit hellen Augen und rothen Wangen siehst, so glaube nicht, daß sie ein Engel sei, sondern daß man ihr viele Cotelets zu essen gegeben und sie um neun Uhr zu Bette geschickt hat"; um so interessanter ist es, wenn wir in ihren Büchern dem fast Idealen in der Darstellung junger Mädchen begegnen.

Renée Mauperin ist nach dem schlagenden Worte einer der Personen im Buch „une mélancolique tintamarresque"; tintamarresque d. h. lärmend, ausgelassen, insofern sie in Slang-Redensarten spricht, schwimmt, malt, Privatcomödie spielt, ebenso neugierig wie rein dem Leben gegenübersteht, ihre Unabhängigkeit sogar mit ziemlich gewagten Mitteln vertheidigt, ihre Freier haufenweise abziehen läßt, die Spießbürgerlichkeit ihrer Umgebung empört und erschreckt: melancholisch, weil sie eine adlige Seele hat und ein Künstlertemperament und ein Nervensystem, das schmerzlich gegen alles Niedrige reagirt, weil sie deshalb nicht ihres Gleichen findet als vielleicht in einem etwas älteren Freund, einem geistvollen und armen Weltmann, der nicht daran denkt, sie zu heirathen und in dem sie auch nur einen Rathgeber und Kameraden sieht. Dabei ist sie von einer Rechtschaffenheit, einem unerbittlichen Ehrgefühl, wie es wenig Männer besitzen.

Der Bruder Renée's, der typische, junge, kaltehrgeizige Bourgeois mit correcter Außenseite, fest entschlossen, durch eine überreiche Heirath vorwärts zu kommen, steht im Begriff eine Handlung zu begehen, die in Renée's Augen schmählich ist. Das Mittel, das sie anwendet, um dieselbe zu verhindern, führt unglücklicherweise zu einem Duell, in welchem der Bruder fällt. Die qualvolle Reue über diese an sich unschuldige Handlung untergräbt die Gesundheit Renée's. Sie stirbt langsam an einer zehrenden Krankheit, deren Verlauf mit herzschneidender Wahrheit erzählt ist, und läßt ihre Eltern kinderlos zurück.

„Renée Mauperin" ist eins der Bücher, die man nie vergißt. Die rührende Hauptgestalt ist öfters nachgeahmt worden, Sardou hat sein Fräulein Benoiton, Meilhac und Halévy haben ihre Frou-Frou nach ihr gebildet. Aber all' die übrigen Charaktere sind ebenso richtig und fein gezeichnet und ihr Wesen entfaltet sich in Gesprächen, deren Natürlichkeit und treffender Wahrheit noch keine Spur von Manier anklebt. Einen besonderen Reiz erhält der Roman, wie alle übrigen Werke der Goncourt, durch die Weise, wie das Aeußere, die Umgebung, das Landschaftliche behandelt ist. Die Brüder haben es verstanden, ohne in die Aufzählungen Balzac's zu verfallen, „die Seele" der Dinge, den Charakter und Geruch der Localitäten, die sie uns vorführen, unvergeßlich wiederzugeben. An ihren Beschreibungen fühlt man es, daß sie ursprünglich Maler und Radirer gewesen sind. Sie sehen nicht mit dem unschuldigen, das Aeußerliche meist nur symbolisch auffassenden Auge des Poeten, sondern mit dem malerischen Scharfblick des Kunstkenners und Radirers. Sie skizziren nicht flüchtig die Gegenstände, sondern beschreiben sie so genau, daß ein Maler nicht in Zweifel sein würde, wie er sie malen müsse, oder richtiger: ihre Landschaften machen ganz

Digitized by Google

den Eindruck von Gemälden. Sie wollen das und nennen bisweilen selbst den Maler, an dessen Stil sie gedacht haben. So endigen sie eine merkwürdige, halb poetische, halb photographische Beschreibung der Seine-Ufer an einem Sommerabend mit diesen Worten: „Es war zugleich Asnières, Zaardam und Puteaux, eine jener pariser Seine-Landschaften, wie Hervier sie malt, schmutzig und strahlend, elend und heiter, bevölkert und lebendig, wo die Natur hie und da zwischen den Gebäuden, der Arbeit und den Gewerben hervortritt wie ein Grashalm zwischen den Fingern eines Menschen." Wenn aber ihre Landschaften so vollständig den Eindruck von Gemälden oder Radirungen machen, so liegt es besonders daran, daß sie den Ausschnitt genau so zeigen, wie er sich dem Auge dargeboten hat. Man braucht nur Eine Naturschilderung von ihnen aufmerksam zu lesen, um den Unterschied zwischen der gewöhnlichen und dieser modernen Naturschilderung zu haben. Sie sagen z. B.: „Ein Mann tauchte einen Büschel Stroh, offenbar um damit seinen Hafer zu binden, in das Wasser, das, leicht gewellt, den Schilf, die Bäume, die Wolken mit klaren Umrissen widerspiegelte; unter dem letzten Bogen der alten Brücke trat aber, ganz nahe vor uns, aus dem Schatten die Hälfte einer rothen Kuh hervor, die langsam trank, und die, als sie getrunken hatte, ihr weißes Maul, von welchem das Wasser in Fäden heruntertroff, erhob und sich in Betrachtung verlor."

Ein Schriftsteller der älteren Schule wie Sainte-Beuve, der die Außenwelt eher fühlt, als sieht und für den die Landschaft nur Stimmungsmittel ist, hätte uns nicht die andere Hälfte der Kuh vorenthalten. Diese Beobachter halten sich streng an das, was sie sehen, und geben es, so wie sie es sehen.

Wie „Renée Mauperin" ist „Sœur Philomène" die Geschichte eines jungen, edel angelegten Mädchens. Das Leben einer barmherzigen Schwester wird in diesem Roman erzählt. Es gibt wenig so zartsinnige Bücher, wenig auch von so unendlicher Einfachheit. Es hat eben jene Einfachheit der höchsten Cultur, die ohne Naivetät wie ohne jegliche Unnatur ist.

Es ist die Geschichte eines armen Mädchens aus dem Volke, die in einem vornehmen Kloster erzogen worden, so daß nur ihr Geist unentwickelt und ihrem Stande entsprechend geblieben ist, während ihr Gemüthsleben wie ihre Sinnesempfindungen auf's Feinste ausgebildet sind. Noch als Kind zu ihrer Tante zurückgekehrt, welche die alte Haushälterin eines jungen, wohlhabenden Mannes ist, hegt sie eine kindliche, rührend sorgfältige Liebe zu diesem, dem sie die Wünsche aus den Augen liest, ohne daß er nur ein einziges Mal sie ansieht oder ihre Existenz bemerkt. Da er endlich eines Abends halbbetrunken nach Hause gekommen, sich bei der Tante über die Gegenwart Philomène's im Hause beklagt, weil er aus Rücksicht auf das junge Mädchen seinen Junggesellengewohnheiten Zwang auflegen muß, fällt Philomène, die hinter der Thüre seine Worte gehört hat, in Ohnmacht. Sie beschließt den Schleier zu nehmen.

Das Spital, in dem sie angestellt ist, wird geschildert und zwar mit einer Meisterschaft ohne Gleichen. Die frischen Gespräche der jungen Mediciner bilden einen glücklichen Gegensatz zu der traurigen Grundstimmung des Ortes und zu dem inneren Leben der barmherzigen Schwester. In dem Spital entwickelt sich nun zwischen der Nonne und einem der dort wohnenden jungen Aerzte ein Ver-

Digitized by Google

hältniß der gegenseitigen Achtung und Neigung, des einfachen Vergnügens, mit einander einige Worte über die Kranken und ihre Behandlung zu wechseln, das von den Dichtern mit den zartesten Farben gemalt ist. Die Nonne freut sich, von dem jungen Mann gelobt zu werden; sie wird in der Krankenpflege noch aufopfernder, noch hingebender, um sein Lob zu verdienen, während er außer in den Viertelstunden ihres Zusammenseins nie an sie denkt. Dann wird eine frühere Geliebte von ihm, ein Mädchen, das ihn verlassen und seitdem ein leichtsinniges Leben geführt hat, in das Spital gebracht, um wegen eines Krebsschadens in der Brust operirt zu werden, und die Eifersucht auf diese Unglückliche stürzt die Nonne in ein Meer von Qualen. Der junge Arzt muß selbst die vergebliche Operation ausführen, und als Philomène in der Todesstunde Romaine's das Gebet für ihre Seele lesen muß, kämpft in ihrem Herzen der Haß ihrer weiblichen Natur mit dem Mitleid der Christin einen harten Kampf. Der, übrigens unwesentliche, Gang der Geschichte ist der, daß ein Mißverständniß sie für immer von Barnier trennt, daß er — ziemlich unnatürlich — an der Sehnsucht nach der verstorbenen Romaine zu Grunde geht und daß die Sorge um die Seele des Freidenkers in seiner Todesstunde die ganze ideale Leidenschaft Philomène's wieder wachruft und sie zu ungewöhnlichen Schritten bewegt.

Neben diesen sanften und stillen Büchern haben die zwei Brüder auch andere, bewegtere, figurenreiche Romane geschrieben, voll bunten Lebens und reich an Witz und Geist, „Charles Demailly", der das literarische Leben, „Manette Salomon", der das Künstlerleben in Paris zum Gegenstand hat. Der erstere, ihr frühester Versuch im Romanfach, ist ein wenig überlastet, ist zu geistreich und hat zu viele, nicht scharf und deutlich genug gezeichnete Personen. Die meisten scheinen Porträts zu sein — ich habe Théophile Gautier und Théodore de Banville erkannt — aber eben dieser Umstand hat verursacht, daß sie dem fremden Leser nicht anschaulich werden. „Manette Salomon" ist eine weit reifere und saftreichere Frucht ihres Talents, und ist das Lieblingsbuch der Maler in Frankreich und im skandinavischen Norden geworden. Nachdem ich es vor Jahren in den Künstlerkreisen Christiania's, wo es damals noch unbekannt war, stark gepriesen hatte, fand ich wenige Jahre später die Maler dort ganz voll von dem Roman. Die Bücher der Brüder Goncourt sind überhaupt das Entzücken aller Maler; dieses, welches das Künstlerleben darstellt, ist den Künstlern besonders werth.

Das Problem, das die Goncourt in „Charles Demailly" und „Manette Salomon" zu lösen gestrebt haben, ist dasselbe, welches Edmond in dem kürzlich erschienenen Roman „La Faustin" wieder vorgenommen hat, nämlich dieses: Wie kommt ein Kunstwerk, ein Buch, ein Gemälde, eine Rolle zu Stande? Wie eignet das Nervensystem eines Künstlers sich die Welt an, wie saugt es die Eindrücke ein, um sie zu assimiliren, und wie bringt es aus seinen Beziehungen zur Außenwelt das Kunstwerk hervor? Die genannten Romane geben für den Schriftsteller, den Maler und die tragische Schauspielerin die Antwort auf diese Frage. Sie stellen noch eine andere: Welchen Störungen ist das überreizte Nervensystem des Künstlers in seinen Verhältnissen zu der umgebenden Welt besonders ausgesetzt? Und da das Genie bei ihnen wie nach der bekannten

Digitized by Google

Definition Doctor Moreau's „eine Neurose", d. h. eine Nervenkrankheit ist, so sind die Störungen mannigfach und tief eingreifend. Geneigt, wie sie sind, Feinheit und Schwäche überall zu sehen und zu schildern, zeigen sie uns nur unglückliche oder doch angegriffene Künstlernaturen, und die Schlußstimmung ist immer tief melancholisch.

Doch es gibt Stunden in dem Leben fast eines jeden Schriftstellers, wo eine wehmüthige Grundstimmung ihm nicht genügt, wo er das Bedürfniß hat, all' das Trostlose, das er gesehen, hinauszurufen, all' die Leiden seiner Nerven, all' die Bitterkeit, die er durch die Berührung mit den Menschen und den Dingen empfunden hat, den Leser fühlen zu lassen in einem nackten, blutigen, schaurigen Werk.

Auch solche Bücher haben die beiden Brüder geschrieben, vor Allem jene tiefergreifende, furchtbar-wahre Geschichte eines armen, hysterischen, aber guten und ehrenhaften, nach und nach dem Trunk und den Ausschweifungen ergebenen Dienstmädchens, „Germinie Lacerteux", ein hochbedeutendes Werk, das in der französischen Literatur tief gewirkt hat und unter Anderem das kaum übertroffene Vorbild für Zola's genialen aber viel gröberen Roman „L'Assommoir" gewesen ist[1]).

V.

Welchen Erfolg hatten nun diese sechs Romane, die in dem Decennium 1859—69 erschienen? Die Frage ist fast überflüssig. Bücher von solcher Feinheit, Bücher, die sich an einen ausgesuchten Kreis von Lesern wenden, haben nie Erfolg, wenigstens nie augenblicklichen. Um solche Bücher zu verstehen und zu genießen, ist etwas von der geistigen Entwickelung nothwendig, die erforderlich war, um sie zu schreiben, und eine derartige Vorurtheilsfreiheit ist selten. Ueberdies kommen solche Bücher und Schriftsteller das erste Jahrzehnt hindurch gar nicht in Berührung mit dem Publicum. Es weiß einfach nichts von ihrer Existenz.

Was brauche ich zu verweilen bei dem harten und qualvollen Kampfe gegen die Unbekanntheit, den sie mit fast allen großen Schriftstellern gemein haben, bei den verschiedenen Stationen ihres Leidenswegs — erst die Station der Gleichgültigkeit des Publicums und der Presse, dann das Stadium der Verspottung und Verhöhnung durch alle Tonarten, weil das, was sie wollten und brachten, das, was sie liebten und sagten, das Neue, Unerhörte war. Als die Goncourt 1851 in ihrer ersten Schrift die japanische Kunstindustrie priesen und sie hoch über diejenige von Paris stellten, wurde von einem Journalisten, der diese Geschmacklosigkeit geradezu wahnsinnig fand, gefordert, daß man sie in ein Tollhaus sperre; heutzutage sind nicht nur die meisten fremden Kunstverständigen, sondern sogar die Pariser mit dem Enthusiasmus für japanisches Kunstgewerbe vollständig einverstanden. Und jenes erste Urtheil war lange typisch für die Haltung der Presse ihnen gegenüber. Sie standen anfangs ohne Freunde, ohne literarische

[1]) Die beiden Hauptpersonen in „L'Assommoir" sind nach Germinie und Jupillon gebildet. Wie früh und tief der Roman auf Zola gewirkt hat, sieht man aus seiner 1864 geschriebenen Kritik desselben in „Mes haines".

Digitized by Google

Verbindungen da. Alles war ihnen verschlossen. Ueberall trafen sie das gegen Eindringlinge in die Literatur, besonders gegen die Revolutionäre einer Kunstart so gut organisirte Schweigen.

Vielgenannt, vielgehört wurde ihr Name erst, als 1865 das Schauspiel „Henriette Maréchal“ am Théâtre français aufgeführt, von einer Bande Studenten ausgezischt und von der Bühne verdrängt wurde, nicht aus künstlerischen oder kritischen Gründen, sondern weil man zu wissen glaubte, daß die Brüder als Schützlinge der Prinzessin Mathilde Anhänger des zweiten Kaiserreichs seien, mit dem sie nie in der entferntesten Berührung gestanden hatten, wenn man nicht das eine Berührung nennt, daß sie am Tage des Staatsstreiches durch ein possierliches Mißverständniß als verdächtig arretirt worden waren. Seitdem verzichteten sie auf jeden Versuch, an einem Theater aufgeführt zu werden.

„Renée Mauperin“ war von andern geplündert worden, „Germinie Lacerteux“ hatte einen schnell vorübergehenden, den Brüdern unwillkommenen Skandalerfolg gehabt — die Goncourt beschlossen nun, all' ihre Kräfte an einen feinen, die höchsten Ansprüche befriedigenden Roman zu setzen. Fast drei volle Jahre arbeiteten sie an „Madame Gervaisais“, jener Erzählung von dem Uebergang einer frei denkenden Dame zum Katholicismus, dem schönsten, harmonischsten und dem großen Publicum unzugänglichsten ihrer Romane. December 1869 war er vollendet. Kein Pariser Blatt brachte einen Artikel über das Buch; es wurden im Ganzen 300 Exemplare verkauft.

Das brach dem jüngeren, feiner, weiblicher organisirten Bruder das Herz. Er hatte all' seine Hoffnungen an dieses Buch geknüpft. Er, der von den Meistern anerkannt war, er, der sein Leben lang sich über das Urtheil und den Geschmack der Dummköpfe lustig gemacht hatte, verfiel in eine qualvolle und hoffnungslose Nervenkrankheit vor Trauer, daß die Dummköpfe ihn nicht verstanden und seine Bücher nicht kauften. Das ist der Widerspruch, den man in fast allen Künstlernaturen findet.

In der ersten Zeit war Edmond geistig wie gelähmt. Er war entschlossen, nie mehr eine Feder anzusetzen. Er richtete das kleine Haus, das die Brüder sich eben in Auteuil gekauft hatten, zu einem wahren Museum ein, hing seine Zeichnungen auf, placirte seine Bronzen, ordnete seine ungeheure Bibliothek von seltenen Drucksachen und Handschriften.

Zuletzt konnte er aber doch von der Literatur nicht lassen. Er gab zuerst ein Buch heraus, das er mit seinem Bruder noch besprochen hatte, „La fille Élisa“, und im Handumdrehen erreichte es 16 Auflagen. Der Stoff war peinlich, die Behandlungsweise trocken; aber der Ruhm war über Nacht im Gefolge des Todes über die Brüder hereingebrochen, eine junge Schule verkündete ihr Lob mit Posaunen, sie waren allbekannt, fast berühmt geworden, jetzt, wo der Eine todt, der andere ein gebrochener Mann war.

Dann machte Edmond sich allein, zum ersten Male ganz allein daran, einen Roman zu schreiben. Und noch in die Erinnerung an den Bruder völlig verloren, schilderte er in „Les frères Zemganno“ ihr Zusammenleben und Zusammenwirken unter dem Bilde zweier Clowns in einem Cirkus, zweier jener

Digitized by Google

Clowns, die wir alle kennen, die nur mit einander, in einander verflochten ihre Künste machen, immer zusammen geigen, bald auf Stuhlrücken sitzend, bald auf den Köpfen stehend, ihre Geigen in ununterbrochenem Tact des Zusammenspiels behandeln. Man fühlt, wenn man die Lebensgeschichte der Brüder kennt, ihre Persönlichkeiten durch, aber an und für sich ist Alles durchaus realistisch dargestellt. Edmond de Goncourt hatte alle die berühmtesten Kunstreiter und Akrobaten von Paris studirt und ausgefragt, bevor er daran ging, sein Buch zu schreiben. Der jüngere Bruder stürzt während eines gefährlichen Sprunges, den der ältere für ihn erfunden hat, bricht sein Bein und ist, zu seiner Verzweiflung, daran verhindert, jemals wieder aufzutreten. Er nimmt dem älteren Bruder das Versprechen ab, daß auch dieser nie mehr auftreten, nie mit einem Andern seine Kunst ausüben werde. Hier findet sich eine wunderbare Scene, wo der ältere Bruder, der das Turnen nicht mehr lassen kann, Nachts das Bett des Kranken verläßt, um in ihrem Turnsaal sich von einem Trapez zum andern zu schwingen; plötzlich begegnet er in der Thür dem Blick des Krüppels, der auf allen vieren dahin gekrochen ist, um zuzuschauen.

Vorzüglich hat Edmond hier sein eigenes Talent symbolisch charakterisirt, indem er sagt: Gianni's Hände waren, selbst wenn er ausruhte, unaufhörlich beschäftigt . . . sie ergriffen jeden Gegenstand, der ihnen nahe war, stellten die Sachen auf den Kopf, schräg geneigt, auf einen Punkt ihrer Oberfläche, wo sie sich vernünftigerweise nicht halten konnten, indem er sich vergeblich bestrebte, sie mehr als einen Augenblick im Gleichgewicht zu bewahren.

„Immer arbeiteten diese Hände unwillkürlich dem Gesetz der Schwere entgegen . . . Oft konnte er stundenlang ein Möbel, einen Tisch, einen Stuhl in alle Richtungen drehen und wenden mit einem stummen Fragen, so neugierig, so beharrlich, daß sein kleiner Bruder ihm zuletzt sagte:

„„Was willst du doch damit, Gianni?““

„„Ich suche,““ antwortete er.“

Er suchte jenes Neue, das Edmond in seiner Kunst immer angestrebt und gefunden hat. Augenscheinlich ist trotz des engen Zusammenarbeitens der ältere Bruder der eigentliche künstlerische Experimentator gewesen; der jüngere Bruder hat seine Stärke in der glanzvollen Ausführung gehabt.

VI.

Wenn mein Leser mit mir im Geiste das kleine Haus Nr. 53 Boulevard Montmorency betreten will, so wandern wir zuerst durch ein mit rothem und weißem Marmor belegtes Vestibule, wo japanische Stickereien, die sogenannten Fukusas von allen Wänden in prachtvollen Farben strahlen; wir betrachten in den Zimmern die Meisterwerke des französischen achtzehnten Jahrhunderts und die Schätze aus Japan, jenem äußersten Orient, dessen Kunst der Besitzer nicht mit Unrecht so hoch hält und die er, eigenthümlich genug, aber nach der Ansicht anderer Kenner irrthümlich, gleichfalls dem achtzehnten Jahrhundert zuschreibt.

Wir suchen ihn vielleicht vergeblich in der Wohnstube und den Bibliothekszimmern, aber in dem kleinen Garten des Hauses steht ein stattlicher, eben

Digitized by Google

sechzigjähriger, weißhaariger Mann über seine Blumen gebeugt. Er liebt seinen Garten, und wie ein echter Franzose, ein echter Landsmann Candide's hat er damit geendigt, seinen Garten zu bauen. Der Garten war, als er ihn kaufte, voll gewöhnlicher, bürgerlicher Pflanzen. Er liebt aber das Gewöhnliche und Bürgerliche nicht. Er hat nur die großen, mächtigen Bäume stehen lassen und jene alltäglichen Pflanzen durch seltene Gewächse ersetzt, denn, wie er naiv und bezeichnend sich ausdrückt: „Das Seltene ist fast immer das Schöne.“ Er hat sich einen malerischen Garten gebildet, er hat sogar ein prachtvolles Gefäß von Meißener Porzellan geopfert, um in dem Grün, das eine Fontaine frisch erhält, sich einen schönen weißen Flecken zu sichern. Da lebt er das Jahr hindurch mit seinen Blumen und jeder Monat bringt dem Garten neue Schönheit.

Doch der Sammler und Gärtner ist der Welt nicht fremd geworden. Er folgt mit lebhaftem Interesse der literarischen Entwickelung seines Landes. Und hört er, wie sein Name jetzt überall bekannt ist, erfährt er, wie man nicht nur in Frankreich ihm eine späte Genugthuung gibt, sondern wie Männer der jüngeren Generation auch außerhalb Frankreichs, sogar in fernen Ländern, ihn als einen bahnbrechenden Geist, als einen Meister verehren, so gibt er nicht selten seinen Gefühlen in dem Worte Ausdruck: „Wenn doch mein Bruder das erlebt hätte!“

Digitized by Google

Die Ergebnisse und Aufgaben der Elektrotechnik.

Von

E. Hoffmann.

Unter den technischen Anwendungen der Naturwissenschaften, deren geistiger und materieller Einfluß seit einem Jahrhundert alle Verhältnisse des Lebens mit zunehmender Geschwindigkeit umgestaltet und den Culturvölkern stets neuen Zuwachs an Reichthum und Macht, an Mitteln des Verkehrs und des Lebensgenusses zuführt, beginnt seit einigen Jahren die praktische Verwerthung der Elektricität durch die überaus reichen Ergebnisse, welche sie für das wissenschaftliche, gewerbliche und Verkehrsleben zu Tage fördert, in zunehmendem Maße in den Vordergrund des Interesses zu treten.

Wie Deutschland in der Vergangenheit an den Fortschritten in der wissenschaftlichen Erforschung dieser wunderbaren Naturkraft einen der hervorragendsten Antheile genommen hat, so steht unser Vaterland auch jetzt, wo es sich um deren Verwerthung für das Leben handelt, wieder in den ersten Reihen der Bewegung. Dies tritt namentlich auch in den Veranstaltungen zur Förderung der wissenschaftlichen Bestrebungen und zur Pflege der technischen Interessen auf diesem Gebiete hervor: Bestrebungen, wie sie noch jüngst durch die Begründung des „Elektrotechnischen Vereins" in Berlin eine Bethätigung von geradezu epochemachender Bedeutung gefunden haben. In dieser Körperschaft, deren Errichtung wir der vereinten Anregung und der Schaffenskraft des Staatssecretärs des Reichs-Postamts Dr. Stephan und des Geheimen Regierungsraths Dr. Werner Siemens verdanken, ist für alle Länder deutscher Culturgemeinschaft, ohne Rücksicht auf die politischen Grenzen, ein Organ geschaffen worden, welches unter thätiger Mitwirkung der hervorragendsten, zur Erforschung und praktischen Anwendung der Elektricität in der Wissenschaft, im Staate und in den Gewerben berufenen Kräfte an der Fortentwickelung der Anwendung der Elektricität für das Leben rüstig mitarbeitet und einen Sammelpunkt für die auf diesen Gebieten bisher vereinzelt hervorgetretenen Bestrebungen bildet. Es verdient hervorgehoben zu werden und steht nicht außer Zusammenhang mit der Bedeutung dieser Schöpfung, daß das Wort „Elektrotechnik" als Bezeichnung aller der praktischen Anwendung der Elektricität dienenden Zweige der Technik zuerst durch die Begründer des Elektrotechnischen Vereins in den Sprachschatz eingeführt

Digitized by Google

worden ist: denn während ähnliche Vereinigungen in anderen Ländern sich nur auf einzelne Zweige der Elektricitätslehre und ihrer Anwendung beschränkten, ist der Elektrotechnische Verein die erste wissenschaftlich-technische Gesellschaft gewesen, welche alle Gebiete der wissenschaftlichen Erforschung und praktischen Verwerthung der Elektricität im Zusammenhange in ihren Bereich zieht.

Nachdem in Deutschland 1879 die Bildung des Elektrotechnischen Vereins sich vollzogen hatte, ist in Frankreich in der 1881 veranstalteten ersten internationalen Elektricitätsausstellung in Paris, auf welcher aller Welt Rechenschaft von den großartigen Fortschritten in der praktischen Verwendung der neuen Naturkraft gegeben wurde, ein Ereigniß von einer nach anderer Richtung nicht minder bemerkenswerthen Bedeutung vor sich gegangen.

In der That sind die jetzigen Anwendungen der Elektricität, wie sie auf jener Ausstellung in planmäßiger Zusammenordnung vor Augen traten, von solchem Umfange und greifen so sehr in die mannigfachsten Gebiete des Lebens ein: daß nicht nur der Gelehrte und Techniker, sondern jeder Gebildete, welcher sich für die treibenden Kräfte der Welt, in der er lebt, ein Verständniß zu erhalten sucht, ein Interesse an der Arbeit, welche in der Verwerthung dieser Naturkraft wirkt und schafft, haben muß.

Wenn es von diesem Gesichtspunkte aus beabsichtigt wird, in dem Rahmen dieser Zeitschrift eine „Rundschau" über die Fortschritte der Elektrotechnik zu veranstalten, so wird es nicht unnöthig sein, einige Bemerkungen über die hierbei leitenden Zwecke und Ziele vorauszuschicken. Einerseits kann dem Leser nicht zugemuthet werden, auf ein wenig anmuthiges Gebiet mathematischer und mechanischer Anschauungen zu folgen, ohne welche dennoch das umfassende Verständniß vieler der zu behandelnden Erscheinungen wenn nicht unmöglich gemacht, so doch im hohen Grade erschwert wird. Andererseits muß an dieser Stelle auf das dem Verständnisse so sehr zu Hilfe kommende Mittel der Abbildung verzichtet werden, während die Darstellung doch gleichzeitig auf das Bedürfniß derjenigen Leser mit zu rücksichtigen hat, welche den Naturwissenschaften ein weniger specielles Studium gewidmet haben, dabei kann der eng begrenzte Raum der Zeitschrift eine mehr oder weniger nur skizzenhafte Behandlung des umfangreichen Stoffs gestatten. Die Absicht dieses Aufsatzes darf somit als erfüllt angesehen werden, wenn es gelingt, nur im Großen und Ganzen einen Ueberblick darüber zu verschaffen, von welchen Gebieten die Elektrotechnik bis jetzt Besitz ergriffen hat, wobei auch die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung nicht außer Betracht gelassen werden können, sowie, welche Aufgaben sich der technischen Verwerthung der Elektricität für die nächste Zukunft bieten werden.

I.

Nachdem aus dem Alterthum die Kenntniß der Eigenschaften des Magneteisensteins, sowie der Eigenschaften des Elektron auf das Mittelalter überliefert war, blieben diese Erscheinungen Jahrhunderte hindurch das Einzige, was von dem Magnetismus und der Elektricität bekannt war. Wenn man bedenkt, von wie wenig auffälligen Aeußerungen beide Erscheinungen begleitet waren, so ist das nicht zu verwundern zu einer Zeit, welche unter dem Einflusse der Aristo-

Digitized by Google

telischen Weltanschauung und der scholastischen Richtung der Philosophie aller empirischen Forschung so wenig günstig war, daß noch Galilei von den Gelehrten seines Zeitalters treffend sagen konnte: „Diese Gattung Menschen glaubt, in der Natur sei keine Wahrheit zu finden, sondern nur in der Vergleichung der Texte.“ Es kann daher auch nur einem Zufall zugeschrieben werden, daß eine neue Eigenschaft des Magnetismus, die Kraft, welche einem frei schwebenden Magneten eine bestimmte Richtung gibt, schon verhältnißmäßig früh, im 10. Jahrhundert bekannt wurde und zur Erfindung des Kompasses führte. Die Feststellung des Gesetzes, daß die Nord- und Südpole zweier Magneten sich anziehen und die gleichnamigen Pole sich voneinander abstoßen, ist schon in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts zu verlegen und wahrscheinlich dem Vicar der St. Sebalduskirche in Nürnberg, Georg Hartmann, zuzuschreiben. Im Jahre 1600 trat der englische Arzt Gilbert mit seinem Werke „De magnete magneticisque corporibus“ hervor, in welchem die Haupteigenschaften des Magneten mit großer Klarheit entwickelt wurden und auch schon zwischen natürlichen und künstlichen Magneten unterschieden war. Gilbert fand auch, daß die Eigenschaften der Reibungselektricität nicht nur dem Bernstein, sondern auch dem Glase, dem Schwefel, den Harzen und verschiedenen Edelsteinen zukommen. Wir wissen seitdem, daß alle ungleichartigen Körper bei mechanischer Einwirkung auf einander durch Druck, Reibung, Zerreißung u. s. w. Elektricität erregen, und daß von der Beschaffenheit der Stoffe nur die größere oder geringere Stärke der Erregung abhängt. — Der elektrische Zustand eines Körpers nach erfolgter Erregung der Elektricität ist entweder positiv oder negativ: diese Verschiedenheit des elektrischen Zustandes äußert sich dadurch, daß positive und negative Elektricität sich anziehen und zu vereinigen streben, während gleichnamige Elektricitäten sich gegenseitig abstoßen. In Bezug auf die Fortpflanzung der Elektricität hat das verschiedenartige Verhalten der Körper zu der Unterscheidung zwischen leitenden Körpern oder Conductoren, wozu hauptsächlich die Metalle zu rechnen sind, und nichtleitenden Körpern oder Isolatoren, zu denen in erster Linie die Harze und Glas zählen, Anlaß gegeben.

Die Gesetze der Reibungs-Elektricität waren nach Beendigung des 16. Jahrhunderts schon soweit bekannt, daß der Magdeburger Bürgermeister Otto v. Guericke (1602—1686) die erste Elektrisirmaschine herstellen und der Physiker Cunaeus in Leyden 1746 den unter dem Namen „Leydener Flasche“ bekannten, zur Ansammlung größerer Mengen statischer Elektricität dienenden Apparat erfinden konnte. Durch die bekannten Versuche Franklin's mit einem unter einer Gewitterwolke fliegenden Drachen wurde im Jahre 1752 die elektrische Natur der Gewitter erwiesen. Schon bald darauf, im Jahre 1786, formulirte der Franzose Coulomb das unter seinem Namen bekannte Gesetz der Elektrostatik, welches noch heute als der mathematische Ausdruck für die Kraft der Anziehung und Abstoßung zweier Elektricitätsmengen gilt.

In eine neue Aera trat die elektrische Wissenschaft aber erst, nachdem Galvani 1790 durch seine berühmten Versuche mit frisch präparirten Froschschenkeln gefunden hatte, daß nicht nur durch Reibung, sondern auch lediglich durch Berührung zweier Körper, insbesondere von Metallen, Elektricität erregt wird,

Digitized by Google

und nachdem Volta 1800 in seiner elektrischen Säule diejenigen Mittel zur Erzeugung fortdauernder elektrischer Ströme kennen lehrte, welche noch heute in Form der elektrischen Batterien in Anwendung sind. Während Volta noch annahm, daß die Elektricität in den elektrischen Batterien durch die bloße Berührung erzeugt werde, ist durch neuere Forschungen erwiesen, daß die Berührung zweier ungleichartiger Körper zwar verschiedenartige elektrische Zustände hervorruft, daß die Ursache der Unterhaltung des elektrischen Stroms in der Volta'schen Säule und bei den elektrischen Batterien aber lediglich in den bei der Berührung stattfindenden chemischen Vorgängen zu suchen ist.

Seit den epochemachenden Versuchen Galvani's und Volta's beginnt nun die wissenschaftliche Forschung sich mit großer Emsigkeit des Gebiets der Elektricität zu bemächtigen und in rascher Aufeinanderfolge von Entdeckungen die Gesetze der neuen Naturkraft zu ergründen.

Wandte man bisher mechanische Kraft bei der Hervorbringung der statischen oder Reibungs-Elektricität und chemische Thätigkeit bei der galvanischen oder Berührungs-Elektricität an, so lehrten die Versuche Seebeck's in Berlin 1821, und die von ihm erfolgte Herstellung thermoelektrischer Ketten auch die Wärme als eine neue Quelle der Elektricitätserregung kennen.

Von der wichtigsten Bedeutung wurden aber diejenigen Entdeckungen, durch welche zuerst der Zusammenhang zwischen der Elektricität und dem Magnetismus klar gelegt und bald darauf in der elektrischen und magnetischen Induction eine neue, wirkungsvolle Quelle der Elektricitätserzeugung erschlossen wurde.

Im Jahre 1820 machte Oerstedt in Kopenhagen die wichtige Beobachtung, daß die Magnetnadel die ihr durch den Erdmagnetismus zugewiesene Richtung verläßt, sobald ein elektrischer Strom auf sie einwirkt. Im folgenden Jahre construirte Schweigger in Halle den Multiplicator, eine die Magnetnadel umgebende Rolle von isolirten Drahtwindungen, durch welche beim Durchgange des Stroms die ablenkende Kraft erheblich vermehrt wird. Die Ermittelung der Thatsache, daß die ablenkende Kraft hierbei proportional der Zahl der vom Strome durchlaufenen Drahtwindungen ist, ermöglichte es von jetzt ab, Instrumente herzustellen, welche die genaue Messung elektrischer Ströme gestatten und das Mittel bieten, die Gesetzmäßigkeit aller Erscheinungen, welche bei der Bewegung der Elektricität in den leitenden Körpern auftreten, auf die sichere Grundlage mathematischer Anschauung zurückzuführen. Um das elektrische Meßwesen und die Aufdeckung der mathematischen Beziehungen der Stromstärken haben sich außer anderen Gelehrten namentlich Ohm, Kirchhoff und Siemens in Berlin, Weber in Göttingen, sowie Thomson und Wheatstone in England verdient gemacht.

Die vereinzelte Thatsache, welche der dänische Physiker aufgefunden hatte, führte andere Gelehrte dahin, zahlreiche Folgerungen aus dieser Entdeckung zu ziehen. Zunächst entwickelte der Franzose Ampère mit großem Scharfsinn die Theorie der auf die Ablenkung der Magnetnadel einwirkenden Erscheinungen und begründete dadurch die Lehre vom Elektromagnetismus. Man lernte bald „Elektromagnete", d. h. weiche Eisenkerne mit Drahtumwickelung construiren,

Digitized by Google

welche während der Dauer eines die Drahtumwindungen durchfließenden elektrischen Stromes magnetische Eigenschaften erlangen. Gestützt auf theoretische Anschauungen ahnte Ampère schon die Erscheinungen der elektrischen und magnetischen Induction; allein die nach dieser Richtung hin angestellten Versuche führten nicht zum Ziele und er mußte den Ruhm dieser Entdeckung dem englischen Forscher Faraday überlassen. Dieser machte im Jahre 1832 die Beobachtung, daß, wenn man den Schließungskreis einer elektrischen Batterie rasch einem anderen geschlossenen Leiter, der von keinem Strome durchflossen ist, nähert, in letzterem momentan ein elektrischer Strom von einer dem primären Strom entgegengesetzten Richtung auftritt, sowie, daß sich, ebenfalls momentan, ein dem primären Strome gleichgerichteter Strom einstellt, sobald der Batteriestrom rasch wieder geöffnet wird. Eine merkwürdige Wahrnehmung war auch die, daß dieselbe Wirkung erzielt wurde, wenn man anstatt des vom Strome durchflossenen Drahtes einen Magneten dem geschlossenen Leiter näherte und von demselben entfernte; ferner, daß einer vom Strom durchflossenen Drahtrolle, einem sog. Solenoid, ganz dieselben Eigenschaften, wie einem Magneten, beiwohnen. — Es kann also durch einfache Bewegung eines vom Strom durchflossenen Drahts oder eines Magneten ein Inductionsstrom hervorgerufen werden, der, wenn er auch nur von ungemein kurzer Dauer ist, doch unter Umständen sehr kräftig wirken kann. Schon seit dieser Zeit hat man angenommen, daß die Magnete Körper seien, welche beständig vom galvanischen Strome umflossen werden. Daß Magnetismus, Elektricität und galvanischer Strom nur verschiedene Aeußerungen einer Kraftquelle sind, darf inzwischen als erwiesen angesehen werden.

Wir haben im Vorstehenden als Quellen der Elektricitätserregung kennen gelernt: die mechanische Kraft bei der Reibungselektricität, sowie bei der magnetischen und elektrischen Induction; die Wärme bei den thermoelektrischen Vorgängen; die chemische Action bei der Volta'schen Säule und den elektrischen Batterien. Diesen elektricitätserregenden Kräften sind noch der Schall, das Licht und die physiologische Körperthätigkeit lebender Wesen hinzuzufügen. Ein heute Allen bekanntes Beispiel der Elektricitätserregung durch den Schall bietet sich in den Fernsprech-Apparaten dar. Daß elektrische Wirkungen durch Licht hervorgerufen werden können, war weit früher bekannt. Durch die Forschungen von du Bois-Reymond und anderen Physiologen ist ferner erwiesen, daß die Muskeln und Nerven aller thierischen Organismen durch Ströme verschiedener Richtungen durchflossen werden, welche ihre Ursache in den Aeußerungen der Lebensthätigkeit haben.

Wir haben somit alle Naturkräfte: mechanische Kraft, Wärme, Licht, Schall, chemische Zersetzung und physiologische Kräfte als Quellen der Elektricität kennen gelernt. Umgekehrt wissen wir, daß die Ursachen der Erzeugung der Elektricität zu den Wirkungen in voller Gegenseitigkeit stehen. Durch magnetische und elektrische Anziehung und Abstoßung, sowie durch den Elektromagnetismus werden mechanische Wirkungen erzeugt. In jedem vom Strom durchflossenen Leiter, mag er fest, flüssig oder gasförmig sein, werden durch die Elektricität Wärmewirkungen hervorgerufen. Die Elektricität erzeugt in dem Fernsprecher akustische Wirkungen. Bei elektrischen Funkenentladungen und im Volta'schen Lichtbogen

Digitized by Google

entstehen Lichterscheinungen. Daß der elektrische Strom die wichtige Eigenschaft besitzt, chemische Verbindungen in ihre Elemente zu zerlegen, wurde schon kurze Zeit nach der Erfindung der Volta'schen Säule entdeckt; und seit jener Zeit wird der elektrische Strom dazu benutzt, chemische Trennungen zu vollziehen, welche auf keine andere Weise gelingen wollten. Die physiologischen Wirkungen äußern sich endlich sowohl in der Anwendung der Elektricität zu Heilzwecken, als in den tödtlichen Wirkungen des Blitzschlags und anderer starker elektrischer Entladungen.

Die ungeahnte Menge von Beziehungen der Elektricität zu allen anderen Naturerscheinungen, welche sich hiernach eröffnet, führt dahin, dieselbe in Verbindung mit einem durch die neuere Forschung aufgedeckten allgemeinen physikalischen Gesetze zu betrachten, welches durch die Erkenntniß, die es von dem Zusammenhange zwischen allen Wirkungen der Natur gibt, für die Naturwissenschaften eine hervorragende Bedeutung gewonnen hat. Es ist dies das Gesetz von der Erhaltung der Kraft, welches, durch die Forschungen von Mayer in Heilbronn, Joule in Manchester, Helmholtz in Berlin und Clausius in Bonn aufgestellt und entwickelt, durch zahlreiche Beobachtungen bei allen Veränderungen in der Natur geltend nachgewiesen ist. Dieses Gesetz sagt: daß überall, wo die Umsetzung einer Naturkraft in eine andere stattfindet, also in physikalischem Sinne Arbeit geleistet wird, die Arbeitsfähigkeit der Naturkräfte in dem Maße erschöpft wird, in dem sie Arbeit wirklich hervorbringen; daß demgemäß die Quantität der in den Naturgrenzen vorhandenen wirkungsfähigen Kraft, welche verschiedenen Formen sie auch nacheinander annimmt, stets unveränderlich ist und weder vermehrt noch vermindert werden kann.

Einige Beispiele werden die Bedeutung dieses Gesetzes mit Bezug auf den vorliegenden Gegenstand veranschaulichen.

Beim Stoß zweier Körper gegen einander nahm man früher an, daß lebendige Kraft einfach verloren gehe. Daß dies nicht der Fall ist, sondern daß jeder Stoß Wärme erzeugt, ist zwar schon seit geraumer Zeit bekannt; aber erst durch die neuere Forschung ist erwiesen, daß die gewonnene Wärme mit der verbrauchten Kraft stets in gewissem Verhältnisse steht. So wird für die Kraft bei Ausübung des Drucks von 1 Kilogramm auf 1 Meter Länge, d. i. für dasjenige Maß von Arbeit, welches die Mechanik als das „Kilogrammmeter" bezeichnet, unter allen Verhältnissen dieselbe Wärmemenge gewonnen: und die gleiche Menge Wärme wird wieder verschwinden, sobald durch Wärme ein Kilogrammmeter Arbeit hervorgebracht wird. Die Wärmemenge, welche nöthig ist, um die Temperatur eines Kilogr. Wasser um einen Grad des hunderttheiligen Thermometers zu erhöhen, entspricht einer Arbeitskraft, wodurch 1 Kilogr. auf 425 Meter gehoben wird. Dieses Verhältniß der Wärme zur mechanischen Kraft wird als das „mechanische Aequivalent der Wärme" bezeichnet. Man kann diese Arbeitskraft dazu benutzen, mittelst eines geschlossenen Elektricitätsleiters oder eines Magneten durch Annäherung oder Entfernung in einem zweiten geschlossenen Drahtkreise einen Inductionsstrom hervorzurufen. Der Inductionsstrom wird hierbei nur in eine andere Form, nämlich in Wärme umgewandelt werden, und zwar ergibt sich, daß diese Wärme gerade wieder hinreicht, um 1 Kilogr.

Digitized by Google

Wasser um 1 Grad Celsius zu erwärmen. In diesem Falle wird also durch eine bestimmte Menge Wärme zuerst mechanische Kraft gewonnen, diese setzt sich in Elektricität um, und letztere erzeugt wieder genau dieselbe Menge Wärme, welche ursprünglich zur Hervorbringung der mechanischen Kraft benutzt wurde.

Ein anderes Beispiel bietet sich aus den Beziehungen zwischen den chemischen und elektrischen Erscheinungen dar. Löst man ein Stück Zink in Säure auf, so geht chemische Arbeitskraft verloren; dafür wird aber Wärme gewonnen; das Gemisch erhitzt sich nach ganz bestimmten Verhältnissen, welche durch eine Reihe von Versuchen für alle chemisch gleichartigen Körper gleichmäßig befunden worden sind. Man hat hieraus für die chemischen Vorgänge chemische Wärmeäquivalente berechnet; diese stehen merkwürdiger Weise auch in ganz bestimmten Verhältnissen zu den elektricitätserregenden Wirkungen, welche durch die in Betracht kommenden chemischen Vorgänge hervorgerufen werden. — Benutzt man das Zink und die Säure zur Bildung eines galvanischen Elements und schließt das letztere, so wird eine bestimmte Menge Zink aufgelöst, es wird ein elektrischer Strom erzeugt und dieser erwärmt den Leitungsdraht; gleichzeitig erwärmt sich auch die Mischung in dem Elemente selbst, aber viel weniger, als wenn dieselbe Menge Zink ohne elektrischen Strom aufgelöst wird. Unterbricht man nun den Strom, so bleibt als Ergebniß eine gewisse Menge aufgelösten Zinks und eine gewisse Wärmemenge im Element und in dem Draht. Die chemische Action bei Auflösung des Zinks ist die verlorene, und die entwickelte Wärme ist die gewonnene Arbeit. Die Summe der Wärme in dem Element und der mittelst der Elektricität in dem Drahte erzeugten Wärme wird hierbei genau dem Werthe entsprechen, welcher schon auf directem Wege als chemisches Wärmeäquivalent für die Auflösung der gegebenen Menge Zink berechnet ist.

Die Umsetzung der verschiedenen Naturkräfte ineinander bei gleichem Arbeitsverbrauch und gleichem Arbeitsgewinn läßt sich in zahllosen Beispielen bei allen Vorgängen in der Natur nachweisen. Sie hat einen weiten Blick in den Zusammenhang aller Naturerscheinungen eröffnet, und es ist hiernach unschwer, die Bedeutung des Wortes „Kraft", nicht als für sich bestehende Bewegung, sondern im Sinne der Wirkung der Körper aufeinander, als ein Ausdruck für die Ursachen, welche alle Körperzustände vermindern, zu erkennen. Wie das Gesetz von der Erhaltung der Kraft der Grundpfeiler der neueren Physik und die Grundlage aller naturwissenschaftlichen Speculationen geworden ist; so sind seine Ergebnisse auch für die Processe der Technik, bei denen es sich meist darum handelt, einer vorhandenen Arbeitskraft eine andere Form zu geben, von höchster Bedeutung. Wir werden daher auch im Nachfolgenden verschiedene Vorgänge bei der technischen Anwendung der Elektricität, welche eine Beziehung zu dem Gesetze der Erhaltung der Kraft bieten, in diesem Lichte betrachten müssen.

Schon der Zusammenhang der Elektricität mit allen anderen Naturkräften läßt die Bedeutung ihrer Anwendung in allen den zahlreichen, auf die Ausnutzung der Kräfte der Natur gerichteten Zweigen der Gewerbsthätigkeit und Industrie hervortreten. Diese umfassende Verwendungsfähigkeit der Elektricität für die Technik ist aber keineswegs von vornherein in dem heute erkannten Um-

Digitized by Google

fange gewürdigt worden; es waren vielmehr zunächst nur enger begrenzte Gebiete, für welche nach den ersten Erfolgen der wissenschaftlichen Forschung erfindungsreiche Köpfe über die Nutzbarmachung der neuen Kraft nachzudenken begannen.

Es ist erklärlich, daß die außerordentliche Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Elektricität, welche für metallische Drahtleitungen im Durchschnitt auf etwa 40,000 Kilometer in der Secunde berechnet worden ist und die Geschwindigkeit des Schalls um mehr als das 120,000fache übersteigt, zuerst eine Verwendung zur Signalgebung in die Ferne nahe legen mußten. Nichts ist in der That einfacher, als einen elektrischen Strom in eine Leitung abwechselnd zu senden und ihn abwechselnd zu unterbrechen, und durch die hierbei von dem Strome verrichtete Arbeit an beliebigen Punkten des Schließungskreises bestimmte Zeichen hervorzurufen. Aus der Verwendung einer solchen Art von Signalgebung für die Nachrichtenübermittelung ist die elektrische Telegraphie, welche in den Jahren von etwa 1848 bis 1852 in fast allen Culturstaaten als öffentliche Staatsverkehrsanstalt eingerichtet ist, hervorgegangen.

II.

Jedes elektrische Telegraphensystem erfordert, wie sich schon aus diesen Andeutungen ergibt, eine Elektricitätsquelle, einen oder mehrere Leitungsdrähte zur Verbindung zweier Stationen, einen Apparat, welcher dazu dient, den elektrischen Strom in die Linie zu senden (den Zeichengeber), und einen Apparat, welcher den Durchgang des Stroms auf der zweiten Station sichtbar macht, zu Gehör bringt oder aufzeichnet (den Zeichenempfänger). Außerdem verwendet man noch eine Anzahl Nebenapparate, welche bezwecken, den telegraphischen Dienst zu erleichtern und zu sichern. Diese Theile so herzustellen, daß die größte Zuverlässigkeit der Zeichenübermittelung mit der größten Geschwindigkeit und Einfachheit vereint wird, ist der Gegenstand aller auf die Vervollkommnung der telegraphischen Beförderungsmittel gerichteten Bestrebungen.

Wer von den Lesern sich durch Anschauung einen Begriff davon bilden will, welche Arbeit bisher in der Verfolgung dieses Ziels geleistet worden ist, darf zu einem Gange durch die Telegraphenabtheilung des Berliner Postmuseums eingeladen werden, dessen werthvolle, in ihrer Art einzigen historischen Sammlungen in hunderten von Apparaten und Apparattheilen alle Entwickelungsstufen der elektrischen Telegraphenapparate von den ersten Zeiten der Telegraphie bis zur Gegenwart vor Augen führen. Auf eine Beschreibung dieser Apparate, welche ein Buch für sich erfordern würde, ist hier von vornherein Verzicht zu leisten; es kann nur auf wenige Apparate aufmerksam gemacht werden, welche die Hauptentwickelungsstufen kennzeichnen. Als ältesten praktisch vertheilten Telegraphen lehrt uns die Sammlung dieses Museums den von Thomas Sömmerring in München 1808 construirten Apparat kennen, bei welchem die chemischen Wirkungen des Stroms in der Zersetzung des Wassers in seine Elemente, Sauerstoff und Wasserstoff, benützt werden, um in Form der sich bildenden Gasbläschen verabredete Zeichen hervorzubringen. Die chemischen Wirkungen des Stroms sind später zur Herstellung weit vollkommenerer Apparatsysteme

Digitized by Google

benützt worden, und es ist einigen Erfindern, namentlich dem Italiener Caselli, durch seinen Pantelegraphen, sogar geglückt, beliebige Zeichnungen und autographische Schriftzüge durch elektrochemische Wirkungen nach entfernten Orten telegraphisch zu übermitteln; in Folge mancher Schwierigkeiten für die Praxis des telegraphischen Verkehrs haben die elektro-chemischen Telegraphen aber keine Bedeutung für die praktische Telegraphie zu erlangen vermocht. In der Telegraphie werden heute nur noch solche Apparate benützt, welche auf den mechanischen Wirkungen des elektrischen Stroms beruhen, indem durch die Elektricität entweder eine Magnetnadel bewegt, oder ein Elektromagnet in Thätigkeit gesetzt wird.

Als älteste Constructionen elektro-magnetischer Telegraphen finden sich in dem Berliner Postmuseum: der bereits 1833 von Gauß und Weber erbaute Telegraphenapparat, welcher bis Ende 1837 zu den berühmten Versuchen zwischen dem physikalischen Cabinet und dem magnetischen Observatorium in Göttingen in Gebrauch war; ferner der von Steinheil in München 1836 benützte Telegraph, dessen Betrieb den Erfinder auf die ungemein wichtige Entdeckung führte, daß die Erde den elektrischen Strom zurückleitet und daher ein Leitungsdraht für die telegraphische Correspondenz genügt. Als ein großer Fortschritt wurde seiner Zeit der 1846 von Werner Siemens gebaute Zeigertelegraph angesehen, welcher im Postmuseum in verschiedenen Formen vorgeführt wird, in denen er noch heute bei einigen Eisenbahnen und Feuerwehr-Telegraphenanlagen in Gebrauch ist. Mit dieser Erfindung tritt zuerst der Name Werner Siemens, welcher seitdem mit den Fortschritten der deutschen Elektrotechnik so eng verknüpft ist, in die Oeffentlichkeit. Dem Zeigerapparat folgte aber bald der Morse'sche Schreibapparat, welcher uns aus unserem kurzen historischen Rückblick schon mitten in die Gegenwart hineinversetzt, da er noch heute in der Telegraphie die verbreitetste Anwendung findet. Der Morse-Apparat zeichnet sich durch große Einfachheit aus und hat vor seinen Vorgängern den wesentlichen Vorzug, daß er die Zeichen auf der empfangenden Station nicht nur vorübergehend angibt, sondern dieselben aufzeichnet und dadurch jederzeit eine Controlle der eingegangenen Telegramme gestattet. Derselbe hat daher alle älteren Apparatsysteme jetzt nahezu vollständig verdrängt. Allein bei der Reichstelegraphie sind gegen 9000 dieser Apparate in Gebrauch, deren Einrichtung Jedem, der sich einmal im Innern eines Telegraphen- oder Eisenbahnbüreaus umgesehen hat, bekannt sein wird.

Nachdem der Morse-Apparat lange Zeit hindurch dem Bedürfniß des Telegraphendienstes auch auf verkehrsreicheren Linien genügt hat, drängt die von Jahr zu Jahr eintretende Zunahme des Telegraphenverkehrs die Technik jetzt darauf hin, Mittel und Wege zu finden, um durch schnellere Telegrammbeförderung und bessere Ausnutzung der Leitungsdrähte das mit der Verkehrssteigerung Hand in Hand gehende Bedürfniß zur Vermehrung der Telegraphenlinien einzuschränken. Eine Zeit lang hat man sich zu diesem Zwecke bei dem Morse-Apparat automatischer Zeichengeber, welche die sonst der Hand des Telegraphisten obliegende Verrichtung der Strom-Sendung und -Unterbrechung durch mechanische Vorrichtungen schneller und gleichmäßiger ausführen, bedient:

Digitized by Google

bis es durch den von dem Amerikaner Hughes erfundenen, überaus sinnreich construirten Typendruck-Telegraphen, welcher die Zeichen auf der Empfangsstation gleich in sauberem Buchstabendruck liefert, gelungen ist, zu einer Geschwindigkeit der telegraphischen Uebermittelung zu gelangen, welche die Schnelligkeit der gewöhnlichen Currentschrift zu erreichen und in manchen Fällen sogar noch zu übersteigen vermag. Auch im Berliner Postmuseum ist ein Hughes'scher Typendruck-Apparat aufgestellt; zur Veranschaulichung seiner Leistungen ist daneben ein mittelst desselben befördertes Telegramm, enthaltend einen Zeitungsbericht über die Schlacht bei Plewna vom 8. August 1877 ausgehängt, dessen aus 6012 Worten bestehender Inhalt in 5 Stunden 10 Minuten nach London telegraphirt wurde. Da der Apparat die Telegramme in Letterndruck zugleich an der Abgangs- und Empfangsstelle liefert, so wird bei demselben die Controlle sehr erleichtert und die Gefahr der oft so störenden Telegraphirfehler erheblich vermindert.

Neuerdings sind erfindungsreiche Köpfe bemüht, eine noch weitgehendere Ausnutzung der Telegraphendrähte durch Einführung der sogenannten mehrfachen Telegraphie herbeizuführen. Die Aufgabe, auf einem Drahte gleichzeitig in entgegengesetzter Richtung zwei Telegramme zu befördern, ist mit vielem Scharfsinn schon im Anfang der fünfziger Jahre von mehreren Erfindern (Siemens, Gintl, Frischen, Edlund, Prescott u. A. m.) gelöst worden, und nur dem in jener Zeit noch nicht in demselben Maße wie heute hervorgetretenen Bedürfnisse ist es zuzuschreiben, daß die bezüglichen Methoden in der Praxis keine größere Verwendung gefunden haben. Inzwischen sind dieselben durch noch leistungsfähigere Apparatsysteme überholt worden. 1872 brachte der in Paris lebende Elsasser Bernhard Meyer einen praktisch brauchbaren Telegraphen zu Stande, welcher die gleichzeitige Beförderung von vier Telegrammen auf einer Linie gestattet, und einige Jahre später ist von dem Geheimen Postrath Ludewig in Berlin ein Apparat angegeben worden, welcher die gleiche Leistung aufweist. Beide „Quadruplex-Telegraphen" sind jetzt in Deutschland in Gebrauch. Es ist mit denselben nicht nur möglich, zwischen zwei Stationen A. und B. vier Telegramme zugleich in einer Richtung abzugeben, sondern es können auch gleichzeitig entweder ein Telegramm von A. nach B. und drei Telegramme von B. nach A., oder zwei Telegramme in jeder Richtung, oder endlich drei Telegramme von A. nach B. und ein Telegramm von B. nach A. auf demselben Drahte zur Versendung gelangen.

Bei den Meyer'schen und Ludewig'schen Quadruplex-Telegraphen werden die Telegramme durch die Empfangs-Apparate noch in verabredeter Schrift, wie beim Morse-Apparat, geliefert, welche erst vom Telegraphisten in gewöhnliche Schrift zu übertragen ist. Es liegt daher der Gedanke einer Vervollkommnung nach der Richtung hin nahe, auch durch Quadruplex-Telegraphen, wie bei dem Hughes'schen Typendrucker, die Telegramme gleich in Buchstabendruck herzustellen. In der That ist diese Aufgabe durch Apparate, welche von Baudot in Paris und Schäffler in Wien construirt sind und von den Erfindern auf der Elektricitäts-Ausstellung 1881 in Paris ausgestellt waren, auch schon in ziemlich befriedigender Weise gelöst worden. Auch diese Apparate werden nach Vornahme

Digitized by Google

einiger Vervollkommnungen sicherlich bald in die telegraphische Praxis dauernd übergehen.

Die Durchschnittsleistung der telegraphischen Uebermittelung, welche beim Morse-Apparat noch etwa 500 Worte in der Stunde beträgt, ist durch den Hughes'schen Typendrucker auf 1200 Worte, durch den Meyer'schen Quadruplex auf 2400 Worte, und durch den Baudot'schen Quadruplex sogar auf 3200 Worte in der Stunde im Durchschnitt erhöht worden. Allerdings gelten diese Zahlen nur für kürzere Leitungen, während bei längeren Leitungen elektrische Erscheinungen auftreten, durch welche die Schnelligkeit der Uebermittelung zum Theil erheblich beeinträchtigt wird.

Obwohl schon Versuche gemacht worden sind, beim Telegraphiren ohne besondere Leitungsvorrichtung, durch Benutzung der Leitungsfähigkeit der Erde, des Wassers und der Luft auszukommen, und die Bemühungen, das Licht zur elektrischen Telegraphie zu benutzen, wie später gezeigt wird, auch von Erfolg gekrönt worden sind: so ist man für die elektrische Telegraphie doch immer noch auf die Drahtleitungen der *Telegraphenlinien* angewiesen. Lange Zeit hindurch hat man sich mit den oberirdischen Telegraphenleitungen begnügt. Trotz aller aufgewendeten Mühe, Sorgfalt und Kosten ist es aber noch nicht gelungen, eine oberirdische Telegraphenlinie herzustellen, die in jedem Augenblicke diejenige Sicherheit gewährt, welche bei der heutigen Entwickelung des Verkehrs die Familien- und Handelsinteressen, sowie die Bedürfnisse des Staats erfordern. Die elementaren Ereignisse üben mit ziemlicher Regelmäßigkeit in jährlich mehrfach wiederholter Folge einen ganz überwältigenden Einfluß auf die oberirdischen Telegraphenlinien aus und setzen — wie es noch 1881 in Folge der Frühlings- und Herbststürme vorgekommen ist, durch welche in Folge der Störung fremdländischer Telegraphennetze die telegraphische Verbindung Deutschlands mit den Nachbarländern zeitweise ganz unterbrochen war — nicht nur einzelne Telegraphenleitungen, sondern die Telegraphennetze ganzer Länder plötzlich außer Betrieb.

Der Staatssecretär Dr. Stephan erkannte zuerst die Nothwendigkeit, der Telegraphie durch Einführung *unterirdischer Leitungen* das feste Fundament zu geben, welches sie bisher noch entbehrte; nach der 1876 erfolgten Verschmelzung der Reichstelegraphie mit der Postverwaltung war es daher eine seiner ersten Maßregeln, den Plan zum systematischen Ausbau eines unterirdischen Liniennetzes für das deutsche Reich zu entwerfen. Dieser Plan ist von 1876 bis 1881 zu Ende geführt. Jetzt ist Deutschland im Besitze eines unterirdischen Liniennetzes von 5464 Kilom. Länge mit 37,373 Kilom. einzelnen Drahtleitungen, durch welches, im sicheren Schoße der Erde liegend, unbedroht durch Wind und Wetter, nicht weniger als 221 Städte, darunter die ersten Handels-, See- und Waffenplätze des Reichs, verbunden werden. Wie die Eisenbahnen die Hauptrichtungen des Verkehrs kennzeichnen und von ihnen die Verbindungen auf Landstraßen abzweigen: so sind den unterirdischen Telegraphenlinien auch nur die Hauptverkehrsstraßen vorbehalten, während die engeren Maschen des Telegraphennetzes nach wie vor den oberirdischen Linien überlassen bleiben. Die Länge dieser Linien — 1875 nur 33,300 Kilom. — war ungeachtet der inzwischen erfolgten Vollendung des unterirdischen Liniennetzes Anfangs 1882

Digitized by Google

auf 56,143 Kilom. mit 180,540 Kilom. Drahtleitungen gewachsen, so daß das deutsche Reichspostgebiet jetzt an oberirdischen und unterirdischen Leitungen zusammen 227,913 Kilom. besitzt, d. i. ein Drahtnetz, welches fast 6mal hinreichen würde, den Erdäquator zu umspannen.

Der Fürsorge des Leiters der deutschen Telegraphie ist es ferner zu danken, daß Hand in Hand mit dieser Ausbreitung des Liniennetzes eine beträchtliche Vermehrung der Betriebsstellen für den telegraphischen Verkehr stattgefunden hat. Die Zahl der Telegraphenämter, welche 1875, als die Vereinigung von Post und Telegraphie eingeleitet wurde, nur 1686 Aemter betrug, war zum Beginn des Jahres 1882 auf 5900 Aemter gestiegen, und mit Einschluß der für den Privat-Telegraphenverkehr geöffneten Eisenbahn-Telegraphenstationen sind jetzt 8780 Betriebsstellen dem telegraphischen Verkehr des Publicums im Reichs-Postgebiete geöffnet. Mit Inbegriff der Telegraphenstationen in den Reservatstaaten Bayern und Württemberg besitzt das deutsche Reich jetzt 10,300 Telegraphenanstalten und wird in dieser Zahl von keinem anderen Lande übertroffen. Der Telegraph ist damit von einer nur einzelnen Bevölkerungsclassen zugänglichen Beförderungsanstalt in Wahrheit zu einem Verkehrsmittel für alle Bevölkerungsschichten verallgemeinert worden.

Das Ausland ist dem Vorgange Deutschlands mit gespannter Aufmerksamkeit gefolgt und schickt sich an, in gleicher Weise auch bei sich vorzugehen. Was insbesondere die Herstellung unterirdischer Linien betrifft, so hat Frankreich den Ausbau eines dem deutschen ähnlichen Netzes schon rüstig in Angriff genommen. England und Nordamerika sind im Begriffe zu folgen. Ebenso ist in Skandinavien und Rußland von der Ersetzung der Luftlinien durch unterirdische Linien ernstlich die Rede, wobei insbesondere auch die Schwierigkeit maßgebend ist, die Leitungen vor Schneeanhäufungen zu schützen, sowie in holzarmen Gegenden der Uebelstand, daß die Bauern die Telegraphenstangen ausreißen und zu Feuerungsmaterial verwenden. Bei dieser Thätigkeit des Auslandes ist es um so mehr zu bedauern, daß Bayern und Württemberg, welche bekanntlich das innere Telegraphenwesen selbst verwalten, mit dem Bau unterirdischer Linien noch im Rückstande sind. Es wäre gewiß zu wünschen, daß die deutschen unterirdischen Linien durch Hineinziehung der süddeutschen Hauptstädte in das unterirdische Netz bald ihre Vervollständigung erfahren.

Nachdem die Telegraphennetze der einzelnen Länder über die ersten Stufen der Entwickelung hinausgekommen waren, richteten sich bald die Anstrengungen der Techniker darauf, durch Herstellung unterseeischer Telegraphenlinien auch die Hindernisse zu überwinden, welche die Oceane und Meeresarme der Ausbreitung der telegraphischen Verbindungen noch entgegensetzten. Mit welchem Erfolge dies geschehen ist, zeigt die ungeheuere Ausdehnung des Netzes der unterseeischen Telegraphendrähte, welche heute die Continente verbinden. Zur Zeit überbrücken schon sieben Telegraphenkabel den atlantischen Ocean und die Weltmeere werden jetzt von einem Kabelnetze mit nicht weniger als 80,000 Seemeilen Drahtleitungen durchzogen, welche den elektrischen Gedankenblitz, Raum und Zeit überwindend, in die fernsten Welttheile tragen.

So steht die Telegraphie jetzt, nachdem erst 30 Jahre seit ihrer allgemeinen

Digitized by Google

Einführung verflossen sind, auf einem Standpunkte der Entwickelung, auf welchem sie die Bedingungen des geistigen und materiellen Verkehrs auf weiten Gebieten umgestaltet hat und ein unentbehrlicher Factor unserer Culturentwickelung geworden ist. Es gibt heutzutage kaum noch Personen, welche nicht von dem Telegraphen, sei es für ihre geschäftlichen oder Privatbeziehungen, Gebrauch machen. Für die Maschinerie des Staatswesens ist er ein wichtiger und unentbehrlicher Hebel geworden. Im Dienste des öffentlichen Wohls sind ihm die mannigfachsten Aufgaben zugefallen. Er hilft den flüchtigen Verbrecher dem Arme der Gerechtigkeit zu überliefern und ist in den Händen der Polizei ein unentbehrliches Werkzeug für den öffentlichen Sicherheitsdienst. Den Anwohnern der Flüsse zeigt er drohende Ueberschwemmungen an und gibt ihnen Gelegenheit, noch vor dem Einbruche der Gefahr Maßregeln zur Abwehr zu treffen. Durch die Verbreitung telegraphischer Wetterberichte hat die Wissenschaft die Mittel gewonnen, den Schiffer vor Sturm zu warnen, die Witterung bestimmter Landstriche im Voraus anzugeben und dadurch die Landwirthschaft und die Industrie in größerem Maße von den Zufällen der Witterung unabhängig zu stellen. Wie kürzlich im Elektrotechnischen Verein stattgefundene Verhandlungen ergeben, bildet es gerade jetzt einen Gegenstand eingehender Erwägungen der Reichs-Postverwaltung, die deutsche Telegraphie durch schnellste und weiteste Verbreitung der metereologischen Beobachtungen in noch erweitertem Umfange für den Wetterdienst nutzbar zu machen. Wie für Zwecke der Cultur und des Friedens, so ist der Telegraph auch für die Kriegsführung ein nothwendiges Hilfsmittel geworden. Die Kriegstelegraphen regeln den Gang der Armeen, sie tragen die Befehle der Kommandirenden zu den in der Feldschlacht kämpfenden Truppen und strecken durch die Vorpostentelegraphen bis zu den äußersten Reihen des Feindes ihre Fühlhörner aus. Dieser Bedeutung der Kriegstelegraphie entspricht es, daß dieselbe jetzt in den meisten Armeen einen besonderen Dienstzweig bildet, dem auch im Frieden ein ständiges Personal und Material zugewiesen ist.

III.

Fast möchte es bei diesem Stande der Entwickelung scheinen, als ob die Technik schon mit allen Anforderungen, welche der Telegraphenbetrieb stellt, zum Abschluß gelangt wäre; und doch kann Niemand voraussehen, ob nicht noch neue Entdeckungen und neue Ideen eine Umwandlung der gesammten heutigen Telegraphentechnik im Gefolge haben werden. Ist doch erst durch die Erfindung des Fernsprechers seit wenigen Jahren ein neuer Zweig des telegraphischen Betriebs geschaffen, dessen Ausdehnung nicht abzusehen ist, sobald es gelingt, die Unvollkommenheiten zu überwinden, welche mit der Anwendung dieser Erfindung, wenigstens auf weite Entfernungen, noch verbunden sind.

Wie bei der elektromagnetischen Telegraphie mechanische Wirkungen nach entfernten Stationen getragen werden, so beruht das Fernsprechwesen auf dem Gedanken, akustische Wirkungen durch Vermittelung des elektrischen Stroms in die Ferne zu verpflanzen. Dieser Gedanke ist zuerst von Philipp Reis aufgenommen worden. Es sind jetzt schon 21 Jahre verflossen, seitdem derselbe dem physikalischen Verein in Frankfurt am Main, als Ergebniß langjähriger

Digitized by Google

Studien und Versuche, seine sinnreiche Erfindung des „Telephon" vorführte und erläuterte. Reis war bei der Zusammensetzung seines Apparats, mit welchem er als Erster das Problem gelöst hat, die menschliche Stimme auf weite Entfernungen elektrisch zu übertragen, davon ausgegangen: die durch Gesang oder Sprache erzeugten Luftschwingungen einer freischwebenden Membran mitzutheilen, deren Bewegungen in ebensoviel elektrische Strömungen umzusetzen, letztere mit Hilfe eines Leitungsdrahts der empfangenden Stelle zuzuführen, und die elektrischen Schwingungen dort auf elektromagnetischem Wege wieder in gleiche akustische Schwingungen umzuwandeln. Hatte Reis somit die Grundbedingungen des Fernsprechens richtig erkannt und glücklich gelöst, so hafteten seinem Apparate noch erhebliche Mängel an, welche die allgemeine praktische Verwendung verhinderten. Die Beseitigung dieser Mängel war dem Amerikaner Bell vorbehalten, welcher mit seinem neuen Fernsprechapparate, mit dem er zuerst 1877 auf der Weltausstellung in Philadelphia vor die Oeffentlichkeit trat, zu einer befriedigenden Lösung des Problems des elektrischen Fernsprechens gelangte. Das Bell'sche System, bei welchem dieselben Apparate sowohl zum Sprechen als zum Hören benutzt werden können, ist in seiner Art von so vollkommener Brauchbarkeit, daß dasselbe durch principielle Aenderungen bisher nicht hat verbessert werden können. Die vorgenommenen Verbesserungen bestehen nur in Kleinigkeiten, welche allerdings sehr dazu beigetragen haben, die heutige Verwendbarkeit des Apparats zu erreichen. So haben Siemens und Halske einen von Bell zu seinem Fernsprecher verwendeten Stabmagnet durch einen Hufeisenmagnet ersetzt und dadurch eine erheblich bessere Lautwirkung erzeugt. Dieser von Siemens verbesserte Fernsprecher ist jetzt der in Deutschland am meisten verbreitete.

Es ist noch in frischer Erinnerung, daß die deutsche Telegraphenverwaltung, nachdem die Nachricht der neuen Erfindung nach Europa gedrungen war, in rascher Erkenntniß der ungemein wichtigen praktischen Bedeutung derselben, zuerst die Einführung des Fernsprechers in den praktischen Dienst der Telegraphie zu einer Zeit vollzog, in der die Erfindung auch in Amerika noch nicht über den Bereich vorwiegend theoretischer Versuche hinausgekommen war. Nachdem am 25. October 1877 die ersten Versuche mit den ersten nach Deutschland gekommenen Fernsprechern zwischen den Geschäftsstellen des Reichs-Postamts in der Leipzigerstraße und Französischenstraße in Berlin stattgefunden hatten, wurde das erste deutsche Fernsprechamt schon am 12. November desselben Jahres dem Betrieb übergeben. Zu Beginn des Jahres 1882 befanden sich schon 1280 Fernsprechämter, über das ganze deutsche Reichspostgebiet vertheilt, in voller Thätigkeit. Der Umstand, daß der Lautübermittelung durch den Fernsprecher schon bei Leitungen von nur mehreren Hundert Kilometer Länge durch die Entfernung eine Grenze entgegengesetzt wird, weist demselben im telegraphischen Betriebe seine Verwendung vorzugsweise auf kurzen Strecken und bei den äußersten Verzweigungen des Telegraphennetzes an. Er ist sonach zumeist für den telegraphischen Verkehr der kleineren Postanstalten eingeführt, für welche er sich vermöge seiner leichten, keine Vorkenntnisse erfordernden Bedienung vorzugsweise eignet. Bei den geringen Kosten des Apparats ist es in Folge dessen möglich gewesen, eine große Anzahl von Orten an das Reichstelegraphennetz anzuschließen,

Digitized by Google

welche unter anderen Verhältnissen noch auf Jahre hinaus dieser Wohlthat hätten entbehren müssen.

Bald nachdem die Reichs-Telegraphenverwaltung den Fernsprecher für den amtlichen Dienst der telegraphischen Nachrichten-Uebermittelung in Benutzung genommen hatte, ging von Amerika eine andere wichtige Verwendung der neuen Erfindung aus. Man nahm dort mit großer Rührigkeit den Gedanken auf, die bedeutenderen Städte mit einem ausschließlich für den Localverkehr bestimmten Fernsprechnetz zu überziehen und ging dort, begünstigt durch die besonderen Verhältnisse der amerikanischen Stadtanlagen, mit solchem Eifer zu Werke, daß sich binnen Kurzem schon eine große Anzahl amerikanischer Städte im Besitz entsprechender Einrichtungen befanden. Wie sich aus dem letzten Jahresbericht der amerikanischen Bell-Telephone-Company ergibt, hatten diese Anlagen 1881 schon einen solchen Umfang angenommen, daß in den Vereinigten Staaten nur noch 9 Städte mit mehr als 10,000 Einw. und nur 1 Stadt mit mehr als 15,000 Einw. noch *ohne* Fernsprechnetz war. In Europa ist die Anlage städtischer Fernsprechnetze, als unter die Aufgaben der Staatstelegraphie fallend, von den Staats-Telegraphenverwaltungen theils selbst in die Hand genommen, theils ist die Ausführung, wie in Frankreich, Belgien und Italien, an Privatunternehmer durch staatliche Concession überlassen worden. Wenn das europäische Publicum gegen die neue Einrichtung anfangs eine mehr abwartende Stellung eingenommen, so ist dies sehr erklärlich durch den Umstand, daß bei der engeren Bauart der europäischen Städte und den weit mehr vorgeschrittenen Verkehrseinrichtungen — Stadtpost und Rohrpost in unserem Sinne kennt man bekanntlich in Amerika noch nicht — ein Bedürfniß weniger hervortrat. In Deutschland gelang es der Reichs-Postverwaltung zuerst in Mülhausen im Elsaß und dann in Berlin eine genügende Anzahl von Theilnehmern für eine Fernsprechanlage zu gewinnen, so daß zum Beginn des Jahres 1881 in beiden Städten die ersten Fernsprecheinrichtungen eröffnet werden konnten. Seitdem hat das Interesse an dem neuen Verkehrsmittel derartig zugenommen, daß z. B. in Berlin die Zahl der zwischen den einzelnen Theilnehmern mittels des Fernsprechers geführten Gespräche mit jedem neuen Monat sich um durchschnittlich 6000 erhöht, und daß jetzt schon ein Drahtnetz von 1554 Kilometer Leitung, welches einer Länge von über 200 deutschen Meilen entspricht, die Reichshauptstadt überspannt. Zu Beginn des Jahres 1882 war die Anzahl der Theilnehmer an den Berliner Anlagen, welche bei der Eröffnung 170 betrug, schon auf 668 angewachsen.

Der Verkehr unter den Theilnehmern der Fernsprechanlage wird durch Centralstellen vermittelt, zu denen die Anschlußdrähte führen, und welche in der Lage sind, jede beliebige directe Drahtverbindung zwischen den Theilnehmern herzustellen. In Berlin sind zur Zeit drei solcher Centralstellen in Thätigkeit. Von der Arbeitsleistung dieser Stellen wird es einen ungefähren Begriff geben, daß dieselben wöchentlich etwa 40,000 einzelne Verbindungen zwischen den Theilnehmern herzustellen haben. Am stärksten sind die betreffenden Beamten in der Zeit von 12 bis 1 Uhr Mittags während der Börse in Anspruch genommen. In dieser einen Stunde werden allein bei der Centralstelle in der Französischen-

Digitized by Google

straße im Durchschnitt 180 Verbindungen hergestellt; es kommen also auf jede Minute deren drei.

Das wachsende Interesse an der Einrichtung hat es ermöglicht, die Fernsprechanlagen in schneller Folge auch auf andere Städte Deutschlands auszudehnen. Innerhalb eines Jahres sind in vielen anderen größeren Städten, darunter Hamburg, Frankfurt am Main, Breslau, Cöln, Mannheim, Hannover, Magdeburg, Stettin, Altona, Barmen, Elberfeld, Leipzig, Straßburg im Elsaß, Bremen und Dresden, Fernsprecheinrichtungen zum Theil schon eröffnet, zum Theil in Angriff genommen worden.

Der Gebrauch des Fernsprechers nach dem System Bell ist insofern für gewisse Zwecke noch beschränkt, als es zur Erzielung einer genügenden Wirkung nöthig ist, daß der Sprechende den Apparat direct an den Mund und der Hörende denselben unmittelbar an das Ohr bringt. Kommt es darauf an, eine Stimme aus größerer Entfernung aufzunehmen, so bedient man sich hierzu des Mikrophons, eines Instruments, welches 1878 ziemlich gleichzeitig von Hughes in England und Edison in Amerika erfunden wurde. Beider Männer Verdienst ist es, darauf hingewiesen zu haben, daß Berührungsstellen von Graphit oder Kohle sich sehr dazu eignen, bei so geringen Druckveränderungen, wie sie durch Schallwellen entstehen, starke elektrische Stromveränderungen hervorzurufen. Stellt man daher Instrumente her, bei welchen durch Berührungsstellen von Kohlenstückchen und Metallen oder von Kohlenstückchen unter sich ein elektrischer Strom geleitet wird, und schaltet in den nach einer entfernten Station geführten Schließungskreis des so gebildeten Stroms einen Bell'schen Fernsprecher ein, so werden durch die auf den „Mikrophonsender" treffenden Schallwellen elektrische Schwingungen von ziemlich hoher Intensität hervorgerufen, welche sich in dem als Hörapparat dienenden Fernsprecher in eine Wiedergabe der auf den Sprechapparat gerichteten Töne oder Worte umwandeln. Derartige Mikrophonsender, wie sie namentlich von Blake, Edison, dem Franzosen Ader u. A. m. in technisch vervollkommneten Constructionen hergestellt sind, finden auch im Fernsprechdienste vielfache Verwendung. Dadurch, daß man statt eines Kohlencontacts deren eine ganze Reihe herstellt, die der elektrische Strom zu passiren hat und die durch die Schallschwingungen getroffen werden, kann man die elektrischen Wirkungen multipliciren und eine außerordentlich hohe Empfindlichkeit des Apparats gegen geringe Schallwirkungen erreichen. So ist es gelungen, sogar die Opernmusik mit Orchester und Gesang, sowie die Declamationen der Schauspieler, durch geeignete Apparate aufzunehmen und an entfernten Orten wieder zu Gehör zu bringen. Die erste derartige Einrichtung wurde auf der Elektricitäts-Ausstellung 1881 in Paris hergestellt, wo den Ausstellungsbesuchern Gelegenheit geboten wurde, den Vorstellungen der Großen Oper und des Théâtre Français im Ausstellungsgebäude zuzuhören. Seit dem November 1881 sind gleiche „Opernleitungen" in Berlin vom Opernhause nach dem kronprinzlichen Palais und nach dem Haupttelegraphengebäude geführt; es wird an beiden Stellen die Musik der Oper so tadellos wiedergegeben, daß der Zuhörer sogar jedes einzelne Instrument und jede Stimme des Ensemblegesangs unterscheiden und den musikalischen Theil der Oper vollständig genießen

Digitized by Google

kann. Es liegen keine technischen Hindernisse vor, die Musik durch eine große Anzahl von Leitungen gleichzeitig nach den verschiedensten Stellen elektrisch fortzupflanzen; und so ist es durchaus nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit, daß demnächst jeder Abonnent der Fernsprecheinrichtung sich durch ein Zuschlagsabonnement auch die Musik der Oper oder die Concerte der Singakademie im Hause halten kann. Natürlich würden hierbei die General-Intendantur der Schauspiele und die betreffenden Concertgeber auch ein Wort mitzusprechen haben.

Schon bei früheren Untersuchungen hat man wahrgenommen, daß die elektrischen Stromschwingungen, durch welche die Tonwirkungen im Fernsprecher erzeugt werden, von äußerst geringer Intensität sind, welche durch die bisher gebräuchlichen Meßinstrumente kaum wahrgenommen werden können, und daß es nur der wunderbaren Einrichtung der menschlichen Gehörorgane zuzuschreiben ist, wenn die Schwingungen auf die Gehörnerven noch eine für die Tonempfindungen hinreichende Einwirkung ausüben. Neuerdings hat man durch Versuche die Arbeit bestimmt, welche hinreicht, um im Fernsprecher einen Ton zu erzeugen, und man hat dabei noch einen Ton constatiren können, wenn die Schwankungen des elektrischen Stroms nur einige Tausendtheile des als „Ampère" bezeichneten Einheitsmaßes betrugen. Diese Stromintensität ist eine so geringe, daß nach den auf die betreffenden Versuche begründeten Berechnungen die Kraft, welche durch Abkühlung eines Gramms Wasser um einen Grad Celsius gewonnen wird, hinreichen würde, um in einem Fernsprecher 10,000 Jahre hindurch einen hörbaren Ton hervorzubringen. Diese außerordentliche Empfindlichkeit verleiht dem Fernsprecher bei wissenschaftlichen Untersuchungen, bei denen es auf die Feststellung sehr kleiner Kraftäußerungen ankommt, einen hohen Werth. Der Fernsprecher hat daher auch als empfindliches Meßinstrument eine vielseitige Verwendung gefunden. So ist es beispielsweise durch die von Hughes construirte „Inductionswaage" gelungen, die Lage von metallischen Gegenständen, welche in den menschlichen Körper eingedrungen sind, mit ziemlicher Genauigkeit zu bestimmen; und es ist bekannt, daß dieses Instrument beim Aufspüren der Kugel in dem Körper des verstorbenen Präsidenten Garfield große Dienste geleistet hat. In die Wunde wird bei einer solchen Bestimmung eine Inductionsrolle eingeführt, welche mit einem Fernsprecher in leitender Verbindung steht. So lange sie nicht in die Nähe der Kugel gelangt, gibt der Fernsprecher keinen Ton von sich: kommt sie aber näher, so entsteht ein Geräusch, welches sich steigert, bis sich die Kugel in der Richtung einer die Rollen umgebenden Röhre befindet. Wie tief die Kugel eingedrungen ist, ermittelt man dadurch, daß man von einer anderen freistehenden Rolle eine Kugel so lange entfernt, bis der Fernsprecher stumm wird.

Durch den Fernsprecher ist der Amerikaner Graham Bell zur Erfindung eines anderen wunderbaren Instruments, des Photophons, geführt worden, mittels dessen es möglich ist, ohne eine metallische Drahtleitung, lediglich durch die Wirkung der Lichtstrahlen, die menschliche Stimme in die Ferne zu übertragen. Bell gelangte zuerst im Jahre 1879 zu diesem Ziele durch die Verwendung eines Metalls, des Seleniums, welches zugleich gegen die Elektricität und gegen das Licht empfindlich ist. Läßt man nämlich Lichtstrahlen auf ein Stück Selenium einwirken, welches in den Schließungskreis eines elektrischen

Digitized by Google

Stroms eingeführt ist, so werden durch die Schwingungen des auf das Selenium einwirkenden Lichts ganz in derselben Weise entsprechende elektrische Schwingungen hervorgerufen, wie diese bei mikrophonischen Kohlencontacten durch die Schallschwingungen erzeugt werden. Spricht man daher gegen ein dünnes Spiegelglas, mittels dessen ein Lichtstrahl auf das Selenium geleitet wird, so pflanzen sich die durch den Schall erzeugten Schwankungen des Spiegelglases durch den Lichtstrahl fort, setzen sich in dem Selenium in elektrische Schwingungen um, und werden durch einen in den elektrischen Schließungskreis eingeschalteten Fernsprecher als Wiedergabe des Gesprochenen zu Gehör gebracht. Bei der Fortsetzung seiner Versuche ist Bell noch zu einem anderen Ergebnisse von hoher wissenschaftlicher Bedeutung gelangt. Er fand, daß man sogar des Seleniums und der Vermittelung der Elektricität entbehren und durch directe Einwirkung der schwingenden Lichtstrahlen auf einen Körper Tonempfindungen hervorbringen kann. Durch eine Reihe von Versuchen ist festgestellt, daß mehr oder weniger alle Körper unter der Einwirkung eines schwingenden Lichtstrahls zur Wiedergabe von Schallwirkungen befähigt sind. Diese Versuche haben eine neue Bestätigung von dem Zusammenhange des Lichts, der Wärme und der Elektricität gegeben, aus welcher die Wissenschaft voraussichtlich weitere wichtige Folgerungen zu ziehen im Stande sein wird.

Wir stehen somit an der Schwelle neuer Verwendungen von großer Tragweite, welche sich aus der Erfindung des Fernsprechers ergeben. Schon die Verwendung in der Telegraphie ist, selbst bei dem jetzigen Stande der Vervollkommnung des Fernsprechwesens, weiterer Entwickelung fähig. So ist es bekannt, wie es in China ein Haupthinderniß der Einführung elektrischer Telegraphen bildete, daß die Sprache, da sie keine Buchstabenschrift, sondern eine zur Bezeichnung vieler Tausende von Begriffen dienende Bilderschrift besitzt, der Uebermittelung von Telegrammen mittels der üblichen Apparatsysteme die denkbar größten Schwierigkeiten entgegensetzt. Diese Hindernisse fallen bei der Benutzung des Fernsprechers fort. Daher schenkt denn auch die chinesische Regierung der neuen Erfindung große Aufmerksamkeit.

Für eine Verwendung des Photophons ist besonders der Franzose Mercendier thätig gewesen. Derselbe hat ein telegraphisches System angegeben, bei welchem die photophonischen Wirkungen zur Signalgebung nutzbar gemacht werden. Die angestellten Versuche lassen hoffen, daß durch dieses System eine Steigerung der Leistungsfähigkeit der Telegraphenleitungen, besonders der unterirdischen Kabel erreicht werden kann. Was die städtischen Fernsprecheinrichtungen betrifft, so steht schon jetzt innerhalb gewisser Entfernungsgrenzen kein Hinderniß entgegen, daß die Fernsprechnetze verschiedener Städte unter sich verbunden werden und die Bewohner verschiedener Städte unter sich direct in Unterhaltung treten können. Und welche Umwälzungen der Verkehrsverhältnisse stehen bevor, sobald es erst gelingt, auch die noch vorhandenen Entfernungsgrenzen für die Anwendung des Fernsprechers zu beseitigen und ganze Länder mit Drahtnetzen für den Fernsprechverkehr zu überziehen!

Digitized by Google

IV.

Die Anwendung des elektrischen Stroms zur Hervorbringung von Signalen in der Ferne, welche im Vorstehenden nur in Bezug auf die Telegraphie und das Fernsprechwesen betrachtet wurde, ist auch für zahlreiche andere Zwecke von Bedeutung geworden. Mehr und mehr verdrängt die elektrische Klingel die unbequeme und auch häufig unsichere mechanische im häuslichen Gebrauche, bei gewerblichen Anlagen und beim Betriebe der Bergwerke. Elektrische Feuermelder benachrichtigen die Feuerwehrdepots von dem Orte eines ausgebrochenen Brandes und geben der Rettungsmannschaft die Möglichkeit, mit dem geringsten Zeitverluste an Ort und Stelle zu erscheinen. Nachdem die ersten Feuerwehrtelegraphen 1851 durch Siemens und Halske in Berlin ausgeführt wurden, sind sie seitdem ein unentbehrliches Hilfsmittel der Feuerwehreinrichtungen in allen größeren Orten geworden. Von gleicher Bedeutung für Zwecke der Sicherheitspolizei ist die elektrische Signalgebung in Verbindung mit dem Fernsprecher zur Herstellung von telegraphischen Verbindungen der Polizeistationen unter sich, sowie mit dem Publicum. Einrichtungen für die elektrische Verbindung des Publicums mit den Wachtlocalen der Polizei sind namentlich in größeren Städten Nordamerika's durch öffentliche in allen Straßen angebrachte Alarmstellen getroffen, zu welchen die Schlüssel den Schutzleuten und allen achtbaren Bürgern überwiesen sind, und mittels deren die Polizeimannschaften bei außerordentlichen Vorkommnissen ohne Verzug an Ort und Stelle gerufen werden können. Diese öffentlichen Alarmstellen haben eine erhebliche Verbesserung der Sicherheitspolizei ohne gleichzeitige Vermehrung des Polizeipersonals ermöglicht.

Besonders wichtige und umfangreiche Aufgaben sind den elektrischen Hilfsmitteln im Eisenbahnbetriebe zugewiesen. Daß elektrische Telegraphenanlagen für den eisenbahndienstlichen Nachrichtenverkehr, sowohl aus Anlaß des eigentlichen Beförderungsdienstes, als zur Sicherung des Betriebs unentbehrlich sind, liegt auf der Hand; und in der That haben auch die Eisenbahnen sich von vornherein nicht nur darauf beschränkt, die Telegraphen, sobald sie nur irgend betriebsfähig schienen, sich dienstbar zu machen, sondern sie vorwiegend haben anfänglich zur Ausbildung und Vervollkommnung der Telegraphenanlagen gedrängt. Wurden doch die ersten Telegraphenanlagen ausschließlich für den Dienst der Eisenbahnen hergestellt und hat doch in England noch bis zu der 1870 erfolgten Verstaatlichung der englischen Telegraphen der Zustand bestanden, daß in ganzen Landestheilen der gesammte öffentliche Telegraphendienst durch die Eisenbahngesellschaften wahrgenommen wurde.

Ein einigermaßen entwickelter Eisenbahnbetrieb erfordert aber noch eine zweite, von dem Nachrichtendienste völlig getrennte Telegrapheneinrichtung, welche einen Theil des Eisenbahn-Signalwesens, d. h. der Darstellung derjenigen leicht wahrnehmbaren Zeichen bildet, welche im Interesse der Betriebssicherheit zur Anzeige regelmäßiger Zustände oder außergewöhnlicher Vorkommnisse durch besondere Signalordnungen vorgeschrieben sind. Zuerst ist die Elektricität im Eisenbahn-Signalwesen in größerem Umfange beim Betriebe der

Digitized by Google

Eisenbahnläutewerke zur Anwendung gekommen, durch welche der Abgang der Züge von Station zu Station auf der ganzen Länge der Strecke an Stelle der früher gebräuchlich gewesenen akustischen oder optischen Zeichen signalisirt wird. Die Vortheile der elektrischen Signalgebung sind hier, wie bei allen übrigen elektrischen Signalen: geringerer Personalbedarf, Sicherheit, Schnelligkeit und Unabhängigkeit von Nebel, Schneegestöber und allen die Fernsicht behindernden Witterungseinflüssen. Bei den Eisenbahnläutewerken wird die mechanische Kraft, welche die schweren Glockenhämmer in Bewegung setzt, nicht direct durch Einwirkung der Elektricität geliefert, sondern die Elektricität ist hier nur mittelbar, in Verbindung mit einem mechanischen Triebwerke thätig. Dem elektrischen Strom ist die geringe Arbeitsleistung übertragen, einen Eisenkern einige Secunden lang zu magnetisiren und hierdurch die Hemmung eines Uhrwerks auszulösen. Durch die Schwerkraft des aufgezogenen Gewichts wird ein Rad in Bewegung gesetzt, welches sich nach einmaliger Umdrehung von selbst arretirt, während der Umdrehung aber mehrere Glockenschläge ertönen läßt und unter Umständen auch einen Signalalarm in verticale Lage bringt. Die Mitwirkung des Bahnwärters beschränkt sich lediglich darauf, in Zeiträumen von mehreren Tagen das Gewicht des innerhalb des Läutewerks befindlichen Uhrwerks aufzuziehen. Aehnlichen Verbindungen elektrischer und mechanischer Kraftwirkungen in der Weise, daß die Elektricität durch geringe Arbeitsleistung eine stärkere mechanische Kraft in Bewegung setzt oder anhält, werden wir später bei zahlreichen anderen Anwendungen der Elektricität wieder begegnen.

Seit den letzten Jahrzehnten wird die Elektricität im Eisenbahn-Signalwesen mit großem Erfolg auch bei derjenigen Gattung von Signalen verwendet, die an gefährdeten Punkten der Bahn, bei Bahnhofseinfahrten, Geleiskreuzungen, Geleisabzweigungen u. s. w. eine gewisse Strecke vor den betreffenden Punkten aufgestellt sind, um dem Locomotivführer anzuzeigen, ob die Ein- oder Durchfahrt frei, bezw. verboten ist (Distanzsignale), und die zur Verhütung eines gefahrbringenden Begegnens oder Ueberholens der Züge auf frequenten Strecken in gewissen Zwischenräumen angebracht sind, um zu zeigen, ob die Einfahrt in dem betreffenden Bahnabschnitt erlaubt oder verboten (blockirt) ist (Zudeckungs- und Blocksignale). Meistens fällt bei den in Betracht kommenden Signalgebungen der Standort des Signals und die Lage der zu stellenden Weiche mit dem Standorte der Person, nach deren Willen das Signal zu geben oder die Weiche zu stellen ist, nicht zusammen; auch ist die Anordnung von mechanischen Mitteln durch Drahtzüge und dergl. wegen der mit der Länge zunehmenden und unter gewissen Witterungsverhältnissen geradezu hindernden Reibungswiderstände häufig ausgeschlossen. Unter solchen Umständen ist man auf die Elektricität als Hilfskraft angewiesen, sei es, daß sie durch Auslösung eines mechanischen Triebwerkes in ähnlicher Weise, wie bei den Eisenbahnläutewerken, direct die Stellung eines Signals oder den Verschluß einer Weiche bewirkt, sei es, daß hierzu durch elektrische Vorrichtung einer Mittelsperson die Anweisung ertheilt wird. Bei größeren Blocksignal-Einrichtungen wird die gesammte Signal- und Weichenstellung meist von einer Centralstelle auf elektrischem Wege geleitet, und zwar greifen die einzelnen Theile des sinnreichen Mechanismus so ineinander, daß die

Digitized by Google

Erlaubniß zur Stellung eines Signals nicht früher ertheilt werden kann, bis alle anderen Signal- und Weichenstellungen, welche als Vorbedingungen für die Stellung jenes Signals gelten, wirklich ausgeführt sind. Bei der ganzen Einrichtung dieser für die Sicherung der Eisenbahnzüge äußerst wichtigen Apparate ist Jedem die Möglichkeit benommen, ein Signal zu geben, oder eine Weiche umzustellen, welche Gefahr für den Zug bringen könnte; wo die Möglichkeit bleibt, daß ein Signal gar nicht oder zu spät erscheint, kann hieraus nie eine Gefahr für den Zug, sondern nur ein unnützer Aufenthalt veranlaßt werden; hierbei wird aber der Saumselige stets sofort als solcher erkannt und kann dann auch gebührend zur Rechenschaft gezogen werden.

Es finden sich ferner elektrische Signalgebungen im Eisenbahnbetriebe unter Anderem noch in Anwendung: wo es sich für einen auf offener Strecke befindlichen Zug in Folge von Unfällen oder ähnlichen Anlässen um Mittheilungen an die benachbarten Stationen handelt; zur Controlle der Fahrgeschwindigkeit der Züge; zur Verbindung der einzelnen Wagen mit dem Zugführer; ja man hat sogar Vorrichtungen hergestellt, welche während der Fahrt den directen Austausch von Mittheilungen zwischen dem Zugpersonal und den Nachbarstationen gestatten. Die neueste Anwendung besteht in der Benutzung der Elektricität zum Bremsen der Eisenbahnzüge von der Locomotive aus, wodurch die Mitgabe besonderer Bremser entbehrlich wird. Der französische Ingenieur Achard hatte auf der Pariser Elektricitätsausstellung eine elektrische Bremse ausgestellt, bei welcher der elektrische Strom in allen Achsen des Zuges einen Mechanismus auslöst, welcher den Zug in Zeit von 8 bis 10 Secunden zum Stillstande bringt.

Wie zahlreich die verschiedenen, hier nur der Hauptsache nach und nur in allgemeinen Umrissen angedeuteten Verwendungen der Elektricität im Eisenbahnwesen sind, wird allen, welche sich für diesen Gegenstand näher interessiren, ein Blick in den kürzlich erschienenen 4. Band von Zetzsche's „Handbuch der Telegraphie" lehren, in welchem diese Verwendungen zum ersten Male im Zusammenhange und ausführlich behandelt worden sind. Wenn man von dem Umfang dieses Werkes auf denjenigen des behandelten Gegenstandes schließen will, so wird man zu ganz beachtenswerthen Ergebnissen gelangen, da das Buch mehr als 800 Druckseiten der elektrischen Eisenbahntelegraphie und Signalgebung widmet. Jedenfalls kann man hieraus einen Schluß ziehen, zu welcher Bedeutung die technische Anwendung der Elektricität im Eisenbahnwesen schon jetzt gelangt ist.

Die Fähigkeit der Elektricität, auch unter den schwächsten und vorübergehendsten mechanischen oder physischen Einwirkungen irgend welcher Art in entfernten Stellen ohne merklichen Zeitverlust eine bestimmte Arbeitsleistung zu verrichten, hat sie bei wissenschaftlichen Untersuchungen und im Dienste der Gewerbe und Industrie jetzt zu einem für viele Zwecke unentbehrlichen Hilfsmittel gemacht. Beim Schließen und Oeffnen eines elektrischen Stroms durch metallische Körper genügen im Falle der Anwendung schwacher Ströme schon Annäherungen und Entfernungen von dem 500sten Theile eines Millimeters, um durch die Elektricität mechanische Wirkungen in die Ferne

Digitized by Google

zu tragen. Wo es auf solche Genauigkeit ankommt, bietet die Elektricität den doppelten Vortheil: der Unvollkommenheit des menschlichen Auges zu Hilfe zu kommen und zugleich die körperliche und geistige Ermüdung der Beobachtung zu sparen. Hierdurch ist dem elektrischen Strom eine nahezu unbegrenzte Anwendung für Zwecke der Präcisionstechnik, der Zeitbestimmung und des öffentlichen Zeitdienstes, sowie zu Anzeige- und Registrirapparaten für die verschiedensten wissenschaftlichen und industriellen Zwecke gesichert.

Bei der Zeitmessung ist es gelungen, durch elektrische Chronographen eine Genauigkeit in der Messung der kleinsten Zeitintervalle zu ermöglichen, wie sie bis jetzt durch keine anderen Mittel bewirkt werden kann. Die elektrischen Chronographen, welche in einer großen Zahl verschiedener Constructionen hergestellt worden sind, beruhen auf dem gemeinsamen Gedanken; an einem Uhrwerk, welches Räder mit Geschwindigkeiten bis zu Hunderten von Umdrehungen in der Secunde in Bewegung setzt, mittels der momentanen Wirkung der Elektricität sowohl den Beginn als die Beendigung der Dauer des zu messenden Vorgangs aufzuzeichnen. Die Anzahl der zwischen der Aufzeichnung des Anfangs und der Beendigung liegenden Räderumdrehungen in Verbindung mit entsprechender Gradeintheilung der Räder läßt dann eine sehr genaue Bestimmung der betreffenden Zeitdauer zu. Im Elektrotechnischen Verein zu Berlin wurden unlängst Versuche mit einem von Siemens & Halske gefertigten Chronographen angestellt, welcher durch elektrische Registrirung im Stande ist, Zeitintervalle bis auf die Genauigkeit von $\frac{1}{1000000}$ einer Secunde zu messen und dadurch die Feststellung von Phänomenen zu ermöglichen, deren Beobachtung, ihrer überaus kurzen Dauer wegen, mit andern Mitteln der Untersuchung unausführbar sein würde. Derartige Chronographen sind jetzt zu genaueren astronomischen Beobachtungen, zu Bestimmungen der Geschwindigkeit des Lichts, der Gesetze der Fallgeschwindigkeit, der Arbeitsgeschwindigkeit von Maschinen und zu vielen wissenschaftlichen Zwecken unentbehrlich. In der Geschütztechnik haben die elektrischen Chronographen, sowohl beim Gewehr als bei der Kanone, die Bestimmung der Geschwindigkeit der Kugel an den verschiedenen Theilen des Geschützrohrs — eine Geschwindigkeit, deren ganze Dauer kaum $\frac{1}{100}$ Secunde beträgt — und der Geschwindigkeit des Geschosses nach dem Verlassen des Geschützrohres mit großer Genauigkeit ermöglicht und dadurch wichtige Anhaltspunkte für die Beurtheilung der Construction der Geschütze geliefert. Andere Anwendungen haben die Chronographen in der Sprengtechnik sowie zur Bestimmung der Explosionskraft des Pulvers im Geschützrohr — wobei es sich um Messung von Kräften bis zum Druck von 2000 Atmosphären handelt — gefunden.

Der Verwendung der Elektricität für die Zeitmessung schließt sich diejenige für den öffentlichen Zeitdienst an. Die Bestimmung der Zeit kann mit Genauigkeit nur auf den Sternwarten durch Beobachtung der Fixsterne und der sich hierbei ergebenden Drehungsphasen der Erde erfolgen; daß bei den hierauf bezüglichen astronomischen Beobachtungen die Elektricität eine Rolle spielt, ist bereits erwähnt worden. Für die Bedürfnisse des öffentlichen Lebens

Digitized by Google

kommt es aber nun darauf an, die astronomisch controlirten Zeitangaben der wenigen vorhandenen Sternwarten mit größter Genauigkeit weiter zu verbreiten: und hier ist es wiederum die Elektricität, welche den Anforderungen als Uebertragungsmittel allein in ausreichender Weise entspricht, indem durch sie allein die fundamentalen Zeitangaben mit Genauigkeit von Bruchtheilen der Secunde in Umkreise von Hunderten von Kilometern ausgetheilt werden können. So erfolgt die Verallgemeinerung der Berliner Zeit in Deutschland dadurch, daß täglich vom Berliner Haupttelegraphenamte aus die Zeit nach Ablesung von einer mit der Sternwarte in Verbindung stehenden elektrischen Uhr nach allen Telegraphenämtern des Reichspostgebiets weitergegeben wird. Aber auch innerhalb der größeren Städte ist ein einheitlicher Zeitdienst nothwendiges Bedürfniß; und diesem kann wieder am besten durch ein System elektrischer Uhren entsprochen werden. In Berlin dienen dem öffentlichen Zeitdienste bekanntlich die auf verschiedenen Plätzen der Stadt aufgestellten elektrischen Normaluhren. Die Regulirung dieser Uhren erfolgt in der Weise, daß die Centraluhr der Sternwarte alle zwei Secunden für die Zeitdauer von ungefähr einem Zehntel einer Secunde mittels eines an dem Pendel angebrachten Federcontacts einen elektrischen Strom durch ein Netz von Kabelleitungen nach den Normaluhren sendet; der Strom wirkt dort auf je einen Magneten ein, dessen anziehende und abstoßende Kraft das Pendel der Normaluhr zwingt, mit dem Pendel der Centraluhr stets gleichen Tact zu halten. Dieses System der Regulirung, welches man das sympathische nennt, hat sich als am zuverlässigsten bewährt. Außerdem hat man mehrere andere, einfachere elektrische Regulirungssysteme hergestellt, bei denen die Correctur auf den Kreis der zu regulirenden Uhren in größeren Zwischenräumen, von einer Minute bis zu einer Stunde, einwirkt. Solche Systeme werden namentlich da am Platze sein, wo es sich darum handelt, von den Normaluhren aus wiederum einen engeren Kreis von öffentlichen Zifferblättern an Thürmen, Bahnhöfen, öffentlichen Gebäuden u. s. w. in übereinstimmendem Gang zu halten, wie dies gewiß auch in Berlin sehr zeitgemäß sein würde.

Die auf die mannigfachsten Gebiete übergreifenden und an sinnreichen Combinationen reichste Anwendung hat sich die hier betrachtete Verwendung der Elektricität aber in den selbstthätigen elektrischen Anzeige- und Registrirapparaten zu wissenschaftlichen, gewerblichen, militärischen und häuslichen Zwecken erschlossen. Die Thätigkeit dieser Apparate beruht darauf, daß durch irgend welche physikalische oder mechanische Wirkungen (Steigen und Fallen des Wassers, der Queckfilbersäule im Thermometer und Barometer, durch Veränderung gewisser Körper durch Einwirkung der Feuchtigkeit, der Wärme oder gewisser Gase; durch Bewegungen von Maschinen u. s. w.) ein elektrischer Strom geöffnet oder geschlossen und der Vorgang, welcher zur Oeffnung oder Schließung Anlaß gab, nach entfernten Orten gemeldet wird. Handelt es sich um zeitlich verlaufende Wirkungen, so können dieselben durch andere Vorrichtungen im entfernten Beobachtungspunkte durch Vermittelung der Elektricität wieder selbstthätig aufgezeichnet werden; und es kann sich hierdurch der Beobachter in völlige Unabhängigkeit von der Zeit der zu beobachtenden Erscheinungen setzen.

Digitized by Google

Bei der großen Anzahl und Mannigfaltigkeit der in dieses Gebiet fallenden Anwendungsformen kann auf viel mehr, als eine bloße Aufzählung der verbreitetsten und wichtigsten derselben, hier nicht eingegangen werden. Zu wissenschaftlichen Zwecken finden wir elektrische Anzeige- und Registrirapparate in Verwendung: In der Meteorographie in Verbindung mit Anemographen, Thermometrographen, Barometrographen, Udometrographen, Psychrometrographen und Seismographen: zur Meldung und Aufzeichnung der Windstärken, der Luft- und Wasserwärme, des Barometerstands, des feuchten Niederschlags, der Luftfeuchtigkeit und der Erdbeben. Auf der Pariser Ausstellung war ein von dem Director des Brüsseler Observatoriums construirter Apparat zu sehen, welcher sogar alle die bezüglichen Naturerscheinungen nicht nur gleichzeitig beobachtet, sondern auch selbstthätig durch Vermittelung elektrischer Leitungen gleichzeitig und momentan auf einer beliebigen Zahl von Hunderten von Kilometern entfernten Beobachtungspunkten aufzeichnet. Im Seewesen finden sich derartige Apparate in Verbindung mit Mareographen und Hydrometrographen zur Bestimmung der Bewegungen der Ebbe und Fluth, der Wellen und Strömungen, ferner in der Physiologie bei Untersuchungen der Muskelzusammenziehungen, der Herzbewegungen und physiologischen Erregungen. Allein über die Anwendung auf diesem letzteren Gebiete hat der Franzose Marey ein ganzes Buch veröffentlicht, welches zeigt, welche Erleichterung die Elektricität der wissenschaftlichen Untersuchung bei richtiger Anwendung gewähren kann. Eine der bekannteren Anwendungen im See- und Festungskriege bietet sich in den elektrischen Distanzmessern, durch welche die Entfernungen feindlicher Schiffe und Geschütze angezeigt und die Zeitmomente und Richtungen angegeben werden, in denen beispielsweise ein Torpedo zu entzünden oder ein Geschütz abzufeuern ist, um ihre zerstörende Wirkung auszuüben. Sehr verbreitet ist die Anwendung elektrischer Anzeige- und Registrirapparate zu gewerblichen, industriellen und häuslichen Zwecken ꝛc. Es sind u. A. zu erwähnen: die elektrischen Wasserstandszeiger, welche den Stand des Wassers in offenen Gewässern, in Reservoiren und in Dampfkesseln in jedem Augenblicke in entfernten Orten anzeigen und so in jedem Zeitabschnitte eine Berechnung des Wasserverbrauchs, des anzuwendenden Drucks und der erforderlichen Wasserzuführung gestatten; Apparate zur Anzeige von schlagenden Wettern in Bergwerken, zur Messung und Regulirung der Geschwindigkeit von Maschinen, zur Ingangsetzung und zum Anhalten einzelner Theile von Maschinen, zur Regulirung des Gas- und Wasserdrucks, zur Registrirung der Bewegungen von Brücken und anderen größeren Bauwerken; elektrische Anzeigeapparate in dem Uhrenwesen, bei der Schifffahrt, der Fischerei, zu chemischen und photographischen Zwecken; Alarmapparate in Verbindung mit Thüren und Geldschränken, welche anzeigen, sobald die betreffende Thür geöffnet oder ein Einbruch versucht wird; endlich elektrische Luft- und Feuchtigkeitsregulatoren, durch welche angezeigt wird, sobald die Temperatur und Feuchtigkeit in einem geschlossenen Raume, beispielsweise in Gewächshäusern, Schulzimmern, Versammlungssälen u. s. w., über oder unter einen bestimmten Grad hinausgehen, und welche sogar durch selbstthätige Vorrichtung, ohne jedes Zuthun einer beobachtenden Person, die Temperatur und Feuchtigkeit der Luft

Digitized by Google

in den betreffenden Räumen in bestimmten Grenzen halten. Bei der Anfertigung *musikalischer Instrumente* werden elektrische Vorrichtungen verwandt: zu Metronomen; ferner zu Orgeln und anderen Instrumenten, um die Hebel zu sparen, welche die Tasten mit den Ventilen der Holz- und Metallpfeifen verbinden, wodurch es sogar möglich ist, die Orgel aus der Entfernung zu spielen. Bekannt ist das von dem Elsasser Kastner gefertigte Pyrophon, bei welchem aus der Entfernung durch singende Flammen Musikstücke zu Gehör gebracht werden. Zu den vielen elektrischen Vorrichtungen zur Fixirung einer gespielten Melodie gehört ein von dem französischen Elektriker Carpentier erfundener Apparat, mélographe répétiteur genannt, welcher Ensemblestücke so aufzeichnet, daß man jede Stimme unterscheiden kann; während die bisherigen Apparate dieser Art die musikalischen Improvisationen ꝛc. gewissermaßen nur stenographiren und erst eine Uebertragung in Notenschrift nothwendig machen, wird durch diesen Apparat das Gespielte sogar gleich in gewöhnlicher Notenschrift wiedergegeben.

In der *Textilindustrie* und der mechanischen Stickerei hat man die Elektricität in sehr nützlicher Weise verwandt, sei es, um automatisch einen Webstuhl anzuhalten, sobald ein Faden zerreißt, sei es um die Points, welche die vollbrachte Arbeit eines Arbeiters angeben, zu bezeichnen, sei es um einen Haspel anzuhalten, sobald der Faden abgerollt ist, oder die aufgewickelte Rolle ein bestimmtes Gewicht erreicht hat.

Eine genaue Beschreibung der genannten und der übrigen in diese Kategorie fallenden Apparate würde ganze Bände erfordern; die vorstehende Aufzählung wird aber genügen, das weite Anwendungsgebiet der Elektricität auch nach dieser Richtung hin im Allgemeinen anzudeuten.

Schon bei den früheren theoretischen Betrachtungen ist hervorgehoben worden, daß elektrische Kräfte bei einer Anzahl von *physiologischen Vorgängen* wirksam sind. Besonders kräftig tritt die thierische Elektricität bei einigen Fischarten, insbesondere dem Torpedo und dem Zitteraal, auf, welche bei der Berührung eine starke elektrische Entladung erzeugen. Im Kleinen machen sich elektrische Erscheinungen in jedem lebenden Wesen, gewissermaßen in jeder Körperzelle bemerkbar. Am deutlichsten treten sie aber bei der Thätigkeit der Muskeln und Nerven hervor. Um das Vorhandensein von Muskelströmen festzustellen, genügt es, ein empfindliches elektrisches Meßinstrument mit einem Drahtende an die Oberfläche und mit dem anderen Drahtende an den Ausläufer eines Muskels zu legen. Man erhält dann einen elektrischen Strom, welcher in positivem Sinne von der Muskeloberfläche und in negativem Sinne von dem Muskelausläufer ausgeht. Merkwürdiger Weise ändert sich die Stromrichtung, sobald der Muskel sich zusammen zieht: die Oberfläche wird dann negativ und der Ausläufer positiv elektrisch. Daß in allen Nerven eine große Anzahl elektrischer Ströme in verschiedenen Richtungen den Körper durchfließen, ist zuerst von dem berühmten Leiter des Berliner physiologischen Instituts, Du Bois-Reymond, festgestellt worden, dem die Elektrophysiologie zumeist ihre Entwickelung verdankt.

Die Erkenntniß der elektro-physiologischen Erscheinungen hat zur nächsten Folge gehabt, daß die Anwendung der Elektricität zur *Heilung von Krankheitszuständen*, welche schon früher auf mehr empirischer Grundlage aus-

Digitized by Google

geübt wurde, jetzt zu einem Zweige der medizinischen Wissenschaft geworden ist. Namentlich bei Atrophien der Muskeln, bei Lähmungen, bei gewissen rheumatischen Zuständen, bei Neuralgie, Hysterie und überhaupt bei vielen Nervenleiden ist die heilsame Wirkung elektrischer Erregungen außer allen Zweifel gestellt. Der elektrische Strom findet nach Verschiedenheit des beabsichtigten Zweckes sowohl in Form der statischen, der galvanischen, und der Inductions-Elektricität Verwendung. In der Chirurgie wird die Wirkung des galvanischen Stroms zu unblutigen, sogenannten galvanokaustischen Operationen mit großem Erfolge benützt. Man bringt zu diesem Zwecke einen geeignet gefaßten Platindraht mit dem abzutrennenden Organe bezw. mit einer auszubrennenden Wunde in Verbindung; wird plötzlich ein elektrischer Strom durch den Platindraht gesendet, so gelangt der Draht zu intensivem Glühen, und die Gewebe werden kauterisirt, noch bevor der Kranke Zeit hatte aufzuschreien. Das elektrische Licht wird seit einigen Jahren zu ärztlich-diagnostischen Zwecken in zunehmendem Umfange verwendet. Im Elektrotechnischen Vereine wurden vor einiger Zeit Instrumente vorgeführt, durch welche es dem Arzte möglich ist, alle von außen zugänglichen menschlichen Körperstellen, sogar den Magen, ohne Nachtheil für den Kranken elektrisch zu beleuchten und dadurch den Sitz und die Ursachen krankhafter Zustände im Innern des Körpers durch Gesichtswahrnehmung unzweifelhaft festzustellen.

(Ein zweiter Artikel im nächsten Heft.)

Digitized by Google

Die Wiederbelebung protestantischer Kirchenmusik auf geschichtlicher Grundlage.

Von

Prof. **Ph. Spitta** in Berlin.

Wer die Entwickelung der Musik in der protestantischen Kirche Deutschlands von der Reformation bis zur Gegenwart studirt, muß zu dem Resultate gelangen, daß eine protestantische Kirchenmusik schon seit hundert Jahren nicht mehr besteht. Das harte Urtheil bedarf einer näheren Bestimmung. Jeder weiß, daß die Musik in der protestantischen Kirche noch nicht ganz verstummt ist. Auch dasjenige, was in ihr musicirt wird, darf zum Theil noch als wirkliche Kirchenmusik angesehen werden. Aber daß noch eine selbständige Gattung der Tonkunst vorhanden sei, die nur in der Kirche ihre Heimath habe, die Leben und Entwickelungsfähigkeit in sich trage, auf deren Gebiete der schaffende Künstler seine Ideale suche, das muß verneint werden. In diesem Sinne gibt es eine protestantische Kirchenmusik nicht mehr.

Die Gründe dieser Erscheinung sind mannigfaltig. Sie vollständig aufzuzählen ist jetzt nicht meine Absicht. Einen großen Theil der Schuld tragen die Wandlungen, welche das kirchliche Leben im vorigen Jahrhundert zu bestehen hatte. Erst suchte der Pietismus die Musik auf das denkbarst kleinste Gebiet zu beschränken, dann entzog der Rationalismus dem Künstler jede Möglichkeit eines begeisterten Aufschwunges. Am Ende des vorigen Jahrhunderts zeigt das, was man gewohnheitsmäßig für die Kirche componirte, eine solche Flachheit und Stillosigkeit, daß man an dieser Periode am liebsten geschlossenen Auges vorübereilt.

Im zweiten und dritten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts regte sich in den Tiefen der evangelischen Kirche neues Leben. Das Bemühen des deutschen Volkes, sich auf seine Geschichte zu besinnen, trug auch für die Kirche und Kirchenmusik seine Früchte. Die Musik des 15. und 16. Jahrhunderts — wir dürfen sie die mittelalterliche nennen — wurde gleichsam neu entdeckt. Ebenso einige Kirchencompositionen Bach's und gleichzeitiger Italiener, die man aber in unklarer Vorstellung geneigt war, mit jenen älteren Meistern unter demselben Gesichts-

Digitized by Google

punkte zu beurtheilen. Angeregt durch diese Entdeckungen suchte man nun auch die Liturgie der evangelischen Kirche von Neuem auszubauen. Aber es blieb bei vereinzelten Versuchen. Daß es nicht gelang, das Interesse an diesen Gegenstand nachhaltig und im weitesten Kreise zu fesseln, lag zum Theil an der ganzen Zeitströmung, zum Theil an der besondern Richtung, welche die öffentliche Musikpflege in Deutschland nahm. Immerhin jedoch blieb ein dauernder Gewinn: die Bekanntschaft mit der älteren Kirchenmusik dehnte sich auf immer größere Massen des deutschen Volkes aus, erst Bewunderung, dann auch Liebe erweckend, und viele Compositionen sind uns heute innig vertraut geworden, die man vor fünfzig Jahren als räthselhafte Wesen nur mit Befremden betrachtete.

Man wird zu erwägen haben, wie dieser Zustand für eine Wiederbelebung der protestantischen Kirchenmusik ausgenutzt werden kann. Unzweifelhaft kann die kirchliche Kunst nur unter den Händen solcher Pfleger gedeihen, die nicht nur echt religiöser Empfindung voll, sondern auch von der Erhabenheit des Instituts der Kirche ganz durchdrungen sind. Deshalb ist die Ansicht Derjenigen wohl berechtigt, die meinen, man solle zunächst das Interesse an der Kirche aus den sittlichen und dogmatischen Grundlagen derselben heraus zu kräftigen und zu verbreitern trachten, dann werde die Lust zum musikalischen Ausbau des Cultus von selber folgen. Aber es ist daneben auch noch ein anderer Weg denkbar. Alle Gebiete innerhalb einer Kunst greifen mehr oder weniger in einander über. So gibt es auch keine Kirchenmusik an sich, die mit den übrigen Formen der Tonkunst nichts zu schaffen hätte. Die Geschichte lehrt vielmehr, daß die Kirchenmusik zu allen Zeiten einen starken Zufluß aus dem weltlichen Gebiet erhalten hat. Ihre Aufgabe war dann nur, diese weltlichen Elemente in sich einzuschmelzen und umzuprägen; gelang ihr das, so erwuchs sie jedesmal zu neuer Kraft und Schönheit, gelang es ihr nicht — was freilich auch vorgekommen ist — so verfiel sie. Was weitere Kreise für die Kirchenwerke Bach's heutzutage interessirt, ist nicht das eigentlich Kirchliche. Es ist theils ein allgemein musikalisches Element, theils jene auch bei Bach vorhandene Seite, wo die Verbindung mit der weltlichen Musik sichtbar wird. Aber weil diese Factoren seiner Kunst aus dem Ganzen nicht herausgelöst werden können, so wird der ernsthafte Bach-Verehrer gezwungen, allmälig weiter zu gehen. Um sein Verständniß zu vertiefen, muß er versuchen, sich in die religiöse Empfindungswelt des Meisters einzuleben. Er muß sich schließlich mit den Anschauungen und Einrichtungen vertraut machen, durch welche die Formen bedingt sind, in denen dieses Empfindungsleben sich äußert. Sei nun seine Stellung zur Kirche bisher gewesen, welche sie wolle, das wird auch der Gleichgültigste zugestehen, daß diejenige Macht, die Quell und Grundlage solch erstaunlicher Kunstschöpfungen sein konnte, eine erhabene und verehrungswürdige sein muß. Gleichsam mit dem Reiz des halbgelösten Räthsels wird es ihn nicht ruhen lassen, bis er zu dem Punkte vorgedrungen ist, von dem allein aus jene gesammte Kunstwelt erst als ein wahrhaft Lebendiges erscheint. Und wie mit Bach, so ist es mit andern Componisten. Es führt auch durch die Kunst ein Weg zur Kirche, nicht nur umgekehrt. Hat doch schon zur Zeit der Reformation die Musik und ihre eigenartige Verwendung in den protestantischen Gemeinden diesen so manchen Anhänger zugeführt.

Digitized by Google

Mit dem gänzlichen Verschwinden einer lebendigen protestantischen Kirchenmusik hängt es zusammen, daß es heutzutage so schwer fällt, selbst den Begriff derselben klar zu stellen. Kirchenmusik gehört in den Gottesdienst, sie ist durch die Form der Liturgie bedingt und kann aus dieser nicht herausgelöst werden, ohne den wichtigsten Theil ihrer Wirkung, ihrer Verständlichkeit einzubüßen. Immer von Neuem verwechselt man sie mit religiöser oder geistlicher Musik. Daß Händel's Messias Kirchenmusik sei, kann man noch täglich lesen und hören. In Wirklichkeit ist er etwas ganz anderes. Das Oratorium ist eine allein auf sich beruhende, selbständige Kunstform. Wenn es die Begebenheiten, die es in seiner Weise kunstmäßig gestaltet, mit Vorliebe der Bibel entnimmt, so geschieht dies aus zwei Gründen. Einmal darf bei einem biblischen Stoffe noch immer am sichersten vorausgesetzt werden, daß er ein allgemein bekannter und Theilnahme erregender sei, ein Umstand, der beim Oratorium besonders schwer in's Gewicht fällt. Dann aber verlangt diese Kunstform, soll sie in ihrer Größe und in ihrem umfassenden Formenreichthum berechtigt erscheinen, den höchsten Aufschwung lyrischer Empfindung. Einen solchen ermöglicht am leichtesten ein Stoff, der zu dem höchsten idealen Gute der Menschheit, zur Religion, in naher Beziehung steht, oder dem sich doch ohne Zwang eine religiöse Seite abgewinnen läßt. Aber nothwendig ist ein biblischer Stoff so wenig, daß Händel einige seiner schönsten Oratorien über Begebenheiten aus der antiken Mythologie componiren konnte. Auch Stoffe aus der alten, mittelalterlichen und neueren Profangeschichte, aus der orientalischen und deutschen Sagenwelt, konnten mit Recht für das Oratorium geeignet erscheinen. Diese Form, und also auch Händel's Messias, stellt Concertmusik dar und gehört somit an den Ort, wo man solche zu machen pflegt. Nicht anders verhält es sich mit den Messen und Requiems, Psalmen, deutschen und lateinischen Hymnen, welche die protestantischen Tonsetzer unseres Jahrhunderts unter Anwendung sämmtlicher Kunstmittel zu componiren pflegen. Sie stellen sich dabei auf den Standpunkt der freien Kunst. An jene Texte knüpfen sich in Folge ihres Alters, ihrer geschichtlichen Bedeutung, ihres poetischen Werthes gewisse Stimmungen und Empfindungen. Auch sie benutzen die Componisten nur als Kunstmittel, indem sie dieselben für Form und Inhalt ihrer Compositionen zur ästhetischen Grundlage nehmen. Niemals dürften daher solche Werke Kirchenmusik genannt werden.

Es handelt sich hier um mehr als einen bloßen Namen. Es handelt sich um eine Verwirrung der Sachen. Genügender Beweis dafür ist der Umstand, daß die irrige Anschauung sich auf beiden Gebieten geltend macht. Wie man einerseits sich nicht bedenkt, Werke, die gar keinen kirchlichen Mittelpunkt haben, dennoch als Kirchenmusik zu beurtheilen, so löst man andrerseits wirkliche Kirchencompositionen aus ihrem liturgischen Zusammenhange, behandelt sie als selbständige Tonwerke und bringt sie vor eine Zuhörerschaft, die häufig gar nicht in der Lage sein kann, ihren innersten Sinn zu begreifen. Ich werde auf diesen Gegenstand später noch zurück kommen. Jetzt soll nur betont werden, daß eine scharfe Sonderung der religiösen Musik von der kirchlichen die erste Vorbedingung ist zur Wiederbelebung protestantischer Kirchenmusik.

Digitized by Google

Wenn die Musik sich der Liturgie organisch einzufügen hat, so wird naturgemäß ihr Wesen durch diese bestimmt werden. Schon ganz äußerlich wird sie auf den Raum einzurichten sein, in dem sie erklingen soll, nach der Zeit, die ihr im Ganzen jedesmal gegönnt ist. Soweit sie Gesangsmusik ist, wird sie mit dem Inhalt des Textes in Uebereinstimmung zu bringen sein. Vor Allem aber wird es gelten, ihre Mittel und Formen zu dem innern Wesen des gesammten Vorganges in ein richtiges Verhältniß zu bringen. Insofern es sich um eine Gott geweihte Feier handelt, muß die Kirchenmusik den Charakter des Erhabenen tragen. Insofern sie den Empfindungen und Stimmungen der Gemeinde Ausdruck gibt, eignet ihr ein allgemeingültiges Wesen, welches alles Individuelle in gebührenden Schranken hält. Allerdings kann nur der die richtige Weise finden, welcher von der Bedeutsamkeit des Vorganges sich ganz hat durchdringen lassen. Dieser aber wird sie sicher finden, falls er nur eben ein wirklicher Künstler ist, der für die organischen Beziehungen des Theils zum Ganzen eine Empfindung hat. So ist zu allen Zeiten entstanden und entwickelt worden, was man kirchlichen Stil nennt. Sein Charakter hat sich immer um so schärfer ausgeprägt, je fester und dauernder die Formen des Cultus waren, denen die Musik sich anzupassen hatte. Daß die katholische Kirche hier vor der protestantischen ein bedeutendes voraus hat, sieht man leicht. Wirklich ist eine solche Zerfahrenheit und endliche völlige Auflösung der Kirchenmusik, wie sie die Protestanten zu beklagen haben, auf katholischer Seite niemals eingetreten. Man darf sehr viele katholische Meßmusiken des 18. und 19. Jahrhunderts überaus geschmacklos nennen; einige, wenn auch nur äußerliche Charaktermerkmale sind indessen an ihnen immer haften geblieben. So gänzlich stilwidrig, wie man häufig behauptet, sind sie nicht, und am wenigsten hätten die protestantischen Componisten ein Recht, sich über sie aufzuhalten. Die Regellosigkeit und Willkür der protestantischen Liturgie gehört auch zu den Ursachen, aus denen unsere Kirchenmusik zu Grunde gegangen ist.

Welches sind die Grundformen der protestantischen Kirchenmusik, und wann haben sie sich entwickelt?

Die Musik der katholischen Kirche beruht auf dem einstimmigen gregorianischen Priestergesange und auf dem polyphonen unbegleiteten Gesange, in welchem eine Vielheit von gleichzeitig gesungenen Melodien sich zu einem harmonischen Ganzen webt. Dieser polyphone Gesang, den ein besonderer Chor von Musikern ausführte, ist deshalb recht eigentlich katholisch-kirchlich, weil er sich vorzugsweise im Dienste der Kirche und nach den von ihr gegebenen Normen bis zu der Höhe entwickelt hat, welche Palestrina's Name bezeichnet. Die spätere katholische Kirchenmusik war immer noch reich an bedeutenden Kunsterscheinungen, so lange sie bei allen weltlichen Elementen, die sie einsog, jene ältere Kunst als ihre wahre Grundlage anerkannte. Dies ist im Laufe des 18. und 19. Jahrhunderts immer weniger geschehen; daher ein immer tieferes Sinken. Die protestantische Kirche nun bildete sich in dem Jahrhundert, da die polyphone Vocalmusik ihre höchste Blüthezeit erlebte. Man wird nicht erwarten dürfen, daß es ihr gegenüber einer Kunsterscheinung von so erstaunlicher Vollendung sofort gelungen sei, eine lebenskräftige neue Kunst zu schaffen. Aber es lag dies auch nicht in ihrer Absicht. Nicht als Gegensatz zur katholischen Kirche wollte sie sich angesehen wissen,

Digitized by Google

sondern nur als eine geläuterte Form derselben auf gleicher Grundlage. In ihrer Lehre fand sie kein Hinderniß — ich rede hier zunächst immer nur vom deutschen Lutherthum — von der Tonkunst der katholischen Kirche soviel wie immer möglich herüber zu nehmen. Der volksmäßige Charakter, welcher sie auszeichnete, hatte freilich eine stärkere Betonung des Volksliedartigen zur Folge. Dies führte auch beim mehrstimmigen Gesange im Einzelnen zu gewissen Neubildungen, die sich von den Kunstformen der katholischen Kirche als etwas Besonderes abhoben. Aber im Allgemeinen war die Kunst, die Luther liebte, und deren Verwendung beim Gottesdienste er empfahl, dieselbe, mit der sich auch der katholische Cultus schmückte. So wenig bestand hier ein principieller Gegensatz, daß Luther's Lieblingscomponist und Freund, der Münchener Musiker Ludwig Senfl, ein unentwegt gläubiger Katholik war, daß andere katholische deutsche Tonmeister Luther's Lieder mit Vorliebe in Musik setzten und hierdurch für die protestantischen Gemeinden arbeiteten. Es war das jene Zeit, wo der größte Theil der gebildeten Deutschen, angewidert durch die grellen Mißbräuche in der katholischen Kirche, der Reformationsbewegung anhing, mochte es auch nicht Allen thunlich erscheinen, mit ihrer ganzen Existenz für dieselbe einzutreten. Erst als jene mächtige Welle der Culturbewegung zerrann, welche die Tonkunst des 16. Jahrhunderts auf ihre höchste Höhe gehoben und zugleich den ersten glorreichen Aufschwung des Reformationsgedankens durch ganz Europa bewirkt hatte, gestalteten sich die Dinge anders. Als durch den dreißigjährigen Krieg der Gegensatz zwischen Katholiken und Protestanten in Deutschland ein scharfer, feindseliger und gewaltthätiger geworden war, da erst begann bei diesen eine ganz eigene Kirchenmusik sich zu bilden.

Die Grundformen derselben sind wiederum zwei. Die eine besteht im Gemeindelied, demjenigen also was wir protestantischen Choral zu nennen pflegen. Zum Theil wurzeln diese Choralmelodien im Volksgesange des Mittelalters, zum Theil auch in der katholischen Kirchenmusik, insofern sie aus Melodien des gregorianischen Priestergesanges gebildet sind. Andere sind im Reformationszeitalter der weltlichen Musik entlehnt worden, wieder andere eigens für die protestantische Kirche componirt. Auch an den entlehnten hat dieselbe ihr Eigenthumsrecht dadurch dargethan, daß sie allein es war, durch deren Vermittelung jene Melodien im Volke wahrhaft lebendig blieben, und daß sie da, wo es nöthig schien, sie der kirchlichen Würde angemessen umgestaltete. Die protestantischen Choralmelodien wurden sammt ihren deutschen Texten von der ganzen Gemeinde gesungen. Durch sie kam die Gemeinde zur unmittelbaren Theilnahme am Gottesdienst. Das persönliche Verhältniß, in dem sich der protestantische Christ Gott gegenüber fühlt, gelangt hier zum Ausdruck. Die katholische Kirche kennt principiell die thätige Theilnahme der Gemeinde nicht; in ihr singt nur der Priester und der mit einer Art von priesterlichem Charakter bekleidete Chor; es wird ferner in einer besonderen Kirchensprache, der lateinischen, gesungen. Durch die Einführung des kirchlichen Volksgesanges wird also das Wesen der protestantischen Liturgie vom Grunde aus verändert. Um einem Mißverständnisse zu begegnen, betone ich, daß der kirchliche Volksgesang nicht etwa erst im 17. Jahrhundert zu einem integrirenden Theile des evangelischen Cultus wurde.

Digitized by Google

Er hat sich seine Stellung gleich beim Beginne der Reformation erobert. Aber einen umgestaltenden Einfluß auf die kirchliche Kunstmusik im engeren Sinne gewann er einstweilen nicht. Hier blieb, gewisse mehr nur äußerliche Abwandlungen abgerechnet, im 16. Jahrhundert noch alles beim Alten.

Als zweite Grundsäule der protestantischen Kirchenmusik erscheint nicht der Chor, sondern die Orgelmusik. Daß der Chor als ein priesterliches Organ, also auch als ein Vermittler zwischen der Gemeinde und Gott, in dem protestantischen Cultus keine Stätte mehr finden konnte, nachdem einmal die unmittelbare Betheiligung der Gemeinde in so weitem Umfange zugelassen war, ist einleuchtend. Wollte man ihn weiter verwenden, so konnte es nur so geschehen, daß man ihn als ein rein musikalisches Organ auffaßte. Dies ist auch wirklich fortdauernd der Fall gewesen. Aber im 17. Jahrhundert fing die Chorcomposition, und zwar sowohl die von Instrumenten unbegleitete als auch die bald überwiegend gepflegte begleitete, schnell an einen unkirchlichen Charakter anzunehmen. Ich sage nicht, daß sie verweltlichte; dieser Gegensatz würde hier nicht mehr passen. Sie wurde vielmehr frei künstlerisch und suchte immer entschiedener allein durch sich selbst verständlich zu werden. Sie wurde oratorienhaft. Dieser Zug erfaßte zwar auch die katholische Kirchenmusik. Aber die viel gründlicher durchbildete, schärfer ausgeprägte und durch eine lange Tradition gefestigte Form der katholischen Liturgie hielt die Componisten kräftiger beim Alten fest und zog ihnen Schranken. Die Protestanten hatten nur eine geringe Tradition und keinerlei sonstige Schranken. Es ist daher auch keineswegs zufällig, daß Händel, der Vollender des Oratoriums, ein Protestant war. Schütz, der größte deutsche Vocalcomponist des 17. Jahrhunderts, leitet unmittelbar auf Händel hin, während Bach seiner Weise ganz fern steht. Das Erscheinen überragender Genies in der Geschichte pflegt klärend auf die Entwickelungsrichtungen zu wirken, die sich manchmal sonderbar verschlingen und verwirren. Niemals ist dies entschiedener geschehen als durch die gleichzeitigen Meister Händel und Bach. Im Händel'schen Oratorium vollzieht sich der endliche siegreiche Durchbruch einer freien Concertmusik größesten Stiles. Bach bringt die eigentlich protestantische Kirchenmusik auf Grundlage des Chorals und der Orgelkunst zur Vollendung. Wenn trotzdem während des 18. Jahrhunderts in katholischen und protestantischen Kirchen immer viel Oratorienhaftes musicirt, wenn in letzteren Oratorienhaftes und Kirchliches stillos vermischt wurde, so hatte das einen äußerlichen Grund. Es gab damals außer in England nirgends ein öffentliches Concertwesen. Wer mit einer oratorienartigen Composition an die Oeffentlichkeit gelangen wollte, mußte sie vom Kirchenchor herab ertönen lassen. Heute besteht dieser Entschuldigungsgrund nicht mehr.

Als ästhetische Merkmale der wahren Kirchenmusik bezeichnete ich Erhabenheit und Unpersönlichkeit, als ihr geschichtliches die Entwickelung unter dem maßgebenden Einfluß der Kirche. Die protestantische Orgelmusik des 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zeigt diese Merkmale deutlich. Es versteht sich, daß der Ausdruck des Kirchlich-Erhabenen kein feststehender ist. Wäre dies, so könnten wir uns bei Palestrina's Compositionen für immer beruhigen, die ihn im höchsten Grade zu eigen haben. Aber nach Zeiten und Völkern sind die Empfindungsweisen verschieden, sie sind verschieden auch nach den besonderen

Digitized by Google

Verhältnissen, unter deren Einwirkung sie stehen; mit ihnen sind es die angewendeten Kunstmittel. Ebenso ist die Forderung der Unpersönlichkeit mit Einschränkung zu verstehen. Auf's Aeußerste durchgeführt werden kann und soll sie nicht. Immer sind es Menschen von Fleisch und Blut, die singend und spielend Gott verherrlichen. Und je nachdem eine Kirche das Verhältniß des Individuums zum Höchsten als ein mehr oder weniger directes auffaßt, wird auch der Ausdruck persönlicher Empfindung in der Kirchenmusik mehr oder weniger hervortreten. So lange die Orgel im christlichen Abendlande im Gebrauch ist, hat sie fast ausschließlich der Kirche gedient. Namentlich haben alle Formen der Orgelmusik ihre wesentliche Entwickelung im Dienste der Kirche erfahren. Und weiter haben gerade die protestantischen Componisten des 17. und 18. Jahrhunderts sie zur höchsten Blüthe gebracht. Weil die Orgel weder einen schnellen Wechsel der Stärkegrade, noch ein An- und Abschwellen des einzelnen Melodietones, noch sonst eine besondere Schattirung desselben zuläßt, wehrt sie die Hineintragung eines subjectiven Gefühlsausdruckes ab. Durch die ruhig strömende Gleichmäßigkeit ihres Klanges, ebenso wie durch die großartige Fülle und Macht, die sie zu entwickeln fähig ist, macht sie zugleich den Eindruck des Erhabenen. Ist die Erhabenheit der Orgelmusik eine andere als die der katholischen Gesangsmusik des 15. und 16. Jahrhunderts, so entspricht diese Verschiedenheit nur den Verhältnissen. Der a cappella-Gesang hat etwas Lichtes, Ruhig-Verklärtes. Die Seligkeit einer Andacht, die aus kindlicher Hingabe an die allsorgende Kirche fließt, die Empfindung des stillen Glückes, im Himmlischen zugleich die irdische Schönheit genießen zu dürfen, ist er im Stande vortrefflich auszudrücken. In der Orgelmusik überwiegt der Charakter gedrungener Kraft, durch Macht gebändigter Bewegung. Sie verklärt nicht, aber sie vergeistigt. Die rhythmische Bestimmtheit, die Präcision des Zusammenspiels, die zum Vortrag jedes Orgelstückes unerläßlich nothwendig sind, geben ihr etwas Mannhaftes, Bewußtes und Selbständiges. Auch dadurch, daß die Orgelmusik von einem Einzigen zu Gehör gebracht wird, während beim Chorgesang viele Individuen zusammenwirken, bekommt jene einen persönlicheren Charakter. Bedenkt man, daß die höchste Vollendung der polyphonen Gesangsmusik durch die Italiener herbeigeführt wurde, so ist klar, daß sich hier nicht nur ein Gegensatz der Confessionen, sondern auch der Völker und Länder geltend macht. Der warmen, athmenden, sinnlichen Schönheit, der antik anmuthenden Einfachheit, wie sie Palestrina's Compositionen zeigen, steht in der deutschen Orgelmusik eine Kunst gegenüber von rauherem Aeußeren, von einer düsteren aber nachhaltigeren Kraft, einem abstracteren aber tiefsinnigen Wesen. Dort die durchsichtige, reine Bläue des italienischen Himmels, hier das mächtige Rauschen und Brausen der deutschen Eichenwälder und des nordischen Meeres. Ueberdies ist Mittel- und Norddeutschland, also der eigentliche Sitz des Protestantismus, viel weniger das Land des Gesanges als Italien und Deutschlands katholischer Süden. Sich durch die menschliche Stimme musikalisch zu äußern mußte dort am nächsten liegen, wo die Natur die schönsten Stimmen darbot. Schon durch seine natürliche Veranlagung wurde das protestantische Deutschland entschiedener auf die Instrumentalmusik hingewiesen. Die Orgelkunst der Italiener war eine aus dem

Digitized by Google

Norden importirte Pflanze, die nach kurzer, glänzender Entfaltung schnell verblühte. Dagegen befanden sich wieder die protestantischen Singchöre im 17. Jahrhundert in einem Zustande, dessen Mangelhaftigkeit an sich schon verhindern mußte, daß mittelst des Chorgesanges eine selbständige protestantische Kirchenmusik erwuchs. Es waren Schülerchöre, denen sich mitunter einige Dilettanten anschlossen. Sopran und zum Theil auch Alt sangen Knaben, da man Frauengesang in den Kirchenchören noch nicht kannte; zum Tenor und Baß wurden unreife Jünglingsstimmen verwendet, welche den Chor verließen, wenn ihre Stimmen brauchbar zu werden anfingen. Solche Chöre mußten gegenüber den katholischen Capellen eine traurige Rolle spielen. Dort waren ausgebildete, berufsmäßige, dauernd zusammenwirkende Sänger. Die protestantischen Schülerchöre konnten auch deshalb nichts Ausgezeichnetes leisten, weil ihr Bestand mit jedem Jahre wechselte. Italienische Sänger wurden freilich an manchen Fürstenhöfen angestellt, aber sie waren schon ihrer Confession wegen im protestantischen Gottesdienst nicht zu brauchen. Und suchte auch wirklich einmal ein Fürst eine ständige protestantische Vocalcapelle durch Heranziehung und Ausbildung guter einheimischer Kräfte zu schaffen, so blieben das Ausnahmen, die für das allgemeine Gedeihen des Chorgesanges wenig bedeuteten.

Lebensformen vergangener Zeiten können nur dann mit Erfolg erneuert werden, wenn es möglichst auf demselben Boden geschieht, auf dem sie einstmals freiwillig erwuchsen. Und umgekehrt: wer einen brach liegenden Acker wieder nutzbar machen will, wird wohl thun, zunächst das auf ihm zu pflanzen, was er früher in so herrlicher Fülle zu tragen vermochte. Wer also die protestantische Kirchenmusik wieder beleben will, soll sich an das halten, was vor Zeiten die eigentliche protestantische Kirchenmusik gewesen ist. Von den Erneuerungsversuchen am Anfang unseres Jahrhunderts kann man nur mit Hochachtung sprechen. Aber damals handelte es sich um ein fast neu zu entdeckendes Kunstgebiet, dessen Grenzen und Theile dem Blick nicht immer deutlich sein konnten. Fünfzig nachfolgende Jahre haben unsere Kenntnisse bereichert. Ich darf es aussprechen, daß die Arbeit unserer Vorgänger nicht an der richtigen Stelle eingesetzt hat. Sie wollten die protestantische Liturgie wiederbeleben und versuchten dies mittelst einer Chormusik, die im Innersten gar nicht protestantisch ist. Eichendorff erkennt, wie man weiß, den Katholicismus als die Heimath der deutschen Romantik, und in einer einst viel gelesenen Schrift des Romantikers Wackenroder wird jemand durch die Musik zur katholischen Kirche bekehrt. Die Persönlichkeiten und Kreise aber, von denen damals die Neugestaltung der protestantischen Liturgie betrieben wurde, standen ganz unter dem Einfluß der deutschen Romantik. Kein Wunder, daß sie sich zur katholischen Kirchenmusik mächtig hingezogen fühlten und für die selbständigen Kunstbildungen des Protestantismus nicht den richtigen Blick besaßen. Von der Ansicht ausgehend, daß neben dem Choral die unbegleitete Chormusik die einzig wahre Kirchenmusik sei, gelangte Winterfeld dahin, in den Compositionen Eccards, eines liebenswürdigen und zarten, aber eng begrenzten Talentes, die höchste Spitze evangelischer Tonkunst zu erkennen. Dagegen ist ihm die Musik Seb. Bach's eine Musik des Verfalls. Es war seine und vieler Anderer Ansicht, daß man diese besser in

Digitized by Google

den Concertsaal verweise. Das ist denn auch fast allgemein geschehen, und es ist im Wesentlichen bis heute dabei geblieben. Die Gründe waren freilich auch noch andere als der vermeintliche Mangel an Kirchlichkeit. Was der öffentlichen Musikpflege in dem Deutschland des 19. Jahrhunderts bisher seine hervorragendste Signatur gegeben hat, ist die Thätigkeit der Chorvereine. Mit den Kirchenchören des vorigen Jahrhunderts stehen diese Vereine in gar keinem Zusammenhange. Ihre Grundlage fanden sie in den privaten Musikgesellschaften des 17. und 18. Jahrhunderts. Der Anstoß zu ihrer Entfaltung in's Große aber kam von England. Hier wurde 1784 zuerst eine Massenaufführung von Händel'scher Musik veranstaltet, die in Deutschland Nachahmungen fand. Dann kamen von 1810 an die großen deutschen Musikfeste in Gang, die überallhin die Anregungen zur Pflege der großen Formen der begleiteten Chormusik aussendeten. Händel's Musik also und die des durch sie befeuerten Haydn sind die Schöpfer der modernen Chorvereine und der Gegenstand ihrer Pflege ist das Oratorium. Während aber diese Vereine zur Blüthe kamen, waren die Kirchenchöre schon ganz in Trümmer gegangen. Bach'sche Musik war nur in den Vereinen aufzuführen und man fühlte bald Interesse genug, ihre Aufführung überhaupt zu wollen. So gelangte der protestantische Componist in's Concert, während man in der Kirche mit katholisirender Musik operirte.

Es ist mir durchaus kein Zweifel darüber, daß dieser Weg verlassen werden muß. Damit wende ich mich gewiß nicht gegen die Pflege der a cappella-Musik an sich. Daß man begonnen hat, dieses der Kunstübung ganz verlorene Land zurückzugewinnen, ist eine That von unverkennbarer Tragweite. Aber die Verschiedenartigkeit katholischer und protestantischer Kirchenmusik ist nun einmal, ebenso wie der Gegensatz der beiden Confessionen, eine geschichtliche Thatsache. Es bleibt doch nichts übrig, als sie offen anzuerkennen. Die ihnen gehörige kirchliche Tonkunst wieder als solche zur Geltung zu bringen, muß einstweilen den Katholiken überlassen bleiben. Dies Ziel wird von ihnen auch seit einiger Zeit mit rühmlichem Eifer angestrebt. Man könnte sich nur freuen, wenn es ihnen gelänge, allmälig die großen Schwierigkeiten zu überwinden, die der Einführung des a cappella-Gesanges als maßgebender Form der katholischen Kirchenmusik entgegenstehen. Die Protestanten aber sollten sich angelegen sein lassen, die herrlichen Tonwerke des 15. und 16. Jahrhunderts zunächst, soweit es angeht, von ihrer rein künstlerischen Seite verstehen und genießen zu lernen. Ueberall müßten sich Vereine bilden, welche die Pflege dieser Musik und ihre Vermittelung an das Publicum sich zur alleinigen Aufgabe machten. Berlin besitzt einen solchen Verein, und was er gewirkt hat ist nicht gering. Vereinzelt sind auch an anderen Orten derartige Versuche hervorgetreten. Aber im Ganzen ist nach dieser Richtung noch verschwindend wenig geschehen. Man drehe die Sache einmal um, setze die protestantische Kirchenmusik an die ihr zukommende Stelle in's Gotteshaus, und behandle den a cappella-Gesang als Gegenstand concertmäßiger Pflege. Dies würde noch einen besonderen Vortheil haben. Im Mittelalter standen sich kirchliche und weltliche Musik viel näher als jetzt, eine Folge des Uebergewichts, das die Kirche auf allen Lebensgebieten hatte. Neben der kirchlichen Vocalmusik erblühte eine weltliche, die mit jener dasselbe Gestaltungs-

Digitized by Google

prinzip hatte und, wennschon an Bedeutung ihr untergeordnet, doch in beständiger Wechselwirkung stand. Auch diese weltliche Musik zu pflegen, würde die Aufgabe solcher Vereine sein. Die reinigende Wirkung, welche dadurch auf unsere moderne, im Uebermaß der Mittel schwelgende und fast erstickende Musik ausgeübt werden könnte, dürfte nicht zu hoch veranschlagt werden. Mittelbar würde dann diese Wirkung auch der evangelischen Kirchenmusik zu Gute kommen, wenn es gelänge, die Schaffenslust unserer Componisten den kirchlichen Idealen wieder zuzuwenden.

Aber für die Evangelischen gilt es zunächst den einstimmigen Gemeindegesang neu zu beleben. Seit 100 Jahren ist nicht eine einzige Choralmelodie mehr erfunden, die sich als solche bewährt hätte. Der Schatz von Melodien, die die protestantische Kirche theils zu ihrem Gebrauch umprägte und veredelte, theils neu erfand, ist dennoch ein sehr reicher. Kein Volk der Welt hat ihm etwas ähnliches an die Seite zu stellen. Noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts war die Mehrzahl der Melodien nebst ihren Texten allen vertraut. Dann beginnt eine nach der andern zu schwinden. Heutigen Tages dürften in keiner Gemeinde mehr als durchschnittlich zwanzig Melodien wirklich lebendig sein. Daß unter diesen Umständen eine mannigfaltige Bethätigung der Gemeinde an der Liturgie unmöglich ist, begreift ein jeder. Hier Wandel zu schaffen, ist natürlich Aufgabe der Schule. Die Angelegenheit verzweigt sich somit in die schwierige Frage nach der Gestaltung des Schulgesang-Unterrichts, der wenigstens in Preußen zur Zeit im Allgemeinen ziemlich tief darnieder liegt. Ihm aufzuhelfen, wird wieder die Ausbildung besonderer Gesanglehrer von Nöthen sein. Auf die Lösung dieser Frage kann hier nicht eingegangen werden. Andrerseits hängt die Belebung des kirchlichen Volksgesanges auch mit der Gesangbuchfrage eng zusammen. Die Reimereien des Rationalismus haben wir glücklich überwunden; des Werthes der Kirchenlieder des 16. und 17. Jahrhunderts sind wir uns wieder bewußt geworden. Es handelt sich nur darum, sie in wesentlich unverfälschter Form dem Volke wieder einzupflanzen. Wer das Charakteristische einer Zeit zu schätzen weiß, wird sich gegen jede Abänderung sträuben. Dennoch dürfte eine solche in vorsichtig gezogenen Grenzen um so weniger erläßlich sein, als die Continuität der Ueberlieferung durch die rationalistische Zeit unterbrochen worden ist. Man nimmt das Alterthümliche williger hin, wenn man es von den Vätern ererbt hat. Den Geschmack in veraltete Anschauungen zurückzwingen ist schwierig und kaum ersprießlich. Die Frage würde sich einfacher lösen, wenn eine Generation geistlicher Poeten erstände, die das Alte liebevoll in sich zum Neuen umbildete. Bekanntlich aber sind seit Klopstock äußerst wenige Verfasser geistlicher Lieder gewesen, die den Namen „Dichter" verdienten.

Neben dem Choralgesang bedarf die Orgelmusik erneuter ernster Pflege. Kann Instrumentalmusik die Aufgabe der Kirchenmusik erfüllen? Für sich allein gewiß nicht, wohl aber mit und neben dem Gesang. Dieser ist unzweifelhaft die Grundlage der Kirchenmusik. Aber nicht deshalb, weil die Musik an sich ihrem innersten Wesen nach Gesang, d. h. eine rhythmisch gegliederte, in abgemessenen Tönen sich bewegende Sprache wäre. Daß sie dies nicht ist, lehrt

Digitized by Google

ihre Geschichte zu allen Zeiten. Sondern weil das, was den Charakter einer Kirche unterscheidend bestimmt, ihre Glaubensgrundsätze sind, und diese allein durch das Wort geformt und zum Ausdruck gebracht werden können. Die Orgelmusik kann nun zum Gemeindegesang in ein Verhältniß treten, daß sie an der Bedeutung des Wortes Antheil gewinnt. Ich meine hier nicht die einfache Begleitung des Gesanges. Es gibt eine Anschauung, welche die Choralmelodien als Symbole des kirchlichen Lebens erfaßt. Eine Melodie wie „Gelobet seist du, Jesu Christ" bedeutet dem kirchlich erzogenen Protestanten mehr, als eine wohlgefällig gegliederte und abgerundete Tonreihe. Sie bildet ihm mit der Dichtung ein unlösbares Ganze; erklingt sie nur, so hört er innerlich die Worte mit. Sie weckt ihm zugleich die ganze Fülle der Weihnachtsempfindungen; sie führt ihm das Fest selbst und seine besondere Bedeutung im Kirchenjahre vor die Seele. Ebenso verdichtet sich ihm in der Melodie „O Haupt voll Blut und Wunden" das Bild der Passionszeit, erscheint ihm die Melodie „Wir glauben all' an einen Gott" als das Zeichen des christlichen Glaubensbekenntnisses. Diese symbolische Auffassungsart entspricht durchaus dem Wesen der Kirche, denn diese ist ihrer innersten Natur nach symbolisch. Nun besitzt die Musik mehr als jede andere Kunst das Vermögen, ein Kunstgebilde organisch in ein anderes aufzulösen und es dennoch zu gleicher Zeit in erkennbarer Selbständigkeit weiter bestehen zu lassen. Eine Choralmelodie läßt sich in unzähligen Formen bearbeiten, ohne daß an ihr selbst eine Note geändert zu werden brauchte, allein mittelst frei hinzu erfundener Gegenstimmen und der durch sie erzeugten Zusammenklänge. Hier eröffnet sich dem erfinderischen Componisten ein unbegrenztes Feld der Thätigkeit. Und eben diese auf symbolische Auffassung gegründete musikalische Verwerthung der Choralmelodie bildet die Hauptform der protestantischen Orgelmusik. Im mittleren Deutschland des 17. Jahrhunderts ist sie erstanden. Sie ist, obwohl sie natürlich mit der Kunst vorherliegender Zeiten nicht außer Verbindung steht, doch ihrem innersten Wesen nach eine ganz neue Erscheinung. Auf das Emsigste durch 100 Jahre gepflegt, erreichte sie durch Bach eine wunderbare Höhe der Vollendung. Man darf sagen: solch ein Orgelchoral redet voll verständliche Worte auch ohne Gesang, und wenn es irgend echte Kirchenmusik gibt, so ist er eine solche. Doch nicht nur diese Form hat die protestantische Orgelmusik angenommen. In Präludien und Fugen, in Passacaglios und Toccaten ist sie zu nicht minder bewundernswerther Schönheit erblüht. Auch auf sie hat der Choral Einfluß ausgeübt, jedoch mehr nur in rein musikalischen Beziehungen. Die feste symbolische Bedeutung der Orgelchoräle fehlt ihnen. Sie dienen zur Erweckung einer allgemeinen kirchlich-feierlichen Stimmung, bereiten die gottesdienstlichen Acte vor, vermitteln sie untereinander, und lösen endlich den Gesammteindruck derselben in eine erhabene Harmonie der Töne auf.

Es gehört zu den am Anfang unseres Jahrhunderts aufgekommenen und bis heute festgehaltenen Irrthümern, daß die Orgel nur den Gemeindegesang zu stützen und allenfalls demselben vor- und nachzuspielen, sonst aber in der Liturgie keine weitere Aufgabe habe. Auf die Geschichte kann sich wenigstens diese Ansicht nicht gründen. Wenn man behauptet, daß die Orgel in der evangelischen

Digitized by Google

Kirche des 17. Jahrhunderts und auch noch des 18. diese untergeordnete Stellung niemals eingenommen habe, so sagt man zwar etwas zu viel, aber doch nur wenig zu viel. Richtig ist, daß auf den Gemeindegesang zuweilen durch ein kurzes Orgelstück vorbereitet wurde. Auch daß da, wo der Gesang roh und unstet geworden war, die Orgel dazu diente, ihn in Zucht und Gang zu erhalten, soll nicht geleugnet werden. Wohl aber ist es falsch zu meinen, die alten Meister hätten hierin die eigentliche Aufgabe der Orgelmusik gesehen. Selbst in der katholischen Kirche, wo übrigens die Orgel wirklich niemals eine hervorragende Rolle gespielt hat, wurde zur Begleitung gewisser Meßacte gelegentlich ein selbständiges Orgelstück gespielt. Bei den Evangelischen aber wurde die Orgel durchaus als berechtigte liturgische Macht neben dem Choralgesange angesehen. Sie war nicht dazu da, die singende Gemeinde im Ton zu halten und wenn ihr die Melodie abhanden gekommen war, diese ihr mit starken Registern in's Ohr zu spielen (obwohl das Alles ja auch zuweilen geschehen mußte), sondern ein kräftiger, voller und sicherer Gemeindegesang war vielmehr die Voraussetzung, damit die hinzukommende Orgel ihre eigentliche Wirkung that. Das Verhältniß beider Mächte zu einander wird auch schon durch theoretische Betrachtung klar. Ist der Gesang nicht stark und sicher, so wird er durch die Orgel erdrückt, und wer auf den vorspielenden Organisten horchen will, wird eine Melodie weder lernen, noch als Ausdrucksmittel der Andacht jemals frei gebrauchen können. Man eifert heute gegen die Zwischenspiele, durch welche der Organist die einzelnen Zeilen des Gemeindeliedes trenne. Das ist richtig: wenn die Orgel nur die Gemeinde im Ton erhalten soll — wie man auch im 16. Jahrhundert zu a cappella-Compositionen Instrumente fügte, um den Sängern die Aufgabe zu erleichtern — dann sind die Zwischenspiele ein Unsinn. Aber die Organisten des 17. und 18. Jahrhunderts hatten jene Anschauung eben nicht. Ihnen verbanden sich Gesang und Orgel zur Darstellung eines einheitlichen Kunstganzen, bei dem es galt, den Reichthum des Instruments gebührend zu entfalten. Es fiel ihnen auch nicht ein, stets im einfach vierstimmigen Satze, Note gegen Note, zu begleiten. Sie thürmten gelegentlich die reichsten Harmonien auf, umspielten die Melodie, führten die unteren Stimmen lebendiger, entwickelten aus ihnen Zwischensätze, welche die Bewegung im Gange hielten, wenn der Gesang ruhte. Manche Lieder im Gottesdienst wurden auch immer ohne Orgelbegleitung gesungen, bei andern wechselten Orgel und Gesang Strophe um Strophe. Die zuvor von mir beschriebenen Uebertragungen des Chorals auf die Orgel allein — und solche Stücke wurden doch auch während des Gottesdienstes vorgetragen — konnten gar nicht anders als unter der Anschauung entstehen, daß die Orgel ein selbständiger Factor der Liturgie war. Eher kann man sagen, daß die Orgel zu Zeiten die Rolle des Gemeindegesanges eingeschränkt hat, als daß sie diesem immer untergeordnet gewesen sei.

Den heutigen Stand der Orgelkunst kann man nicht ohne Bedauern und Beschämung ansehen. Kaum, daß sie überhaupt noch für unser Musikleben existirt. Wir bauen wohl noch große Orgeln, die großen Organisten aber sind fast verschwunden. Selbst der Name „Organist", früher ein hoch ehrender, welchen Klang hat er heute? Was durch anderthalb Jahrhunderte große und größte

Digitized by Google

Orgelmeister schufen, ist in weiteren Kreisen ganz vergessen. Ein Mann wie der 1780 gestorbene Joh. Ludw. Krebs, dessen Talentkraft ihm, lebte er heute, einen ersten Platz unter den Künstlern unserer Zeit anweisen würde, ist so vergessen, daß die Mehrzahl der heutigen Musiker kaum ein Stück von ihm kennen dürfte. Von großen Meistern aus der 1. Hälfte des vorigen Jahrhunderts existiren nur noch die Namen. Ihre Werke, die nach damaligem Brauch nur abschriftlich verbreitet zu werden pflegten, sind unter der Gleichgültigkeit später Lebender zu Grunde gegangen. Von andern liegen die Werke in wüsten Trümmern umher. Das ist in einem Lande geschehen, welches sich noch um 1750 von einem der berufensten Beurtheiler nachrühmen lassen durfte, daß es das wahre Orgelland sei und bleibe. Selbst von Bach's Orgel-Werken sind doch nur einige Präludien und Fugen im Kunstbewußtsein unserer Zeit wirklich lebendig. Die Orgelchoräle, dieser für die Kirche wichtigste Theil seiner Orgelmusik, sind, obschon in gedruckten Ausgaben vorhanden, doch ein ungehobener Schatz. Gelangt einmal ein solches Stück in einem Kirchenconcert zu Gehör, so pflegt es mit jener Verlegenheit angehört zu werden, die aus dem Widerstreit zwischen dem traditionellen Respect vor Bach und dem persönlichen Unbehagen entspringt. Hier zeigt es sich am deutlichsten, daß der Mehrzahl der Sinn für die protestantische Kirchenmusik verloren gegangen ist. Entsinnen sie sich doch kaum der Melodie, wie viel weniger des zugehörigen Gedichtes; geschweige daß ihnen die symbolische Bedeutung des Chorals deutlich wäre. Sehr viele — und hochangesehene Musiker unserer Tage gehören zu ihnen — erklären Orgelmusik für eine Verstandesmusik, die das Herz ungerührt lasse. Selbst der Klang des Instrumentes ist ihnen antipathisch; sie nennen es auch wohl geradezu ein unmusikalisches. Wenn man nun vergleicht, was in früheren Zeiten für die größten Genies die Orgel bedeutete, wie manche ihr ganzes Schöpfervermögen in ihren Dienst stellten, so frägt man sich mit Verwunderung, wohin wir denn eigentlich gerathen sind?

Eine so gründliche Entfremdung kann natürlich nur sehr langsam zum Weichen gebracht werden. Aber alles nur mögliche sollte sofort geschehen. Vor Allem dürfte die äußere Stellung der Organisten nicht länger bleiben, wie sie ist. Meistens sind sie so gering besoldet, daß sie, wenn sie nicht zugleich ein Lehrer-Amt haben, auf angestrengteste Nebenarbeit angewiesen sind, um sich durch's Leben zu bringen. Sich in ihre Kunst zu vertiefen und in ihr weiterzubilden, ist ihnen unmöglich. Wiederum wird ein Musiker, der Jahre hindurch nicht Anstrengung noch äußere Mittel gespart hat, um sich eine gründliche Bildung zu erwerben, nicht leicht geneigt sein, unter den herrschenden Umständen in einen Organistendienst zu treten. So werden Stellen mit unfähigen Persönlichkeiten besetzt, die gerade die gründlichste Schulung und ausgebreitetste Bildung erfordern. Daß aber auch für die Lehre der Orgelkunst nicht ausreichend gesorgt ist, ist leider ebenfalls wahr. Dem preußischen Staate gereicht es zur Ehre, daß er schon im 2. Jahrzehnt unseres Jahrhunderts durch Gründung des Instituts für Kirchenmusik in Berlin fördernd einzugreifen suchte. Aber dieses und was später noch geschah, hat den Verfall nicht aufhalten können. Begreiflicherweise, da man die kirchliche Bedeutung der Orgelmusik nicht richtig wür-

Digitized by Google

digte. Geschähe nur dies, so dürfte man hoffen, daß sich auch Mittel und Wege fänden, dem vorgesteckten Ziele nahezukommen.

Ich sagte vorhin, daß der Chorgesang in der protestantischen Kirche nur die Bedeutung eines rein musikalischen Ausdrucksmittels habe. Andere haben in ihm den idealen Repräsentanten der gesammten Christenheit sehen wollen. Dies läuft zum Theil auf dasselbe hinaus. Jedes Kunstwerk idealisirt, indem es dem Besonderen den Charakter des Allgemeinen verleiht. Nur glaube ich, darf man diese Aufgabe des Idealisirens in der Kirchenmusik nicht einem einzelnen besondern Organ derselben beilegen. Der Choral ist ebenfalls eine musikalische Kunstform. Die Gemeinde, die sich ihrer bedient, vertritt daher ebenfalls nicht nur einen Theil der Christenheit, sondern das Ganze. Wenn man aber den Chor gleichsam als besonderen dramatischen Factor in die gottesdienstliche Handlung einführen will, so conservirt man, ob bewußt oder unbewußt, einen Rest der katholischen Anschauung vom Chor. Solcher dramatischer Factoren gibt es in der protestantischen Kirche durchaus nur zwei, den Geistlichen und die Gemeinde. Diese Anschauung müßte, glaub' ich, zunächst für den sogenannten responsorischen Gesang schlechthin maßgebend bleiben. Der Wechselgesang ist eine uralte Form der christlichen Kirchenmusik, und man darf sie nicht aufgeben, wennschon ich zweifle, daß sie für die nächste Entwickelung der protestantischen Liturgie von durchgreifender Bedeutung sein wird. Aber das respondirende Organ kann nur die Gemeinde sein. Sie muß durch die Schule mit den betreffenden Melodien vertraut gemacht werden, wie mit den Chorälen im engeren Sinne, und wird sie am besten ohne Orgelbegleitung singen, da das Wesen derselben einer Harmonisirung im Grunde widerstrebt. Was den Chorgesang im Uebrigen betrifft, so gibt auch hier die Geschichte die richtige Weise seiner Verwendung an die Hand. Man liebt es, Gesang und Instrumentalmusik in einen Gegensatz zu bringen, der für den Musiker eigentlich nicht existiren dürfte. Die menschliche Stimme ist, wennschon sie auf besondere Art behandelt sein will und in gewisser Beziehung einen ausgezeichneten Platz für sich beanspruchen darf, doch ein Instrument wie die andern. Die Geschichte zeigt zu allen Zeiten, daß die Behandlungsarten der verschiedenen Instrumente, also die Stilarten der Composition, einander beeinflußt und dadurch die Entwickelung der Kunst in Gang erhalten haben. Daß man hierin sich manchmal zu viel gestattete, ist auch wahr, hebt aber die Berechtigung des Verfahrens nicht auf. Die Ausbildung der Musik im Mittelalter erfolgte vorzugsweise durch vocale Organe, welche dann die sogenannte Instrumentalmusik hinter sich herzogen. Am Anfang des 18. Jahrhunderts erfolgt eine Bewegung nach entgegengesetzter Richtung, und zwar durch Bach. Auf der höchsten Höhe der Orgelkunst stehend fand Bach in ihren Ausdrucksmitteln seine Genüge nicht mehr. Um dem Ideale, das ihm vorschwebte, näher zu kommen, zog er Menschenstimmen und mehr und mehr auch andere Instrumente hinzu. Er griff auch hinüber in die nicht-kirchlichen Kunstformen seiner Zeit und erweiterte durch sie diejenigen Formen, welche der Orgel allein gehörten. Er umfaßte so allmälig die gesammte damalige Tonwelt, aber alle neuen Elemente wußte er mit dem Geiste der Orgelmusik so zu durchdringen, daß sie ein vollständig kirchliches Gepräge erhielten. Weil

Digitized by Google

er sich auch der im Oratorium üblichen Gesangsformen, des Recitativs und der Arie, bediente, konnte es äußerlich scheinen, als gehöre auch seine Musik in die Gattung des Oratoriums und sei also Concertmusik. Daß dies irrig ist, wird klar, wenn man nachsieht, wie Bach's Kirchenmusik mit Gesang entstanden ist. Jede neue Erscheinung in der Welt knüpft an Vorhandenes an. Wo sind Bach's Vorgänger in der Cantaten-Composition? Unter den Cantaten-Componisten stecken sie nicht; was diese schreiben, ist im Stil himmelweit von Bach verschieden. Die deutschen Orgelmeister sind es, und Bach selbst als Orgelmeister ist sein größter eigner Vorgänger. Neben den andern Orgelformen ist es nun vor Allem der Choral, aus dem sich seine Cantaten entwickeln. Zeitweilig nimmt er als Texte Zusammenstellungen von Bibelsprüchen, Kirchenlied-Strophen und freien Dichtungen. Dann Kirchenlieder allein, und um ihren metrischen Bau für die verschiedenen Musikformen gefügiger zu machen, läßt er sie leicht umformen, so jedoch, daß die ursprüngliche Gestalt des Textes für den Wissenden immer erkennbar bleibt.

Daß durch Einführung der protestantischen Cantate die Kirche zu einem Concertsaale gemacht worden sei, ist protestantischerseits eine ganz unberechtigte Behauptung, die ihren versteckten Ursprung in den Anschauungen der katholischen Kirche hat. Allerdings die Forderung eines priesterlichen Actes läßt sich bei Aufführung einer Kirchenmusik unter Beihülfe von künstlerisch gebildeten Solosängern und vielen Instrumentisten kaum noch aufrecht erhalten. Daß Protestanten jene Behauptung aufstellten, beweist nur, wie stark sie bei der Wiederbelebung ihrer Kirchenmusik von katholischen Vorstellungen beeinflußt waren. Es kommt nur darauf an, daß der Stil der Cantate ein kirchlicher ist und daß sie zur Liturgie in innerer Beziehung steht. Uebrigens hat die Kunst keine Aufgabe, als die, durch ihre Mittel die Wirkung des Gottesdienstes zu steigern, und die Musik unterliegt hier keinen andern Gesetzen, als die übrigen Künste. Wozu baut man denn stilvolle Kirchen und schmückt sie mit Gemälden?

Bach's Cantaten sind nicht Concertmusik, sie sind die protestantische Kirchenmusik in ihrer reinsten und vollendetsten Blüthe, ebenso wie der Mann selbst mit seiner unermeßlich reichen, glaubenstrotzigen und streitfrohen, zugleich aber innigen, demüthigen und kindlichen Empfindungsweise neben Luther der gewaltigste Held des germanisch-reformatorischen Protestantismus ist. Auf's Innigste hängen seine Cantaten mit dem Gottesdienste zusammen. Sie schließen sich der Bedeutung des jedesmaligen Sonn- oder Festtages an und führen in ihrer Art den Inhalt des Evangeliums oder der Epistel aus. Von Grund aus maßgebend ist für sie jene symbolische Auffassung des Chorals. Losgelöst von der Kirche bleiben sie in ihrem innersten Kerne unverständlich, mag auch ihre allgemeinmusikalische Schönheit groß genug sein, um eine außerkirchliche Zuhörerschaft gelegentlich zu fesseln. Und welche Bedeutung in der protestantischen Kirchenmusik dem Chorgesange zukomme, hat, wie ich glaube, Bach für immer festgestellt. Fügen wir hinzu: auch dem Sologesange. Derselbe ist nicht unzulässig, wenn es gelingt, ihm so das Gepräge des Erhabenen und Allgemeingültigen zu geben, wie es Bach gekonnt hat. Er darf in der Bach'schen Form vielmehr als eine neue, aber vollberechtigte Erscheinung der protestantischen Kirchenmusik

Digitized by Google

gelten. Wollte man den Sologesang verwerfen, so dürfte man auch den protestantischen Prediger nicht dulden.

Die Bach'schen Cantaten also dem Gottesdienste zurückzugewinnen, für den sie geschrieben und in dem sie aufgeführt worden sind, ist wiederum ein Mittel zur Wiederbelebung der protestantischen Liturgie auf geschichtlicher Grundlage. Es sei noch einmal gesagt: wir besitzen sie nur halb und wir mißverstehen sie unaufhörlich, wenn wir fortfahren, sie wie bisher nur in Concerten aufzuführen. Fehlt nun gar dem Concertraum eine große, durchdringende Orgel, so kommen sie nicht einmal klanglich in der beabsichtigten Weise zu Gehör. Alle die Vorwürfe des Mißtönenden, Unvermittelten, des Unruhigen und Ueberleidenschaftlichen, des Stimmen- und Instrumentenwidrigen, die man den Bach'schen Compositionen gemacht hat, laufen im Wesentlichen darauf hinaus, daß man sie nicht richtig aufführt. Den hier vorkommenden Fehlern und Irrthümern stehen freilich Entschuldigungen reichlich zur Seite. Sich in eine ganz verloren gegangene Kunstweise wieder hineinfinden, ist weit schwieriger, als man denkt, und kann nur sehr allmälig gelingen. Wer aber je eine gut vorbereitete Bach-Aufführung gehört hat, bei welcher zwischen den verschiedenen Musikorganen das richtige Verhältniß herrschte, wo die Orgel nach der ausdrücklichen Forderung der Sachkundigen früherer Zeit mehr herrschte als diente, der weiß auch, daß an all jenen vermeintlichen Mängeln weniger Bach schuld war, als wir.

Eine Liturgie mit Bach'scher Musik herzustellen, dazu bedarf es natürlich reicherer Mittel. Kleine und mittelgroße Orte werden einstweilen ganz darauf verzichten müssen. In ihnen hebe man die Liturgie durch Pflege des Choralgesanges und gediegene, aus den alten Quellen erneuerte Orgelmusik. Auch die protestantische Motette des 17. Jahrhunderts, wennschon sie als Uebergangsbildung einen rein kirchlichen Charakter nicht hat, könnte immerhin gelegentliche Verwendung finden. Wie Gesang und Orgelspiel in die Liturgie einzugreifen haben, ist eine Frage, die auf sehr verschiedene Weise gelöst werden kann. Eins ist wohl unzweifelhaft. Soll der Gottesdienst wieder werden, was er einst war und seiner Idee nach sein muß: ein religiöses Kunstwerk höchster Art, so darf man die Grundform der Messe nicht aufgeben. Dies war auch Luther's Ansicht, als er für die fünf Hauptstücke der lateinischen Messe entsprechende deutsche Lieder bezeichnete.

In großen Städten aber, in den Mittelpunkten des socialen Lebens vor Allem, müßten Kirchencapellen geschaffen werden, die ihrer großen Aufgabe zu genügen vermöchten. Mit der Erweiterung der Liturgie nach dieser Richtung wäre langsam vorzugehen. Es würde genügen, zunächst nur die Feste zu berücksichtigen. Für die gesammte Form der Liturgie böte die Praxis des 17. und 18. Jahrhunderts hinreichende Normen. Auch bezüglich der Zusammensetzung des Chors müßte man die Pfade der Alten wieder betreten, allzu starke Chöre vermeiden und den Knabengesang nicht außer Acht lassen. Als vorbereitende und überleitende Einrichtungen wären auch wohl besondere liturgische Versammlungen in's Auge zu fassen, wie man sie für unbegleiteten Chorgesang in Berlin lange kennt, und wie sie neuerdings auch in Bonn mit Erfolg veranstaltet worden sind. Wenn seit einigen Jahren in Berlin Aufführungen Bach'-

Digitized by Google

scher Werke in der Kirche regelmäßig unternommen wurden, so hat das vielleicht einen ersten Schritt nach dieser Richtung zu bedeuten.

Abschließend werde ich zum Anfang zurückgeführt. Ich sagte, es gebe einen Weg, der durch die Kunst zur Kirche führe. Heute steht Bach's Name höher als je in Ansehen und ist auch wirkliches Interesse für seine Musik weit verbreitet. Gewinnt die Kirche seine Musik für sich zurück, so wird sie Viele mitgewinnen, die jetzt draußen stehen. Es wird aber auch so die Schaffenslust der heutigen Componisten am ehesten der Kirche wieder zuzuwenden sein. Unsere Musik ist eine andere geworden, als sie vor 300 Jahren war. Wir haben uns an neue Ausdrucksformen, neue, reiche Mittel gewöhnt. Ich glaube nicht, daß es Aufgabe der Kirche ist, dies Alles zu ignoriren oder zu bekämpfen. Sie soll sich doch nicht in Gegensatz zu der Welt bringen, sondern diese zu höherer Läuterung in sich hineinziehen. Alle großen Kirchen-Componisten haben auf der ganzen Höhe ihrer Zeit gestanden und derselben nach allen Seiten Berücksichtigung geschenkt. Wer heute für die Kirche componirt, dem muß es ermöglicht werden, von der Fülle neuerer Ausdrucksmittel Gebrauch zu machen, ohne doch den historisch-kirchlichen Boden aufzugeben. Ich meine nicht, daß nun das moderne Orchester in die Kirche eingeführt werden soll. Dieses steht außer jedem Zusammenhange mit der wirklichen protestantischen Kirchenmusik; die Instrumente in Bach'schen Cantaten haben eine ganz andere Zusammensetzung und Aufgabe. Aber das Organ, welches eine Verwendung neuerer Ausdrucksmittel in kirchlichen Grenzen möglich macht, ist eben wieder die Orgel, zu der sich auch andere Instrumente gesellen könnten, wenn man wieder lernte, sie in Bach'schem Sinne zu behandeln. Aber allein schon die Verbindung von Orgel, Chor- und Sologesang eröffnet ein weites Feld für die Erfindungskraft der Componisten. Wo ständige und mit erlesenen Kunstmitteln ausgestattete Einrichtungen zu regelmäßigen Kirchenmusiken dieser Art vorhanden sind, da werden unzweifelhaft die Componisten von der dargebotenen Gelegenheit bald Gebrauch machen. Und das bleibt doch immer der letzte und höchste der Wünsche, daß Religion und Kirche in Zukunft wieder werden, was sie früher waren: der Mittelpunkt aller künstlerischen Bestrebungen.

Digitized by Google

Die Lage in Rußland.

Von

Freiherrn von der Brüggen.

Seit ich im letzten Auguftheft dieſer Zeitſchrift auf die Wandlung hinwies, welche ſich nach der Thronbeſteigung Alexander's III. in Rußland zu vollziehen ſchien, hat die Zeit für das Zarenreich nicht ſtille geſtanden. Despotien, wie das alte Rußland eine war, haben die Fähigkeit, Jahrzehnte und Jahrhunderte lang kaum eine andere Geſchichte zu haben als die ihrer Monarchen und ihrer auswärtigen Beziehungen. Wo jedoch das politiſche Bewußtſein in's Volk dringt und ſich dort in Handlungen umſetzt, da gewinnen zahlreiche Kräfte Bedeutung, die vormals politiſch todt waren, da wird die Geſchichte eines Jahres leicht inhaltvoller als diejenige früherer Jahrhunderte. Politiſches Leben iſt eben politiſche Aenderung. Die wenigen Monate, welche ſeit dem Eintritt des Grafen Ignatjew in das Miniſterium des Innern verfloſſen ſind, haben wenig geändert in den äußeren Formen des Staatslebens, und doch viel beigetragen zur Umwandlung des Weſens.

Damals, im Auguſt vorigen Jahres, ſchien es mir möglich, daß mit dem Aufkommen der ſlawiſchen Partei ſich eine radicale Umkehr Rußlands vorbereite von dem bisherigen Wege, auf dem es ſeit Peter I. in den Fußtapfen Europa's gewandelt iſt. Dieſe Meinung iſt durch die Erlebniſſe eines halben Jahres nur befeſtigt worden. Auch heute halte ich es für möglich, daß Rußland — um genau zu reden — den Verſuch macht, ſich von Europa und ſeinen Staatsformen loszureißen. Denn nur von einem Verſuch können wir reden, die wir als Europäer außer Stande ſind, uns einen europäiſchen Staat dauernd ohne europäiſche Formen zu denken.

Durchmuſtern wir die Arbeitstafel des Staates für das letzte Halbjahr, ſo finden wir wenig Neuerungen von allgemeiner Bedeutung. Das von dem jungen Zaren energiſch eingeführte Syſtem der Sparſamkeit iſt vielleicht die einzige Neuerung, welche bis heute wirkſam bleibt. Zahlreiche Sinecuren wurden errich-

Digitized by Google

tet, die Ausgaben in Civil und Militär möglichst eingeschränkt, der Hof wurde sparsamer, als man seit Jahrhunderten es im Zarenreiche gesehen, ja man ging soweit, gegen das alte und auch in Rußland eingebürgerte Sprichwort zu verstoßen, daß die kleinen Diebe gehängt und die großen freigelassen werden. Es wurden in einigen besonders räuberisch verwalteten Gubernien außerordentliche Revisionen veranstaltet und außerordentliche Mißbräuche dort für einige Zeit abgestellt. Der Feldzug in Mittelasien wurde beendet durch die Eroberung eines weiteren Theiles der Turkmenischen Ebene und die Annexion eines persischen Landstriches. Der alte Streit mit China um das Territorium von Kuldscha wurde durch eine chinesische Specialgesandtschaft nach Petersburg seinem Ende näher gebracht, ohne doch ein sicheres Ende zu erreichen. Die Rüstungen China's dauern vielmehr fort und bilden eine stete Bedrohung der russischen Grenze in Asien. Im Uebrigen begnügte man sich damit, von den zahlreichen Commissionen, welche in den ersten Monaten der neuen Regierung zur Reform aller möglichen Verwaltungszweige waren niedergesetzt worden, eine nach der anderen in aller Stille zu begraben sammt all' dem schätzbaren Material, das sich bei ihnen inzwischen etwa angesammelt hatte. Nur wenige dieser hoffnungsvollen Institute haben ihr Dasein bis heute zu fristen vermocht, und was etwa an wirklichen Beschlüssen in jenen verblichenen Commissionen zur Reife gelangte, ist bisher meist frommer Wunsch geblieben. Die Commission, welche den Auftrag hatte, die bäuerlich-wirthschaftliche Lage zu erforschen und für die Ueberlastung der Bauern mit Abgaben Abhilfe zu schaffen, hat ihre Arbeiten damit beendet, daß sie einen Erlaß von zwölf Millionen Rubeln an den bäuerlichen Zahlungen für die Landablösung vorschlug. Ein kaiserlicher Ukas vom 1./13. Januar d. J. ordnete diesen Erlaß an und decretirte außerdem, daß die zahlreichen, sogenannten „zeitweilig verpflichteten" Bauern, welche nicht freiwillig zur Landablösung geschritten waren, nunmehr zwangsweise abgelöst werden sollen. — Eine andere Commission erschien, um Maßregeln aufzusuchen zu Schutz und Sicherung gegen die nihilistischen und anderen Angriffe auf Leben und Eigenthum. Es ergingen verschärfte Weisungen an die bestehenden Polizeiorgane und sonstigen Autoritäten. Dennoch aber konnte ein neues Attentat stattfinden auf den Gehilfen des Ministers des Innern, eben den Chef der geheimen Polizei, Tscherewin. Zu den wenigen noch lebenden Commissionen gehört diejenige, welche die Gubernialverwaltung reformiren und in ein besseres Verhältniß zu den Körpern der Selbstverwaltung setzen soll, wodurch den letzteren wieder das bischen Bewegung zurückgegeben werden könnte, dessen sie bei Beginn ihres Lebens genossen. Diese Commission besteht noch heute, aber das ist auch Alles, was man von ihr weiß. Ihre Werke werden ihr vermuthlich eben so nachfolgen, wie diejenigen der anderen Commissionen, welche das Schicksal der russischen Juden in der Hand hält.

Eine Reform freilich ist durchgeführt worden in dieser Zeit, nämlich die neue Uniformirung der Armee. Hier haben augenscheinlich zwei starke Motive zusammen gewirkt. Einmal die Sparsamkeit des Zaren, dann die national russischen Neigungen seines Bruders, des Oberbefehlshabers der Garden. Der

Digitized by Google

Zar wünschte die großen Kosten einzuschränken, welche die reichen Uniformen der Garderegimenter und die Kleidung mancher Linienregimenter forderten. Der Großfürst Wladimir wünschte die Armee möglichst in russischem Geschmack gekleidet zu sehen, und so kam es, daß das bisherige europäische Aeußere der Armee erheblich zu Gunsten der einfachen russischen Bauerntracht geändert ward. Die Garde war für die Beraubung ihres Putzes wenig dankbar und die Armee machte dabei keine Ersparnisse.

Wenn dies das Hervorragendste war, was seit dem Amtsantritt des Grafen Ignatjew geschah, so muß man annehmen, daß recht viele Hoffnungen, die im vorigen Sommer auftauchten, inzwischen getäuscht wurden. Als Ignatjew berufen ward, konnte man fürchten oder hoffen, daß er, wenn auch im Sinne seiner früher geäußerten Anschauungen derb in die ihm anvertraute Maschine greifen, daß er überhaupt handeln werde, nach Außen handeln. Nun zeigt sich, daß der Mann, welcher Europa den Friedensversuch von San Stefano in's Gesicht schleudern konnte, viele Monate lang als Minister des Innern ruhig zu sitzen vermag, ohne die Welt in Staunen zu versetzen durch überraschende Einfälle. Liegt darin ein zierendes passives Maßhalten, oder eine kluge Vorbereitung der Action? Nur der Erfolg kann genaue Antwort auf diese Frage geben. Der Fortgang der innern wie der äußern Verhältnisse Rußlands aber zeigt uns, daß die Gefahr gewaltsamer Erschütterungen durch die scheinbar erhaltende Unthätigkeit Ignatjew's für Rußland keineswegs gemindert worden ist.

Graf Ignatjew kam in einem Augenblicke in's Amt, wo das zarische Manifest vom 1./13. Mai eben dem gesammten Staatsleben eine neue Richtung geben sollte. Die ihm eigene Geschmeidigkeit hatte ihn über diese für Viele verhängnißvolle Barre hinwegkommen lassen. Die Geschichte jener Tage ist wichtig genug, um einige Einzelnheiten, die heute darüber erzählt werden, auf die Gefahr hin mitzutheilen, daß das Erzählte nicht völlig genau dem Geschehenen entspricht. Man wird sich erinnern, daß nach dem Tode Alexander's II. der Entwurf zu einer europäisch geformten Verfassung als ein Erbtheil des Verstorbenen den wichtigsten Gegenstand der Berathungen der Minister bildete. Mehrere Sitzungen hatten bereits stattgefunden und die Annahme der besonders von Graf Loris-Melikow vertretenen Ideen schien gesichert zu sein, nachdem auch der junge Zar in Gatschina seine anfänglich widerstrebende Haltung geändert hatte. Inzwischen aber hatten die Moskauer Conservativen sich beeilt, gegen diese Pläne zu agitiren. Pobedonoszew, ein starrer russischer Charakter, tüchtiger Jurist und strenggläubiger Orthodoxer, ohne Eleganz, aber mit fanatischem Glauben an Zarthum und Kirche ausgerüstet, unerschütterlich endlich und von unbegrenzter Treue gegen das Zarenhaus, stand dem neuen Hofe sehr nahe. Er übernahm es, den Zaren umzustimmen. Er stellte dem Monarchen vor, wie er mit der Verfassung die Macht aus den Händen gebe, wie Thron und Kirche, das Reich selbst in Gefahr kämen durch die Entfesselung der neu-russischen liberal-politischen Ideen. Und die Kraft seines Glaubens siegte. Der Zar trug ihm die Ausarbeitung eines Manifestes in seinem Sinne auf, und wenn der Zar vielleicht auch nicht ganz überzeugt war von der Unfehlbarkeit dieses Weges, wenn er

Digitized by Google

ihn vielleicht nur als einen Versuch betrachtete, der auch wieder aufgegeben werden könne, so entschloß er sich doch vorläufig, rundweg Kehrt zu machen. Das Manifest war das Werk Pobedonoszew's, von seinem Geist und seiner Hand, und wenn die Welt über seinen Inhalt staunte, so zeichnete sich in ihm doch das Bild dieses Russen vom alten Schlage getreulich ab. — Eines Abends waren die Minister versammelt, um über das Verfassungsproject weiter zu berathen. Sie warteten längere Zeit vergeblich auf den Justizminister Nabokow. Als dieser endlich spät erschien und wegen des Grundes seiner Verspätung befragt wurde, antwortete er, es sei wegen des kaiserlichen Manifestes geschehen. „Was für ein Manifest?" war die allgemeine Frage der Herren, welche alle einig waren in der Befürwortung der Vorschläge Loris-Melikow's und der Verfassungsideen. Unter ihnen auch der Domänenminister Graf Ignatjew. Nabokow zieht ein Papier hervor und verliest das bekannte Manifest, welches Alles über den Haufen wirft. Darauf Tumult, man springt von den Sitzen auf, es fallen Ausdrücke der Ueberraschung, der Enttäuschung. Besonders Loris-Melikow läßt sich hinreißen. Das sei unerhört, unmöglich! Der Zar habe sein Wort gebrochen ... Plötzlich ertönt die scharfe Stimme Ignatjew's: „Meine Herren, vergessen Sie nicht, wem Sie soeben den Schwur geleistet haben!" Und man verstummt, man fühlt sofort, daß der Domänenminister seit einigen Minuten nicht mehr Gesinnungsgenosse, sondern Gegner sei. Er hatte sofort den Umschwung der Lage erfaßt, einerlei ob er nun darauf durch seine Moskauer Freunde vorbereitet war oder nicht, und schwankte keinen Augenblick, seine bisherigen Freunde zu verlassen, aus einem liberalen Verfassungsmann ein Vertreter der neu zu gründenden Selbstherrlichkeit zu werden. Bald darauf traten Loris-Melikow, Abasa, Miljutin, später auch Walujew ab und Ignatjew ward Minister des Innern.

Seit jener Katastrophe haben die Hauptpersonen in der Staatsleitung nicht erheblich gewechselt. Aber die Stellung des Grafen Ignatjew ist eine gewaltige geworden. Er stützt sich natürlich auf seine Moskauer Freunde. Dieselben haben ehedem beim jungen Hofe des Thronfolgers Gewicht gehabt und haben dasselbe beim Hofe von Gatschina befestigt. Das Fräulein Tutschew war längst als Hofdame der Thronfolgerin in hoher Gunst, ehe sie den Slawistenführer Iwan Aksakow heirathete. Diese erhielt als Mitgift die Gunst im Anitschkowpalaste, welche nach Gatschina überging und seitdem sich stetig verstärkte. Aksakow vermag heute viel an höchster Stelle. Er und Katkow besitzen seit Monaten fast das Monopol auf unbeschränkte Preßfreiheit. Während alle anderen Blätter unter harter Zucht stehen, dürfen die „Moskauer Zeitung" Katkow's und Aksakow's Wochenschrift „Ruß" reden, was ihnen beliebt. Und sie nutzen dieses Privilegium reichlich aus nicht bloß zur Verbreitung ihrer Meinungen, sondern auch im Kampfe gegen ihre journalistischen Feinde. Katkow steht dem Zaren auch von früher her nahe. Er erschien damals in Petersburg, als die Proclamirung einer Verfassung europäischer Herkunft in Aussicht stand, und mag wesentlich dazu beigetragen haben zu der Umwälzung vom 1./13. Mai. — Auch er ist dem Hofe seit jener Zeit näher gerückt und man spricht von wichtigen Aufgaben, welche ihm bevorständen. Seine plötzliche und die gewöhnliche Ord-

Digitized by Google

nung durchbrechende Ernennung zum Geheimrath weist darauf hin und eröffnet ihm die formelle Möglichkeit, der Person des Zaren nahe zu sein. Pobedonoszew gehört nach wie vor zu den Vertrauten, fast zur Familie des Zaren. Ihn fesselt nicht der Wunsch nach Stellung oder Macht an den Herrscher, er spricht es offen aus, daß er kein Staatsamt haben wolle. Aber er ist bereit, sein Leben zu opfern für jedes Glied der Zarenfamilie; er ist fromm bis zum blinden Glauben an die Reliquien, er glaubt, daß Rußland und der Zar durch einen außerordentlichen Eingriff Gottes werden gerettet werden. Eben so zuverlässig als er ist Woronzow-Daschkow. Reicher Aristokrat, redlich und treu, ein alter Gefährte des Zaren und der Einzige bei Hofe, der ihm an Körperkraft gewachsen ist, mit dem Alexander III. oft im Ringkampfe fröhlich seine Muskeln belebt, theilt Graf Woronzow die Liebhabereien für Jagd, für private wirthschaftliche Interessen, für Ordnung, Redlichkeit, Gradheit. Er ist kein hochfliegender Geist und kümmert sich wenig um Politik. Der hochfliegende Geist, der überlegene Verstand am heutigen Hofe ist Graf Ignatjew. Er ist ehrgeizig, scharfsichtig, frivol, rücksichtslos, spannkräftig genug, um einem Fürsten zu imponiren, der vorwiegend Ruhe liebt und in eine Welt voll Ruhelosigkeit gesetzt ist. Mag der Zar instinctiv und nach mancherlei Erfahrungen, die er mit der Unzuverlässigkeit Ignatjew's gemacht hat, auch aus Ueberzeugung dem Einflusse des Grafen sich zu entziehen wünschen: ein so einfach angelegter Sinn, ein so durchaus aller Intrigue abgeneigter Charakter wie der Alexander's III. bietet unzählige offene Punkte für den wohlberechneten Angriff eines so vielseitigen und intriguanten Kopfes wie Graf Ignatjew einer ist. Vielleicht fallen im Kreise der Vertrauten des Herzens von den Lippen des Herrschers gelegentlich Aeußerungen über den Minister, die diesem nicht schmeichelhaft sind: im engen Kreise am abendlichen Theetisch gewinnt Ignatjew immer wieder zurück, was ihm etwa im Laufe des Tages oder der Woche an gesicherter Stellung verloren ging. Auch hat er Verbündete in Aksakow, Katkow, er findet auf seiner Seite in den Gemächern der Zarin eine Gesinnungsgenossin dieser Beiden in der Hofdame Fürstin Obolenski. Diese sehr kluge und eifrig slawistische Dame ergänzt den slawistischen Ring durch ihren Einfluß auf die junge Zarin, deren politische Bedeutung wiederum schon aus dem vorzüglichen ehelichen Verhältniß zum Monarchen hervorgeht, welches noch unterstützt wird durch einen maßvollen Charakter und einfach klaren Verstand.

Die Macht des Grafen Ignatjew ist ganz wesentlich gefördert worden durch die Hauptaufgabe, welche ihm mit seiner Ernennung zum Minister des Innern zufiel. Der Mord vom 1./13. März machte die Sorge für die Sicherheit der Person und der Familie des Zaren zur ersten Pflicht des obersten Leiters der Polizei. Diese Sorge fiel gänzlich dem Minister des Innern zu, seit die dritte Abtheilung der kaiserlichen Kanzlei aufgehoben und deren Bestand und Functionen als geheime und namentlich politische Polizei auf dieses Ministerium übertragen ward. Nach dem Regierungsantritt Alexander's III. trat für's Erste Ruhe ein, indem die Nihilisten gleich den meisten der politisch Denkenden in Rußland auf Einführung einer liberalen Verfassung rechneten und offen proclamirten, daß sie ihre mörderische Thätigkeit einstellen wollten, falls dem Volke die Theilnahme

Digitized by Google

an der Gewalt gewährt würde. Das Manifest vom 1./13. Mai schnitt diese Aussicht kurz ab und war also zugleich eine Kriegserklärung gegen die revolutionäre und mörderische Partei. Man trug Sorge, auf Alles vorbereitet zu sein. Junge Leute aus der vornehmen Welt kamen auf den Gedanken, dem Bunde der Nihilisten mit gleichen Waffen entgegenzutreten. Sie gründeten eine Verbindung zum Schutze des Zaren und seiner Familie, die heimlich ihn umgeben und zugleich dem nihilistischen Treiben, etwaigen Anschlägen gegen den Monarchen oder andere Würdenträger nachspüren sollte. Der Großfürst Wladimir erwärmte sich für diesen Plan und der Zar ward für ihn gewonnen. Zum Theil vielleicht eben dadurch, daß die Verbindung officiös anerkannt ward, wurde sie bald unmöglich. Die Mitglieder erhielten Passirscheine, Vollmachten, eine Stellung, die ihnen officielle Macht gegen die Nihilisten gab, aber alsbald auch sie in Zusammenstoß mit der ordnungsmäßigen staatlichen Gewalt brachte. Polizisten und Soldaten mußten einem jungen Manne von der „heiligen Miliz" gehorchen, die Anordnungen der officiellen Befehlshaber wurden häufig in Verwirrung gebracht, über den Haufen geworfen durch die Eingriffe unbekannter und unreifer Jünglinge. Die heilige Schar mußte sich auflösen, und als Folge blieb eine gesteigerte Feindschaft zurück zwischen dem Minister des Innern, der sie begünstigt hatte, und seinem Gehülfen Tscherewin, dem die unmittelbare Leitung der politischen Polizei anvertraut war. Die Sorge um die Sicherheit in Gatschina war wohl begründet seit dem Maimanifest, aber es fehlte an einheitlicher Organisation. Und während diese Sorge die Erledigung mancher anderen wichtigen Geschäfte zurückdrängte, hatte sie noch andere üble Folgen. In der steten Gefahr eines wiederholten Attentates gegen den Zaren lag für Denjenigen, welchem die Bekämpfung dieser Gefahr anvertraut war, der wirksamste Weg, um bei dem Bedrohten zu Ansehen zu gelangen. Bald erschienen nihilistische Drohungen, bald regte es sich auch in der studirenden Jugend wieder; die Judenunruhen im Süden stellten sich dem Zaren als Früchte nihilistischer Umtriebe dar, was sie nicht oder nur zum geringsten Theil waren. Als eine jüdische Commission sich schutzsuchend an den Thron wandte, wurde dem Führer derselben, Baron Günzburg, die Antwort zu Theil, daß die Nihilisten an den Verwüstungen in Kiew und anderen Orten schuld seien. Und doch war im Grunde die Schuld zu suchen in der elenden staatlichen Verwaltung; aber es lag nahe, den Nihilismus vorzuschieben. Die Nihilisten thaten das Ihrige dazu. Fortwährend hörte man von neuen Verhaftungen, neuen Minen, neuen mißlungenen Attentaten. Der Hof siedelte ganz nach Gatschina über und fortan sah man den Zaren außerhalb dieser Residenz fast gar nicht mehr. Dieses Lustschloß ward zur Festung umgewandelt: ein mächtiges Gitter schloß den Hof sammt den weiten Gärten ein, Gräben wurden um das Gitter gezogen, mehrfache dichte Postenketten bildeten den äußeren Ring, innerhalb des Gitters ist jeder Schritt militärisch bewacht. Wer hinein will, muß sich einer sehr genauen und vielfach sich wiederholenden Inquisition unterwerfen. Nachts ist die ganze Residenz tageshell elektrisch erleuchtet. So berechtigt Vorsichtsmaßregeln sind, so mißlich ist es, dieselben zu übertreiben. Aber es mangelte niemals an neuen Gerüchten erschreckender Art. Bald hatte man Dynamit in

Digitized by Google

dem Holze entdeckt, welches der Zar als Ersatz für die unzulängliche Bewegung zu spalten liebt, bald überreichte ein Kind ihm einen Blumenstrauß, in welchem sich eine Sprengbombe verbarg, bald fand er auf seinem Schreibtische Drohbriefe. Wie viel von alledem ernstlich gefährlich war, ist schwer zu sagen; allein die Wirkung war, daß sowohl der Zar als besonders seine Gemahlin unter den täglich sich erneuernden Schreckenskunden litten und immer einseitiger von der persönlichen Furcht vor den Mördern beherrscht wurden. Die Sorge um die Lenkung des Staates ging naturgemäß in entsprechender Ausdehnung auf den Grafen Ignatjew über, der den Schutz der Person des Herrschers besorgte.

Wie hat nun Graf Ignatjew den Staat geleitet? Aeußerlich betrachtet, hat er das Alte erhalten, denn er ließ die lange Reihe von Reform-Commissionen fast erfolglos ablaufen. Allein wer die inneren und äußeren Verhältnisse Rußlands, wie sie vor einem Halbjahre waren, mit den heutigen genauer vergleicht, wird finden, daß sie keineswegs die alten geblieben sind. Die Ernennung jener mannigfachen Commissionen war in den Zuständen des Reichs beim Tode Alexander's II. sehr wohl begründet. Ueberall wartete man mit Recht auf Reformen. Vor Allem auf wirthschaftlichem Gebiete. Der Adel war und ist ruinirt, sein Einfluß in den Körperschaften der provinziellen Selbstverwaltung sinkt immer mehr und geht auf das Beamtenthum über. Die Landschafts-Institutionen waren geschaffen worden, um die Landbevölkerung allmälig von der Uebermacht der Büreaukratie zu emancipiren. Aber die einzige Classe der Landbevölkerung, welche Trägerin dieser Aufgabe hätte sein können, der Adel, war finanziell ruinirt und wurde von der Regierung nicht nur nicht unterstützt, sondern feindselig behandelt. Die Landschaft war nach und nach unter die Füße von Gouverneuren und anderen Beamten gerathen. Die Geistlichkeit schleppte sich in der hergebrachten Armuth, Unwissenheit und Rohheit dahin, mühte sich ab, ihre Kinder durch Bildung heraufzubringen, machte aus ihnen halbgebildete Krüppel und bereitete sie damit für den Nihilismus vor. In den Städten trug die liberale neue Verfassung keine Früchte, weil der Russe damit nicht umzugehen verstand, weil Trägheit, Unbildung, Gewohnheit des Gelenktwerdens, weil büreaukratische Herrschsucht und Habsucht hinderten. Der Bauernstand ging und geht seit seiner Befreiung wirthschaftlich rückwärts, die Ernten werden durchschnittlich schlechter, die Arbeit geringer, die Völlerei größer. Zugleich lernt man immer mehr die eigenen Schäden kennen und stellt erhöhte Ansprüche nicht bloß an das private Leben, sondern auch an die Thätigkeit der Regierung. Nach dem Regierungswechsel wurden überall große Hoffnungen erweckt auf Besserung. Der Bauer hoffte nun auf Erlaß von Abgaben und auf Land, die übrigen Classen auf Besserung der argen Rechtsverhältnisse, Reinigung der Beamtenwelt, auf bessere Verkehrsmittel, Sicherheit des Eigenthums und der Person gegen Willkür. Die Einen erwarteten volle Emancipation durch eine Volksvertretung, Andere Emancipation vom räuberischen Beamten, überall aber herrschte ein dringendes Bedürfniß: daß die Geschäfte der Justiz und der Verwaltung, welche in den centralen Instanzen infolge der nihilistischen Unruhen, der Unsicherheit und des Wechsels in den höchsten Regierungskreisen seit lange

Digitized by Google

gestockt hatten, wieder in Fluß kämen. Zahllose Processe ruhten, zahllose principielle und sehr wichtige Verwaltungsfragen harrten seit Jahren der Entscheidung, weil in den oberen Instanzen man nur immer darauf merkte, was demnächst in St. Petersburg geschehen werde, welche neuen Männer, welche radicalen Aenderungen eintreten würden. Die Staatsmaschine arbeitete immer weniger und weniger, Heizer und Maschinisten standen still und blickten unverwandt auf die Commandobrücke.

Graf Ignatjew täuschte viele Erwartungen, indem er keine Entscheidung in den vielen offenen Fragen brachte. Aber wo solche Zustände staatlicher Fäulniß vorhanden sind, wie in Rußland im Sommer 1881, stehen die Dinge nicht still, wenn sie von oben auch nicht geleitet werden. Die Erschlaffung der staatlichen Kräfte, welche eintrat in der Erwartung großer Neuerungen, ist dauernd geblieben, nachdem die Erwartung getäuscht war. Bis herab auf den untern Beamten, den Friedensrichter und Polizisten herrscht die Empfindung fort, die sich bis zum 1. März festgesetzt hatte, daß es so nicht lange bleiben könne, wie es jetzt ist. Man arbeitet also möglichst wenig und füllt seine Taschen auf den „schwarzen Tag", wie der Russe sagt. Ungeheuere Unterschleife werden aufgedeckt, aber neue können nicht verhindert werden. Der Zar selbst, dessen Natur sich gegen die Unredlichkeit empört, muß erlahmen gegenüber dieser allgemeinen Seuche. Während der Hof sich bemüht zu sparen an Pferden und Wagen, Hofämtern und Festen, werden auf einem einzigen Zollamt Unterschleife begangen, die Hunderte von Millionen Mark erreichen, verspielt ein Petersburger Aristokrat an einem Abend in Karten zwölf Millionen Mark. Die letzte Ernte in den hauptsächlichsten Kornländern des Reichs war ungewöhnlich ergibig. Aber die Preise des Korns sind gering und die alte Erfahrung stellt sich wieder ein, daß es bei einer reichen Ernte an Menschen und Anstalten zum Fortschaffen der Schätze gebricht, und daß deshalb ein großer Theil der Erzeugnisse auf dem Felde und auf dem Transport zu Grunde geht. Noch gegenwärtig, im März, liegt das Korn an den Stationen der Bahnen viele Kilometer weit längs den Geleisen in Säcken unter freiem Himmel und fault. — Diese Zustände aber beschleunigen immer mehr die Verarmung der Volksmasse, und so ist es sehr wahrscheinlich, daß in dem letzten Halbjahr die Masse der Unzufriedenen erheblich gewachsen ist, nicht durch unliebsames Neue, sondern durch die Last des Alten, gesteigert von der getäuschten Hoffnung. —

Gegenüber den unmittelbaren Feinden des Thrones, den Nihilisten, bedeutet dieser Stillstand offenbar keinen Sieg. Indessen glaube ich mich nicht zu täuschen, wenn ich nach einer anderen Seite hin in dem Verhalten Ignatjew's zu dem Nihilismus eine Anlehnung an Ideen sehe, die in Moskau für ein System ausgegeben werden. —

Die Slawisten sind Gegner der Reformen, weil sie Gegner sind der europäischen Cultur, aus welcher die Schablonen für die Reformen stammen. Sie wollen nichts Europäisches und deshalb keine europäischen Staatsideen oder Staatsformen. Das Manifest Pobedonoszew's inaugurirte dieses System. Die Neuerungen, welche aus den Commissionen des letzten Sommers hätten hervorgehen können, waren diesem System zuwider, weil sie fast alle wahrscheinlich

Digitized by Google

aus europäischen Begriffen wären geschöpft worden. Es gilt eine Regeneration von innen, aus dem Ur-Russischen heraus anzubahnen. Also vorerst Abwendung von den europäischen Begriffen, Stillstand, ein Besinnen auf sich selbst; dann Weckung des russischen Selbstbewußtseins. Es gilt, im Volk das nationale Bewußtsein zu beleben, welches dann von selbst die Formen des Staatslebens gebären werde, welche dem Volke natürlich und zuträglich sind. Hierfür ist kein Preis zu hoch. Ob im Augenblick Justiz und Verwaltung schlecht sind, ob das Volk arm ist und weiter verarmt, ob es von Nihilisten unterwühlt wird, das ist Nebensache: selbst die gefährliche Erregung trägt dazu bei, die Masse zum Denken, zum Selbstgefühl zu stacheln. Selbst die äußerste Noth des Bauern mag heilsam werden, indem sie ihn zwingt, den bisherigen Gang der staatlichen Entwickelung in's Auge zu fassen und für seine Noth verantwortlich zu machen. Wenn man die Entwickelung zweier Jahrhunderte abbrechen will, bedarf es einer gewaltigen Ansammlung von Willenskraft; und wenn die neue Entwickelung vom Volksgeiste ausgehen soll, so muß Wille und Geist des Volkes von materiellen und geistigen Bewegungen tief erregt sein. In den Augen eines Aksakow ist der Nihilismus eine geringfügige Bewegung im Hinblick auf die Aufgabe, welche dem Volksgeiste gestellt ist. Ja, — und ich wiederhole hier wieder, was ich in dieser Zeitschrift schon mehrfach ausgesprochen habe —: der Slawismus ist nahe daran, den Nihilismus an die Hand zu nehmen und ihn mit zu verwenden in dem Ansturm gegen das verhaßte europäische Staatsgebilde des heutigen Rußland. So schroff sie einander innerlich gegenüberstehen, so mag der Nihilist doch an den Säulen dieses Staates mit rütteln, damit der Slawismus auf seinen Trümmern den ersehnten Bau des zarisch-bojarisch-bäuerlichen Rußland errichten kann. Unzufriedenheit mit dem Bestehenden mag einige Nihilisten mehr schaffen: sie schafft jedenfalls Gegner des heutigen Regiments der Büreaukratie und der Gesetze nach fremdem Muster. Wenn es kein System ist, so ist es doch Methode; wenn ich darin nicht weiten staatsmännischen Blick bemerke, so doch festen Willen und starkes Bewußtsein. — Und mag Graf Ignatjew zu dem starken Glauben der Pobedonoszew, Aksakow oder Katkow mit seinem leichten Ehrgeiz stehen, wie er wolle, so hat er allem Anschein nach utiliter das Programm derselben angenommen. —

Jene Mittel, das Volksbewußtsein zu schüren, wenn es bewußte Mittel sind, haben ohne Zweifel ihre großen Gefahren. Indessen ist die Lage des Volkes und Staates eine solche, die große Wagnisse wohl rechtfertigen kann. Und daß die Slawisten nicht ängstlich in ihren Mitteln sind, haben sie gezeigt, als sie den Krieg von 1877 veranstalteten. Ihre active Methode besteht vorwiegend darin, das Volksbewußtsein im Kampf gegen fremde Nationalität zu wecken. Sie haben vielleicht eingesehen, daß der Zweck nur unvollkommen erreicht wird in Kriegen gegen die Türken und für die slawischen Brüder. Die Feindschaft gegen die Türken ist alt in Rußland und gewohnheitsmäßig, aber nicht stets und überall gegenwärtig. Das Fremde, gegen welches die Slawisten streiten, ist nicht türkisch, sondern europäisch, vor Allem deutsch. Eine Feindschaft gegen das Deutsche findet im Volke überall und stets neue Nahrung, weil es überall Deutsche gibt. Selbst der Jude ist fühlbar genug, um in dem Gegen-

Digitized by Google

satze zu ihm das Volksbewußtsein zu erregen. So wird denn im Lande gegen die Deutschen gehetzt. Während man gegen die Polen milder als früher verfährt und mit Wohlbehagen den wachsenden Haß gegen das vordringende Deutschthum an der Grenze beobachtet, wird gegen die Deutschen der Ostseeprovinzen geschürt. In der privilegirten Moskauer Presse reißt der Faden des Aufhetzens nicht ab. Petersburg mit seiner europäischen Bevölkerung und seinem europäischen Liberalismus wird mit sammt den Anderen für das Elend Rußlands verantwortlich gemacht. Während in den Ostseeprovinzen unter dem Vorwande des Liberalismus die Aufhetzung des Landvolkes gegen die oberen deutschen Classen vor sich geht, erliegen die liberalen Preßorgane Petersburgs den Maßregelungen der Regierung. Der „Golos" büßte seine Gegnerschaft gegen die slawistischen Tendenzen mit zeitweiser Unterdrückung, und kaum daß er nur ein paar Wochen wieder erwacht, so trifft ihn neue Strafe; das maßvollste Tagesblatt Rußlands, der „Porädok", ward unterdrückt und der „Golos" ist seitdem der einzige und letzte russische Vertreter der europäischen Ideen in den Residenzen geworden. Zugleich sieht sich von den wenigen und unbedeutenderen Organen der Provinz eines nach dem anderen genöthigt einzugehen.

In dem slawistischen Lager ist man einig nur in der allgemeinen Negation, in der Verdammung des Bestehenden. Schon dieser Umstand bringt Slawisten und Nihilisten einander nahe. Denn der Unterschied ist mehr ein gradueller als ein wesentlicher: der Nihilist will Alles anders haben, der Slawist Alles beseitigen, was seit Peter I. an europäischer Cultur herüberkam. Dieser Standpunkt ist auch nicht gar weit entfernt von der ebenso negativen Unzufriedenheit, welche im Volke seit Jahren anwächst. Sobald es sich um positive Pläne handelt, so reicht die Weisheit des Slawisten nicht viel weiter als die des Nihilisten. Wir hören zwar gelegentlich von positiven Zukunftsbildern für das neue Rußland, werden jedoch, sobald wir näher hinblicken, stets nur an die Phantasien erinnert, wie sie etwa Morus in seinem Staate Utopia oder Rousseau bei seinen edlen Naturmenschen entwickelten. Das Manifest vom 1./13. Mai überraschte uns nicht zum geringsten Theil durch das feste Versprechen, das selbstherrliche Zarthum nicht bloß neu zu befestigen, sondern auch auszubauen. Wir haben seitdem nicht erfahren, worin ein solcher Ausbau etwa bestehen könnte. Inzwischen haben wir an anderer Stelle etwas genauere Angaben über das künftige Slawenreich gelesen. In der ersten, höchststehenden russischen Zeitschrift, dem „Europ. Boten", hat uns einer der gefeiertsten russischen Gelehrten, Herr Professor Kawelin, auseinandergesetzt, wie wir uns das künftige Rußland zu denken hätten. Darnach würde es bestehen aus einem Bauernvolk, beherrscht von einem unbeschränkten Zaren. Aller Unterschied der Stände, der Bildung, des Berufs hört auf, es gibt nur noch Bauern, die in altrussischem Gemeindeverbande leben unter freier eigener Gemeindeverwaltung; es gibt nur Ackerbauer, und Niemand hat eigenen persönlichen Besitz, Jeder nur seinen Antheil an der Nutzung des Gemeindelandes. Der Zar vereinigt in seiner Hand alle Gewalt, die über die Gewalt der Gemeinde hinausreicht. Er holt sich nach Gutdünken Rath bei Männern, die in den Bauerschaften sich durch Intelligenz und Charakter auszeichnen. Das ist die sehr einfache staatliche und gesellschaftliche Struktur, nach welcher Herr Ka-

Digitized by Google

welin das künftige Rußland einzurichten gedenkt. Der Plan ist freilich einfach; aber jeder Europäer wird an ihm auszusetzen haben, daß er unverträglich ist mit jeglicher Entwickelung, die den Anspruch auf Cultur erhebt. Er ist für uns so unmöglich, daß wir in ihm nur wieder die nackte Negation der bisherigen russischen Entwickelung zu erblicken vermögen, in welcher Herr Kawelin mit den Aksakow so gut als mit den Nihilisten zusammentrifft. Was aus diesen und ähnlichen Plänen spricht, ist objectiv negirend, subjectiv ein gesteigertes nationales Bewußtsein, welches um jeden Preis die Entwickelung des Volkes in andere als die bisherigen Bahnen reißen will. —

Es ist eine alte Erfahrung, daß das Erwachen des Selbstbewußtseins in einem großen Volke mit Gefahren für die Nachbarn verbunden zu sein pflegt. Man hätte sich nicht zu wundern, wenn aus dem Herzen des heutigen Rußland sich Angriffe gegen das Germanenthum vernehmen ließen, auch ohne die geflissentliche Aufstachelung, mit welcher sich heute so viele Leute beschäftigen. Seit den großen Napoleonischen Kriegen hat der Gegensatz zwischen Russen und Europäern, welcher seit Peter I. gewaltsam geglättet wurde, begonnen, zu den Formen sich zurückzuwenden, die zu den Zeiten der Moskauer Zaren herrschten. Die Moskauer Slawisten förderten den Gegensatz besonders eifrig seit der polnischen Erhebung von 1863. Erst waren die Polen die Feinde Rußlands, dann die Türken. Aber weder an der Weichsel, noch an der Donau konnte der Gegensatz rein zum Ausdruck kommen. Will man dem Russen das Fremde recht zu Gemüthe führen, so genügt dazu weder der verwandte Pole noch der Türke, der nirgends in Rußland zu sehen ist. Das Fremde ist seit Jahrhunderten in Rußland das Deutsche. Franzosen, Italiener, Engländer sind Gäste, der Deutsche ist Hausgenosse, nimmt Theil an dem innern Leben des Volkes, an Erwerb, an der Ordnung des Hauswesens, an der Macht. Früher oder später mußte, wie das nationale Wesen nun einmal sich entwickelt, der Widerspruch gegen das Deutsche erwachen. Und die Slawisten hetzten, solange der Freund Kaiser Wilhelm's lebte und Deutschland schwach war, vorwiegend gegen die Deutschen in Rußland; nachdem Deutschland selbständig geworden war und die Forderungen von San Stefano zu vereiteln mitgewirkt hatte, gegen das deutsche Reich. Der Berliner Friede erfüllte nicht alle Erwartungen Rußlands in Rücksicht auf die Verhältnisse der Balkanvölker. Aber das Geschrei der Slawisten gegen den Berliner Frieden war weit größer als die Unzufriedenheit mit seinem Inhalt. Man schrie in Moskau großentheils nur, um gegen Deutschland-Oesterreich überhaupt zu schreien; man that, als ob Rußland ein schmähliches Unrecht geschehen wäre, nur um den Haß des Volkes zu wecken. Trotz der sehr herben Enttäuschungen, die man an der Donau von Seiten der „Brüderlein" erfahren, trotz der immer deutlicher werdenden Abneigung von Serben, Bulgaren, Rumänen gegen die russische Brüderschaft trug man unbeirrt eine glühende Bruderliebe zu Serben, Bulgaren, zu Ruthenen, Slowenen und andern etwaigen Slawen zur Schau. Nur die Tschechen wurden fallen gelassen, wohl in dem Bewußtsein, daß sie schon zu europäisch seien, um in die slawische Welt hineinzupassen, vielleicht auch zu fest in den Händen des Deutschthums, um diesem entrissen zu werden. Und die Agitation war erfolgreich, weil der nationale Gegensatz in dem

Digitized by Google

ruſſiſchen Volke inſtinctiv, der Naturanalyſe nach begründet iſt. In dieſen letzten zehn Jahren hat ſich der Haß gegen das Deutſche in den oberen Claſſen Rußlands in erſtaunlicher Weiſe verbreitet. Bald mehr, bald minder klar tritt er beim Privatmann wie beim Soldaten und Beamten heute faſt ſtets hervor, ſobald nur die breite Bequemlichkeit der ruſſiſchen Natur erſchüttert und das Selbſtbewußtſein gereizt wird.

Die Moskauer Führer ſind keineswegs die Gebieter einer gewaltigen Volksmaſſe, ſie ſind nicht einmal die allbekannten und verehrten Volkstribunen von Moskau. Der Kreis ihrer Freunde iſt eng, aber ihr Einfluß iſt groß, weil die Intelligenz in Moskau und Rußland numeriſch gering vertreten iſt, und weil ſie dieſer Intelligenz durch ihr ſtarkes Bewußtſein und durch die kräftige Sprache der großen Moskauer Organe imponiren; endlich, weil ſie am Hofe zu Gatſchina etwas gelten. Sie glauben an die Zukunft, an die Unbezwinglichkeit des ruſſiſchen Volkes, ſie wollen vernichten, was dieſem Volke nicht ureigen iſt, ſie wollen das Volk rein und nackt zurück haben aus der verderbenden europäiſchen Hülle, um es dann in ihrer Weiſe zu kleiden, zu formen, zu neuen ſtaatlichen und ſocialen Geſtaltungen in altruſſiſchem Sinne zu geleiten. Neben dieſem Ziele wiegt der heutige Staatsbau nicht allzu ſchwer. Mag er zu Grunde gehen, wenn nur das Volk von europäiſchen Satzungen und Sitten, von fremden Männern und Mächten befreit wird. Ein Krieg kann höchſtens mit Niederlagen enden. Selbſt in dieſem Falle droht Gefahr den Menſchen, Dingen, Inſtitutionen, welche ohnehin entfernt werden müſſen, um das reine Rußland erſtehen zu laſſen. Ein Krieg gegen Oeſterreich-Deutſchland kann Geld, Menſchen, vielleicht einige Provinzen koſten; aber das Volk wird zum Bewußtſein kommen, es wird der nationale Geiſt erwachen, die verfaulten Feſſeln des heutigen Beamtenthums werden geſprengt, das verſumpfte Petersburg wird verlaſſen, die Macht deutſcher Miniſter und Induſtriellen wird gebrochen werden. Und eine Zerſtörung Rußlands iſt nicht möglich, wie ſie 1813 nicht möglich war; das Herz des Reiches iſt unangreifbar, 70 Millionen können nicht beſiegt werden. Vielleicht aber kehrt auch der Sieg zuletzt zu den ruſſiſchen Fahnen zurück: dann gehört die Welt dem ſlawiſchen Stamme. Ein unglücklicher Krieg Rußlands gegen den Weſten bedeutet einen Sieg des Slawismus in Rußland; ein glücklicher Krieg den Sieg des Panſlawismus in Europa. —

So ungefähr mögen die Herren in Moskau rechnen. Sie haben wenigſtens darnach gehandelt, indem ſie ſeit dem vorigen Herbſt ohne Unterlaß nicht bloß gegen das Deutſche eiferten, ſondern offen den Krieg predigten. Endlich, Ende Januar d. J. erſchien in der „Ruß" des Herrn Akſakow ein förmliches Kriegsmanifeſt. Dort heißt es: „Wir vernehmen ſchon das leiſe Rauſchen der Welle, deren erneutes Heraustreten aus den Ufern zur Zeit ſogar kaum wünſchenswerth wäre. Schon jetzt müſſen wir den Eifer der Jugend dämpfen .... Unſerer Meinung nach hat die ruſſiſche Regierung kein anderes Mittel, dieſer falſchen Ausdrucksform einer natürlichen Sympathie ihres Volkes mit den Kämpfen Bosniens und der Herzegowina entgegenzutreten, als ſich an die Spitze dieſer Kundgebungen der Sympathie zu ſtellen und ihre Diplomatie in entſprechender Weiſe zu inſtruiren." Und dieſes Manifeſt Moskau's ſchließt mit der Drohung:

Digitized by Google

wenn die russische Regierung jenen Weg nicht einschlage, sich nicht an die Spitze der Bewegung stelle, dann „dröhne der Donner, dann zucke der Blitz!“ Das ist in Rücksicht auf die Stellung Aksakow's zur Regierung deutlich. So deutlich, daß die censurfreie Petersburger Presse nicht einmal gewagt hat, diese Worte nachzudrucken. Dennoch hat die Regierung, welche noch eben den „Golos“ strafte, weil er dem neugegründeten officiellen Volksblatte „Der Dorfbote“ eine thatsächliche Ungenauigkeit nachwies, Herrn Aksakow bisher kein Haar gekrümmt. Eine Sprache, wie sie innerhalb Rußlands noch niemals gehört worden ist, wird geduldet in einer Zeit tiefster Erregung. Wenige Tage früher, am 24. Januar, hatte General Skobelew seine erste Brandrede an die zum Jahresfest der Einnahme von Gök-Tepe versammelten Genossen gehalten. Er hatte dort die Schwäche Rußlands dem „kosmopolitischen Europäismus“ der Intelligenz des Reiches schuld gegeben. Er hatte behauptet, daß jedesmal, wann der Zar in kritischer Zeit sein Volk aufrief, er dasselbe auf der Höhe seiner Bestimmung gefunden, die Intelligenz aber oft sich als bankerott erwiesen habe. Sein Herz „zuckte krampfhaft“ beim Anblick des Verzweiflungskampfes, der eben gegen Oesterreich von den slawischen Brüdern Herzegowina's geführt wurde. Drei Wochen später sagte derselbe General zu serbischen Studenten in Paris: „In unserm Hause sind wir nicht zu Hause, der Fremde ist überall, seine Hand ist in Allem, wir sind von seiner Politik genarrte Opfer seiner Ränke, Sklaven seiner Stärke, durch seine zahllosen verderblichen Einflüsse dermaßen beherrscht und gelähmt, daß, wenn wir uns, wie ich hoffe, an diesem oder jenem Tage davon befreien wollen, wir dies nur thun können mit dem Säbel in der Hand. Und wenn Ihr den Namen dieses Fremden, dieses Eindringlings und Ränkeschmieds, dieses für Rußland und die Slawen gefährlichen Feindes wissen wollt, so will ich ihn Euch nennen: es ist der Erfinder des Dranges nach Osten, es ist der Deutsche. Ich wiederhole und bitte Euch, niemals zu vergessen, daß unser Feind der Deutsche ist. Der Kampf zwischen Slawen und Teutonen ist unvermeidlich, er wird lang, blutig und schrecklich sein, aber der Slawe wird triumphiren. Wenn man durch Verträge anerkannte Staaten, wie Serbien und Montenegro, anrührt, so werdet Ihr nicht allein sein. Wenn es das Schicksal will, auf Wiedersehen auf dem Schlachtfelde, Seite an Seite gegen den gemeinsamen Feind!“

Mögen diese Worte herausfordernd, beleidigend, vermessen, strafwürdig sein: sie enthalten, von dem Standpunkte des Redners aus gesehen, doch viel Wahres. Wir Deutsche können es erstaunlich finden, daß der friedliche Drang nach Osten uns von einem Manne vorgeworfen wird, der eben als oberster und ruhmvoller Vertreter des alten russischen Dranges nach Osten von asiatischen Schlachtfeldern heimgekehrt ist, auf denen er mit dem Schwert in der Hand diesem Drange Raum geschaffen hat. Nichtsdestoweniger müssen wir zugeben, daß der deutsche Drang nach Osten besteht, und auf dem Gebiete der Politik hat der Satz geringe Geltung, daß was dem Einen billig, dem Andern recht sei. Wir können diesem unserm Drange eben so wenig Stillstand gebieten als dem Russen zum Vorwurf machen, daß er sich dagegen stemme. Die Macht, ob die friedliche des Ansiedlers oder die kriegerische des Staates, muß zuletzt entscheiden.

Digitized by Google

Es kann uns wunderlich vorkommen, daß ein General, der vor Plewna sich fort und fort vergeblich gegen die türkischen Wälle warf, der sammt seinen Soldaten sich sehr wahrscheinlich dort den Schädel eingerannt hätte und zu Grunde gegangen wäre, wenn nicht der fremde, der deutsche General Totleben die Wälle gebrochen hätte; daß der Eroberer von Gök-Tepe, dessen erste Depesche nach Erstürmung der Feste an eben diesen General Totleben gerichtet war und zum Inhalt hatte: „Ihnen danke ich die Einnahme von Gök-Tepe“ [1]) — daß dieser General Skobelew heute den Deutschen für alles Uebel in Rußland verantwortlich macht. Nichtsdestoweniger muß ich anerkennen, daß der Russe volles Recht hat nach voller Emancipation von fremdem, deutschem Einfluß zu trachten, mit Mißbehagen selbst auf die Dienste zu blicken, die der Deutsche ihm erwies. Ich fordere nicht Dankbarkeit in der Politik, noch wundere ich mich, wenn etwa General Skobelew den Retter von Plewna hassen sollte. Ja, ich bin dem General aufrichtig dankbar für seine Worte, denn er hat laut ausgesprochen, was ist und was sein wird. Man wird in Deutschland und Europa endlich einsehen, daß es sich für das junge Rußland weniger darum handelt, bosnische Schafhirten zu beglücken, als darum, die gesammte nationale Zukunft im Verhältniß zwischen Russen und Deutschen, zwischen Rußland und Europa festzustellen. Es ist ein recht kindliches Mißverständniß, wenn auch jetzt noch der Trost hervorgesucht wird, daß nicht Deutschland, sondern Oesterreich der eigentliche Feind des jungen Rußland sei. Nicht Oesterreich, sondern der Vertreter des Deutschthums wird von einer wachsenden Menge von Leuten in Rußland gehaßt; und wenn General Skobelew den serbischen Studenten versprach, auf serbischen Schlachtfeldern zu erscheinen, so meinte er sicherlich dieselben auszudehnen bis an Elbe und Oder. —

In diesen letzten Wochen haben sich die Thatsachen eng an einander gereiht, welche den inneren Zusammenhang des gemeinsam slawistischen Charakters aufweisen. Die Anwesenheit von Frau Adam von der „Nouvelle Revue“ in Petersburg und Moskau; die Rede Skobelew's vom 24. Januar; das laute Kriegsgeschrei der Moskauer Presse, welches seit Monaten sich steigernd jetzt bis zu Drohungen gegen die Regierung ausschritt; die gleichzeitige Vergewaltigung der liberalen, europäisch und friedlich gesinnten Presse; die rücksichtslose Agitation gegen die deutschen Elemente im Lande, besonders in den Ostseeprovinzen; endlich die zweite Rede Skobelew's: das sind alles Ausdrücke derselben unternehmenden Gesinnung, welche wir seit lange an der slawistischen Partei bemerken konnten. General Skobelew ist von seiner Regierung heimberufen worden, ohne daß bis jetzt die von ihm ausgestoßene Beleidigung ausgeglichen worden wäre. Das auswärtige Amt von St. Petersburg hat durch das ihm zur Verfügung stehende Organ in einigen Worten auf die friedliche Gesinnung sich berufen, welche die russische Regierung beseele und welche der Zar im Beginn seiner Regierung, insbesondere in der Danziger Begegnung zum Ausdruck gebracht habe. Es bedurfte kaum der officiellen Versicherung, um uns zu erinnern, daß der unzweifel-

[1]) Skobelew hatte vor seinem Abgange nach Turkestan sich einige gute Rathschläge bei Totleben geholt, die sich vornehmlich auf die Belagerung von Festungen bezogen.

Digitized by Google

haft friedliebende Charakter des jungen Monarchen heute noch derselbe geblieben sei, der er im Juni vorigen Jahres war. Allein wir erinnern uns auch, daß die Danziger Begegnung mit dazu diente, die Besorgniß zu zerstreuen, welche hervorgerufen worden war durch die Reise des Zaren nach Moskau und Kostroma; wir erinnern uns, daß auch Zar Alexander II. ein friedliebender Fürst war, als er in Moskau harte Worte gegen die Agitation in Serbien und gegen den General Tschernajew äußerte, der auf eigene Faust einen Krieg in Serbien eröffnet hatte. Was General Tschernajew vermochte, vermag vielleicht auch General Skobelew; und darum haben wir einige Pflicht, auf der Hut zu sein vor solchen bahnlosen militärischen Gestirnen russischer Herkunft. Sie nehmen leicht einen hohen und gefährlichen Flug. Wir wünschen auf der Hut zu sein, nicht aber etwa die Gegensätze zu schärfen, den Haß zu schüren.

Menschen und Verhältnisse in Rußland drängen zu einer Lösung der immer drückender werdenden Lage. Niemals hat das Bewußtsein von der Hoffnungslosigkeit des Gegenwärtigen so auf dem gesammten Lande gelastet, als heute. Die Absperrung des Zaren in Gatschina ist für dieses Reich, welches bisher nur von dem Willen des Herrschers lebte, unerträglich. Jedermann sieht, daß die Leitung der Gesammtheit, die Leitung der äußeren Dinge nicht im Einklang steht mit der Regierung im Einzelnen, im Innern. Es wäre denkbar, daß Graf Ignatjew nur mit der *Gefahr* eines Krieges spielt und spielend auf den Platz des greisen Fürsten Gortschakow sich zu setzen wünscht. Aber die Quellen der Gefahr sind größer und liegen weit tiefer als in dem persönlichen Ehrgeiz eines Mannes. Sie liegen in der unaufhaltsamen Auflösung des ganzen Organismus. Diese Justiz, diese Polizei, diese Provinzialverwaltung, diese Finanzen, diese Armeeverwaltung, diese Volkswirthschaft, dieser Unterricht: sie können nicht weiter fortbestehen! Und darum gibt es keine Hand mehr, welche sich regen will, um das Bestehende zu bessern. Darum sehen die Aksakow, Kawelin, Bestuschew-Rjumin, Dondukow-Korssakow, Katkow, Skobelew u. s. w. das alleinige Heil in der Möglichkeit, das Volk, die Masse in Bewegung zu setzen. Neues Leben muß geschaffen werden, und wenn es auf den Trümmern des alten Staates erblühen sollte! Ich habe den Muth nicht, all diesen Leuten blinde Leichtfertigkeit oder die elende Ueberhebung revolutionirender Volkshelden vorzuwerfen, denn auch der Russe hat ein Recht sein Volk und Land zu lieben, und er hat manchen Grund zu verzweifeltem Beginnen in der verzweifelten Lage. Es mag fraglich sein, ob Graf Ignatjew der Mann sei, um so gewaltige Zeit zu verstehen, so gewaltige Aufgaben zu lösen. Aber hinter ihm stehen Leute, die wenigstens mit dem ganzen Ernst ausgerüstet sind, den der Augenblick fordert, wenn wir an ihnen vielleicht auch die Einsicht vermissen, welche unseren Anschauungen entspräche. Menschen und Dinge arbeiten heute gemeinsam auf eine große Umwälzung in Rußland hin. Selbst wenn die starke Stellung, die Graf Ignatjew heute einnimmt, erschüttert würde, wenn die Anstrengungen erfolgreich wären, die noch jüngst in Petersburg von den Gegnern gemacht wurden, um ihn zu stürzen, so könnte vielleicht eine Verzögerung eintreten, aber die Umwälzung würde doch kommen. Die wenigen Deutschen, welche noch in der Nähe des Thrones stehen: der in Gatschina vertraute General von Richter, die Finanz-

Digitized by Google

männer von Reutern (Vorsitzender des Ministercomité's) und Bunge (Finanzminister), der thatsächliche Lenker des Auswärtigen, Giers: ihr Einfluß schwindet täglich und ihre Tage sind gezählt. Was heute in Rußland politisch denkt, treibt in dem Strome, der die alten, von europäischen Bauleuten errichteten Formen des Staatslebens sprengen soll. Wenn im letzten Sommer der Zar nicht dem Rathe der Slawisten, sondern demjenigen des Grafen Melikow gefolgt wäre, wenn Rußland eine europäische Verfassung erhalten hätte, der Strom wäre dennoch nicht in das neue Bette gezwängt worden. Und wenn heute der Versuch gemacht würde, den Entwurf, der damals verworfen ward, in's Werk zu setzen: es wäre nur der Anfang der Umwälzung. Jeder weitere Tag des scheinbaren Erhaltens der alten Formen beschleunigt die Auflösung. In Petersburg kann man an den Reden des Generals wie des Droschkenkutschers merken, welche weite Strecke seit dem 13. März 1881 zurückgelegt worden ist. Die Erwartung gewaltiger Ereignisse, die Empfindung, daß etwas ganz Neues, Großes bevorstehe, zeigt sich überall, und es ist nicht die äußere Lage des Staates, sondern die innere, was diese Spannung hervorbringt. Jedermann weiß, ein wie verzweifeltes Unternehmen ein äußerer Krieg wäre. Trotzdem ist es keineswegs fernliegend, daß man aus der Spannung der inneren Lage sich gewaltsam losreißt in äußerem Handeln.

Als ich vor einem halben Jahre an dieser Stelle auf die Wendung im Leben des russischen Staates hinwies, habe ich nicht gemeint, daß Graf Ignatjew es so geschickt verstehen werde, den Gang der Dinge im Sinne der großen Umwälzung zu beschleunigen. Er hat das Alte möglichst erhalten, und das war die sicherste Art, um den Druck zu erzwingen. Er hat Hoffnungen geweckt und im Stich gelassen. Er hat seine Macht erhöht und seinen Freunden Macht gegeben. Er und seine Gesinnungsgenossen haben die alten Vorkämpfer europäischer Entwickelung, die Walujew, Adlerberg, Schuwalow verdrängt oder fern gehalten und Vorkämpfer der Slawisten oder neutrale Persönlichkeiten in Aemter gebracht. Er hat das Band mit Europa leise im Innern und laut nach außen gelockert. Er hat die Gemüther darauf vorbereitet, daß die zweihundertjährige Periode, die petrinische Aera Rußlands zu Ende gehe. Er hat im Verein mit den Aksakow, Pobedonoszew, Katkow den Weg bereitet für den Gang der Krone nach Moskau. Was auch das Schicksal dem Throne bringen möge: die Erfüllung seines Geschickes wird im Kreml zu Moskau besiegelt werden. Die Männer, denen die nächste Zukunft Rußlands gehört, sind die glaubensstarken Moskauer Führer. Der große Peter würde sich heute schon verwundern beim Anblick dieser Armee in russischem Bauernrock, dieser Soldaten, Officiere und Beamten, die auf höhere Weisung ihren Bart zu pflegen haben, den abzuschneiden das erste Geschäft des Reformators gewesen war. Und wenn europäische Stubenpolitiker meinen, in diesem Allem liege der Versuch, einen Weg von zwei Jahrhunderten rückwärts zu gehen, so ist das einer der alten Irrthümer, die aus der Unkenntniß Rußlands entspringen. Es ist nicht ein Rückschreiten, sondern, wie mir scheint, eine natürliche Entwickelung, die eben durch die Geschichte dieser zweihundertjährigen Berührung mit der europäischen Cultur hervorgebracht wurde. Es ist hier nicht der Ort, das weiter zu begründen. Aber so wunderlich dem

Digitized by Google

Frankreich von 1780 die Ideen Rousseau's vorkamen, der die Rückkehr zur Tugend der Wilden predigte, so gläubig hing das Frankreich von 1790 an den Fortschrittsträumen Rousseau's und seiner Nachfolger. Die Bauernschaft Kawelin's ist für uns nicht viel Anderes als Rousseau's tugendsames Naturvolk oder Diderot's edle Gesellschaft von Huronen und Otahaitiern. Und wir, die wir längst nicht mehr über Rousseau und Diderot lachen, sollten bei Zeiten aufhören, mit bloßem Spott von einem Kawelin zu reden. So verschieden das Frankreich von 1782 von dem Rußland von 1882 ist, so verschieden ist Rousseau oder Diderot von Kawelin oder Aksakow. Der Ernst jener Franzosen lag nicht in ihrer politisch-socialen Vernunft, sondern in ihrem Willen und in dem Willen der Massen des damaligen französischen Volkes. Der Ernst der Kawelin und Aksakow liegt nicht in den Bildern ihrer erhitzten Vernunft, sondern in ihrem Haß gegen Bestehendes, in ihrem Kampf gegen das Alte, in ihrer Uebereinstimmung mit der Willensrichtung großer Massen. Verneinend, zerstörend ist die Tendenz fast aller Theile der denkenden Gesellschaft in Rußland. Längst steht hierin der Nihilismus nicht mehr allein, der seine Aufgabe im Wesen von größeren Mächten, als er ist, übernommen sieht. Es handelt sich jetzt nicht mehr um den Mord dieses oder jenes Mannes: die Vernichtung der alten Ordnung wird laut oder leise überall gefordert. Und selbst so friedfertige Naturen wie Kawelin werden durch die Verneinung in den Kampf hineingezwungen. Nicht daß uns in Rußland die Wiederholung der französischen großen Revolution bevorstände. Wenn zu ähnlichen Wirkungen ähnliche Voraussetzungen gehören, so haben wir nicht zu fürchten, daß ein allgemeiner Brand das Reich und ein allgemeiner Wahnsinn das Volk erfassen werde. Aber so gut das französische Volksbewußtsein durch die Anstrengungen der Voltaire, Rousseau, Diderot, der Holbach, Robespierre und Napoleon entflammt wurde, so gut kann die Arbeit der Aksakow, Katkow und Ignatjew, der Skobelew, Tschernajew und Fadejew zuletzt eine Erregung zu Wege bringen, die ihre Feinde finden wird. Und als diese Feinde erscheinen zunächst die sogenannten Liberalen Rußlands und die Deutschen, das Fremde.

Vor einem Sturm fahren oft regellose Windstöße daher; bald nach dieser Richtung, bald nach jener versucht sich das erregte Element in kleinen Stößen, bis es endlich, gleichsam sich des Zieles bewußt werdend, die gesammelte Kraft einheitlich entfesselt. So ähnlich die Volksbewegungen. Vor achtzehn Jahren brach man auf die Polen los, vor fünf Jahren auf die Türken, heute auf die Deutschen. Den Polen werden jetzt Versprechungen gemacht, polnische Lehrstühle errichtet, obzwar sie im Staate eine so ausgebreitete und mächtige Stellung innehaben wie niemals früher. Der Türkenhaß ist verraucht und auch die glühende Liebe zu den südslawischen „Brüderlein" veraltet. Mag General Skobelew es für zweckdienlich halten, von seinem, beim Anblicke des Kampfes in der Crivoscie, blutenden Herzen zu reden: er selbst und die große Masse der Slawisten wissen sehr wohl, wie gering die Brüderlichkeit ist, welche heute das russische mit dem südslawischen Volke verknüpft. Die Liebe zu den Südslawen ist heute im Ganzen eine Heuchelei, unter der sich das Bedürfniß birgt nach Feindschaft gegen Oesterreich, im letzten Grunde gegen das deutsche Oesterreich, gegen das Deutschthum; und dieses

Digitized by Google

Bedürfniß entspringt seinerseits vorwiegend aus dem anderen Bedürfniß nach einer Umwälzung im innern Leben des Volkes und des Staates von Rußland. Den Deutschen wird alles Uebel zweier Jahrhunderte zur Last gelegt, sie werden gedrückt, bekämpft, ihre Sprache, ihre Cultur verfolgt, obzwar ihr Einfluß auf den Staat geringer ist, als er, mit wenig Ausnahmen, in irgend einem Jahrzehnt seit Peter dem Ersten war. Aber das Fremde verkörpert sich in dem deutschen Kaufmann, Fabrikanten, Beamten, Arbeiter, in den staatlichen Einrichtungen, den gesellschaftlichen Lebensformen. Einmal gegen das Deutsche entfesselt, wird der nationale Sturm gegen die ganze alte Hausordnung wüthen.

Es ist wunderbar, welche Uebereinstimmung in der allgemeinen Richtung des Geistes sich in solchen Epochen selbst bei Völkern einstellt, die so wenig einheitliche positive Ziele haben, als das russische der Gegenwart. In dem eben geschlossenen Processe gegen die Nihilisten Trigoni und Genossen zeichnete sich ein junger Vertheidiger, der Anwalt Alexandrow, durch eine Rede aus, welche ihn mit einem Schlage zu einer Berühmtheit Petersburgs und Rußlands gemacht hat. In dieser Rede erhob er Protest gegen die Formen des heutigen Processes und berief sich auf die Humanität des Codex des Zaren Alexei. Auch das war ein Protest gegen das Fremde, gegen die petrinische Periode der russischen Geschichte. Es ist dieselbe Geistesrichtung, welcher ein Skobelew in seinen Brandreden, ein Aksakow in seinen Kriegsmanifesten, ein Bestuschew-Rjumin im slawischen Wohlthätigkeitsverein, ein Kawelin in seinen Projecten eines russischen Bauernstandes folgt. Noch vor einem Jahre konnte man schwer einen Russen finden, an dem sich nicht bei genauerer Beobachtung Spuren des nihilistischen Geistes wahrnehmen ließen. Heute sind wir nicht fern von dem Tage, wo man an jedem Russen etwas von der Farbe Moskau's wird entdecken können. Und doch haben die Russen von damals und die von heute denselben gemeinsamen Ausgangspunkt, dasselbe Grundmotiv. Es ist die Negation des Bestehenden.

Die Negation des Bestehenden ist nihilistisch, slawisch, panslawistisch, sie ist kriegerisch, reformatorisch, revolutionär, aber sie ist überall und unwiderstehlich. Sie wird täglich aus hundert materiellen und sittlichen Quellen genährt. Sie ist im Begriff in die sieghafte Action überzugehen. Sie hat ihre Vertreter bis in die Leitung der staatlichen Gewalt hinein. Ihre Action kann für kurze Zeit zurückgedrängt werden, aber nur um desto kräftiger hervorzubrechen. Und wir Deutschen haben Acht zu geben, daß wir nicht ähnliche Fehler machen wie jene ungeheuren Sünden, die wir seit 1793 auf uns luden. Ein gütiges Geschick wird uns hoffentlich diese große Krisis erleben lassen unter der Führung von Männern, welche auch diesen Weltbegebenheiten gewachsen sein werden. Wir werden uns dessen erinnern, daß wenn die Erschütterungen, die Rußland bevorstehen, für uns Gefahren mit sich führen, an dieser Lage wiederum das Elend unserer staatlichen Vergangenheit schuld ist. Wir werden uns erinnern, daß wenn die heute zerrissene Genossenschaft Preußens und Rußlands ein Jahrhundert lang uns zum Segen gereicht hat, wir denselben doch erkauft haben mit Preisen, die Rußland in diesem Jahrhundert nach Gutdünken sich nehmen konnte. Unsere Schwäche ist zum großen Theil daran schuld gewesen, daß der Haß der Russen sich heute gegen uns wendet, daß maßlose Ansprüche bis in das Herz fremder Staaten hineingreifen, ja

Digitized by Google

daran, daß Rußland zu dem Zwitterwesen geworden, welches es heute ist und in welchem jener drohende Geist der Verneinung, des Kampfes erwacht ist. Was Peter, Katharina, Alexander I. vollbrachten, geschah Dank der Staatenlosigkeit Deutschlands, und eben was sie vollbrachten, ist Dasjenige, wogegen der nationale Geist in Rußland sich heute empört, oder was ihm die Macht gibt, uns zu bedrohen.

Das junge Rußland will mit uns nichts gemein haben. Aber Geographie und Geschichte haben die Interessen der beiden Nachbarn mannigfach und tiefgreifend mit einander verknüpft. Eine Umwälzung in Rußland muß in viele deutsche Interessen hineingreifen, die wir nicht aufgeben können. Nicht Oesterreich, sondern Deutschland hat die Erbschaft der alten russisch-deutschen Wechselbeziehungen mit ihren Vortheilen wie ihren Lasten überkommen. Mehr als jemals ist das Leben unseres Volkes in der Brust unseres Herrschers, unserer Regierung zusammengefaßt. So bleibt uns denn nur zu hoffen, daß die Entscheidung darüber, ob das Rußland der petrinischen Periode sich dem Entwickelungsgange Europa's innerlich anschließen oder die äußeren Formen zweier Jahrhunderte abwerfen und neue Gebilde suchen werde, vorübergehen möge ohne das zu gefährden, was wir so theuer errungen haben. Wie die Entscheidung aber in unserem Osten auch ausfallen möge, sie wird für unser volkliches und staatliches Leben eine mindestens ebenso wichtige sein, als die Wiederherstellung unseres Staates im Westen war.

Digitized by Google

Die Profanliteratur der Aegypter.

Von
Adolf Erman.

Wer die ungeheure Menge von Inschriften und Papyrus kennt, die die Aegyptologen seit einem Jahrhundert an das Licht gefördert haben, und weiß, daß in Aegypten sowohl als in unsern Museen eine mindestens gleiche Anzahl noch der Publication harrt, der sollte erwarten, daß uns diese Fülle von Denkmälern nun auch die literarische Production der Aegypter in ihrer Entwickelung kennen lehrt.

Für die religiöse Literatur trifft dies auch im Wesentlichen zu; die eine Seite derselben, die, welche sich auf das Todtenreich bezieht, kennen wir auf das genaueste, und auch für die andere liegt ein bedeutendes Material vor. Desto unvollkommener ist uns die Profanliteratur bekannt. Die Inschriften enthalten wenig, was man dahin rechnen darf und die Funde hieratischer Papyrus, die an das Licht getreten sind, bestanden zum großen Theil aus gerichtlichen Akten, Briefen und ähnlichen Schriftstücken rein privater Natur. Sehr viele unserer Papyrus entstammen ferner einer Schule und, wie man sich denken kann, trägt dieser Ursprung wesentlich dazu bei, ihren Inhalt einseitig zu machen.

Es ist somit nur ein sehr unbedeutendes Material, aus dem wir unsere Kenntniß der weltlichen Literatur schöpfen; wir können nicht behaupten, daß es auch nur annähernd vollständig sei. Neben den Zweigen, die wir in den erhaltenen Handschriften kennen lernen, mögen andere in ebenso häufigem Gebrauch gewesen sein, von denen nichts bekannt ist. Hängt es doch lediglich vom Zufall ab, ob etwas in unsern wenig zahlreichen Funden vertreten ist oder nicht. Es wäre thöricht, zu behaupten, daß wir die Entwickelung der ägyptischen Literatur auch nur annähernd übersehen können.

Eines läßt sich jedoch selbst aus diesem unvollständigen Material ersehen: die geistige Stufe, auf der das Volk stand. Wohl mag Aegypten einzelne größere Schriftsteller und Denker gesehen haben, als es die sind, deren Schriften wir besitzen — aber das durchschnittliche geistige Niveau der gebildeten Aegypter wird doch wohl dem entsprechen, welches wir in allen uns bekannten Texten finden. Und von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet sind die Reste der Profanliteratur von hohem Werthe.

Wären wir nur auf die religiöse Literatur angewiesen, so würde unser

Digitized by Google

Urtheil über die geistige Begabung des ägyptischen Volkes ohne Zweifel sehr ungünstig ausfallen. Für den, der die Entwickelung all jener wunderlich verschwommenen Göttergestalten verfolgen will, sind diese Erzeugnisse des ägyptischen Geistes ja freilich von hohem Interesse, aber für jeden anderen sind sie durchaus ungenießbar. Sieht man von wenigen Hymnen ab, in denen ein wärmeres Gefühl zum Durchbruch kommt, so ist der Rest ein Gewirr von Widersinn, das durch den nüchtern trocknen Ton vollends unerträglich wirkt. Es ist die unangenehmste Seite des ägyptischen Charakters, die uns in dieser religiösen Literatur entgegen tritt. Doch das wenige, was von profaner erhalten ist, zeigt, daß er andere Seiten besaß, die uns ungleich sympathischer berühren.

Im Allgemeinen darf man sagen, daß die weltlichen Texte unserm Gefühle um so näher stehen, je weniger sie von der Gelehrsamkeit und der Schule beeinflußt sind. Am freisten von jeder gelehrten Beeinflussung haben sich die anmuthigen Volksmärchen gehalten, von denen wir aus sehr verschiedner Zeit Beispiele besitzen. Als echte Märchen beginnen sie: „es war einmal ein König, „der hatte keinen Sohn", oder: „es waren einmal zwei Brüder, die hießen Anepu „und Bata". Schlicht wird die Geschichte vorgetragen, ein Ereigniß nach dem andern; nur von Zeit zu Zeit rückt die Erzählung mit einem „Nun nachdem „viele Tage vergangen waren" oder „Nun nachdem es getagt hatte und ein „zweiter Tag angebrochen war" rascher vorwärts. Nirgends tritt der Erzähler mit seinem Urtheil oder seinen Gefühlen hervor; auch wo sich das Schicksal der Helden entscheidet, wird der Ton der Erzählung nicht wärmer, ihr Gang nicht rascher als bei der gleichgültigsten Stelle. Und eben so schlicht ist auch der Inhalt. Zwar die Thiere reden, die Menschen werden verzaubert und die sieben Hathoren bestimmen dem neugebornen Kinde als Feen sein Schicksal — aber von jener ausschweifenden Phantastik, die in anderen orientalischen Märchen herrscht, ist hier keine Spur. Nicht immer ist die Erzählung streng einheitlich; so manches, was in ihr geschieht, erscheint uns unmotivirt. Offenbar sind auch die ägyptischen Märchen Abkömmlinge älterer Sage und die Züge, die jetzt in ihnen unverständlich sind, hatten einst in jener ihre Berechtigung. Besonders klar liegt dies zu Tage in dem bekannten Märchen von Anepu und Bata. Es sind dies zwei Brüder, ein Bauer und ein Hirt, sie wohnen in einem Haus und Bata, der jüngere Bruder verehrt Anepu und sein Weib, als sei er ihr Sohn. Aber Anepu's Frau ist weniger fromm gesinnt als Bata; sie sucht ihn zu verführen, doch er weist sie entrüstet zurück und eilt zu seiner Heerde auf's Feld. Dann heißt es in unserem Märchen[1]):

Nun, nachdem es Abend geworden war, da kehrte der ältere Bruder nach Haus zurück und der jüngere Bruder ging hinter seinem Vieh einher. Er hatte sich mit allen Kräutern des

[1]) Die Proben ägyptischer Literatur, die ich im Folgenden gebe, sind solchen Texten entnommen, deren Uebersetzung bei den neueren Fortschritten in der Grammatik und Lexikographie sich mit annähernder Sicherheit herstellen läßt. Doch bemerke ich ausdrücklich, daß auch in ihnen noch die Bedeutung des einen oder anderen Wortes oder die Verknüpfung einzelner Sätze unsicher bleibt; so ist z. B. der „Ruß" in dem oben mitgetheilten Stücke lediglich gerathen. Da es indeß für unsern Zweck nur auf ungefähre Wiedergabe des Sinnes, nicht auf Genauigkeit im Einzelnen ankommt, so mochte ich den Leser nicht mit Lücken, Fragezeichen und Anmerkungen behelligen.

Digitized by Google

Feldes beladen und trieb sein Vieh vor sich her, um es in den Stall zu bringen. Da fürchtete sich die Frau des älteren Bruders wegen dessen, was sie gesagt hatte. Da nahm sie Ruß und stellte sich, als sei sie mit Gewalt mißhandelt worden, um ihrem Gatten zu sagen: „Dein jüngerer Bruder hat mich mißhandelt.“ Abends kam ihr Gatte zurück wie alle Tage; er gelangte zu seinem Haus, da fand er sein Weib liegen krank durch Gewalt. Sie goß ihm nicht Wasser auf die Hand, wie sie pflegte, sie hatte nicht Licht vor ihm angezündet, sein Haus war dunkel und sie lag krank da. Ihr Gatte sagte zu ihr: „Wer hat mit dir geredet?“ Siehe, sie antwortete ihm: „Niemand hat mit mir geredet, als dein jüngerer Bruder“.

Da wurde der ältere Bruder wüthend wie ein Panther, er schliff sein Messer und nahm es in die Hand. Da stand nun der ältere Bruder hinter der Thüre seines Stalles, um den jüngeren zu tödten, wenn er Abends nach Hause käme, um das Vieh in den Stall zu bringen.

Nun als die Sonne unterging und er sich beladen hatte mit allen Kräutern des Feldes, wie er es pflegte, so kam er. Seine Leitkuh trat in den Stall ein und sagte zu ihrem Hirten: ‚Gib Acht, da steht dein älterer Bruder vor dir mit seinem Messer, um dich zu tödten, lauf fort vor ihm“. Da hörte er, was seine Leitkuh sagte. Die zweite trat ein und sagte ebenso. Er sah unter die Thüre seines Stalles, er erblickte die Füße seines Bruders, der hinter der Thüre stand, mit dem Messer in der Hand. Er warf seine Last auf den Boden und fing an eilig zu entfliehen. Sein älterer Bruder lief hinter ihm her mit seinem Messer in der Hand. So verfolgt ihn der wüthende Anepu, aber Ra läßt ein Gewässer zwischen beiden entstehen und errettet Bata. Nun beschwört er seine Unschuld und wirft dem Bruder das Zweifeln an seiner Treue vor. „Und,“ setzt er hinzu, „nun geh „nur nach Haus und sieh selbst nach deinem Vieh, denn ich werde nicht mehr „bei dir sein. Ich werde zum Akazienthal gehen. Das aber ist es, was mir „geschehen wird: ich werde mein Herz nehmen und es auf die Blume der Akazie „legen. Und wenn man dir einen Krug Bier geben wird und er schäumt — „das geht dich an, dann komm und suche das Herz.“

Da ging Anepu zurück, tödtete sein Weib und saß traurig da; Bata aber ging zu dem Akazienthal.

In die so einfach und in rein menschlichen Verhältnissen beginnende Geschichte tritt von nun an ein in diesem Zusammenhang schwer verständliches Motiv. Aus dem jungen frommen Hirten wird Bata zu einem Heros, dessen Leben in mystischer Weise an eine Baumblüthe geknüpft ist. Er wohnt unter dem Baume, die Götter verkehren mit ihm und schenken ihm ein Weib, damit er nicht allein sei. Aber dies Göttermädchen wird sein Unglück. Der König von Aegypten, dem der Strom eine ihrer Locken zugetragen hat, sendet seine Boten zu ihr und sie läßt sich entführen. Dem Könige verräth sie, woran das Leben ihres Gatten hängt; die Akazie wird gefällt und Bata sinkt todt zu Boden. Nun geschieht, was Bata vorausgesagt hat: Anepu erkennt daheim am Aufschäumen seines Bierkrugs, daß seinem Bruder etwas geschehen sei; er geht zum Akazienthale und findet die Leiche. Da sucht er sieben Jahre lang nach dem Herzen: als er es endlich findet, erwacht Bata von den Todten. Aber sogleich verwandelt er sich in einen heiligen Stier, den Anepu zum Könige führen muß. Als sich die Königin ihm nähert, gibt er sich ihr als ihr Gatte zu erkennen; sie läßt ihn schlachten, aber aus seinem Blut sprossen zwei Sykomoren auf; sie läßt diese fällen, aber ein Splitter von ihnen dringt in ihren Mund. Da gebiert sie einen Sohn, den der König zum Thronfolger ernennt. Es ist dies aber Bata selbst; als er erwachsen ist, läßt er die Königin tödten und wird König mit seinem Bruder.

Digitized by Google

Man sieht, der zweite Theil des Märchens hängt mit dem ersten nur äußerlich zusammen. Im zweiten sind wohl Reste alter Heldensage erhalten, freilich verdunkelt und schwer verständlich; der erstere ist einfacherer Art.

Ungleich planmäßiger in seiner Anlage ist folgendes Märchen: Einem Prinzen ist vorausgesagt, daß er seinen Tod durch einen Hund, eine Schlange oder ein Krokodil finden wird. Sein Vater läßt ihn daher auf einer Burg einsam erziehen, kann es jedoch nicht verhindern, daß das Kind dennoch in den Besitz eines kleinen Hundes kommt. Als er älter ist, zieht er abenteuernd in die Welt. Als unbekannter Krieger kommt er in das Euphratland Naharain und erwirbt sich dort die Königstochter, die ihr Vater nur demjenigen gibt, dem es gelänge ihren Thurm zu erklettern. Dann greift ihn der Verheißung gemäß eine Schlange an, aber sein Weib tödtet sie; es bedroht ihn ein Krokodil — und wenn auch der Schluß in der Handschrift fehlt, so werden wir doch kaum mit der Annahme fehlgreifen, daß ihn sein treuer Hund errettet, der ihm dann aber selbst wider Willen in irgend einer Weise verderblich wird.

Merkwürdig ist das jüngste der Märchen, dessen Held der berühmte Sohn Ramses' II. Prinz Chamoes Stnu ist. Es ist entschieden humoristisch gehalten; der Prinz, der ein großer Magier ist, hat einen alten Todten irgendwie beleidigt und dieser sendet ihm nun zur Strafe allerhand Mißgeschick auf den Hals, das derb genug erzählt wird.

An diese Märchen schließen sich die Erzählungen an, die einen historischen Stoff sagenhaft behandeln. Dahin gehört die Geschichte, wie Thutmosis III. die Stadt Joppe einnimmt — seine Krieger werden in Säcke verpackt hineingetragen —, ferner die Erzählung eines griechischen Papyrus vom Könige Nectanebus und anderes mehr.

Von wirklicher Geschichtschreibung ist dagegen kaum etwas erhalten. Will man nicht officielle Texte wie die Annalen Thutmosis III., die Stele des Königs Pianchi oder die Rede Ramses' III. am Schlusse des großen Harrispapyrus dazu rechnen, so bleibt höchstens die demotische Chronik zu nennen, welche Revillout in Paris entdeckt hat. Doch auch diese scheint eher eine Auslegung alter Prophezeiungen als wirkliche Geschichtschreibung zu enthalten.

Nur in einem Beispiele liegt eine prosaische Erzählung vor, die nicht zu den naiven Märchen gehört und die wohl als eine Art Novelle angesehen werden darf. Es ist die Geschichte des Saneha, eines vornehmen Aegypters, der vom Könige verbannt sich nach Asien zu einem Beduinenscheich flüchtete. Der betreffende Papyrus gehört wahrscheinlich noch in das dritte Jahrtausend v. Chr. und diesem ehrwürdigen Alter entspricht auch die ungemeine Frische der Erzählung; die Stelle, wo Saneha, dem Verschmachten in der Einöde nahe, plötzlich „die süße Stimme des Viehes" hört, ist meisterhaft.

Einen verhältnißmäßig sehr bedeutenden Raum nehmen in der erhaltenen ägyptischen Profanliteratur die Sammlungen von Weisheitssprüchen ein. Wir besitzen sie aus den verschiedensten Epochen, aus dem alten Reiche sowohl wie aus der Ptolemäerzeit, aber alle enthalten die gleiche hausbackene Weisheit. Ihre Lehren sind practischer Natur: nimm dir ein Weib, gründe dir ein Haus, erweise den höher Stehenden Ehrfurcht und hüte dich vor Hochmuth — das ist

Digitized by Google

der Kern dieser Sprüche. Meist werden diese langen Reden irgend einem Weisen in den Mund gelegt, der sie einem Könige aus den ältesten Dynastien vorträgt oder seinen Sohn damit belehrt. In einem mehrfach handschriftlich erhaltenen Buche „der Lehre des Königs Amenemhat" ist es dieser König des alten Reiches selbst, der seinen Sohn Usertasen unterrichtet.

Ebenfalls zur gnomischen Literatur gehört ein Berliner Papyrus, der wohl noch aus dem alten Reiche stammt — nur ist die Weisheit hier in eine novellistische Form gekleidet. Einem Bauern ist sein Esel unrechtmäßig confiscirt worden; der vornehme Beamte, auf dessen Gütern dies geschehen ist, weiß den Streit nicht zu schlichten und der Bauer richtet nun endlose Bitten an ihn voll von dunkel ausgedrückter Weisheit.

Eine bei anderen Völkern weit verbreitete Einkleidung moralischer Lehren, die Thierfabel, ist uns in Aegypten bisher nur aus griechischer Zeit bekannt geworden — scheint aber, nach gewissen Darstellungen eines Turiner Papyrus zu schließen, einen älteren Ursprung zu haben. In einem Leydener Papyrus sind uns „die Unterhaltungen des Schakals Kufi mit der Katze" erhalten; wie ihr Entdecker Revillout mittheilt, haben sie theilweis einen wirklich philosophischen Charakter. Als Belege für die aufgestellten Sätze werden Fabeln erzählt. Nur eine derselben ist bis jetzt bekannt gemacht, die vom Löwen und der Maus[1]); ihr Wortlaut schließt sich, von kleinen Erweiterungen abgesehen, eng an den der äsopischen Fabel an.

In den bisher erwähnten Texten haben die vorgetragenen Lehren einen allgemeineren Charakter, sie gelten im Wesentlichen für alle Stände, wenn schon auch in ihnen der Beamte des Königs als das Ideal des Menschen betrachtet wird. In anderen derartigen Producten, die ausschließlich für die Schule bestimmt sind, tritt dieser Standpunkt völlig unverhüllt hervor. Nur der Schreiber (und das ist nach ägyptischer Auffassung zugleich der Gelehrte, der Beamte) ist der wahre Mensch; er steht hoch über allen Ständen, seine Schreiberpalette (wir würden sagen „seine Feder") lenkt alles. Schon in einem sehr alten Tractat, der „Lehre der Dauf-sa-Chrta", tritt uns diese Anschauung in der krassesten Weise entgegen. Alle Stände schildert der Weise seinem Sohne als elend und gedrückt:

Nie habe ich den Schmied in Würden gesehn,
Noch den Gießer als Gesandten.
Doch hab' ich den Schmied bei der Arbeit gesehn
Am Loche seines Ofens,
Seine Finger glichen Krokodilhaut
Er stank mehr als Fischrogen.

oder:

Der Steinmetz sucht nach Arbeit
In allen harten Steinen,
Hat er fertig gearbeitet
So sind seine Arme gebrochen
Und er ist müde,

[1]) Sie findet sich mitgetheilt von Georg Ebers, Neue Ergebnisse der ägyptologischen Studien, Deutsche Rundschau, 1880, Band XXIII, S. 286—87.

Digitized by Google

Bei Sonnenuntergang sitzt er da
Und Beine und Rücken sind gebrochen.

Nur der Schreiber der ist Herr; er braucht keine schwere Arbeit zu thun, der König gibt ihm Alles, was er braucht, er vertraut ihm wichtige Gesandtschaften an und erhebt ihn zuletzt zum „vortrefflichen Fürsten".

Ganz dieselben Ansichten, die ja in dem ägyptischen Beamtenstaat durchaus verständlich sind, enthalten nun auch die zahlreichen fingirten Briefe der Lehrer an die Schüler. In etwas ermüdender Weise variiren sie das alte Thema: Wie der Treiber seinen Esel treibt, so treibt der Schreiber alle Stände vor sich her; der Landmann führt ein jammervolles Leben und der Soldat ein vielgeplagtes, aber der Schreiber, der ist Herr.

Nicht ohne Humor werden dabei die Leiden der andern Stände geschildert. Dem Bauern fressen die Würmer das Korn und was übrig bleibt fressen die Sperlinge, sein Vieh wird ihm gestohlen, die Soldaten des Königs kommen und fordern Getreide, er hat nichts und wird jämmerlich geprügelt. Der Officier zieht stolz nach Syrien hin — aber wie kehrt er zurück! verwundet, alle Glieder zerscheuert und krank. Sein Sklave läuft ihm fort und stiehlt sein Gepäck und seinen Esel — elend und hungrig liegt er da.

Dazwischen bekommt denn der Schüler auch andere Lehren zu hören. Er wird bitter getadelt wegen seines Hanges zum Vergnügen; Nachts taumle er durch die Straßen, prügele die Leute und reiße die Zäune ein; aber er solle ja Wein und Bier abschwören, sonst werde er zu Grunde gehn.

All diese Schulbücher heißen sbait, „Lehre", die in Briefen abgefaßten werden genauer sbait n änu, „Brieflehre" genannt. Sie wurden in den Tempelschulen dictirt und die meisten unserer Handschriften sind derartige Schulhefte. Auf den Rändern ihrer Seiten stehen die Correcturen des Lehrers; die seltner vorkommenden hieratischen Zeichen hat ihm der Schüler meist nicht zu Dank gemacht und für das Krokodil und das Pferd muß er ihm die kalligraphische Form immer wieder vorzeichnen. Viel muthete man den Schülern freilich nicht zu; in einer dieser Handschriften ist das täglich zu schreibende Pensum notirt: es sind nur drei Seiten kleines Format. Neben diesen didaktischen Briefen schrieben die Schüler, die wir uns natürlich nicht zu jung denken dürfen, auch andere Dinge weniger instructiver Natur, wie Märchen und Gedichte; besonders ein alter, schwer verständlicher Hymnus auf den Nil scheint ein beliebtes Stilmuster gewesen zu sein.

Das beste aus dieser ganzen reichen Schulliteratur ist der merkwürdige Papyrus Anastasi I. Zwar wurzelt auch er in jenen uns genugsam bekannten Anschauungen, auch er hat wohl im Grunde die Tendenz, das abenteuerliche Leben der ägyptischen Officiere zu verspotten, aber dies geschieht mit so viel Humor und Ironie, daß man die didaktische Absicht kaum gewahr wird. Als ein „Held", ein Maher, wie man damals mit semitischem Worte sagte, treibt sich der Aegypter, an den sich der Papyrus wendet, in Syrien und Phönicien umher. Wie ein moderner Tourist steigt er auf die Berge und durchwatet die Furthen; staunend sehen ihn die Eingebornen auf seinem Wagen daherkommen und begrüßen ihn in ihrer fremden Sprache. Aber es ergeht ihm übel:

Digitized by Google

Du bist allein, kein Diener ist mit dir, kein Heer ist hinter dir. Du triffst Niemand an, der dich zurecht weisen könnte, und so wanderst du ohne den Weg zu wissen.

Entsetzen ergreift dich und dein Haar sträubt sich — dein Weg ist voll von Blöcken und Geröll, du kannst nicht gehen, er ist bewachsen mit Asbulalpflanzen, mit Disteln und Wolfsfohlenkraut.

Den Abgrund hast du auf einer Seite, die Bergwand auf der andern, so gehst du und führst deinen Wagen auf ihrer Seite; deine Pferde scheuen vor Furcht.

Deine Stränge fallen hin, du steigst über die Pferde fort, um den Haken abzuschneiden. Du verstehst es nicht anzubinden, du kannst es nicht herstellen; die Deichsel fällt von ihrer Stelle und belastet die Pferde.

Dein Herz ist verdrießlich, du fängst an zu laufen, der Himmel ist wolkenlos, du hast Durst und hinter dir lauert der Feind.

So ereilt den stolzen Maher Mißgeschick auf Mißgeschick; es ist wirklich eine Art Satyre, die wir hier haben. Leider ist ihre Form ungemein eintönig, ganze Seiten bestehen ausschließlich aus kurzen ironischen Fragen.

Die bisher genannten Texte enthalten im Wesentlichen alles, was von prosaischer Literatur erhalten ist. Ich glaube wir urtheilen nicht zu scharf, wenn wir sie nur so weit voll anerkennen, als sie naiv und volksthümlich ist. Die ältere didaktische Literatur ist doch gar zu einförmig und gedankenarm und auch der Standpunkt der späteren ist ein sehr beschränkter. An die Tiefe und den Geist, wie er in verwandten Werken anderer orientalischer Literaturen herrscht, reicht keiner jener ägyptischen Texte auch nur entfernt heran; über die nüchternste Nützlichkeit sehen sie nicht hinaus.

Genau dasselbe Urtheil müssen wir nun auch über die Poesie der Aegypter fällen; wo sie naiv und anspruchslos auftritt, ist sie anmuthig, wo sie aber über das Einfachste hinausgehen will, versagen ihr meist die Kräfte.

Schon in dem uralten Grabe des Ti wird den Widdern, die die Saat in den Schlamm stampfen, ein dreizeiliges Liedchen vorgesungen und aus späterer Zeit kennen wir das Lied, mit dem die dreschenden Ochsen auf der Tenne angetrieben wurden:

Drescht für euch, drescht für euch,
ihr Ochsen!
Drescht für euch, Korn für euch,
Korn für euren Herren.

Solche Volksliedchen haben natürlich keinen Werth außer ihrer Schlichtheit; aber wer den absoluten Unsinn kennt, der im heutigen Aegypten Volkslied heißt, wird diese alten nicht verachten.

Ungleich ausgebildeter, obgleich noch volksthümlich, ist das Wenige, was uns von Trink- und Liebesliedern erhalten ist. Die letzteren — es sind leider nur geringe Bruchstücke — stehen dem Hohen Liede sehr nah; der Ton ist in beiden der gleiche, die Liebenden nennen sich hier wie dort „meine Schwester" und „mein Bruder", und wenn im Hohen Lied der Geliebte gerufen wird, in die Gärten zu kommen, so heißt es hier:

„Komm auf die Wiesen, mein Bruder, mein Geliebter, komm mir nach, der du in Allem geliebt bist, was du thust."

Wie im griechischen Liede klagt das liebekranke Mädchen:

Ich lege mein Spinnen fort und ende mein Weben, all' meine Arbeit lege ich bei Seite.

Auch was die mittelhochdeutschen Dichter das Tagelied nennen, fehlt nicht:

Digitized by Google

Dein Arm liegt auf meinem Arm — aber die Schwalbe singt und es tagt. Geh' nicht von mir, laß deine Hand in meiner.

Herodot erwähnt der Sitte der Aegypter, sich beim Gelage durch Herumreichen eines Todtenbildes zum Genuß des vergänglichen Lebens aufzufordern; daß diese Nachricht richtig ist, beweisen zwei uns erhaltene Trinklieder.

Da singt der Harfner in einem Grabe zu El Kab:

Die Leiber gehen vorüber seit Ewigkeit und Jüngere treten an ihre Stelle. Die Sonne zeigt sich allmorgendlich und die Abendsonne geht unter. Die Männer zeugen, die Weiber empfangen, und Alles athmet die Luft, wenn es Morgen ist — doch Alle die geboren sind, sie gehen zur Stätte, die ihnen bestimmt ist.

Sei fröhlich! Laß Wohlgeruch und Salben neben dich stellen und Lotosblumenkränze für deiner Schwester Leib, die du liebst, die neben dir sitzt. Laß singen und spielen vor deinem Antlitz, wirf hinter dich alle Sorge und denke an Fröhliches, bis daß kommt jener Tag, wo du landen wirst in dem Lande des Schweigens.

Und ganz ähnlich heißt es in einem Liede, das auf den alten König Antef[1]) zurückgeführt wird:

Dem Leib ist verhängt vorüberzugehen und die Jüngeren bleiben zurück, ewig seit der Zeit der Vorfahren. Die Götter früherer Zeit liegen in ihren Gräbern, die Mumien der Frommen liegen eingehüllt in ihren Gräbern.

Die da Häuser bauten und die kein Haus hatten — was ist aus ihnen geworden?

Ihre Mauern sind eingerissen, ihre Häuser sind, als wären sie nie gewesen. Niemand kommt von dort, der uns sage was sie reden, der uns sage was sie thun, der unser Herz ermuthige. Sie sind hin zu dem Ort, von wo sie nicht wiederkehren.

Erfülle deine Wünsche, so lange du noch lebst: salbe dein Haupt, kleide dich in Byssus und Schmuck. Mit den Gaben Gottes vermehre deine Güter, hänge deinen Wünschen nach und erfüll' deine Wünsche, so lange du auf Erden bist, wie dein Herz es begehrt.

Der Tag wird kommen, da Niemand deine Stimme hört, und wo der zur Ruhe Gegangene nicht die Klagen hört. Aber die Klage befreit Keinen, der im Grabe ist.

Schade, daß uns von diesen wehmüthigen Liedern nicht mehr erhalten ist; ganze Folianten von unerquicklichen magischen und mystischen Texten besitzen wir, aber von jenen Liedern kaum einige Seiten!

Auch was sonst von ägyptischer Poesie erhalten ist, kann nicht für diesen Verlust entschädigen. Wohl mangelt es in den zahlreichen Hymnen, die den König oder einen Gott feiern, nicht an großen Worten und kühnen Hyperbeln, aber sie helfen der Dichtung nicht auf, der Hörer bleibt kalt. Wenn Ammon Ra zu dem großen Eroberer Thutmosis III. spricht:

Ich komme und lasse dich vernichten die Großen von Táh; ich werfe sie unter deine Füße, die ihre Völker verfolgen.

Ich lasse sie deine Majestät sehen als Herren des Lichtes; du glänzest über ihnen als mein Ebenbild.

Ich komme und lasse dich vernichten die in Asien sind; die Häupter der Asiaten von Syrien nimmst du gefangen.

Ich lasse sie deine Majestät sehen in deiner Pracht geschmückt; du ergreifst die Waffen und kämpfst auf dem Wagen.

und in diesem Tone weiter, durch zehn Doppelstrophen hindurch, so ist das für unser Gefühl nur frostig und nichtssagend. Den gebildeten Aegyptern mußte es

[1]) Dieses Lied des Antef und die obengenannten Liebeslieder kenne ich nur aus einer englischen Uebersetzung.

Digitized by Google

freilich schön scheinen, denn noch ein Jahrhundert später feierte man Sethos I. mit dem gleichen Liede. Vollends die meisten andern Hymnen — besonders die religiösen — was sind sie anders als eine endlose Aufzählung der üblichen Epitheta des Gefeierten mit stereotypen mythologischen Anspielungen untermischt? Nur selten verirrt sich ein naiverer Zug in diese Oede; so läßt der Verfasser eines Hymnus auf Ammon einmal von den üblichen hochtrabenden Phrasen ab und schildert seinen Gott als:

Den der das Kraut schafft für das Vieh
Und den Fruchtbaum für den Menschen,
Zu leben gibt er den Fischen im Wasser
Und den Vögeln unter dem Himmel.
Er gibt den Athem dem Thiere im Ei
Er erhält die Käfer
Und schafft, wovon die Mücke lebt,
Die Würmer und Flöhe, soviel ihrer sind.
Er schafft, was die Mäuse brauchen in ihren Löchern,
Und erhält die Vögel auf allen Bäumen.

Ueberhaupt sind diejenigen Stellen der Hymnen, in denen die Natur geschildert wird, weitaus die am besten gelungenen. Da heißt es vom Könige, er sei:

ein Löwe, stark wenn er kommt, und geht, laut brüllend, der seinen Ruf ausstößt im Thale der Ziegen;

ein Schakal, eilig Beute zu suchen, die Welt durchirrend.

Hinter den Feinden ist er einher:

gleich einer Flamme, die mit Stroh genährt ist und hinter ihr ist der Sturmwind, wie ein starkes Feuer, das von der Gluth gekostet hat;

wie ein furchtbarer Sturm, der auf dem Meere brüllt; seine Wogen stürzen wie Berge, wer in ihn geräth, wird von der Tiefe verschlungen.

Zu bedauern ist, daß derartige Stellen nur zu schwülstigen Vergleichen dienen; sie zeigen, daß die Aegypter einen klaren Blick und ein volles Verständniß für die Natur besaßen. Auch in der ägyptischen Plastik bilden ja die Thierdarstellungen den Gipfelpunkt, auch in ihnen findet sich ein treues liebevolles Beobachten der Natur.

Andere Schilderungen stehen freilich desto tiefer; kommt es doch vor, daß in einem Hymnus auf die königliche Residenzstadt eine halbe Seite lang die Fische aufgezählt werden, die es dort gibt. Daß diese Kunstpoesie der ägyptischen Schreiber schließlich zu seltsamen Auswüchsen geführt hat, ist kein Wunder. Bei dem völligen Mangel an Begeisterung für den besungenen Gegenstand nimmt man zu äußerlichen Spielereien seine Zuflucht; so wird in einem Liede auf den Königlichen Wagen in jedem Verse der Name eines Wagentheiles durch ein Wortspiel erklärt.

Da sich in den Märchen entschiedene Reminiscenzen an ältere Sagen finden und es auch nicht an Beispielen fehlt, daß selbst Ereignisse aus rein historischer Zeit bald von der Sage umsponnen wurden, so liegt es nahe, die Existenz epischer Volksdichtung bei den Aegyptern zu vermuthen. Die romantisch gefärbten Berichte der Griechen über die Geschichte Aegyptens fänden so ihre einfachste Erklärung. Indeß sichere Spuren derselben gibt es nicht. Ueberhaupt existirt nur ein ägyptisches Gedicht, welches man episch nennen darf, das Gedicht

Digitized by Google

von der Schlacht bei Kadesch, das man gewöhnlich irrig einem gewissen Pentaurt zuschreibt. Die übermäßige Bewunderung, die man ihm bei seinem Bekanntwerden gezollt hat — man hat es sogar mit der Ilias verglichen — verdient es nun freilich nicht; die Exposition ist breit und nüchtern und in dem Ganzen wird wenig gehandelt und desto mehr geredet.

Doch bleibt es trotz alledem einer der Glanzpunkte der ägyptischen Literatur.

Der König ist von den Seinen abgeschnitten, allein inmitten der Feinde, ängstlich mahnt ihn sein Wagenlenker zur Flucht. Aber er wendet sich vertrauensvoll zu Ammon Ra:

Was willst du mein Vater Ammon? Vergißt ein Vater seinen Sohn? Gehe ich nicht und stehe ich nicht um deinetwegen? und nie weiche ich ab von deinem Willen. — — Habe ich dir nicht große Denkmäler errichtet und deinen Tempel mit meiner Beute erfüllt? Ein ewiges Haus ist dir erbaut, die ganze Welt hat dir Erstlinge gebracht, geopfert wurden dir zehntausende von Stieren mit wohlriechenden Kräutern. — — Wann ist je Gleiches geschehen? Schmach dem, der deinem Willen widersteht! wohl dem, der dich erkannt hat, Ammon.

Ich rufe zu dir, mein Vater Ammon, ich bin allein in Mitten vieler Völker. Ich bin ganz allein, Niemand ist mit mir; meine Soldaten und meine Reiter haben mich verlassen. Als ich schrie zu ihnen, hat nicht Einer gehört. Doch ich habe Ammon trefflicher erfunden als Millionen von Soldaten und hunderttausende von Reitern, von Brüdern und Söhnen zusammen vereint. Die Werke der Menschen sind nichts, Ammon ist trefflicher als sie.

Das dringt zu dir, Ammon! ob ich auch bete im fernsten Land, meine Stimme dringt nach Hermonthis. Ra hat gehört, er kam, als ich zu ihm rief, er reicht mir seine Hand. Ich jauchze; hinter mir ruft er mir zu: „Du bist nicht allein, Ramses, ich bin bei dir, ich, dein Vater Ra. Meine Hand ist mit dir, ich bin trefflicher für dich, als Hunderttausende zusammen vereint."

Es ist dies eine Stelle, der man eine gewisse Größe nicht absprechen wird; aber im Grunde reicht denn doch auch sie nicht an die Großartigkeit der Dichtungen anderer orientalischer Völker heran. Es gilt nun einmal eben von allen literarischen Erzeugnissen der Aegypter, daß sie wirklich Vollendetes nur in den einfachsten Formen leisten können: im Märchen und im Liede; alle höheren mißlingen, ihre Hymnen bleiben trocken, ihre Gnomik hausbacken. Auch in ihrer bildenden Kunst sehen wir dasselbe. Solange sie sich einfache Aufgaben stellen, leisten sie Treffliches, ich erinnere nur an die reizend naiven Reliefs der Pyramidengräber und an die naturalistischen Porträtstatuen der ältesten Zeit; aber bei den gewaltigen Schlachtscenen, an die sie sich später wagen, reicht ihre Kraft nicht mehr aus, sie werden karrikirt. Auch das Großartigste, was sie geschaffen haben, ihre Architektur, wirkt mehr durch einfach gewaltige Massen als durch feine Gliederung.

Sie sind nun einmal ein durch und durch nüchtern praktisches Volk. Rege Phantasie ist ihnen etwas Fremdes; wie wenige unter den zahllosen Gestalten ihrer Götterwelt haben sie menschlich ausgebildet, die meisten sind blasse Namen geblieben, denen rechtes Leben fehlt. Dem ägyptischen Volksgeiste fehlt die Tiefe, die den semitischen auszeichnet; er ist schlicht und nüchtern geblieben, wie es der Charakter des fruchtbaren Stromlandes ist, in welchem er sich gebildet hat.

Digitized by Google

Ein Brief an den Herausgeber.

Colombo, Ceylon, 28. Januar 1882.

Statt dieser flüchtigen Zeilen beabsichtige ich Ihnen bereits seit zwei Monaten meinen dritten Reisebrief für die „Deutsche Rundschau" zu senden, der Ihnen meine ersten Eindrücke von der grünen Wunder-Insel bringen sollte. Aber wie soll ich inmitten dieses Paradieses, wo Tag für Tag die reichste Fülle der herrlichsten Natureindrücke Auge und Sinn des Naturforschers fesselt, Zeit zum Schreiben ordentlicher Reisebriefe finden? An Ansätzen und am besten Willen dazu hat es meinerseits wirklich nicht gefehlt. Allein den ganzen Tag über bin ich ununterbrochen mit Schauen und Bewundern, Untersuchen und Sammeln, Malen und Skizziren beschäftigt, und am Abend bin ich dann nach tüchtiger zwölfstündiger Arbeit so müde, daß mir nach meinem einfamen Abendbrote gewöhnlich die Augen zufallen und ich kaum zum Schreiben der nothwendigsten Postkarten und der kürzesten unaufschiebbaren Briefe komme.

Sie müssen sich also mit den versprochenen ausführlichen Reisebriefen noch einen Monat gedulden! Anfang März trete ich meine Rückreise von Ceylon an, und die directe vierwöchentliche Fahrt von Colombo nach Triest wird mir dann Muße genug gewähren, die Fülle der Reiseeindrücke wirklich zu Papier zu bringen — wenigstens mit der Feder! Mit Pinsel und Bleistift ist das bereits in einigen hundert Skizzen geschehen, und diese, nebst einer guten Anzahl Photographien, welche ich aufgenommen habe, werden mir zugleich die besten festen Anhaltspunkte für die Beschreibung liefern. Um nun aber doch wenigstens Etwas zu leisten, gebe ich Ihnen hiermit eine kurze briefliche Skizze des bisherigen Verlaufs meiner Reise; sollten Sie es der Mühe werth finden, so können Sie dieselbe den Lesern der „Deutschen Rundschau" im Anhange des nächsten Heftes mittheilen.

Nach der interessanten Woche in Bombay, von welcher Ihnen mein zweiter Reisebrief berichtet hat, führte mich der treffliche österreichische Lloyd-Steamer „Helios" in fünftägiger angenehmster Fahrt längs der Westküste von Vorder-Indien nach Ceylon hinüber. Am Montag, den 21. November, war ich schon eine Stunde vor Tagesanbruch an Bord und schaute mit gespanntester Erwartung nach der nahen Küste der immergrünen Zimmet-Insel, der wir uns näherten. Scharf gezeichnet erhob sich über den dichten Cocoswäldern des Küstensaumes das malerische Hochland von Ceylon, in seiner Mitte der stolze Adams-Peak. Bald nachdem wir in den Hafen von Colombo eingelaufen, erschien an Bord des „Helios" der Agent des österreichischen Lloyd, Herr Stipperger aus Wien (früher See-Officier), ein überaus liebenswürdiger und fein gebildeter Mann. Ich folgte mit Freuden seiner gütigen Einladung, einige Wochen bei ihm zu wohnen, und sicher konnte ich keinen angenehmeren und reizenderen Aufenthalt hier finden, als sein idyllisches „Whist-Bungalow". Diese Villa liegt am Ende der nördlichen Vorstadt von Colombo, Mutwal, ein Stündchen vom Fort entfernt, ungemein malerisch von dem prachtvollsten tropischen Garten

Digitized by Google

umgeben. Vor meiner Veranda mündet ein stattlicher Fluß, der Kelani-Ganga, in das Meer, und die nächste Umgebung zeigt eine auserlesene Auswahl der Naturschönheiten, an welchen die südwestliche Küste von Ceylon so reich ist.

Die ersten beiden Wochen, welche ich in Colombo verlebte, erschienen mir wie ein Märchentraum! Nach Allem, was ich seit dreißig Jahren über die Pracht der Tropen-Flora und über ihren reizendsten Garten, über Ceylon, gelesen, konnte ich mich nun an dem wirklichen Anblick ihrer Herrlichkeit gar nicht satt sehen! Tag für Tag, vom Morgen bis zum Abend, bewunderte ich die Palmen, deren edelste Gestalten hier durch Cocos, Talipot, Areca, Cargota u. s. w. vertreten sind; die Bambusen und Bananen, den Pandanus und die Riesenfeigen, die heiligen Banyanen mit ihren Luftwurzeln und mächtigen Kronen; und nicht minder die Fülle der Lianen, der mannigfaltigen Kletter- und Schling-Pflanzen, die alle Stämme mit Guirlanden und Festons schmücken; die zierlichen und zum Theil riesigen Farne, und tausend andere Wunderwerke der indischen Pflanzenwelt! Und das Alles in einem Glanze der Sonne, in einer Fülle des Lichtes, mit einer Wirkung der Schatten, von der wir armen Nordländer in Europa gar keine Vorstellung haben. Und dazu nun das braune Naturvolk Indiens mit allen seinen wunderbaren Eigenheiten, in grellem Gegensatze zu der englischen Hyper-Cultur, die hier die Herrschaft führt. Whist-Bungalow liegt mitten zwischen den Hütten der Eingebornen, die hier in der primitivsten Einfachheit ihr idyllisches Dasein ohne Mühe und Sorge, wie es scheint fast ohne Wunsch verträumen.

Abgesehen von einer Anzahl Besuche, die ich in Colombo machte und von dem Abgeben meiner Empfehlungsschreiben, welchen entsprechende Einladungen folgten, habe ich in den ersten vierzehn Tagen in Colombo eigentlich Nichts gethan! Denn vor lauter Schauen und Staunen konnte ich, auch auf den kleinen Excursionen, welche ich während dieser Zeit machte, weder zum eigentlichen Arbeiten und Sammeln, noch zum Aquarelliren und Photographiren kommen. Zu groß und zu mannigfaltig war die überreiche Fülle der wunderbaren Eindrücke, die sich auf jedem Schritte drängten. Um denselben alsbald die Krone aufzusetzen (wenigstens in botanischer Beziehung), fuhr ich am 3. December auf der Eisenbahn nach Kandy, der alten Königsstadt im Centrum der Insel. Die Bahn führt anfangs durch das üppigste Djungle, den urwaldähnlichen Buschwald des flachen Küstenlandes; später steigt sie 1500 Fuß hoch in das großartige Bergland von Kandy empor, mit prachtvollen Blicken in die grünen Thäler. Nahe bei Kandy liegt der berühmte botanische Garten von Peradenia, einer der schönsten und reichsten der Welt. Alles was die tropische Flora von charakteristischen und interessanten Pflanzen hervorzuzaubern vermag, findet man hier auf einer reizenden Halbinsel (eine englische Meile im Durchmesser) vereinigt, welche von einer hufeisenförmigen Windung des Mahawella-Flusses umschlungen und von waldigen Bergen umgeben ist. Ich verlebte hier in dem Hause des liebenswürdigen Directors des Gartens, Dr. Trimen, vier herrliche Tage, die ich zu den lehrreichsten und interessantesten meines Lebens rechne. Hier begegnete ich auch zum ersten Male Tausenden der „fliegenden Füchse", jener riesigen fuchsrothen Fledermäuse, deren ausgebreitete Flughaut mehr als 4 Fuß breit wird.

Als eigentliches Hauptquartier für meine zoologischen Arbeiten auf Ceylon wählte ich (nach vielfachen Erkundigungen) Weligama oder Belligemma, einen Ort von 4000 Einwohnern, welcher halbwegs zwischen Galle und Matura, an der Südwestküste der Insel liegt. Ich verlebte hier nahezu sechs Wochen, vom 12. December bis 18. Januar. Dieser Aufenthalt gehört zu den sonderbarsten und originellsten, welche ich jemals auf meinen vielen Reisen gehabt, und er verdient ganz gewiß einen besonderen Reisebrief. Ich will nur kurz hier erwähnen, daß ich der einzige Europäer unter lauter braunen Eingeborenen war, und daß diese sich ganz so benahmen, wie gutartige „Wilde", denen die Wunder der Civilisation noch unbekannt sind. Die Einrichtung eines zoologischen Laboratoriums, wie das Arbeiten in demselben, auch das Fischen und Sammeln stieß auf die größten Schwierigkeiten,

Digitized by Google

die ich nur theilweise überwinden konnte. Trotzdem bin ich mit dem Erfolge meiner Arbeit dort sehr zufrieden; die Korallenbänke der schönen runden Bucht lieferten eine Fülle neuer und interessanter Thiere, die reizende Umgebung eine nicht minder große Fülle interessanter Aquarellmotive für meine Skizzenbücher. Unvergeßlich werden mir vor Allen die üppigen Wälder, einige Meilen landeinwärts von Belligemma bleiben, in denen ich die ersten Affen und Palmenkatzen, die ersten Papageien und Silberreiher schoß. Die Ueppigkeit und Pracht der Vegetation, vor Allen der Lianen und Banyanen, besonders an den Ufern der Flüsse und der stillen Landseen, übertrifft hier alle Beschreibung.

Bevor ich von Belligemma nach Point de Galle zurückkehrte, machte ich einen sehr interessanten dreitägigen Ausflug nach Matura, der Südstadt von Ceylon, und nach dem nahen Donner-Cap (Donderah-Head), dem südlichsten Vorgebirge der Insel. Mit einem Segel-Canot machte ich von hier noch eine weitere Excursion südwärts; nahe dem fünften Grade nördlicher Breite (— dem südlichsten Punkte, den ich im Leben erreicht —) stieß ich hier auf einen sehr interessanten „Corrente", eine straßenbreite Meeresströmung, die von einer Fülle merkwürdiger schimmernder Seethiere, darunter viele neue Arten, erfüllt war. In Point de Galle widmete ich eine Woche dem Studium der prachtvollen Korallenbänke. Meine Naturaliensammlung wuchs hier dergestalt, daß ich 50 Kisten von Galle nach Jena senden konnte; davon kommen allein 30 auf Belligemma.

Der Monat Februar (— in Ceylon der schönste des ganzen Jahres —) soll größtentheils dem Besuche des Hochlandes und der Besteigung seiner höchsten Gipfel gewidmet werden. Ich verspreche mir davon um so mehr, als ich diese Reise großentheils in Begleitung des Botanikers Dr. Trimen zu machen und dabei einige der wildesten Districte der Insel zu sehen hoffe. Am 8. März geht der österreichische Lloyd-Dampfer von hier ab, mit welchem ich nach Triest zurückkehre; dann sollen die „Reisebriefe von Ceylon" wirklich geschrieben werden!

Mit freundlichstem Gruß Ihr ergebenster Ernst Haeckel.

Literarische Rundschau.

Nachtigal's Reisewerk.

Sahara und Sudan. Ergebnisse sechsjähriger Reisen in Afrika von Dr. Gustav Nachtigal. Zweiter Theil. Mit 46 Holzschnitten, 4 Karten und 4 Schrifttafeln. Berlin, 1881. Weidmann'sche Buchhandlung, Verlagsbuchhandlung Paul Parey.

Dr. G. Nachtigal schildert im zweiten Band seines großen Reisewerks die südwestlichsten Gegenden, welche er (in den Jahren 1871—72) durchforscht hat, die höchst interessanten Umgebungen des Tsade-Beckens. Der Schluß des ersten Theiles hatte uns nach Kuka, der Hauptstadt des Bornureiches, an's Westufer des Sees gebracht. Von hier aus führt uns nun das vierte Buch, mit welchem der vorliegende Theil beginnt, am Nordufer des Tsade vorbei durch Kanem in das noch nicht bereiste Land Borku, welches von einem Zweig des großen Tedastammes bewohnt ist. Die Topographie desselben ist schon auf der zweiten Karte des ersten Bandes dargestellt, zu welcher die topographische Karte unseres Bandes (in gleichem Maßstabe) die südliche sehr werthvolle Ergänzung bildet. Reise und Rückreise machen wir im Geleit des

Digitized by Google

räuberischen Araberstammes der Aulad Soliman, die aus Fezzan vor nicht allzu langer Zeit eingewandert jetzt Kanem beherrschen; wir lernen das nördliche Kanem, Land und Leute von Borku und der Landschaft östlich von Borku, die Heimath der Baele kennen, welche, wie die Daza, die Bewohner Borkus und des nördlichen Kanems, den Teda oder Tubu verwandt sind. Das fünfte Buch schildert uns Kanem, in dessen südlichsten Theil wir zunächst den Reisenden begleiten, nach Land und Leuten, hierauf den Tsade, seine Inseln und ihre Bevölkerung und dann namentlich Bornu selber, während uns das sechste Buch in ganz unbekannte Gegenden und sehr unruhige Verhältnisse einführt, nach Bagirmi und seinen südlichen, noch heidnischen und nie besuchten Nachbarstämmen, bis zum 9.° n. Br. Schließlich geleitet uns auch dieser Band wieder nach Bornu, nach Kuka zurück.

Die ausführliche, nicht selten fast tagebuchartige Erzählung seiner Erlebnisse und Leiden, welche letzteren oft furchtbar waren, unterbricht Nachtigal auch diesmal wieder durch eine Reihe von Capiteln, welche das Erlebte und Gesehene wissenschaftlich verwerthen. Der Hauptgewinn fällt hierbei der Ethnologie zu; doch geht die Geographie keineswegs leer aus. Sie wird namentlich gefördert durch die Schilderung der merkwürdigen Verhältnisse des Tsade und seiner Umgebung. Die auffallende Angabe Barth's, welche derselbe nur auf Mittheilungen der Eingeborenen begründen konnte, daß keineswegs der See die tiefste Senkung des Wüstenterrains bezeichne, daß diese vielmehr nordöstlich vom See gelegen sei, ist jetzt von Nachtigal glänzend erwiesen. Er zeigt, daß nordöstlich vom Tsade-Becken die Gegenden von Egei, Bodele und Süd-Borku tiefer, an ihren tiefsten Stellen mehr als 100 m tiefer als der Tsade-Spiegel gelegen sind, daß sie ursprünglich durch das jetzt trockene Bette des Bahar el Ghazál mit dem Tsade im Zusammenhang und noch vor wenigen Generationen unter Wasser standen, während jetzt der Bahar el Ghazál nur zur Zeit des höchsten Wasserstandes des Sees einige unzusammenhängende Lachen aufweist. Sehr interessant ist ferner die Schilderung der geschlossenen, an den tiefsten Stellen oft Natronseen zeigenden Thäler der Schitáti-Gegend (nördlich am Tsade, S. 317 f.), der Wasserverhältnisse des Tsade selber, sowie die Angaben über sein westliches oder nordwestliches Vorrücken, sein süßes Wasser, während man doch bei einem abflußlosen Binnensee salziges erwarten sollte. Von ganz besonderer Wichtigkeit aber sind die meteorologischen Mittheilungen, welche Nachtigal gibt, seine Schilderung des Klimas von Kuka, sein unablässiges Beobachten der meteorologischen Verhältnisse auf seinen Reisen und namentlich die Beobachtungstabellen über Temperatur, Luftdruck, Winde, Bewölkung u. s. w., welche er von August 1870 bis März 1871, von December 1872 bis Februar 1873 in Kuka, in den Zwischenzeiten in Kanem, Borku und Bagirmi aufnahm. Sie waren bei den übrigen Mühen der Reise gewiß nur mit äußerster Anstrengung zu gewinnen; sie sind aber auch ganz unschätzbar und gehören zu dem Wichtigsten, was Nachtigal mitgebracht hat.

Auf ethnologischem Gebiet ist zunächst die Untersuchung über die Stellung der Teda von Bedeutung. Sehr mit Recht trennt Nachtigal sie von den Berbern ab und stellt sie nach dem Vorgang anderer Gelehrten, zu denen auch Waitz gehört, mit den Kanembu (Kanuri) zusammen, mit welchen sie einen selbständigen Zweig der centralafrikanischen Bevölkerung ausmachen. Der Beweis wird wesentlich an der Hand sprachlicher Erörterungen geführt, obwohl Nachtigal selber vor Ueberschätzung der Sprache als ethnographischen Beweismittels warnt (S. 194). Dabei hätte er sich freilich nicht auf Peschel berufen sollen. Peschel verstand von Sprachen, von linguistischer Forschung wenig oder Nichts und was er über dieselbe in seiner Völkerkunde spricht, ist unselbständig. Geht doch Nachtigal's ganze Beweisführung von anderen und viel richtigeren Principien aus. Auch Lepsius' Hypothese über den Ursprung der sudanischen Sprachen, welche Nachtigal hier und da erwähnt, ist sprachlich und psychologisch (was ja für diese Untersuchungen zusammenfällt) völlig unhaltbar. Das Resultat Nachtigal's ist nicht anzuzweifeln, nur dürfte die Selbständigkeit des Tubu-Kanuristammes nicht allzusehr betont werden; oder

Digitized by Google

besser gesagt, man muß sie richtig, im Charakter der übrigen afrikanischen Verhältnisse auffassen.

Nachtigal gibt eine Geschichte Bornu's und Bagirmi's und beide haben hohen Werth, die erstere, weil sie Barth's Darstellung mannigfach ergänzt, letztere, weil sie fast vollständig neu ist. Das Bild, welches er von der Entwickelung Bagirmi's bietet, mag in Einzelnheiten vielleicht berichtigt werden können; allein diese sind völlig irrelevant und die Wahrheit der Gesammtschilderung, welche letztere der Landes- und Volksart trefflich entspricht und in sich auf das Klarste zusammenhängt, wird sich durch weitere Forschungen nur bestätigen. Namentlich von Interesse ist die Ansicht Nachtigal's, daß die Beherrscher Bagirmi's nicht aus dem fernen Sennaar, wie die Sage will, sondern aus der Nähe, aus Kenga (südöstlich vom Tsade) gekommen, also nächste Verwandte der von ihnen beherrschten Völker seien. Dies ist für unser Urtheil über Befähigung und Entwickelung der Sudan-Neger, welche so vielfach unterschätzt werden, von sehr belehrender Bedeutung.

Im höchsten Grade dankenswerth und lehrreich sind dann ferner die Schilderungen einzelner Stämme, z. B. der Aulad Soliman, der Tubuvölker, der heidnischen Nationen südlich von Bagirmi u. s. w., die Darstellung der socialen Zustände der durchreisten Gegenden, namentlich Bornu's und Bagirmi's, sowie endlich die zusammenfassenden Uebersichten der ethnographischen Verhältnisse ganzer Länder, der östlichen Sahara, Kanem's, der Tsadeinseln, Bornu's, Logon's, Bagirmi's u. a. m. Hier ist das Werk Nachtigal's ein durchaus grundlegendes. Ganz besonders sind die drei ethnographischen Karten des Werkes, in denen die Ergebnisse überaus mühevoller Arbeiten niedergelegt sind, rühmend hervorzuheben. An Denham's, Barth's und ihrer Reisebegleiter Arbeiten schließt sich Nachtigal an, aber er ergänzt, erweitert, vertieft ihre Forschungen sehr bedeutend, indem er zugleich ganz neue Gebiete der wissenschaftlichen Erkenntniß aufschließt.

So reiht sich dieser zweite Band dem ersten würdig an. Ein dritter ist uns noch verheißen, der uns gleichfalls in ganz unbekannte Gegenden führen und außerdem noch ein besonderes Gewicht durch seinen linguistischen Anhang erhalten wird, in welchem Nachtigal die sprachlichen Schätze, die er gesammelt hat und die für viele seiner Ansichten das Beweismaterial enthalten, veröffentlichen will. Möge derselbe bald erscheinen; er wird ein Werk abschließen, welches zu den bedeutendsten Erscheinungen der Literatur über Afrika gehört und der deutschen wissenschaftlichen Literatur für alle Zeiten zur Ehre gereichen wird.

Straßburg. Georg Gerland.

Digitized by Google

αχ **Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe.** Vierte Auflage. Zwei Bände (jeder mit einem Brieffacsimile). Stuttgart, Cotta. 1881.

Das herrliche Geschenk, welches Goethe dem deutschen Volke durch die Herausgabe seines Briefwechsels mit Schiller gemacht hat, findet, wie es scheint, erst jetzt nach und nach die volle Würdigung. Während die erste Ausgabe gegen dreißig Jahre lang vorhielt, sind in den letzten fünfundzwanzig Jahren bereits drei Auflagen nothwendig geworden. Die gegenwärtige neueste unterscheidet sich äußerlich nicht vortheilhaft von der ersten: großes unhandliches Format und kleiner Druck. Innerlich dagegen hat sie, wenigstens als literarhistorische Quelle, als treuer Spiegel eines ewig denkwürdigen geistigen Verkehrs, durch glücklich vermehrte Hilfsmittel und durch die große Sorgfalt Wilhelm Vollmer's, des Herausgebers, außerordentlich gewonnen. Es sind Briefe hinzugekommen, früher lückenhaft mitgetheilte konnten vervollständigt werden, die Treue der Ueberlieferung ist durchweg gesichert, Anmerkungen am Schlusse jedes Bandes gewähren die Möglichkeit, sich von den früheren Ausgaben ein genaues Bild zu machen, und ein ausführliches Register erleichtert das Nachschlagen. Unter den Zusätzen heben wir eine Aeußerung Goethe's vom 13. Juli 1796 hervor: „Heute erlebe ich auch eine eigene Epoche, mein Ehestand ist eben acht Jahre und die französische Revolution sieben Jahre alt." Ein Brief vom 5. Juli 1802 beginnt: „Es geht mit den Geschäften wie mit der Ehe: man denkt wunder was man zu Stande gebracht habe, wenn man copulirt ist, und nun geht der Teufel erst recht los. Das macht, weil nichts in der Welt einzeln steht und irgend ein Wirksames nicht als ein Ende, sondern als ein Anfang betrachtet werden muß." Das begonnene Geschäft sind die Theatervorstellungen der Weimarischen Truppe im Bade Lauchstädt. Der Brief enthält auch sonst noch kostbare Sachen. Ein von Goethe unterdrücktes Epigramm, überschrieben „Freiheit", lautet: „Freiheit ist ein herrlicher Schmuck, doch steht er, wir sehen's, jeglicher Menge so schlecht, als wie das Halsband dem Schwein." An der Spitze des ganzen Briefwechsels erscheint jetzt wieder mit Recht die in der zweiten und dritten Auflage weggelassene Widmung an König Ludwig von Bayern. Wohl durfte Goethe darin sagen, daß diese Briefe einen wichtigen Theil des strebsamsten Daseins darstellen, daß sie ein treues unmittelbares Bild davon geben, wie Schiller „unablässig gestrebt und gewirkt und, wenn auch körperlich leidend, im Geistigen doch immer sich gleich und über alles Gemeine und Mittlere stets erhaben gewesen". Hier von Neuem der Zug, der sich Goethe'n als der erste und größte in Schiller aufdrängte: „Und hinter ihm in wesenlosem Scheine lag, was uns alle bändigt, das Gemeine." Es scheint noch nicht bemerkt, daß Goethe denselben Gedanken schon früher einmal und zwar von einer Gestalt der griechischen Sage gebraucht hat. In der „Achilleis" klagt Pallas Athene darüber, daß ihr Liebling Achill frühem Tode bestimmt sei: „Ach, daß schon so frühe das schöne Bildniß der Erde fehlen soll, die breit und weit am Gemeinen sich freuet!" Die Wendung ist von dem griechischen Helden auf den früh geschiedenen Freund übertragen: Achilleus und Schiller reichen sich in Goethe's Phantasie die Hände als ein edles Paar gleichartiger Brüder.

βς **Geschichte der Psychologie** von Prof. Dr. Hermann Siebeck. Erster Theil, erste Abtheilung: Die Psychologie vor Aristoteles. Gotha, F. A. Perthes. 1880.

Der Verfasser hat sich bereits im Jahre 1873 dem Publicum vortheilhaft bekannt gemacht durch eine psychologisch-ästhetische Monographie: Das Wesen der ästhetischen Anschauung. Jetzt bietet er uns den ersten Theil eines Werkes, welches in drei Bänden wesentlich die Ausbildung der Psychologie innerhalb des abendländischen Denkens bis auf die neueste Zeit darstellen soll. Nach einer anthropologischen Einleitung über die Vorstellung von der Seele werden uns die Gedanken vorgeführt, welche in Griechenland über Seele und seelisches Leben ausgebildet wurden; zunächst die vorsokratische Zeit, dann Sokrates und Plato mit einer Kritik der platonischen Psychologie. Der Verfasser beherrscht den Stoff durchaus und versteht es, seine gründlichen Kenntnisse klar und fließend darzustellen. Grade auf diesem Gebiet scheint er zu Hause zu sein. Demnach dürfen wir das Buch dem Leser bestens empfehlen. Daß der Verfasser nach Kürze gestrebt hat, glauben wir gern; was aber hier der Wissenschaft zu Gute kommt, läßt noch immer den Wunsch berechtigt erscheinen, daß er weiterhin noch viel kürzer wird, damit er desto mehr Platz hat für die neueste Geschichte der Psychologie, deren kritische Darstellung von besonderem Interesse und Vortheil für die Wissenschaft sein kann. Da der Verfasser Psychologe ist, nehmen wir an, daß ihm diese Aufgabe ebenso nahe liegt, wie Plato und Aristoteles.

γο. **Das Festland Asien-Europa** und seine Völkerstämme, deren Verbreitung und der Gang ihrer Culturentwickelung mit besonderer Berücksichtigung der religiösen Ideen von Anbeginn bis zur Gegenwart von F. A. v. Specht, Generallieutenant z. D. Berlin, Luckhardt. 1879.

Wem schwindelt es nicht bei den Verheißungen dieses Titels und das Alles auf 292 Octavseiten! Freilich nur in einer Uebersicht, aber in was für einer! Von der ungeheuren wissenschaftlichen Schwierigkeit, ja Unlöslichkeit, von der enormen Masse der Probleme, welche er behandeln mußte, hat der Verfasser gar keine Ahnung; noch viel weniger hat er nach irgend einer Seite hin auch nur annähernd genügende Studien gemacht — freilich hätte er sonst sein Buch ungeschrieben gelassen. Irgend welche wirklich historische Auffassung, also gerechte, sachliche, unbefangene Würdigung der Verhältnisse sucht man vergebens, trotz der guten Vorsätze des Verfassers in der Vorrede; und vollends unfähig ist er für die Behandlung der so schwierigen religions-geschichtlichen Fragen: statt der nothwendigen tiefgehenden psychologischen Untersuchungen findet man die oberflächlichsten Schlüsse an der Hand der Tagesliteratur; statt der gleichfalls nöthigen ebenso schwierigen wie massenhaften ethnologischen und

Digitized by Google

historischen Studien die naivste Beschränktheit, welche die eigene Ansicht nach bekannter Art als „das bei allen Gebildeten längst fest stehende" u. s. w., alles entgegenstehende einfach als „Schwindel oder Täuschung" hinstellt. Man staunt über diese Logik; noch mehr aber über die Kühnheit, derartige Halt- und Inhaltlosigkeiten in die Welt zu schicken.

μλ. **Die griechischen Inschriften.** Zwei Aufsätze von Charles Thomas Newton. Autorisirte Uebersetzung von Dr. J. Imelmann. Hannover, Helwing'sche Verlagsbuchhandlung. 1881.

Es sind die Steine des Alterthums, welche zu uns reden und Newton hat es verstanden, sie zu volltönendem Chor zu ordnen.

Die Inschriften dienen heutzutage unserer durch die handschriftlich erhaltenen Schriftsteller überlieferten Kenntniß der classischen Zeiten als unentbehrlichste Ergänzung, ja sie haben vor diesen noch den Vorzug der Unmittelbarkeit und Urkundlichkeit voraus. Viele Seiten des öffentlichen, privaten und religiösen Lebens werden uns durch sie zum ersten Mal enthüllt. Nichts stellt den Werth der Lokalforschung — auf dem Boden wo Griechen saßen, mögen im Ganzen wohl 30,000 Inschriften zum Vorschein gekommen sein — in helleres Licht, als der Umstand, daß Newton den Versuch wagen konnte, lediglich aus diesem Material ein ebenso anziehendes als umfassendes Culturbild zu entwerfen.

ε. **Musik-Lexikon.** Von Dr. Hugo Riemann. Leipzig, Bibliogr. Institut. 1882.

Der gelehrte junge Verfasser hat sich durch „Studien zur Geschichte der Notenschrift" und eine „Musikalische Syntaxis" bekannt gemacht. Das Buch, ein handlicher Band von 1036 Seiten, enthält nicht nur Alles, was zur Kenntniß alter und neuer Tonkünstler, technischer Ausdrücke u. s. w. gehört, sondern auch alles Wesentliche aus der Geschichte und Theorie der Musik, natürlich in der knappesten Form. Da ein Lexikon mehr Thatsachen als Meinungen bringen soll, so hat sich der Verfasser darauf beschränkt nur über diejenigen Zeitgenossen Urtheile auszusprechen, über welche es bereits eine öffentliche Meinung gibt. Eine Art allgemeiner Parteistellung konnte und durfte hierbei nicht ausgeschlossen sein, am wenigsten da, wo wie bei einigen der bedeutendsten lebenden Musiker die öffentliche Meinung ihr letztes Wort noch nicht gesprochen hat. Die Sprache des Lexikons ist klar und sachgemäß, die Behandlung selbst der schwierigsten Stoffe ganz populär. Das Buch hält die glückliche Mitte zwischen einem für Fachmusiker und für die gebildete Laienwelt entworfenen. Es macht außerdem den Eindruck, als wäre es nicht unter Mithilfe einer Reihe von Mitarbeitern, sondern von einer Hand allein geschrieben, was nur den Vorzug großer Einheitlichkeit hervorgebracht hat, ohne in die Gefahr der Monotonie zu verfallen. —

ρ. **Meyer's Conversations-Lexikon.** Jahres-Supplement 1881 — 1882. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Von diesem trefflich gearbeiteten Ergänzungsband liegen uns die drei ersten Lieferungen (Heft 1—6) vor, welche die Buchstaben „A" bis „G" umfassen. Immer mehr gestalten sich diese Supplemente des Meyer'schen Lexikons zu wirklichen Jahresrevuen im großen Styl, welche einen vollständigen und zuverlässigen Ueberblick über die politischen und volkswirthschaftlichen, die wissenschaftlichen, literarischen und künstlerischen Ereignisse des abgelaufenen Jahres ermöglichen. Man wird einen solchen Band niemals vergeblich zu Rathe ziehen, wenn es sich um Namen oder Daten, welche sich noch in keinem andern Nachschlagebuch finden, handelt; aber auch mit ebenso großem Nutzen als Vergnügen kann man die größeren orientirenden Essays lesen, welche ganze Culturgebiete, die neuesten Entdeckungen und Erfindungen, die literarische Bewegung bei den verschiedenen Nationen im Zusammenhange darstellen. Zahlreiche Illustrationen erläutern den Text; ein schönes farbiges Blatt „Sonnen-Protuberanzen", ein fein ausgeführter Plan der Berliner Stadtbahn nebst den Profilen ihrer bedeutendsten Viaducte, eine groß angelegte Karte, welche die Bevölkerungsdichtigkeit in Deutschland veranschaulicht, sind den Heften beigegeben; während Karten und Pläne der Gotthardbahn, der deutschen Seewarte, des Berliner Viehhofs, der Festungen und Truppendislocationen Frankreichs für die folgenden Hefte in Aussicht gestellt werden.

ρ. **Brockhaus' Conversations-Lexikon.** Dreizehnte vollständig umgearbeitete Auflage. Mit Abbildungen und Karten auf 400 Tafeln und im Texte. I. Band. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1882.

Mit dem vorliegenden 15. Heft (Aristoteles-Arraroba) schließt der erste Band dieser neuen Auflage, deren Vorzüge, was Text, Ausstattung und namentlich Illustrationen und Kartenbeigaben betrifft, wir bereits in einer frühern Anzeige gewürdigt haben. Zugleich instructiv und künstlerisch ausgeführt, umfaßt der Bilderschmuck bereits 35 separate Tafeln, nämlich 22 Tafeln mit mehreren hundert Abbildungen und 13 geographische, historische, physikalische Karten. Aber auch was wir über die Vermehrung des Textes bereits früher andeutend gesagt, findet seine volle Bestätigung, wenn wir den abgeschlossenen ersten Band überblicken: der Textstoff ist gegen den der vorhergehenden Auflage um ein Drittel gewachsen, die Zahl der Artikel von 2310 auf 3814 gestiegen. Alle Fächer participiren an dieser Bereicherung, ganz besonders aber die Naturwissenschaften und die Nationalökonomie, die Technik und die Landwirthschaft, entsprechend der wichtigen Stellung, welche sie im Culturleben der Gegenwart einnehmen. So bewahrt der „Brockhaus" seinen Ruhm, das älteste der deutschen Conversations-Lexika zu sein, und dennoch auf der Höhe der Zeit zu stehen.

Digitized by Google

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 17. März zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Asher's Collection of english authors. British and american. Vol. 178, 179. The comet of a season by Justin McCarty. Hamburg, K. Grädener, & J. F. Richter. 1882.

Avenarius. — Deutsche Lyrik der Gegenwart seit 1850. Eine Anthologie mit biographischen und bibliographischen Notizen. Herausgegeben von Ferdinand Avenarius. Aus den Quellen. Dresden, L. Ehlermann. 1882.

B. — Bedürfen wir künftig einer Schlachten-Kavallerie? Stizzirte Darstellung der Ursachen des Verfalls der Verwendung dieser Waffe in den Schlachten sowie der Bedingungen zur Wiederbelebung ihrer Schlachtenthätigkeit von v. B. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung. 1882.

Bain. — James Mill. A biography by Alexander Bain. London, Longmans, Green & Co. 1882.

Bain. — Johann Stuart Mill. A criticism: with personal recollections by Alexander Bain. London, Longmans, Green & Co. 1882.

Bendel. — Zeitgenössische Dichter von Josef Bendel, Professor in Prag. I. Adolf Friedrich Graf von Schack. — II. Emanuel Geibel. III. Wilhelm Jordan und Karl Simrock. — IV. Ein Wort über Wilhelm Jordan's „Epische Briefe". Stuttgart, J. B. Metzler'sche Buchhandlung. 1882.

Böhnke. — Friedrich der Große und sein Heer. Balladen von Hermann Böhnke. Oldenburg, Büttmann & Gerriets. 1882.

Boy-Ed. — Ein Tropfen. Von J. Boy-Ed. Hamburg, O. Meißner. 1882.

Brockhaus' Conversations-Lexikon. Dreizehnte vollständig umgearbeitete Auflage. Mit Abbildungen und Karten auf 400 Tafeln und im Texte. Heft 14—15. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1882.

Buddhismus und Christenthum. Mit einem Anhang über das Nirwâna. Von einem Hindu. Zürich, Rudolphi & Klenow. 1882.

Burmeister. — Landstimmen, eine Sammlung plattdeutscher Gedichte nebst einigen hochdeutschen von Heinrich Burmeister. Jüchen, beim Verfasser. 1881.

Caroline Amalie, Königin von Dänemark, geb. Prinzessin von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg. Eine Lebensskizze. Deutsche Ausgabe. Lübeck, Ferd. Grautoff. 1882.

Chaillu. — Im Lande der Mitternachts-Sonne. Sommer- und Winterreisen durch Norwegen und Schweden, Lappland und Nord-Finnland. Nach Paul B. Du Chaillu frei überseßt von A. Helenē. Mit 48 Tonbildern und 200 Holzschnitten im Text. Mit einer großen Ansicht von Stockholm und Karte. Lfg. 6. 7. Breslau, Ferd. Hirt & Sohn.

Collection of British authors. Tauchnitz Edition. Vol. 2031. Aunt Serena by Blanche Willis Howard. — Vol. 2033. 34. A grape from a thorn by James Pain. — Vol. 2035. His little mother by the author of „John Halifax, Gentleman." Vol. 2036. 37. Christowell by R. D. Blackmore." — Vol. 2038. The diary of an idle woman in Sicily by Frances Elliot. — Vol. 2045. Pictures of old Rome by Frances Elliot. Leipzig, B. Tauchnitz. 1882.

Collection of german authors. Tauchnitz Edition. Vol. 42. 43. Spinoza by Berthold Auerbach. Leipzig, B. Tauchnitz. 1882.

Collection Spemann. Deutsche Hand- und Hausbibliothek Bd. 16. 17. Der Bravo. Eine venetianische Geschichte von Fenimore Cooper. Uebersetzt von Helene Lobedan. 2 Bde. Stuttgart, W. Spemann.

Debatte, die, vom 27. Januar 1882 im ungarischen Abgeordnetenhause über die deutsche Bewegung. Hermannstadt, J. Drotleff. 1882.

Erbt. — Gedichte von Guido Erbt. Berlin, Jul. Bohne. 1882.

Encyklopaedie der Naturwissenschaften. Herausgegeben von Prof. Dr. G. Jäger, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. Ladenburg, Prof. Dr. von Oppolzer, Prof. Dr. Schenk, Geh. Rath Prof. Dr. Schlömilch, Prof. Dr. G. C. von Wittstein, Prof. Dr. von Zech. 2. Abthlg., 1. Lfg. Enthält: Handwörterbuch der Mineralogie, Geologie und Palaeontologie. 1. Lfg. — 2. Abthlg. 2. Lfg. Enthält: Handwörterbuch der Pharmakognosie des Pflanzenreichs. 1. Lfg. Breslau, Ed. Trewendt. 1882.

Enderes. — Frühlingsblumen von Aglaia von Enderes. Mit einer Einleitung und methodischen Charakteristik von Professor Dr. M. Willkomm. Mit 71 Abbildungen in Farbendruck nach der Natur gemalt von Jenny Scherrmall und Jos. Sebaty und zahlreichen Holzschnitten. Lfg. 1. Leipzig, G. Freytag. 1882.

Erfahrungen, pädagogische, beim Klavierunterrichte im täglichen Verkehre mit den Schülern am Conservatorium von Xaver Scharwenka in Berlin. Monatsschrift für Klavierlehrer und Freunde einer rationellen musikalischen Erziehung. In Verbindung mit den übrigen Kräften des Lehrer-Collegiums herausgegeben von Aloys Hennes. 1882. No. 1—3. Berlin, A. Hennes.

Erich. — Erstlinge. Poetische Blätter von W. Erich. Dresden, C. Pierson's Buchhdlg. 1882.

Faust. Johann Faust. Ein allegorisches Drama gedruckt 1775, ohne Angabe des Verfassers und ein nürnberger Textbuch desselben Dramas, gedruckt 1777. Herausgegeben von Karl Engel. Zweite durch das nürnberger Textbuch vermehrte Auflage. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung. 1882.

Fontane. — L'Adultera. Novelle von Theodor Fontane. Breslau, E. Schottlaender. 1882.

Fouré. — La France lyrique. Album des meilleures poesies lyriques des auteurs français par Mme Pauline Fouré. Quatrième Edition, entièrement refondue et augmentée par Prof. Dr. Otto Kamp. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1882.

Gewerbehalle. Organ für den Fortschritt in allen Zweigen der Kunstindustrie, unter Mitwirkung bewährter Fachmänner redigirt von Ludwig Eisenlohr und Karl Weigle, Architekten in Stuttgart. 20. Jahrg. Heft 3. Stuttgart, J. Engelhorn. 1882.

Goethe. — Goethe's Faust. Ein Fragment. In der ursprünglichen Gestalt neu herausgegeben von Wilhelm Ludwig Holland. Freiburg i. B. 1882.

Göttinger. — Reallexikon der deutschen Alterthümer. Ein Hand- und Nachschlagebuch für Studirende und Laien, bearbeitet von Ernst Götzinger. Heft 7—9. Leipzig, W. Urban.

Handalias, grosser, der **Naturgeschichte** aller drei Reiche. In 120 Folio-Tafeln nach einer neuen patentirten Methode in Farben ausgeführt in der lithographischartist. Kunstanstalt S. Czeiger, Wien. Herausgegeben unter Mitwirkung hervorragender Künstler und Fachgelehrter von Dr. Gustav v. Hayek, k. k. Professor der Naturgeschichte in Wien. Lfg. 1. Wien, M. Perles. 1882.

Harmening. — Mirjam. Hohes Lied der Liebe von Ernst Harmening. Wiedenbrück bei Rheine i. W., Th. Busfeld, Hofbuchhandlung. 1881.

Hart, H., und J. Hart, kritische Waffengänge. 2. Heft. Offener Brief an den Fürsten Bismarck. — Paul Lindau als Kritiker. — Für und gegen Jola. Leipzig, O. Wigand. 1882.

Heimgarten. Eine Monatsschrift, gegründet und geleitet von P. K. Rosegger. VI. Jahrg. Heft 6. März. 1882. Graz, Leykam-Josefsthal.

Herten. — Das stille Haus. Roman von Waldemar Herten. Breslau, E. Schottlaender. 1882.

Hirzel. — Albrecht von Hallers Gedichte. Herausgegeben und eingeleitet von Professor Dr. Ludwig Hirzel. (Der „Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz" dritter Band.) Frauenfeld, J. Huber. 1882.

Holm. — Gedichte von Mia Holm. Berlin, Julius Bohne. 1882.

Humoristen, Deutsche, aus alter und neuer Zeit. Herausgegeben von Dr. Julius Rittert. 2. Band. Matthias Claudius. Altenburg, O. Bonde.

Kamp. — Frankreichs schönste Kinderlieder und Jugendgedichte. Für Schule und Haus gesammelt von Dr. Otto Kamp. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1882.

Kant. — Immanuel Kant's critique of pure reason. In commemoration of the centenary of its first publication. Translated into English by F. Max Müller. With an historical introduction by Ludwig Noiré. 2 Vols. London, Macmillan and Co. 1881.

Kingsley. — Charles Kingsley. Briefe und Gedenkblätter, herausgegeben von seiner Gattin. Ergänzungen zur ersten Auflage in autorisirter deutscher Uebersetzung von M. Sell. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1882.

Klassiker, Militärische, des In- und Auslandes. Mit Einleitungen und Erläuterungen von W. v. Scherff, v. Taysen, v. Boguslawski, Frh. v. d. Goltz und Anderen, herausgegeben von G. v. Marées. — 14. 15. Heft: Erzherzog Karl: Militärische Schriften. Mit Einleitung und Anmerkungen versehen durch Frh. v. Waldstätten, k. k. General-Major. Berlin, F. Schneider & Co. 1882.

Konversations-Lexikon, illustrirtes, der Gegenwart. Nachschlagebuch für Haus und Familie zum täglichen Gebrauch. Mit etwa 1500 Textabbildungen, 20—25 Extrabeigaben, Karten, Plänen ꝛc. Lfg. 12. 13. (Schluß). Leipzig, O. Spamer.

Kremnitz. — Rumänische Märchen übersetzt von Mite Kremnitz. Leipzig, W. Friedrich. 1882.

Digitized by Google

Kretschmer. — Die Trachten der Völker vom Beginn der Geschichte bis zum neunzehnten Jahrhundert von Albert Kretschmer und Dr. Carl Rohrbach in Gotha. 2. Aufl. Lfg. 24. Leipzig, J. G. Bach's Verlag.

Lanfenau. — Turmmenenrache. Roman von H. v. Lanfenau. Breslau, C. Schottlaender. 1882.

Leichner. — Feldblumen. Dichtungen von Hermann Leichner. Leipzig, O. Mutze. 1882.

Leixner. — Unser Jahrhundert. Ein Gesammtbild der wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Geschichte, Kunst, Wissenschaft und Industrie der Neuzeit. Von Otto von Leixner. Mit zahlreichen Illustrationen. Lfg. 39. 40. Stuttgart, J. Engelhorn.

Liszt. — Gesammelte Schriften von Franz Liszt. Bd. IV. Aus den Annalen des Fortschritts. Konzert- und kammermusikalische Essays von Fr. Liszt. Deutsch bearbeitet von L. Ramann. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1882.

Litteraturdenkmale, deutsche, des 18. Jahrhunderts in Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert. Heft 5. Faust. Ein Fragment von Goethe. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1882.

Loewenthal. — Graf Reckenbrott. Ein Schauspiel in fünf Acten von Wilhelm Loewenthal. Leipzig. 29. Friedrich. 1882.

Lübke. — Geschichte der Renaissance in Deutschland von Wilhelm Lübke. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Mit über 300 Illustrationen in Holzschnitt. Lfg. 6. Stuttgart, Ebner & Seubert. 1882.

Meurer. — Shakespeare-Schulen. Ausgewählte Dramen. Mit Einleitungen, erklärenden Anmerkungen und Abriss der Shakespeare-Grammatik. Bearbeitet und herausgegeben von Dr. Karl Meurer. III. Macbeth. Koeln, C. Koemke & Cie. 1882.

Meyer's Taschenatlas der Reisen und Entdeckungen von Dr. Friedrich Embacher. In zwei Abtheilungen: I. Die Forschungsreisen aller Zeiten und Länder. II. Entdeckungsgeschichte der einzelnen Erdtheile. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1882.

Mikulicz. — Ueber Gastroskopie und Oesophagoskopie von Dr. Johann Mikulicz. Wien, Urban & Schwarzenberg. 1881.

Minor. — Die Leiche und Lieder des Schenken Ulrich von Winterstetten. Herausgegeben von Dr. J. Minor. Wien, C. Konegen. 1882.

Möbius. — Die Nervosität. Von Dr. Paul Julius Möbius. Leipzig, J. J. Weber. 1882.

Moldenhauer. — Das Weltall und seine Entwickelung. Darlegung der neuesten Ergebnisse der kosmologischen Forschung von G. Theodor Moldenhauer. Lfg. 6. Köln, E. H. Mayer. 1882.

Niebert. — Um eine Menschenseele. Fantasie von Helene Niebert. Gotha, Fr. Andr. Perthes. 1881.

Nonne. — Georg von Frundeberg. Roman aus der Reformationszeit. Von Ludwig Nonne. 2 Bde. Gotha, Fr. Andr. Perthes. 1881.

Nordlandfahrten. — Malerische Wanderungen durch Norwegen und Schweden, Irland, Schottland, England und Wales. Mit besonderer Berücksichtigung von Sage und Geschichte, Natur und Kunst. Herausgegeben von Prof. Dr. A. Brennecke, Francis Broemel, Dr. Hans Hoffmann, R. Oberländer, Joh. Proelß, Dr. Adolf Rosenberg, Hugo Scheube, H. von Wobeser. Illustrirt durch mehrere hundert Holzschnitte nach Original-Zeichnungen der bewährtesten Künstler an Ort und Stelle eigens für dies Werk aufgenommen. Lfg. 18. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn.

Oberländer. — Fremde Völker. Ethnographische Schilderungen aus der alten und neuen Welt von Richard Oberländer. Mit mehr als 200 Text-Illustrationen. Lfg. 5—8. Leipzig, Jul. Klinkhardt.

Opitz. — Maria Stuart. Nach den neuesten Forschungen dargestellt von Theodor Opitz. 2 Bde. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung. 1879 u. 1882.

Pagani. — La questione del Papa. Considerazioni politiche del professore Gentile Pagani. Milano, Libr. Robecchi. 1882.

Palmer. — Romödianten-Fahrt der Jugendzeit. Von Albert Palmer. Hamburg, J. F. Richter. 1882.

Pflüger. — „Human- und Realgymnasium." Ein Wort zur Aufklärung an alle Gebildeten. Von Director Dr. phil. Fr. W. Pflüger. Chemnitz, Ed. Focke. 1882.

Poetion. — Aus Hellas, Rom und Thule. Kultur- und Literaturbilder von Jos. Gal. Porstion. Leipzig, W. Friedrich. 1882.

Projections-Kunst, die, für Schulen, Familien und öffentliche Vorstellungen. Nebst einer Anleitung zum Malen auf Glas und Beschreibung optischer, magnetischer, chemischer und elektrischer Versuche. Achte umgearb. u. verm. Aufl. Mit 98 Holzschnitten. (Liesegang's Bibliothek für Photographen No. 16.) Düsseldorf, Ed. Liesegang's Verlag. 1882.

Reich. — Die Erblichkeit der Gebrechen des Leibes und der Seele, der Geisteskrankheiten, des Cretinismus, der Fallsucht, Taubstummheit, Skrophulen und Lungenschwindsucht insbesondere, nebst Rathschlägen und Mitteln, den Gebrechlichkeiten und Krankheiten entgegenzutreten und sie zu verhüten. Von Professor, Director, Dr. Eduard Reich. Lfg. 1. Neuwied, Heuser's Verlag. 1882.

Reimann. — Neuere Geschichte des preußischen Staates vom Hubertusburger Frieden bis zum Wiener Kongreß. Von F. Reimann. 1. Band. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1882.

Rethwisch. — Sängerfahrten von Ernst Rethwisch. Freiburg i. B., Ad. Kiepert, Hofbuch. 1882.

Revue, Ungarische. Mit Unterstützung der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. Herausgegeben von Paul Hunfalvy. 1882. Heft 2. 3. Budapest, Fr. Kilian.

Reymond. — Straßenbuch für das deutsche Reich in Gebäcktaschenformat von M. Reymond. 5. Aufl. Leipzig, Gloser & Garte. 1882.

Rundschau, Deutsche, für **Geographie** und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Karl Arendts in München. IV. Jahrg. Heft 6. Wien, A. Hartleben. 1882.

Salomon. — Berthold Auerbach. Eine Biographie. Dem deutschen Volke erzählt von Dr. Ludwig Salomon. Stuttgart, Lendy & Müller. 1882.

Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Nr. 73. Kaiser Josef II. der Reformator des Strafrechts in Oesterreich. Von J. U. Dr. F. Anlf, k. k. Professor der Rechte an der Universität Prag.

Sammlung selten gewordener pädagogischer Schriften des 16. und 17. Jahrhunderts. Herausgegeben von August Israel, Seminardirector zu Eschopau. Heft 8. Des Durchläuchtigen Hochgebornen Fürsten und Herren, Herren Augusti, Herzogen zu Braunschweig und Lüneburg ꝛc. Schul-Ordnung, Wie es nemlich mit Institution der Jugend in S. Fürstl. Gn. Fürstenthümeren, Graf: Herrschaften und Landen, unveränderlich zu halten. — Heft 9. Ein schrifft Philippi Melanchthonis an eine Obrigkeit, wie die Ordnung der Lateinischen Schuel. Nützlich zu lesen. Wittemberg 1533. Augeburg 1533. Eschopau, F. A. Raschke. 1881.

Sammlung von Vorträgen. Herausgegeben von W. Frommel und Friedr. Pfaff. II. 8. Joh. Albr. Bengel und seine Schule. Ein Vortrag von Friedrich Reiff. VI. 9. Antike und christliche Weltanschauung in der Baukunst, mit besonderer Berücksichtigung des Parthenon und des Kölner Domes. Von Lic. Dr. Gustav Portig. VI. 10. Ueber Rafael's Schule von Athen. Vortrag von Dr. Arthur Richter, Prof. in Halle a. S. Heidelberg, C. Winter's Univ.-Buchhdlg. 1882.

Scharf. — Studien und Skizzen von Dr. Ludwig Scharf. Braunschweig, E. Schlegel's Verlag. 1882.

Schatzkammer deutscher Illustrationen aus enthaltend Original-Zeichnungen zu beliebten Dichtungen. Lfg. 3. Der wilde Jäger. 25 Zeichnungen zu Julius Wolff's Waidmannsmär von Karl Rickelt. Heft 1 München, Adolf Ackermann, Hof-Buch- & Kunsthandlung. 1882.

Schlosser. — König Philipp. Trauerspiel in fünf Acten von Chr. Schlosser. Frankfurt a. M., R. Diefenbach. 1881.

Schultze. — Philosophie der Naturwissenschaft. Eine philosophische Einleitung in das Studium der Natur und ihrer Wissenschaften. Von Professor Dr. Fritz Schultze. II. Thl. Leipzig, E. Günther's Verlag. 1882.

Schweiger-Lerchenfeld. — Griechenland in Wort und Bild. Eine Schilderung des Hellenischen Königreiches von A. von Schweiger-Lerchenfeld. Mit ca. 200 Illustrationen. Lfg. 5. Leipzig, H. Schmidt & Co. Günther. 1882.

Schweizer-Dütsch. Sammlung Deutsch-Schweizerischer Mundart-Litteratur. 1. und 2. Bändchen. Aus dem Kanton Bern. 1. Heft. — Aus dem Kanton Basel 1. Heft. Gesammelt und herausgegeben von Professor O. Sutermeister. Zürich, Orell Füßli & Cie. 1882.

Silberstein. — Worte am Grabe Berthold Auerbach's gesprochen von Dr. M. Silberstein, Bezirksrabbiner in Mähringen. Breslau, Preuß & Jünger. 1882.

Sommer. — Ueber das Wesen und die Bedeutung der menschlichen Freiheit und deren moderne Widersacher. Von Hugo Sommer, Amtsrichter in Blankenburg am Harz. Berlin, G. Reimer. 1882.

Studien, philosophische. Herausgegeben von Wilhelm Wundt. I. Bd. 2. Heft. Leipzig, W. Engelmann. 1882.

Digitized by Google

Taschenbuch, historisches. Begründet von Friedrich von Raumer. Herausgegeben von Wilhelm Maurenbrecher. 6. Folge. 1. Jahrg. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1882.

Teutsch. — Schwarzburg. Historische Erzählung aus dem Siebenbürger Sachsenlande. Von Traugott Teutsch. Hfg. 9—11. Kronstadt, H. Dreßnandt. 1882.

Verhandlungen des ersten deutschen Geographentages zu Berlin am 7. und 8. Juni 1881. Mit einer Kartenskizze und 6 Tafeln Abbildungen. Berlin, Dietr. Reimer. 1882.

Vulpinus. — Vibamus. Gedenkblätter von Theodor Vulpinus. Leipzig, R. Eckstein. 1882.

Wachenhusen. — Was die Straße verschlingt. Socialer Roman in drei Bänden von Hans Wachenhusen. Berlin, A. Hofmann & Co. 1882.

Waldeck. — Die Richtstatten. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Oskar Waldeck. Leipzig, O. Mutze. 1882.

Waldeck. — Armin, Fürst der Cheruster. Ein dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen von Oskar Waldeck. Leipzig, O. Mutze. 1882.

Wallroth's Klassiker-Bibliothek. 2. Schiller's Werke. 2. Band. Inhalt: Wilhelm Tell. Die Verschwörung des Fiesco. Berlin u. Leipzig, E. Wallroth.

Wandlungen, russische. Neue Beiträge zur russischen Geschichte von Nikolaus I. zu Alexander III. Erste und zweite Aufl. Leipzig, Duncker & Humblot. 1882.

Weismann. — Ueber die Dauer des Lebens. Ein Vortrag von Dr. August Weismann, Professor in Freiburg i. B. Jena, G. Fischer. 1882.

Wodiczka. — Stürme im Frühling. Novelle von Victor Wodiczka. Wien, C. Konegen. 1882.

Zeitschrift, historische. — Herausgegeben von Heinrich von Sybel. Neue Folge. 11. Band. 2. Heft. Jahrgang 1882 Heft 2. München, R. Oldenbourg.

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Herausgegeben von Prof. Dr. W. Koner. XVI. Band. Heft 6. XVII. Band. Heft 1. Mit Gratisbeilage. Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde. Band VIII. Nr. 8—10. Band IX. Nr. 1. Berlin, Dietrich Reimer. 1882.

Zeitschrift des deutschen Vereins **zur Förderung der Luftschiffahrt.** Redaction: Dr. phil. Wilh. Angerstein. I. Jahrgang. 1882. Heft I. II. Berlin, Polytechnische Buchhandlung, A. Seydel.

Zeit- und Streitfragen, deutsche. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. In Verbindung mit Prof. Dr. Kluckhohn, Redacteur A. Lammers ꝛc. herausgegeben von Franz von Holtzendorff. Jahrg. X. Heft 159—160. Schule und Heer. Von August Kühl, Oberst-Lieutenant z. D. Berlin, C. Habel. 1881.

Ziegler. — Geschichte der Gymnastik. 1. Abtheilung: Die Gymnastik der Griechen und Römer. Von Theobald Ziegler, Professor am Gymnasium in Baden-Baden. Bonn, E. Strauß. 1882.

Zittel. — Bibelkunde von Emil Zittel. Achte unveränderte Auflage. Karlsruhe, G. Braun'sche Hofbuchhandlung. 1882.

Zittel. — Die Entstehung der Bibel von Emil Zittel. 4. Aufl. Karlsruhe, G. Braun'sche Hofbuchhandlung. 1882.

Zola. — Der häusliche Herd. (Pot-Bouille.) Roman von Emile Zola. Aus dem Französischen übersetzt von Armin Schwarz. Mit dem Portrait des Verfassers. I. Band. Heft 1.—5. Budapest, G. Grimm. 1882.

Zur Orientirung über den am 6. October 1881 dem ungarischen Abgeordnetenhause in Ofenpest vorgelegten Gesetzentwurf über den Gymnasial- und Realschul-Unterricht. Hermannstadt. 1882.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Hermann Paetel in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Digitized by Google

Schloß Polia.

Von

A. Meinhardt.

Drei köstliche Wochen hatte ich zwischen den mächtigen, vielzackigen Bergen des Ampezzanerthales zugebracht, hatte ihre Thäler durchstreift, ihre Gipfel erstiegen und war mit ihnen allen, vom Dürrenstein bis zu dem Marmarole, so vertraut geworden, daß mir die schönsten andern Berge in der Erinnerung schal und flach dagegen erschienen. Daher beschloß ich, als es nun zum Abschied kam — und das Abschiednehmen wurde mir durch Kälte und strömenden Regen erleichtert — dem Hochgebirge für dies Jahr Valet zu sagen und, statt über die hohen Tauern, gemächlich mit der Eisenbahn längs den kärntnerischen Seen nach Hause zu ziehen. Unterwegs zwar wollte mir in Lienz und Dölsach das Herz ein wenig schwer werden, bei dem Gedanken an Heiligenblut und all' die Gletscherwunder, die dahinter liegen, ich tröstete mich aber mit einem Blick auf die Wolken, die rechts und links an den Bergwänden hingen. Es war schon Nacht, als der Zug endlich in S.... anhielt, von wo aus ich den ersten See zu erreichen gedachte. Der Fluß rauschte nahe der Bahn, aber vergeblich spähte ich rings um das Stationsgebäude nach einer Ortschaft aus, es war Nichts zu erblicken, nur die breite Straße, die schnurgerade in die Felder hineinführte. Der Stationswärter nahm sich meiner Verlassenheit an, erklärte mir, daß der Marktflecken S.... nicht an dem großen Strom, sondern eine gute Viertelstunde weiter an einem kleinen Nebenflüßchen liege, und schaffte mir auch einen Wagen, der mich in den Ort hinein bringen sollte. Die Nacht war schwarz; dicke Wolken jagten einander am Himmel und von der Gegend, den Bergen, der Lage des Städtchens konnte ich fast Nichts unterscheiden; links am Wege ragte ein düsterer Bau, wie ein Castell oder eine Festung anzusehen, aus dem Dunkel hervor; dann fuhr der Wagen durch eine städtisch bebaute Gasse und lenkte schließlich in den hohen Thorweg eines alterthümlichen Hauses ein, des Gasthauses zur Post, das für die Nacht meine Herberge sein sollte.

Am nächsten Morgen sah das Wetter nicht eben günstig aus für die Besichtigung eines Gebirgssee's, der Herr Wirth vertröstete mich auf den Nachmittag und

Digitized by Google

rieth mir inzwischen, den Ort zu besehen. Ich ging in ziemlich trostloser Stimmung weiter in das Städtchen hinein, an schnörkelhaft verzierten Häusern mit stattlichen Portalen vorbei bis zu einer Brücke, versuchte Fluß auf und ab mich in der Gegend zu orientiren, obwohl die grauen Wolken wenig genug von den Bergen frei ließen, und guckte in den Hof der Bezirksschule, eines ehemaligen Klostergebäudes, wobei ich mich einigermaßen über die gute Bauweise desselben, wie über die Versuche, jedes, auch das kleinste Haus durch passende Ornamente an Thür und Fenstern zu verzieren, verwundern mußte. Dann ging ich zur Kirche, in deren Außenwände viele steinerne Grabplatten mit reichem Wappenschmuck eingelassen waren, und durch den Thorweg wieder in die Post, wo ich mich resignirt in die kleine Laube vor der Thüre setzte und den behaglich dreinschauenden Wirth frug, was denn ein armer verregneter Touriste nun in S.... weiter anfangen solle?

„Ja, haben Sie denn das Schloß schon gesehen?" frug der Wirth.

„Das Schloß? Was für ein Schloß?"

„Nun, das Schloß Polia dort unten —" und er wies nach der Richtung, aus welcher ich gestern Abend hergekommen war.

„Ach so, der große, viereckige Kasten am Eingang in die Stadt, ich hielt ihn im Dunkeln für eine Kaserne. Das also ist ein Schloß. Und es ist sehenswerth?" — Der Wirth konnte in seiner Verachtung meiner Unwissenheit gar nicht genug lobende Eigenschaftsworte für die Pracht des Schloßbaues finden, also ging ich, neugierig gemacht, sofort die Straße hinunter um zu erforschen, was es dort wohl Schönes zu schauen geben werde. —

Da stand ich nun vor dem mächtigen Bau. Das hatte ich freilich in dem unscheinbaren Marktflecken nicht zu finden erwartet, das war nichts mehr und nichts weniger als ein venetianischer Palast; nur daß die dreifach zusammengekuppelten Fenster in der Mitte, über dem reich verzierten Marmorportal, statt auf den Canale Grande auf ein modernes Blumengärtchen und eine staubige Landstraße hinabsahen. Als ich aber durch die hohe Pforte in das Innere eintrat, wie staunte ich nun erst über den Hof, mit seinen unten von kräftigen jonischen, in den oberen Stockwerken von zierlichen korinthischen Säulen getragenen Bogengängen rings umher, den römischen Imperatorenköpfen und wappenhaltenden Genien in den Bogenzwickeln und dem über Wände, Thürpfosten und Pfeiler in verschwenderischer Fülle ausgebreiteten Schmuck von Ornamenten. Seltsame Fabelthiere, Putten, Waffen und Musikinstrumente, umschlungen von edelgezeichnetem Bänder- und Pflanzenwerk, waren aus dem feinsten weißen Marmor gemeißelt und umgaben alle Formen mit ihrem lieblichen Spiel, besonders reich die Geländer der Treppe, die in einer Ecke des viereckigen Hofes, mit doppeltem Lauf unter dem Bogengang aufstieg, dann sich zu einer kurzen Stufenreihe verband und an der Galerie des ersten Stockes vor einer, aus vielverschlungenen Zweigen gebildeten, schmiedeeisernen Thüre endigte.

Als ich eben mit der genaueren Besichtigung dieser köstlichen Thüre beschäftigt war, kam durch den offenen Säulengang des ersten Stockes ein herrschaftlicher Diener, mit weißer Arbeitsschürze über der Livree, auf mich zu und frug in norditalienischem Dialekt, ob ich den Palast zu sehen wünsche? Er schloß

Digitized by Google

die schweren Eisenflügel vor mir auf und führte mich durch eine Reihe mäßig interessanter, mehr altmodisch als alterthümlich eingerichteter Zimmer in den Hauptsaal, wo er mich bat, meinen Namen in das Fremdenbuch einzuschreiben. Dieser Saal enthielt an den Wänden einige Familienporträts, unter denen mich mein Führer besonders auf einen gemüthlich dreinschauenden, gepuderten Herrn mit blauem Ordensband aufmerksam machte, den Fürsten Anton, den Wiederhersteller des Schlosses nach seiner Verwüstung in den napoleonischen Kriegen, den Groß- oder Urgroßvater des jetzt regierenden Fürsten. Aber neben diesen alltäglichen Bildern frappirte mich plötzlich ein seltsam unheimliches Gemälde, das zwischen den beiden venetianischen Fenstern der Vorderfront im Schatten hing: aus tiefem Dunkel schien eine hohe, geisterhafte, schwarze Frauengestalt die erhobene Rechte wie drohend gegen mich vorzustrecken. Heller Mondenschein fiel über ihr Nonnengewand auf einen halb aufgerollten Pergamentstreifen und einen kleinen Pantoffel, die ihr zu Füßen am Boden lagen, aber erst als ich näher hinzutrat bemerkte ich im Düster des Hintergrundes in einer offenen Thür einen Mönch, der die Dame mit der Geberde des Entsetzens anstarrte, als sei sie ein Gespenst, erkannte ich, daß die geisterhafte Frau halbwegs auf der zierlichen Doppeltreppe stand, die ich vorhin erklommen hatte, daß das Mondlicht durch die Säulen des Erdgeschosses einfiel, daß der Ausblick zwischen diesen Säulen in den viereckigen Hof ging, in den schönen Hof des Schlosses Polia. — „Wer ist diese Frau und was stellt das Bild dar?“ frug ich erstaunt meinen Begleiter.

„È una di Saragossa,“ war die Antwort.

„Saragossa! hier in Kärnten! Aber was stellt sie vor? Ist sie ein Gespenst, oder nicht? Und welche Geschichte knüpft sich daran, denn es muß doch eine Geschichte darüber existiren?“

„Chi lo sà?“ entgegnete gleichmüthig der Diener.

Es war nichts Anderes aus ihm heraus zu bringen. Da auch sonst, weder im Schloß, noch im Park, außer einem paar unter Aufsicht der Bonne spielenden fürstlichen Kindern, irgend ein menschliches Wesen zu erblicken war, das mir über das räthselhafte Bild hätte Auskunft ertheilen können, mußte ich, unwissend wie ich gekommen, wieder von dannen ziehen. Selbst der Wirth zur Post, an den ich mich in meiner Neugier wandte, wußte mir nichts mitzutheilen. — „Das Schloß hat ehemals den Grafen von Rotenburg gehört, jetzt besitzt es Fürst Polia,“ sagte er. „Was weiß ich, was in den alten Zeiten vorgegangen sein mag?“ Damit lenkte er in ein anderes Gespräch ein und zwar über's Wetter, bewies mir, daß die Wolken an den Bergen gar nichts zu sagen hätten, daß sie gerade die allerschönste Beleuchtung für diese Gegend abgäben und complimentirte mich, ohne viel auf meine Widerrede zu achten, in ein federloses Einspännerchen hinein, das mich an den nahen See bringen sollte.

Der See war schön, recht schön, obwohl er bei weniger bleigrauem Himmel und weniger schwüler Luft, wohl noch schöner sein mag; aber nun frage ich: wie soll man sich für den allerschönsten See in der Welt begeistern, wenn man ein ungelöstes Räthsel im Kopfe umherträgt und an den Bergen stets nur die schwarze Gestalt einer Gräfin von Saragossa gespensterhaft dräuend vorbeischreiten

Digitized by Google

sieht? Ich hätte wohl auch ein anderes Mal mehr Interesse für den romanischen Hof mit der großen Linde im ehemaligen Kloster am See gehabt, wenn ich nicht gerade vorher den reizenden Renaissancehof zu Schloß Polia gesehen hätte und mir bei dem Gedanken an diesen abermals das seltsame Bild in den Sinn gekommen wäre. So schlich ich denn ziemlich gelangweilt in der drückenden Luft durch die schmutzigen Dorfgassen, bis ein paar schwere Regentropfen mich mahnten, an die Heimkehr zu denken. Doch als ich nun eiligen Schrittes quer durch den einstmaligen Klosterhof zum Gasthaus, in dem mein Wagen wartete, heimeilen wollte, da überfiel mich ein solcher Platzregen, daß ich mich schleunigst unter den Kreuzgang retten mußte, wenn ich nicht bis auf die Haut durchnäßt werden wollte. Die altersgrauen Wände boten der Betrachtung nicht viel Verlockendes, hier gab es keine zarten Marmorreliefs, keine zierlichen Ornamente zu studiren, nur in der Südostecke des länglich viereckigen Hofes befand sich eine Thür, hinter welcher man in das halbverfallene alte Gemäuer emporsteigen mochte. Wie staunte ich aber, als ich mich der Thüre näherte und über derselben das vielverheißende Wort: Bibliothek, las! Eine öffentliche Bibliothek hier am See, das ist wohl noch verwunderlicher, als das venetianische Schlößchen in S.... Ich war sehr begierig zu erfahren, was dahinter stecken möchte. Auf mein Läuten an der Glocke erschien ein freundlicher, blaubebrillter Herr und führte mich in ein helles Zimmer, ein wirkliches echtes Bibliothekzimmer mit Büchergestellen an allen Wänden. Er erzählte mir auch, wie diese Bibliothek, aus der Sammlung des längst aufgehobenen Benedictinerklosters herstammend, jetzt in ziemlich entgegengesetzter Richtung zur Belehrung der Einwohner im langen Winter, zur Unterhaltung der Seebadegäste im Sommer fortgeführt werde. — „Sehen Sie," sagte er, „was uns noch von den Mönchen geblieben ist, das beschränkt sich auf diesen einen Kasten: die werthvollsten Stücke sind, so gut wie die alten Bilder, aus der Kirche in das Landesmuseum verbracht und so besitzen wir denn hier von dem ohnehin mit der Zeit arg zusammengeschrumpften Klosterschatze nichts, als diese wenigen Meßbücher, das Breviarium mit einigen Miniaturen, und von Chroniken oder historischen Documenten nur höchstens dies hier, einen lateinischen Bericht über den Bau des Schlosses zu S...., eine Einzeldarstellung, die für ernste Forscher gar keinen Werth hat."

„Desto mehr aber für leichtsinnige Touristen, die auf Seitenwegen rechts und links von der ernsten Hauptstraße der Geschichte abschweifen und die aus der Vergangenheit nicht nur die großen Thatsachen kennen wollen, die Kriege, Schlachten, Haupt- und Staatsactionen, sondern gerade das Einzelschicksal im kleinen Rahmen. Also her mit den alten Heften; die verschnörkelte Mönchsschrift sieht gar verlockend aus." — Und ohne dem guten Herrn zu weiteren Auseinandersetzungen Zeit zu lassen, begann ich die vergilbten Blätter vor mir auszubreiten und vertiefte mich so sehr in ihren Inhalt, daß ich den Regen draußen, den See und die Berge, Zeit und Stunde darüber vergaß; denn was diese Seiten enthielten, das war ja gerade die Lösung des Räthsels, das mich seit dem Morgen verfolgt hatte: die Geschichte von der schwarzen Dame, die Erklärung des Bildes im Mittelsaal von Schloß Polia.

Die Chronik lautete aber, im correctesten Latein, etwa folgendermaßen:

Digitized by Google

Als dem hochseligen Grafen, Herrn Hugo Friedrich zu Rotenburg-Saragossa sein schönes Eheweib, Gräfin Beatrix, so er aus Spanien heimgeführt und von welcher er, nebst vielen Schätzen, den Beinamen Saragossa für sich und sein Geschlecht auf ewige Zeiten angenommen hatte, in jungen Jahren gestorben war, da beschloß er, keine zweite zur Frau zu nehmen, seine beiden Kinder, ein Mädchen und einen Knaben, unter der Obhut getreuer Diener heranwachsen zu lassen, selbst aber die Heimath zu meiden, seinem Kaiser zu folgen und dem Kriegshandwerk nachzugehen, das ihm das Liebste war auf Erden. Und so geschah es. Erst nach Jahren kehrte der Ritter zurück, als man ihm die schlimme Botschaft gebracht hatte, daß seine Tochter, das Fräulein Beatrix, mit dem wilden Ritter Lambrecht auf Lambrechtsburg bei Bruneck, entflohen sei, und daß alle Bitten ihrer Verwandten wie ihrer Frauen, nichts vermöchten, um sie zur Umkehr zu bewegen. Da merkte der Graf denn wohl, daß es Zeit sei, einmal wieder selbst nach dem Rechten zu schauen, und wenn er auch das Geschehene nicht mehr rückgängig machen konnte, sondern nur noch Ja und Amen dazu sagen mußte, daß sein Kind einem übelberüchtigten, raufsüchtigen Herrn zur Gattin wurde, so suchte er doch wenigstens für die Zukunft vorzubeugen, daß ihm von seinem Sohne nicht ähnlicher Kummer werde; und dazu schien ihm vor Allem ein geistlicher Freund und Berather des Jünglings dienlich. Da er nun mit dem damaligen Abte im Kloster am See, dem hochwürdigen Herrn Georg, von Kindesbeinen an wohl befreundet war, bat er den, ihm ein passendes Mönchlein zu schaffen, und der Hochwürdige hatte die Gnade, mich, Bruder Eugenius, den jüngsten der Kleriker einen, weil ich, wie er sagte, nicht nur in Büchern wohlbelesen, sondern auch in weltlichen Dingen nicht ganz ungeschickt sei, dem edlen Grafen zuzusenden. So ward ich denn des jungen Gräfleins Zuchtmeister, Lehrer und Spielgeselle zugleich, denn weil ich noch jung war und leichten Blutes, und den Priesterrock noch nicht allzulange getragen, auch von meinem Herrn, dem Abte, wie dem alten Grafen, die Weisung erhalten hatte, den jungen Grafen mehr durch vorsichtige Liebe als durch Strenge zu lenken, so ließ ich ihm meist seinen Willen, ritt mit ihm zur Jagd und zu Turnieren, half ihm, wie ich nur konnte, sich in allen edlen ritterlichen Künsten auszubilden, und quälte ihn nicht viel mit dem Lernen, wonach doch einmal der Sinn ihm nicht stand. Da er nun heranwuchs, da wurde mein junger Herr Hans Hugo der schönste Rittersmann, der weit und breit in deutschen Landen zu finden war, breitbrüstig, schlank dabei, weiß und roth, von treuherzigem Blick und gar schalkhaftem Lächeln. Das Schönste an ihm aber waren die langen goldblonden Haare, so ihm in weichen Locken an den Wangen herabfielen. Weil er so arglos, freundlich und immer guten Muthes war, liebte ihn auch Jedermann, und im ganzen Thal, wo die Höfe der Rotenburg's zahlreich verstreut an den Bergen liegen, freute man sich der Zukunft, denn der daheim erwachsene Herr, so meinten seine Hörigen, werde auch daheim zu bleiben belieben, nicht wie der Vater bald nach Spanien und Frankreich, bald nach den Niederlanden oder gar nach Ungarn verziehen. Um nun desto sicherer der Heimath treu verbunden zu sein, sollte er auch ein Fräulein aus der Heimath zum Ehegemahl wählen, und so ward er bald zu den Khevenhiller, zu den Auersperg's nach Krain, bald zu den Windisch-

Digitized by Google

grätz, Dietrichstein oder Attems geladen, überall dahin, wo eine heirathsfähige Tochter von adligem Stamm und tugendhaftem Wesen im Hause war. Aber mein junges Herrlein mochte keine von ihnen, er klagte selbst, daß ihm keine gefiele: „Seht Ihr, Pater Eugenius," pflegte er zu sagen, „wenn mir Eine recht sein soll, muß sie ganz anders sein als ich; gutmüthig, lustig, dumm und blond, wie diese Fräuleins hier, das bin ich schon selber: meine Frau müßte sehr ernsthaft dreinschauen, stolz und vornehm, müßte klug und beredt sein, vielbelesen und feinen Geistes, wie meine Frau Mutter gewesen sein mag, die bei der hochseligen Königin, der frommen Isabella von Aragonien, Ehrendame war und mit dem Herrn Cardinal Ximenes in sieben Sprachen disputirt haben soll. Steht nur zu befürchten, daß eine solche wohledle Frau mich, den dummen Hans, nicht haben möchte!" — Und also, weil ihm die, so er hätte haben können, nicht gefielen, und die Andern nicht zu haben waren, nahm er für's Erste gar keine, zum Kummer seiner Mannen und seines Vaters, der ihn endlich, da er mit Kaiser Karl zu Innspruck lag, dorthin kommen ließ, um ihm in Gegenwart des ihm wohlgesinnten Kaisers sehr ernstlich in's Gewissen zu reden. Der edle Graf war alt geworden, und weil er das fühlte und sein Ende kommen sah, war ihm nichts mehr so wichtig auf Erden, als den Sohn zu vermählen, um noch bei Lebzeiten mit ansehen zu können, wie der uralte, stolze Stamm, der jetzt nur noch auf vier Augen stand, von denen zwei dem Zusinken nahe waren, ihm aus vielen lächelnden Kinderaugen glückverheißend entgegenblickte. Und weil mein junger, sonst so gefügiger Herr hierin seinen Willen nicht ändern wollte, mußte der alte Herr es gestatten, daß er sich in der Fremde nach einer Gattin umschaute, und er erbat sich vom Kaiser Geleitsbriefe durch alle Lande und Befehle an die Statthalter der Provinzen, damit sein Sohn überall gut aufgenommen werde und ein Jeglicher erfahre, wenn er es anders noch nicht wüßte, welches Ansehen die Rotenburg-Saragossa daheim in ihren Landen und in ganz Oesterreich genössen. Aber außer den Briefen in Herrn Hans Hugo's Taschen mag man wohl denken, was für gute Lehren, Weisungen und Befehle mir noch für die Reise wurden, der ich bestimmt war, den Jungen zum Guten zu lenken und vor Bösem zu warnen. Als ob ein Warner der Jugend je gefruchtet hätte!

Da wir aber auf rauhen Pfaden das gute Land Tirol verlassen hatten und nun nach Welschland hinunterstiegen, kam uns ein eiliger Bote nach vom Kaiser, der ließ dem jungen Grafen entbieten, er solle, bevor er eigenen Zielen nachginge, des Kaisers Dienste thun und einen Brief an Herrn Loredan nach Venedig unfehlbar hinbringen. Der Brief aber sei von der größten Wichtigkeit und wolle ganz heimlich besorgt sein.

Wer war froher, als Graf Hans! Diese Fahrt auf die Brautschau wollte ihm ohnehin nicht behagen, er wäre längst schon gern, wie sein Vater, des Kaisers Mann gewesen, und fühlte sich hochgeehrt, daß man ihn, den Landjunker, der von Staatskunst wenig begriff, zu geheimem Dienst befähigt erachtete. Vor Allem galt es nun, sich zu verstellen. So kamen wir denn in die wundersame Wasserstadt, als ein geistlicher Mann und sein Schwesterkind, nur Herr Loredan mochte wissen, daß des Kaisers Bote kein gemeiner Bauernsohn sei, und obwohl es ihn vielleicht den Kopf gekostet hätte, und seinen Gast den seinen dazu, wenn

Digitized by Google

irgend wer erfahren hätte, daß er des Kaisers Sendboten im Hause beherberge, so wollte er den fremden Jüngling doch nicht wie einen geringen Mann halten, sondern that ihm alle Ehre und Höflichkeit an, wie sein Stand es erheischte, beredete ihn auch, ein paar Tage zu verweilen, bis er die Wunder der schwimmenden Stadt genugsam erschaut hätte, und führte ihn endlich in das Frauengemach, wo ihm, dem wie Herrn Hugo Friedrich die Gattin fehlte, die Tochter in klugem Sinn des Hauses Zier und Krone war. Und das war Monna Polia.

Wenn ich aber nun sagen sollte, wie sie ausschaute, da wir, Junker Hans und ich, zum ersten Mal vor sie hingeführt wurden, wo sie mit ihren Jungfrauen und Gespielinnen an dem breiten Fenster saß, das auf den großen Canal hinabging, so müßte ich schier verstummen, wie ich damals verstummte, denn ob ich wohl vor wie nachher viel schöne Frauen gesehen habe, so war doch keine, die jener gleich kam, denn sie war die stolzeste, edelste und vollkommenste ihres Geschlechts, die mein Auge erschaut hat; und dabei war sie klug, wie keine Zweite; in Büchern belesen, freien Sinnes und frommen Herzens. Weil sie aber damals das Deutsche noch nicht kannte und mein junger Herr noch nicht ihre Sprache, so begann sie mit mir lateinisch zu reden und die Worte flossen ihr wohlgesetzt von den Lippen, daß es klang wie ein Gesang des Horaz. Und mein junger Herr stand schüchtern daneben, in der Hand den Hut, deß lange Federn den Marmor ihres Fußbodens fegten, und starrte sie unverwandt an, daß sie lachte und zu mir sprach: „Er gefällt mir, Dein Schwesterſohn. Sein Haar ist wie Gold, doch viel Sinn steckt nicht drunter. Schade, daß er Dein Wissen nicht hat, oder Du seine Schöne!“ — Doch als wir sie verließen, grüßte sie ihn freundlich, daß er wie berauscht von hinnen ging und draußen in dem dunklen Vorsaal meinen Arm erfaßte und drückte, bis es schmerzte, und heftig ausrief: „Die muß es sein, die oder Keine, sie ist mein Weib.“ — Und wie ich auch mahnte und zu beschwichtigen suchte, er hörte nicht auf meine Warnung, daß eines Handelsherrn Tochter kein Eheweib für einen Rotenburg sei. — „Ist sie nicht edler, feiner, vornehmer und klüger als ich?“ — rief er immer und wie hätte ich darauf Nein sagen sollen? Zum Glück aber war ihr Vater ein gar verständiger Mann, der der Sache ein Riegelein vorschob; wie erwünscht ihm auch der adelige Eidam sein mochte, so erklärte er doch auf Hans Hugo's Drängen: erst wenn der Vertrag mit dem Kaiser geschlossen sei, um den er grade verhandelte, könne der Graf von Rotenburg sein Kind umwerben; bis dahin dürfe nicht einmal das Fräulein erfahren, daß der junge Herr etwas Anderes sei, als er scheine, — denn ob sie auch besser sei als Andere ihres Geschlechts, ein Weib bleibe sie dennoch und ein Weib dürfe nimmer von Staatssachen wissen, bei denen es, wie hier, um Leib und Leben ginge. Sei aber die Republik ausgesöhnt mit dem Kaiser, so möge der Graf nur wiederkommen, alsdann wolle er ihm selbst das Wort reden bei der Tochter, die freilich sehr stolz und sehr wählerisch sei und von allen edlen heimischen Herren, so viel sich auch ihrer um sie bewarben, noch Keinen gewollt habe. — So mußten wir denn scheiden. Insgeheim aber glaube ich, daß der schlaue Venetianer doch wohl seinem Kinde einen Wink gegeben haben mochte, denn da wir uns zum Abschied vor ihr verneigten, da ruhte ihr Blick wie prüfend auf meinem Genossen, ihr

Digitized by Google

dunkles Auge schien ernsthaft sinnend, doch für mich hatte sie kaum einen kargen Gruß. —

„Und nun geht's auf die Brautschau!" rief Graf Hans Hugo lustig, da wir dem Schiffe entstiegen, mit welchem uns Herr Loredan wieder an das feste Land geleitet hatte, wo unsere Pferde und Knechte unserer harrten: „nun sollt Ihr sehen, Pater Eugenius, wie treulich ich meines Vaters Wünsche erfüllen und mir alle Mägdelein weit und breit betrachten will, bis der Friede, der himmlische Friede kommt!" — Zwei volle Jahre zogen wir umher, durch Italien und Spanien, ja bis nach Portugal hinein, und wo wir auf eine Burg oder in eine Stadt kamen, war meines Junkers erste Frage: „Habt Ihr Nachricht vom Kaiser, hat er mit Venedig Frieden geschlossen?" — Und wenn es dann Nein hieß, so lautete die zweite: „Gibt's hier hübsche Mägdelein, vornehm und züchtig? Ei, so laßt mich sie sehen." — Aber wenn er sie gesehen und auch ein paar feurige Blicke lustig getauscht hatte, — denn den Südländerinnen gefiel sein goldgelbes Haar und sein muthiges Wesen, wie ihm nicht minder ihre dunklere Schönheit, — so kehrte er sich wohl zu mir her und frug mich in ehrlichem Deutsch, das jene nicht verstanden: „Nun, was scheint Euch, Pater Eugenius, findet Ihr eine darunter so schön, wie Herrn Loredan's Tochter? Gibt es Eine, die Monna Polia das Wasser reicht?" — Wenn ich ihm dann aber die reizenden Fräuleins anpries, wie ich es für meine Pflicht hielt, so hörte er kaum auf meine Reden, sondern rief lachend: „Ihr glaubt es ja selbst nicht! Ihr seid kein Narr und kein dummes Mönchlein, ehrwürdiger Vater, Ihr habt Augen wie ich." — Aber es freute ihn doch, wenn er den Mädchen gefiel, besonders in Italien: da hatte er sich nämlich, gleich da wir von Venedig kamen, von der hohen Schule zu Padua einen Magister mitgenommen, der sollte ihn die schöne welsche Sprache lehren, und zur Uebung, wie er selbst sagte, redete er gar höflich mit den jungen Fräuleins, so in Roma und Neapel die vornehmen Herren ihm präsentirten, und oft ließ er kummervolle Mienen und kranke Herzen zurück, wenn er fröhlich von dannen zog. Doch da das zweite Jahr um war und wir eben aus Spanien nach Frankreich hinüber ritten, da hieß es, der König von Frankreich sei mit Venedig zerfallen und die Republik habe sich jetzo mit dem Kaiser verbündet. Nun litt es den Junker nicht länger auf Reisen, so schnell die Rosse uns tragen wollten, ritten wir dahin wo der Kaiser und mit ihm Graf Hugo Friedrich weilten, und kaum waren wir in die Stadt gelangt, so eilte mein junger Herr, ehe er noch den Vater begrüßt hatte, zu Hofe, beugte sein Knie vor der Majestät und rief: „Herr, ich begehre Botenlohn, daß ich den Brief, der Euch den Beistand Venedigs erwirkt hat, mit Gefahr meines Lebens an Herrn Loredan brachte!" — Und da der Kaiser lächelnd frug, welchen Lohn er begehre, da sprach ihm Hans Hugo von seiner Liebe zu der Venetianerin und flehte ihn an um Fürsprache beim Vater. Graf Hugo Friedrich war wenig erbaut, daß sein Sohn eines Kaufmanns Kind als Gemahl heimführen wollte; ich mußte gar manchen Vorwurf vernehmen, weil mein Zögling keine bessere Wahl getroffen. Schließlich aber, was wollte er machen? Junker Hugo war sein einziger Sohn, der Name durfte nicht aussterben und am Ende sind doch auch, wie der Kaiser sagte, diese Venetianer andere Männer, als unsere deutschen

Digitized by Google

Kaufleute und Händler: ist eine Tochter Venedigs Königin von Cypern worden, so mochte eine andere wohl Gräfin Rotenburg-Saragossa sein!

So bekam Junker Hans wieder einmal seinen Willen, denn obwohl er so leicht lenksam, heiter und sorglos war, so setzte er doch meist durch, was er wollte und was er einmal fest hielt, das hielt er. Und also, nachdem Boten hin und her gewechselt waren und Herr Loredan seine Bereitwilligkeit erklärt hatte, den jungen Grafen zum Eidam zu nehmen, und versprochen auch sein Kind ihm günstig zu stimmen, da ritten Graf Hans und ich abermals gen Venezia, diesmal aber in unsern besten Kleidern, mit großem Gefolge und vornehmem Gepränge, und stiegen nicht bei Herrn Loredan ab, sondern bei dem Gesandten des Kaisers, und zogen in einer herrlichen Staatsbarke, mit zehn scharlachroth gekleideten Ruderern, so das Rotenburger Wappen auf Brust und Rücken trugen, den großen Canal aufwärts zum Haus Loredano, allwo wir mit hoher Pracht empfangen und sogleich in den Saal hinaufgeführt wurden, in dem Monna Polia, schön wie vor Zeiten, unter ihren Frauen saß. Und auf des Grafen wohlgesetzte, in italienischer Sprache gehaltene Anrede entgegnete sie gar freundlich bejahend, und mit einem ernsten Neigen des jungfräulichen Hauptes reichte sie ihm zur Bekräftigung die schöne Rechte, die er feurig und andachtsvoll küßte, als sei es die einer Heiligen.

So ward denn Monna Polia meines jungen Herrn Braut.

Als aber der Graf sein Weib heimgeführt hatte, in die alte Rotenburg, da dünkte ihn Alles zu eng und zu düster für die holdselige Frau und er beschloß, bald nachdem sein Vater, Graf Hugo Friedrich, verstorben war, da er nunmehr allein zu befehlen hatte, eine neue Burg zu errichten, stattlich, mit breiten Fenstern und großräumigen Zimmern, wie Frau Polia es in Venezia, in ihrem Vaterhause, gewohnt war. Er ließ auch einen welschen Baumeister kommen, der mußte ihm Risse und Zeichnungen machen; weil aber die Gräfin, des Bergsteigens ungewohnt, die hochgelegenen Burgen nicht liebte, sollte das neue Schloß in der Ebene liegen; und weil sie städtisches Leben und Treiben erfreute, sie gern viele Menschen sah und erfuhr, wie's in der Welt draußen zuging, deshalb durfte es nicht im Walde oder an einsamer Stätte stehen, sondern recht an der Straße, auf der Jeder vorbeiziehen mußte; und also ließ er den neuen Palast dicht vor dem Stadtthor von S. . . . . erbauen. Er trieb aber die Arbeiter, so sehr er nur konnte, zur Eile an und kaum war das Haus unter Dach, kaum waren die großen, dreifachen Fenster fertig, kaum vermochte man auf schmaler Treppe in dem hinteren Flügel zum Obergestock emporzusteigen, da brachte der Graf sein junges Gemahl von dem alten Bergschloß zu Thal, in das neue bequemere Haus. Und das behagte denn auch der Gräfin und sie schritt durch die großen freien Räume und schaute von dem breiten Fenster zur Landstraße hinab, auf welcher eben ein Zug von Reisigen, aus dem Thale kommend, gen Osten zog. Er aber, dessen ganzes Sinnen und Trachten nur darauf zielte, sie froh zu machen, beschloß, da er sie lächeln sah, nunmehr in dem neuen Hause zu bleiben, selber die Arbeiter zu beaufsichtigen, daß der Bau mit Eifer gefördert werde, und nicht weiter nach Rotenburg zurückzukehren, als nur um einiges Geräth herabzuholen, auf daß man hier unten sich wohnlich einzurichten vermöchte.

Digitized by Google

Und als dann Alles, was man brauchte, beisammen war und die Gräfin eben beschäftigt, den alten Hausrath in den noch kahlen Räumen zu ordnen, besonders aber den Stücken, so sie aus Venedig mitgebracht, einen ehrenvollen Platz anzuweisen, da meinte der Graf, daß der neue Palast nunmehr vor Allem die alten Bücher seines Hauses, die Schreiben und Urkunden beherbergen müsse, die der Rotenburger Rechte verbrieften. Ich bot mich an das Archiv zu holen. Der Graf aber lachte: „Ei, Pater Eugenius," sprach er, „was redet Ihr da von Archiven? Wir Rotenburger, das solltet Ihr wissen, sind niemals sehr schreibselig gewesen und all' unsre Schriften sind nur ein paar Briefe des Kaisers, die ich selber leichtlich in meiner Hand herabtragen kann." —

Es war aber an einem schwülen Morgen im Monat September, da küßte er sein Weib, bestieg sein Roß und ritt fröhlich von dannen. Die Gräfin und ich, wir waren im Saale, wo man kostbare venetianische Teppiche längs der Wände aufhing. Da ward es finster und immer finsterer, am hellichten Tage, wir vermochten nicht mehr zu sehen was wir thaten und plötzlich zuckt es: ein Blitz und ein Schlag!

Da schrie die Gräfin und alle Frauen: „Der Blitz hat gezündet!" Und sie stürzten hinaus auf die Gasse. War aber ringsumher Nichts zu sehen, nur der Regen goß nieder in Strömen und der Donner grollte von ferne. — Wir wollten das begonnene Werk vollenden, doch die Gräfin war unruhig und als Stunden verrannen und der Herr nicht heimkehrte, da stieg ihre Sorge; um sie zu beruhigen, nahm ich ein paar Knechte und ritt mit ihnen auf Rotenburg zu.

Droben, — wie soll ich den Jammer nur sagen? — Droben hatte der Blitz gezündet, das alte Gebäu war in Trümmer gesunken und unter den Steinen, Schutthaufen und Asche, lag zerschellt und zerschmettert, zum Tode verwundet, Graf Hans, mein junger goldlockiger Herr! — — — —

Da gab es ein Klagen! Noch aber war Leben in seinen Gliedern, wir luden ihn sorgsam auf unsere Schultern und trugen ihn angstvoll den Berg hinunter und brachten den Sterbenden zu seiner Frau. Und als sie sich jammernd über ihn beugte, da schlug er noch einmal die blauen Augen zu ihr empor, streckte seine Hand ihr entgegen, die ein weißes Blatt, aus aller Zerstörung gerettet, umfaßt hielt und sprach dann leise: „Mein süßes Weib! Du sollst nicht weinen. Was schadt's, wenn ich sterbe, so Du nur lebst und nur froh bist, Polia? — Ihr Alle hört es," rief er sich aufrichtend, „Ihr meine Freunde: Diese hier tritt nun an meine Stelle, sie ist Graf Rotenburg, besitzt alle Rechte, alle die Würden, die mir gebührten, daß zum Zeichen geb' ich, mein Weib, Dir hier vor Allen das Blatt, das des Kaisers Worte enthält, den Rotenburgern all' ihre Freiheiten, ihren stolzen Besitz, ihre Ehren und Rechte für ewige Zeiten verbürgt und verbrieft. Und, meine Polia, wenn Du mich lieb hast, so gräme Dich nicht viel, sei froh, wie ich Dich am Liebsten gesehen hab' und baue Dir wie mir zum Gedächtniß dies Haus ganz fertig, zum Schmuckkästlein, wie es Dich, Du Schönste, zu beherbergen ziemt. Wir Rotenburgs sterben, das Schloß bestehe, es heiße fürder nur — Schloß Polia!" — — Und mit dem Worte brach ihm die Stimme.

Das gab viel Thränen weit und breit, denn so wie es den jungen Herrn

Digitized by Google

liebte, so liebte das Volk keinen andern der Edlen und da er gegangen war, meinten sie Alle, nun kämen wieder die bösen, zuchtlosen Zeiten, wie einst in seinen Knabenjahren, da der Ritter Lambrecht, der nunmehr auch todt war, und Seinesgleichen die Wege unsicher gemacht und die Lande bedrückt hatten. Und als die Gräfin, die in schweres Siechthum verfallen war, ein todtes Knäblein zur Welt gebracht hatte, da war der Stamm der Rotenburgs, der lange kraftvoll und segensreich geblüht hatte, ganz erloschen und ausgestorben und war Niemand mehr, der den Namen trug. So blickten denn alle voller Sorgen in die düstere Zukunft, schon begannen sich hier und dort Aufwiegler zu regen und die Leute murrten, begehrten einen neuen Herrn und wollten nicht die fremde Frau als ihren Grafen anerkennen. Sie aber lag versunken in ihre Schmerzen, wollte Nichts wissen von weltlichen Dingen und trachtete nur in ein Kloster zu gehen und ihr Hab und Gut an die Kirche zu schenken. Denn sie stand nun ganz allein auf der Erde, da nämlich auch Herr Loredan, ihr würdiger Vater, nachdem die Republik Venedig wiederum mit dem Kaiser zerfallen war, auf unbekannte Weise, man munkelte zur Strafe seines kaiserlichen Sinnes, seit Kurzem um's Leben gekommen war.

Als nun aber die Gräfin in ihrem Gram sich ganz und gar zu verlieren drohte, da mahnte ich sie an ihre Pflichten und an ihres Herrn letzte Worte und sie hörte geduldig auf meine Rede und that, was zu thun war. Und weil sie klug war und erfahren und verständig, mehr als irgend ein anderes Weib, so gedieh ihr Alles. Die Männer gehorchten; was sie befahl, das geschah; was sie rieth, das war dienlich; auf ihren Burgen herrschte bald wieder Frieden und Ruhe. So war die Frau denn der Graf von Rotenburg-Saragossa, wie ihr Gemahl es ihr sterbend geboten hatte. Nur in Einem that sie nicht seinen Willen: den Schloßbau führte sie nicht weiter, sie wohnte darin und ließ es halbfertig, aber rührte nicht an, was er begonnen hatte. — „Denn was wir zusammen so fröhlich planten, das mag ich nimmer in Trauern vollenden," so sagte sie oftmals. Der alte Baumeister aus Welschland ging müßig umher und baute sich endlich selber, zum Zeitvertreibe, ein eigenes Haus dem Schloß gegenüber; er wartete, bis man seiner bedürfte.

So ging nun Alles im ruhigen Geleise, Jahr aus und Jahr ein. Die Gräfin regierte mit männlichem Geiste, es schien auch, daß ihr das Regiment ganz wohlgefiel, denn ob sie gleich häufig vom Kloster sprach und ob sie auch schwarze Nonnenkleider trug, die sie nie mehr ablegen wollte, lebte sie doch ganz weltlich mit ihren Frauen, las ihre Bücher, wie daheim in Venedig, ritt auf ihre Burgen, auch wohl zum Jagen und ließ ihre Mädchen zur Laute singen. Das verstand aber Keine so gut wie die kleine Geltrudis, das Kind des schlimmen Lambrecht und des Fräulein Beatrix, das, nun Beide gestorben und die verschuldete Burg in fremde Hände gekommen war, die Gräfin, als ihres Eheherrn leibliche Nichte in ihren Schutz genommen hatte. Und es war das Mägdelein, obwohl es so jung war, der Gräfin die Liebste von all' ihren Frauen und mußte immer in ihrer Nähe sein und lernte von ihr, was sie selber wußte, und war ein gutes holdseliges Kind. So herrschte die Frau über Länder und Mannen und war allgeachtet und allbeliebt. Aber eben weil ihren Mannen die

Digitized by Google

gerechte und einsichtige Herrin, weil den benachbarten Edelleuten der friedliebende und doch kampfbereite Nachbar sehr wohl behagte, wollten weder die Einen noch auch die Andern, daß die Güter in fremde Hände geriethen, und weil auch Viele sich der neuen Irrlehre, so in Deutschland gepredigt ward, zuneigten, fürchteten sie Nichts so sehr, wie die geistliche Herrschaft und um dieser nimmermehr zu verfallen, riefen sie sämmtlich nach einem Herrn.

So baten sie die Gräfin denn, sich neu zu vermählen, damit ihre Nachkommen später die Lande beherrschen könnten; das begehrten sie immer und immer wieder. Gräfin Polia wies sie zuerst mit Empörung, dann verächtlich, dann ungehalten, zuletzt nur noch ungeduldig zurück; am Ende wußte sie gar keinen Ausweg und versprach, die Sache wohl zu erwägen. Mit dem Versprechen allein war's den Herren freilich noch nicht gethan, denn da die Gräfin einen und den andern vornehmen Freier, der sich um ihre Hand bewarb, heimgeschickt hatte, da erschienen eines Tages die obersten ihrer Amtsleute und die Verwalter ihrer Burgen vor ihr auf dem noch immer halbfertigen Schlosse und, nachdem sie ihr für ihre weise Regierung Lob und Dank gespendet hatten, erklärten sie Alle mit einer Stimme, sie wollten unter ihr leben und sterben, — nie aber in geistliche Hand verfallen. Mit diesen Dienstmannen zugleich aber waren zwei Grafen gekommen, die waren die Häupter des benachbarten Adels, bestätigten Beide die Rede der Mannen und sagten, es sei ihr Recht, was sie begehrten; das müsse die Gräfin auch zugestehen. Und also dürfe sie nicht mehr zögern, sich zu vermählen, sie müsse nun wählen und wen sie auch wählte, er sollte von Allen als Herr und Gebieter und als Graf neben ihr anerkannt werden; denn man vertraue darin ihrer Klugheit, daß sie nur einen Würdigen erkiesen werde. Doch sie müsse bald ihre Wahl bestimmen, denn die Ungewißheit könne nicht länger währen. Sie sollte nur sagen, bis wann sie bereit sei: binnen einer Woche, binnen Monats- oder Jahresfrist, es fehle ja nicht an adligen Freiern, je länger sie zögerte, je schwerer falle dann die Wahl. Und also sprachen sie ihr einen Eidschwur vor, den sollte sie nachsprechen: „Ich gelobe, mir einen wohledlen Rittersmann zu Gemahl zu nehmen, der soll mit mir die Lande besitzen. Und das will ich thun, bestimmt und gewißlich, wann" — — —

Wann, ja wann? — Da schaute die Gräfin sich rings im Saal um und wußte keinen Zeitraum zu sagen, denn es graute ihr vor all' ihren Freiern, sie mochte keinem Mann mehr gehorchen und ihre Blicke suchten nach Rath, nach einem Ausweg. Da traf ihr Auge auf mich, der ich wartend, wie alle die Andern seitwärts stand, und ich hielt in der Hand noch das Buch, aus dem ich ihr vorgelesen hatte, als die Herren gekommen waren, und das Buch war der hohe Gesang des Homeros und das Letzte, was ich gelesen hatte, war die Geschichte von Penelopeia, Odysseus' Gemahlin. — Da stieg ein Lächeln auf die Lippen der Gräfin, sie erhob sich von ihrem Sessel, streckte die Schwurfinger ernst gen Himmel und sprach mit feierlich stolzer Stimme:

„Ich gelobe dieses zu thun, wann endlich das Haus, in dem ich hier wohne, vollendet sein wird, meinem verstorbenen Gemahl zum Gedächtniß, wie er es mir im Sterben geboten hat. Und dann will ich wählen und keinen Tag früher, das gelobe ich nochmals, so wahr mir Gott helfe." —

Digitized by Google

Das mußten die Herren denn auch zufrieden sein, denn Mancher von ihnen hatte die Worte des sterbenden Grafen selber vernommen und Jeder erkannte der Gräfin Entschluß für recht und billig. Zudem schien auch das Schloß, so wie es war, mit dem schmucklosen Hof und der kleinen Treppe nicht ganz unfertig, mehr als ein paar Monate, meinten die Meisten, dürften kaum hingehen, bis es gänzlich vollendet sein werde. Aber die Gräfin meinte es anders.

Als ich an jenem selben Abend zu ihr kam, den Gesang des Homer zu Ende zu lesen, fand ich sie heiter und guten Muthes, vor ihr lagen die Pläne und Risse, nach denen das Haus begonnen worden, dabei stand der Baumeister und hörte auf ihre Befehle. — „Wie ein Schmuckkästlein solle ich das Schloß vollenden, hat mein armer Gemahl mir sterbend geboten und so soll's auch werden. Laßt nun Marmor aus Italien kommen und Arbeiter, die geschickt sind, ihn fein zu meißeln, auf daß das Schmuckkästlein innen gar köstlich verkleidet werde; auch ein schönes Thor müßt Ihr mir machen, Säulen rings um den Hof und eine andere breitere Treppe, Alles so neu und so kunstreich, wie Ihr es irgend zu machen vermögt." Und zu mir gewendet, sprach sie auf lateinisch: „Nun was meint Ihr wohl, Pater Eugenius, wenn Frau Penelopeia ihr Gewand nie vollenden konnte, sollt' nicht ein Schloßbau noch länger währen, als solch ein Webstück?"

Und das war der Gräfin geheimer Gedanke: sie wollte die erzwungene Wahl nicht thun, denn war sie auch nicht mehr von Gram umfangen, wie in den ersten Jahren, hatte auch die Zeit ihre Schmerzen gelindert, ihre blühende Jugend sie wieder zum Frohsinn hingeleitet, — je wohler ihr in ihrer Alleinherrschaft ward, desto mehr bangte ihr, die Macht zu theilen und einem Herrn unterthan zu sein. Denn sie fühlte wohl, so wie Graf Hans sie einstmals geliebt und hoch gehalten hatte, so liebte und verehrte sie keiner der guten Ritter, die sich jetzt so eifrig um ihre Hand — und um ihr vieles Gut bewarben. — So begann denn ein fleißiges Bauen im Schlosse, es kamen Wagen voll edlen Marmelsteins, der alte Meister verschrieb sich viel junge Gehilfen, die mit der neuen Bauweise noch besser vertraut waren als er und der Gräfin ihr Schloß so reich zieren sollten, wie sie es begehrte, ja im kommenden Winter reiste er selber noch einmal nach Venedig, um dort zu sehen, was es Neues gäbe und die größten Meister um Rath zu befragen. Als also das Jahr um war, war der Schloßbau von seiner Vollendung so entfernt wie zuvor, die Freier wurden auf die Zukunft vertröstet und die Burgmannen legten sich wieder auf's Warten. Inzwischen schritt die Arbeit ein Wenig vorwärts und nun erkannte man wohl, daß, was hier gebaut wurde, anders sei, als andere Burgen, daß es dem ganzen Lande zur Zierde gereiche und man der Gräfin, ob ihrer List, die man nun wohl begriff, nicht zürnen dürfe.

Da war Einer unter den jungen Leuten, so man aus Venedig hergeschickt hatte, der war kein gemeiner Geselle, der verstand mehr, als der Baumeister selber; der begann nun den Hofraum mit Säulen zu schmücken, die in mehreren Stockwerken übereinander rings umher die Wölbungen trugen; aber in der Ecke, unter dem Säulengang, ward die Treppe errichtet, erst doppelläufig, dann einfach aufsteigend, bis an den Hauptsaal im ersten Stock. Das ließ er Alles nach

Digitized by Google

seiner Erfindung bauen, er selber aber, der seines Zeichens ein Bildhauer war, begann den Marmor köstlich zu meißeln und begann um Thüren und Fenster und Thore die lieblichsten, holdesten Ranken zu ziehen. Hier spielten Kinder zwischen den Zweigen, dort verknüpften sich Schlangen mit Adlern, ein Fabelthier reckte sich neben Delphinen und Löwenköpfen, an langen Schnüren hingen Waffen herunter und bärtige Männer mit Ziegenfüßen trugen Körbe voll herrlicher Früchte. Und weil er all' das Schöne nicht gedankenlos machte, sondern mit tiefem Sinn, so galt es oft der Gräfin Entscheidung und ihre Meinung zu befragen, ob Dies oder Jenes zu wählen und was wohl am Besten ihre Gedanken auszudrücken geeignet sei. So kam er denn viel in der Gräfin Nähe und sie und ich, wir mußten oft staunen, welch' hoher Sinn in dem Jüngling lebe und welch' reiches Wissen. Als er dann befragt ward, erzählte er bescheiden, woher er sein Wissen erworben habe: daß er von Geburt nur ein Findelkind, von edlen Menschen zu Florenz erzogen, zum Jacopo Tatti in Dienst gekommen, bei ihm, der auch Sansovino benannt ward, dann Schüler und Gehilfe geworden sei. Mit seinem Meister habe er Reisen unternommen, Rom und all' seine Schätze gesehen und vor Allem die Meister, die dort noch lebten, Michelangelo schaffe dort rüstig; der göttliche Rafael, wenn auch gestorben, lebe in seinen Werken noch fort. Dann erzählte er von Bauten und Bildern und von den Funden in alten Grotten, den köstlichen Werken aus Römerzeiten, dem Neuen, das jetzt geschaffen werde, von seinem Meister, mit dem er zuletzt nach Venedig, Monna Polia's wunderseltsam herrlicher Heimath, gekommen sei und wie er von ihm dem alten Baumeister als Gehilfe empfohlen worden. Dann aber sprach er von der Kunst, er sprach begeistert von ihrer Hoheit und hehren Macht, von seinem annoch bescheidenen Können, von seinem Streben, etwas Rechtes zu machen. Und wenn er so redete, horchten wir Alle: die Gräfin, der Baumeister, ich und die Frauen, so viel ihrer seine Sprache verstanden. Die Gräfin aber horchte am liebsten. Sie ließ ihn immer wieder kommen, ihr zu erzählen und vorzulesen, auch vorzusingen, denn er besaß zu all' seinen Gaben, seiner Schönheit und seiner Jugend auch noch eine ganz liebliche Stimme und wenn er seine Florentiner Liedchen sang, dann mußte selbst Jungfer Geltrudis vor ihm weichen, obschon wir die sonst stets das Singvöglein benamset hatten. —

Oft stieg nun die Gräfin hinab in den Schloßhof und sah Messer Antonio, wie der Jüngling benannt ward, bei seiner Arbeit zu und frug ihn, was Dies zu bedeuten habe und Jenes und wie er's mache und ob es nicht schwer sei? Und wenn er dann sagte, er könne Nichts schaffen, wenn er allzuviel rede, dann lachte die Gräfin: „Ei, so werdet Ihr später fertig, eilt Euch nur ja nicht, ich habe Zeit." — Weil er nun aber nicht müßig gehen mochte und den Schloßbau nicht schneller fördern durfte, begann er noch für das Haus gegenüber, das er mit seinem Meister bewohnte, aus freien Stücken ein Thor zu entwerfen und führte es aus und es ward so köstlich, wie Alles, was seine Hand geschaffen. Aber das Schönste war und blieb doch jener Pfeiler am Eingang zum Hofe, wo zwei Satyrn, auf Blumen hockend, Flöten blasen und allerlei Greifen und Fabelthiere sich verschlingen und halten und beißen.

Nun begab es sich eines Tages, da die Gräfin im Hofe weilte, um dies

Digitized by Google

Kunstwerk anzuschauen, daß viele Reisige gezogen kamen, Ritter und Herren, ihre sämmtlichen Freier, alle Burgmannen und viele Knechte. Die traten vor sie hin und erklärten, nun habe der Schloßbau lange genug gedauert, nun seien sie müde, noch länger zu warten und nunmehr müsse die Herrin entscheiden. Da ward sie bleich und bat nochmals um Aufschub, nur noch drei Monate, bis zu dem Tage, an dem vor Jahren ihr Gatte gestorben. Bis dahin wolle sie das Schloß wirklich vollenden und an dem Tage wolle sie wählen. Dann sollten Alle sich hier versammeln und sollten es hören, welchen Mann nun die Rotenburger Lande zum Herrn erhielten. — „Aber," so setzte sie feierlich hinzu, „vorher, Ihr Herren, müßt Ihr mir schwören, wen ich auch wähle, als Herrn zu erkennen, sofern er nur Ritter ist und tugendhaft und treu." — Das gelobten ihr denn auch ihre Mannen und beruhigten sich mit dem festen Versprechen. Und als sie fort waren, sagte die Gräfin zum alten Baumeister und zu Messer Antonio: „Nun müßt Ihr Euch eilen, Ihr habt's ja gehört, binnen dreien Monaten muß Alles vollendet sein, bisher habt Ihr gezögert, nun aber sputet Euch, so sehr Ihr nur könnt." —

Als ich am Abend desselben Tages zur gewohnten Zeit bei Frau Polia eintrat, um wie alltäglich den Abendsegen vor ihr und ihren Frauen zu lesen, fand ich sie allein. Sie saß in dem Erker, der über den Garten weg in das Thal blickt, hatte das Haupt in die Hand gestützt und sah sinnend hinaus auf die blauen duftigen Berge, hinter denen eben die Sonne versank. Und als ich eintrat, wandte sie sich zu mir, sah mich mit langem ernstem Blick an und begann dann: „Habt Ihr's vernommen, Pater Eugenius, ich will mir einen Gatten erwählen! Ich soll meinem goldlockigen armen Hans Hugo einen dieser Ritter zum Nachfolger geben; nun, was meint Ihr, wer ist wohl der Beste, wer ist der Klügste, die Länder zu beherrschen? Ist es Herr Kuno? er sagt zwar, er liebt mich, aber ich glaube, der Wein ist ihm lieber. Oder Herr Max? er kann zwar nicht schreiben, hat auch nicht viel in Büchern gelesen — nun, gelehrt war mein Gatte ja auch nicht, doch er war edel, festen Sinnes und klugen Herzens, während der — jeder Bauer wäre mir lieber! Oder was meint Ihr zum Grafen Friedrich? ich glaube fast, der wäre der Beste, jedenfalls könnt' er's am Besten gebrauchen, denn von seinem Eignen gehört ihm kein Stein mehr und er steckt bis zum Halse in Schulden. Oder der Freiherr, oder Herr Walter, oder" — und da sie noch andere Herren nannte, von denen Keiner im Mindesten paßte, unterbrach ich sie:

„Frau," sagte ich, „verstellt Euch nur nicht. Ich weiß ja ganz gut, daß Ihr schon gewählt habt; als Ihr heute den Herren die Antwort ertheiltet, da wußtet Ihr sehr wohl, wen Ihr Euch dachtet; darin täuscht Ihr mich nicht. Nur, ich mag sinnen, soviel ich will, ich kann nicht finden, welcher Ritter der Rechte sein mag, der Alles in sich vereinigt, was Ihr begehrt. Wahrlich ich weiß nicht, wer's ist."

Da lächelte die Gräfin. — „Nein, ich glaube wohl, daß Ihr das nicht errathet. Aber müht Euch nicht darum; zu seiner Zeit werdet Ihr es erfahren. Heute helft mir bei etwas Andrem: seht, Pater Eugenius, ich herrsche so manches Jahr schon als Graf hier, habe Rechte und Pflichten, als sei ich ein Mann, bis

Digitized by Google

auf ein Einziges, seht her, hier steht es": — und sie entrollte vor meinen Augen das alte Blatt, das ihr Gatte ihr sterbend gegeben hatte, — „die Grafen von Rotenburg sind berechtigt, wen immer sie wollen, zum Ritter zu schlagen. Nun, ich bin Graf und so lang ich es bin, will ich auch dieses mein Recht noch üben, nachher mag es mein Gatte verrichten, oder auch nicht, wie es ihm dann gefällt." — Und so befahl sie mir gleich die Briefe, die dafür nöthig wären, zu schreiben; an den Kaiser den ersten, den zweiten aber an den gesammten Adel, um zu verkünden, daß alle die Herren, so es begehrten, am bestimmten Tage, nach geschehener Ehrenprobe, nach der feierlichen Messe, von ihren zarten Frauenhänden sollten zu rechten Rittern geschlagen werden.

Nun begann eine fleißige Zeit in dem Schloß. Die Arbeit ward mit Eifer gefördert, denn was bisher für Jahre bestimmt war, sollte jetzo in wenig Monden vollendet werden, dazu gab's täglich Gäste zu bewirthen, denn es kameu mehr Freier herbei als jemals zuvor, und nun verbreitete sich auch die Kunde vom Ritterschlag, die im ganzen Lande Aufsehn erregte und Knappen und Ritterbürtige von fern her lockte. Die Gräfin aber hatte bestimmt, daß sie dieses ihr Recht an dem letzten Tage ausüben wollte, an dem sie noch alleinherrschender Graf sei, am nächsten Morgen würde sie entscheiden, mit wem sie fortan ihre Rechte alle zu theilen gesonnen sei. So gab's denn viel Arbeit und viel zu schaffen, ihre Frauen aber mußten für die jungen Herren die Schärpen sticken und besonders fleißig war die blonde Geltrudis, die erhob die Blicke kaum von ihrer Arbeit. — Als nun die Zeit sich immer mehr nahte und die Gräfin ordnete und bestimmte, was und wie es gehalten werden sollte, als sie die Namen der Jünglinge herzählte, die sie zu Rittern schlagen wollte, da nannte sie als letzten: Messer Antonio! Und so wie sie den Namen aussprach, da wußte ich plötzlich, wen sie gewählt hatte.

Und wie ich es für Recht und Pflicht hielt, ging ich, da ich sie allein wußte, zu ihr und sagte: „Frau, Ihr bereitet Euch und dem, den Ihr lieb habt, Kummer und Sorgen mit Eurer Wahl. Einen Ritter wollen Eure Mannen, aber nimmermehr Einen, den Ihr erst eben zum Ritter machtet und der bis dahin nur ein namenloser Mann war; einen Deutschen wollen sie, keinen Welschen; einen starken, mächtigen Gebieter, der sie schützen kann, aber keinen Knaben, der rückhaltslos dasteht, ohne Sippe, der nichts vom Krieg, noch vom Herrschen versteht." — „Nun, so verstehe ich's um so viel besser," rief die Frau ganz übermüthig, „sind die Mannen so hoch zufrieden mit meiner Regierung, kann ich sie ja auch fürder beherrschen. Sie wollen mich zwingen, mich zu vermählen, ich thu' es nicht gern, da ich aber muß, so wähle ich den, der mir selber behagt. Wißt Ihr noch, wie ich als Mädchen sagte, Hans Hugo's Goldhaar und Eure Klugheit, das gäbe zusammen den rechten Mann? Nun, hier finde ich Beides in Einem: Haar, wenn auch nicht golden, doch kraus und lockig, Augen so ehrlich und klar, wie die seinen, Jugendmuth und Jugendfrische, und dazu Klugheit und Wissen und Kunst." — „Aber," begann ich wieder zu mahnen, „hat er denn auch Hans Hugo's Treue, liebt denn der Jüngling Euch, Monna Polia? Euer Gemahl, das verspracht Ihr den Mannen, solle ein Ritter sein und tugendreich und treu." — „Nun, zum Ritter will ich ihn schlagen, als Tugend achte ich

Digitized by Google

aber sein Können, sein reiches Wissen und feines Wesen, und endlich, was seine Liebe betrifft, wie seine Treue: ich glaube auch daran. Am Tage, an dem er zuerst hier vor mich geführt ward, hat er vom Meister einen Stein erbeten und gesagt, er wolle ein Bildwerk beginnen, nicht für den Schloßbau, nur sich zur Uebung. Und an dem Stein, an demselben Stück Marmor, schafft er noch immer in heimlichen Stunden, Niemand sieht es, selbst vor dem Meister hält er's wie einen Schatz verborgen. Als ich ihn aber eindringlich fragte, da ward er roth bis hinauf in die Schläfen und sagte: Das ist mein Geheimniß. Madonna, ich will Euch auch sagen, was ich da mache, es ist nichts als ein Frauenköpfchen; wenn ich das, so wie ich es wünsche, ausführen kann, dann bin ich in meinen eigenen Augen kein Handlanger mehr, brauche nicht nur Grottenwerk, Masken und Fratzen zu meißeln, sondern bin ein echter Künstler. Denn wer das Schönste, was Gott erschaffen, ein Frauenantlitz, naturwahr darstellt, der ist kein Lehrling mehr, der ist Meister. — Und auf mein Drängen versprach er mir endlich, auch diese Marmorplatte im Schlosse anzubringen und sie zu dem Tage, zu welchem Alles vollendet sein soll, auch zu vollenden und mir sie zu zeigen. Aber: was meint Ihr, mein lieber Eugenius, wessen Bild wohl der Jüngling so heimlich nachbilden mag und es nimmer beendet, weil er sich selbst es doch nimmer zu Dank macht und nun seit vollen drei Jahren dran meißelt? Doch wohl das Bildniß Einer, die er am Tage, da er es begann, zum ersten Male gesehen hatte. Nun denn, an jenem ersten Tage sah er zum ersten Male — mich. Glaubt Ihr an seine Liebe und Treue?"

Sie war so erfüllt von ihrer Neigung, so beschäftigt mit ihren Plänen, daß sie auf meine Mahnworte nicht hörte; und wahrlich, anders als warnend konnte ich nicht sprechen, denn der Junge war rein und adlig an Geist und Körper, an Herz und Verstand, an Gedanken und Sitten, und war kein Fehl an ihm auszufinden als eben, daß er zu jung und ein Findelkind war. Doch hatte ich damals Junker Hans Hugo nicht zu überreden vermocht, daß er von Monna Polia lasse, so vermochte ich jetzund ebensowenig Gräfin Polia zu überzeugen, daß der junge Antonio nicht für sie tauge. Ich mußte stillschweigen, mußte womöglich noch helfen, mußte sehen, wie sie Alles für den großen Tag bereitete und je schöner der Schloßhof wurde, je näher der Tag herankam, desto schwerer ward mir das Herz.

Endlich wurden die Gerüste herabgenommen und nun erkannte man erst ganz die Pracht der Bildwerke. Auch die Treppe ward rechtzeitig vollendet und im ersten Stock schloß sie eine köstliche eiserne Thür ab, für die hatte Antonio die Zeichnung entworfen, aber geschmiedet war sie in unserer Gegend, wo man es trefflich versteht, in Eisen zu arbeiten. Alles war fertig; — nur ganz vorn an der Treppe, gleich wenn man von der Eintrittshalle hinaufsteigt, war die eine Seite des vordersten Geländerpfostens mit Tüchern verhüllt und es war einem Jeden verboten, die Tücher zu heben, denn sie verbargen jene Marmorplatte, die Messer Antonio's Geheimniß enthielt.

So kam denn der Tag der Ritterweihe, und es wird lange noch nacherzählt werden, was das für ein Fest war und die Herren, die an dem Tage auf der Schwelle der Pfarrkirche von der schönsten Frau einen Schlag erhielten, werden

Digitized by Google

sich dessen bis an ihr seliges Ende rühmen. Jeder der neugeschlagenen Ritter bekam von der Dame zur Erinnerung und zum Zeichen, daß er sich fortan ihrem Dienste zu weihen habe, eine köstlich gestickte Schärpe; Jedem bot sie selbst diese Gabe, die ihr eine ihrer Frauen hinhielt, sowie der Ritter vor der Herrin niederkniete. Aber als der letzte Ritter, Messer Antonio, niederkniete, da nahm die Gräfin die letzte Schärpe aus der Hand der jüngsten und letzten der Frauen — und das war die blonde Geltrudis. Und die Gräfin schenkte dem Jüngling noch überdies, was sie Keinem als ihm gegönnt hatte: einen langen innigen Blick, daß gar Mancher ihn schmerzlich beneiden mußte.

Als nun die Feier beendigt war und die Ritter und Edelfrauen paarweise durch die breite Gasse dem Schlosse zuschritten, Gräfin Polia voran am Arme des vornehmsten Grafen, und als allerletztes Paar Messer Antonio und Geltrudis, — da erklärte die Gräfin ihrem Begleiter, was Viele verwundert hatte, daß sie den Künstler ob seiner Kunst zum Ritter geschlagen und zum Beweise seines Werthes zeigte sie allen Herren erst das Thor am Hause des Baumeisters, dann aber den eigenen herrlichen Palast, den noch kein Fremder betreten hatte, seit seine Pracht nunmehr enthüllt war. Und als sie den sahen, staunten alle die Edelleute, und selbst die Stolzesten mußten gestehen: wer das geschaffen, sei er auch nicht ritterbürtig, verdiene wahrlich ein Ritter zu heißen. — Und vom Hofe führte die Gräfin ihre Gäste in ihren Saal, da standen reiche Tafeln bereitet, ein köstliches Gastmahl war hergerichtet, ein jeder Ritter saß neben der Dame, die er im Zuge begleitet hatte, ganz unten aber, am Ende der Tafel saß Ritter Antonio und bei ihm Geltrudis. —

Alle rühmten der Gräfin Milde wie ihre Klugheit, untereinander flüsterten sie heimlich, manch Einer seufzte und mochte sich wünschen, daß er der Glückliche sei, auf den morgen der Gräfin Wahl fiele. Denn wen sie wählen werde, das wußte Keiner. Und als am Abend die Herren alle Urlaub nahmen, als da der Letzte, der junge Antonio, sein lockig Haupt vor ihr verneigte, da sagte die Herrin: „Nicht wahr, Junker, morgen werdet Ihr es mir zeigen, was Ihr verhüllt habt?“ — Da hob der Jüngling den Blick zu ihr auf, aus seinen Augen strahlte helles Feuer, sein Mund schien zu lachen, seine Stimme klang wie Jauchzen und er sprach: „Morgen sollt Ihr es erschauen, Ihr und — Andre, denn diese Nacht noch will ich's vollenden.“ —

Damit ging er, auch die Frauen verließen die Gräfin und dann erst sandte sie mich von hinnen, nachdem sie mir nochmals ihren Willen unerschütterlich fest wiederholt hatte: „Morgen gebe ich dies Blatt hier aus den Händen,“ sprach sie, das Pergament mir zeigend, „um das Graf Hans den Tod gefunden, und der Ritter, der es erhält, ist der Beste, der Klügste, der Schönste, aber noch mehr: er ist auch der Treuste!“ —

Also entließ sie mich. Schweren Herzens stieg ich die Treppe hinab, im Hofe war es schon still, nur vorn in der Halle kniete Antonio noch und meißelte an seinem Bildwerk, obwohl er kaum mehr zu sehen vermochte, denn der Abend neigte sich zur Nacht und der Mond war kaum im Aufgehen begriffen. Ich sprach mit ihm, doch er schien befangen, nur bestrebt sein Werk vor meinen Augen zu bergen; so ließ ich ihn denn bei seiner Arbeit und schritt den Bogen-

Digitized by Google

gang entlang, bis zu dem Gemache, das mir die Gräfin von jeher eingeräumt hatte, und vertiefte mich dort in meine Bücher.

Nun hatte ich aber dazumal, auf der Herrin Geheiß, gerade manche alte Pergamente aus anderen Schlössern der Rotenburger in diesem, ihrem jetzigen Wohnsitz zusammengebracht, um sie neu zu ordnen; und als ich eben an jenem Abend die alten Blätter halb in Gedanken hin- und herwandte, da fiel mir zufällig eins in die Augen, das ich bisher übersehen hatte, und das enthielt kein wichtiges Schreiben, keinen Vertrag und keine Urkunde, sondern eine ganz kurze Erzählung von der schwarzen Gräfin, die, wie die Bauern sagten, ein Geist sei und immer gerade dann erscheine, wenn den Rotenburgern ein Unglück bevorstand. Wie ich das lese und darüber sinne, auf welche Weise wohl solch' eine Sage im Volke entstehen mag und wie fest sie haftet, — denn damals, bei Graf Hans Hugo's Tode, hatte es wieder geheißen, eine schwarze Gestalt, die völlig seiner Mutter, der Gräfin Saragossa gleiche, sei Nachts zuvor klagend auf den Zinnen der Rotenburg gesehen worden, — wie ich das bedenke, höre ich plötzlich Schritte draußen, eine Thüre, die schwer in's Schloß fällt, dann tiefe Stille und urplötzlich gellt ein Schrei durch die Hallen des Hofes. Ich springe empor, ich stürze zur Thür, reiße sie auf und — das Haar sträubt sich mir auf dem Haupte, die Glieder beben mir vor Entsetzen, bin ich denn selbst nur ein thörichter Bauer? oder — nein es ist Wahrheit, ich kann mich nicht täuschen, ich sehe sie wirklich: vor mir im hellen silbernen Mondschein, der blendend zwischen den Säulen hereinscheint, steht auf dem Absatz der neuen Treppe, die Hand wie drohend gen Himmel erhoben, die hohe Gestalt der schwarzen Gräfin!

Ihr Antlitz freilich kann ich nicht sehen, denn sie hat es mir abgewendet; aber nun bewegt sie den Arm, nun spricht sie — da fällt mir ein Stein vom Herzen, denn ich kenne ihre Stimme; sie ist kein Gespenst, keine todte begrabene Gräfin von Saragossa, sondern meine edle Herrin, die lebende stolze Gräfin Polia in ihren Wittwen- und Nonnenkleidern, die sie erst morgen ablegen wollte. Aber was redet sie denn, das so traurig durch die Hallen des Schloßhofs hintönt? Ihre Stimme, die sonst so klangvoll, bebt wie gebrochen, rauh und schaurig: „Höre! Du mein armer Gatte, der Du rein und treu warst, wie Keiner, Dir gelobe ich's hier in dem Hause, das Du mir zur Freude erbaut hast. Du sollst Keinen zum Nachfolger haben und wie es auch kommen mag, ich bleibe Dir treu. Doch wenn nun Fremde hier herrschen werden, hört es Ihr Männer von künftigen Geschlechtern: dieses Schloß darf nur der besitzen, der in Allem und Jedem die Ritterehre und Rittertreue bewahren wird. Wer aber nicht treu ist, der soll des Erbes der Rotenburger verlustig gehen." —

Als sie so gesprochen hatte, bückte sich die Gräfin, um Etwas aufzuheben, das vor ihr am Boden liegen mochte, und indem sie die Treppe wieder hinaufzusteigen begann, erblickte sie mich. Da hielt sie empor, was sie in der Hand trug und sagte zu mir: „Das Eine hab' ich ihm bringen wollen, dem Knaben, den ich morgen zu erhöhen gedachte, doch zum Lohn und Dank für meine Liebe, habe ich hier das Andere gefunden." — In der einen Hand aber hielt sie jene Schriftrolle und in der anderen — einen Frauenschuh. Doch als ich zu fragen

Digitized by Google

begehrte, welche Bewandtniß es damit habe, winkte sie mir Schweigen und sagte trübe: „Ich weiß es selbst nicht und will es nicht wissen, wer ihn verloren hat; genug daß Beide vor mir entflohen. Doch Euer Rath ist zu Ehren gekommen, Pater Eugenius, die Warnung war klug. Das Weitere werdet Ihr morgen vernehmen." — Damit stieg sie die Stufen empor, das Mondlicht fiel auf ihr trauriges Antlitz, auf die blassen Hände, die den Brief umschlossen, auf den glitzernden, kleinen Pantoffel, auf die lange schwarze Schleppe, die schleifend über den Marmor hinzog, und dann verschwand sie lautlos im Dunkeln und in dem stillen Säulenhofe stand ich mit dem stillen Mondschein allein.

Aber am nächsten Morgen regte sich früh schon das Leben im Schlosse, in der Stadt und auf allen Wegen. Denn von Bergen und Burgen zogen Ritter herbei, aus den Thälern die Bauern, die Maier und Knechte, um den endlich vollendeten Schloßbau zu sehen, vor Allem jedoch um zu erfahren, wer künftig ihr Herr und Gebieter sein werde. Nicht nur aus dem Thal kamen sie gezogen, von weither jenseits der Grenze, ja noch von den Tauern herunter, vom See her meine Klosterbrüder mit sammt ihrem Abte, Bürger aus der Hauptstadt und die Herren, so die Regierung des Landes besorgten. Es waren ihrer aber so viele, daß der Schloßhof sie nicht zu fassen vermochte und daß der Garten, der Platz vor dem Schloß, bis drüben zum Hause des Baumeisters hin, ja die nächsten Gassen des Städtchens von neugierigen Gaffern ganz erfüllt waren. Die vornehmsten Herren, die Fürsten und Grafen, der ganze Adel des Herzogthums versammelten sich in der Mitte des großen Saales, zur Rechten standen alle Amtleute und Verwalter der Rotenburger Lande, zur Linken die jungen Edelleute, die um die Hand der Gräfin warben, und diesen mochte das Herz wohl klopfen, denn heute sollte entschieden werden, wer das Glück und die Braut erhielte. Doch hinter den Freiern, an der offenen Thür, die zur Hofgallerie und zur Treppe hinführte, stand der welsche Meister sammt allen Gesellen, so das Haus vollenden geholfen hatten, die sollten heute von der Gräfin mit Ehre und Dank ihren Abschied erhalten, und unter diesen war Ritter Antonio im neuen Sammetwamms gar stattlich zu schauen. Da nun Alle versammelt waren, ging ich die Gräfin aus ihren Gemächern herbeizuholen und fast erschrak ich, da ich sie sah; denn statt der hochzeitlich prächtigen Kleider, die für den Tag bereitet waren, trug sie noch immer ihr Trauergewand. Und so schritt sie gefolgt von all' ihren Frauen in den Saal und stieg die Stufen hinauf zum Throne, der ihr zwischen beiden dreitheiligen Fenstern mit köstlichen Decken und goldenem Himmel errichtet war. Sie setzte sich in den Sessel darunter, nahm das Pergamentblatt aus meinen Händen und sprach dann zu den versammelten Rittern:

— „Ihr werthen Herren und Grafen und Ihr meine getreuen Dienstmannen, höret mich. Ich habe Euch mein Wort verpfändet, daß heute, an demselben Tage, an dem dies Schloß vollendet sein sollte, ich mir einen Gatten erwählen würde. Denn Ihr verlangt mit vollem Rechte zu wissen, wer Euch in Zukunft gebieten werde und wem Ihr hinwieder gehorchen sollt. Dieses erkennend, hatte ich beschlossen zu thun, was Ihr von mir begehrtet und Einen zu wählen, der mir an Tugend, an Sitten, an edlem Wesen, würdig erschiene. Und da ich

Digitized by Google

also wählen wollte, da sann ich zuvor, welche wohl die wichtigste Tugend sei, für meinen künftigen Gemahl und Euren Gebieter. Die wichtigste Tugend, sprach ich zu mir selber, die allererste und oberste Tugend, ist Treue; in ihr sind alle anderen beschlossen: denn nur wer treu seine Pflichten erfüllt, gegen Gott und Menschen, gegen Gattin und Kinder, nur wer auch ganz sich selber treu ist, nur der wird den Landen und meinen Mannen ein rechter Herr sein. Und wie ich so dachte, Ihr Herren, da mußte ich zuerst mich selber prüfend im Geiste betrachten: bin ich denn treu? Wenn ich nun wähle, wenn ich meinem geliebten Herrn, der mich so hoch hielt, daß er mich, die Frau und die Fremde! sterbend zum Grafen über seine Lande ernannte, wenn ich dem einen Jüngling zum Nachfolger gebe und ganz sein Andenken vergesse, bin ich dann treu? Und wenn ich es nicht bin, wie soll ich, die Treulose, Treue finden? Und deshalb: um jenes Wort zu halten, das ich am Altar dereinst in Venezia und hier in diesem selben Saale, in Graf Hans Hugo's Sterbestunde, meinem jungen Gatten gegeben habe, deshalb, Ihr Grafen und Ihr Mannen, halte ich das Euch gegebene — nicht. Aber" — rief sie, sich erhebend, mit lauterer Stimme, um den Lärm zu übertäuben, der im Saal auf ihre Worte entstanden war, — „aber weil ich einsehe und begreife, daß die Lande nicht nur einen heimischen Herrn, sondern vor Allem einen Stamm erheischen, der noch in vielen künftigen Geschlechtern zu blühen und zu gedeihen verspricht, deshalb nun lege ich, was ich selbst nicht zu thun vermochte, meiner Erbin auf, die, weil sie noch jung ist und niemals gebunden war, treuen Herzens auch Treue mag finden. Nimm dies Blatt denn, Geltrudis von Lambrecht, es verheißt Dir alle die Rechte, die ich selber besessen habe, Dir, Deinem Gatten und Deinen Kindern. Es fließet ja in Deinen Adern noch Blut vom Rotenburger Stamm, aus diesem Blute möge der neue Stamm nun erblühen. Nur das gebe ich Dir zu bedenken: wen Du wählen willst, das steht Dir frei, so er nur Ritter ist und Du ihn für werth hältst; aber ich verlange von ihm, wer er auch sein mag, den Beweis, daß er rein ist und treu." —

Mit den Worten legte sie das alte Blatt in die Hand des zitternd erschrockenen Mädchens, das vor ihr stand und bald blaß und bald roth ward und nicht begriff, ob nicht Alles ein Traum sei. Die Gräfin selbst aber sank wie kraftlos zurück auf den Thronsitz. Nun entstand zum zweiten Mal Geschrei und Gerede unter den Männern; Einige eiferten, daß sie den Tausch nicht dulden wollten, Andere drohten Gewalt zu gebrauchen, damit die Gräfin ihr Versprechen hielte. Da erhob sie sich abermals von ihrem Sitze, beruhigte mit klugen versöhnlichen Worten die erhitzten Gemüther, versprach auch selber die Gewalt in Händen zu halten, bis der Mann, den ihre Nichte erkiesen würde, es verstünde allein zu regieren, „und," fuhr sie fort zu dem bebenden Mädchen: „mein Wunsch und Wille ist, daß Du heute noch wählen mögest."

„Heute noch!" wiederholte das Mädchen.

„Ja. Blick' um Dich: Du kennst ja die Herren, die gekommen sind, mich zu umwerben. Viele sind edel und adligen Herzens; wenn auch mir Keiner behagen wollte, Du bist ja ein Kind ihres Landes, aufgewachsen in ihren Sitten

Digitized by Google

und ihrer Sprache. Dir mag drum schon Einer gefallen. Also Geltrudis, sieh Dich um und wähle gut."

Doch das Mägdelein wandte die Blicke nicht zu den Herren, sondern sprach erröthend, indem sie die beiden Hände, in denen sie die Schriftrolle festhielt, der Gräfin wie flehend entgegenstreckte: „Muhme Polia, sagt es noch einmal. Ich darf wirklich mir einen Gatten erwählen, wen ich will und ich darf es noch heute, so ich nur weiß, daß er treuen Herzens und von hohem Werthe ist?"

„Ja, und ein Ritter. Das darfst Du, Kind! sage: Du hast wohl gar schon gewählt?"

Und da lächelte das Mägdelein selig und sprach verschämt: — „Ja, und auch ein Rittersmann ist er," — und ging mit züchtig über der Brust gefalteten Händen und mit holdselig gesenktem Haupte an den Herren Freiern, die ihr begierig und verlangend entgegentraten, an Einem nach dem Andern langsam vorbei, schritt weiter hin zu dem Baumeister und seinen Gesellen und da sie bei der Thüre ankam, in der der junge Antonio lehnte, der, seit die Gräfin das Glück des Mädchens verkündigt hatte, gleich einem Blinden, schmerzversunken, mit halbgeschlossenen Augen dastand, da blieb sie stehen, streckte ihm die Hände mit der Schriftrolle wie bittend entgegen und sagte mit heller Kinderstimme: „Nehmt, Ritter Antonio, ich wähle Euch!" — Und er, — wie ein Sinnloser stürzte er vor ihr auf die Knie, bedeckte ihr Gewand mit Küssen und wollte das Pergament nicht nehmen, das sie ihm in die Hand zu drücken bestrebt war.

Da erhob sich die Gräfin, die bei dem Anblick bleich wie der Tod geworden war, und rief mit zornbebender Stimme: „Du thust eine schlechte Wahl, Nichte Geltrudis! Ich habe den Mann dort zum Ritter geschlagen, doch treu ist er nicht und Treue zu halten vermag er nicht. Sieh hier zum Zeichen, Du thörichtes Kind, was ich diese Nacht gefunden habe, als ich die Treppe hinabstieg, um ihm — um ihm ein kurzes Wort zu sagen, fast wäre mein Fuß darüber gestrauchelt." — Damit zog die Gräfin aus ihrem Gewande den goldgestickten Pantoffel hervor. Aber die Maid Geltrudis erschrak nicht. Sondern ganz kecklich trat sie vor die Herrin und die versammelten Grafen und sprach: „Meine Wahl ist gut, das will ich bezeugen. Also Ihr wart es, Muhme Polia? O, welch ein Glück! Denkt nur, wir meinten, die schwarze Gräfin käme herab, uns ein Unheil zu künden! Nun, der Schuh ist der beste Bürge so für seine, wie für meine Treue. Glaubt Ihr es noch nicht? Schaut nur her, ich will es beweisen."

Züchtig und erröthend hob sie da vor allen versammelten Herren das lange, faltenreiche Gewand vorn ein wenig in die Höhe und sieh, ihr einer Fuß stak in einem goldverzierten, spitzen Pantoffel, der dem in der Gräfin Hand völlig gleich war, am anderen Fuß aber trug sie einen schlecht zu dem festlichen Kleide stimmenden, groben Lederschuh. Und als sie das sahen, lächelten alle die Herren und Grafen und mir kam ein altes Märlein in den Sinn, so ich vor Jahren vernommen hatte: von einem Mägdelein, das gleichfalls an dem verlorenen Schuh erkannt wird, und es hieß das Aschenputtel, war auch eine der Letzten gewesen und ward plötzlich zur vornehmen Braut. Und wenn auch dort Alles

Digitized by Google

im Grunde ein wenig anders zuging, ausgesehen hatte die Maid wohl grade so, wie die blonde Geltrudis.

Aber da nun die Gräfin noch immer finster dreinsah, trat Messer Antonio vor sie hin und sprach: „Madonna, laßt auch mich es Euch beweisen, wie lang und still ich die Liebe bewahrte, die mich zu diesem Mägdelein hinzog, so werdet Ihr nicht mehr an mir zweifeln." — Sprach's und faßte die Hand der Braut und führte sie hinaus zu der Saalthür. Alle Herren drängten ihm nach, begierig, zu schauen, was es weiter noch gäbe, und zuletzt geleitete auch der Abt vom See die edle Frau Polia. Zwischen ihm und mir schritt sie langsam den Säulengang und die Treppe hinab und als sie die letzte Stufe erreichte, da trat Antonio vor sie hin, verneigte sich mit edlem Anstand und sagte: „Wohledle Herrin, schaut das Werk, das ich Euch zu zeigen versprochen hatte." — Und damit hob er schnell die Hüllen vom Treppenpfeiler und es tönte ein Ruf des Staunens durch die Menge, denn da erschien, aus weißem Marmor herausgemeißelt, das lieblichste, freundlichste Frauenbildniß mit Federhut, mit zierlich zur Krause gefälteltem Hemde, von reicher Kette am Halse befestigt und in Haltung und Zügen, besonders aber im bescheiden züchtigen Lächeln des schwellenden Mundes, das getreue Abbild des Fräulein Geltrudis.

Als die Gräfin das schaute, ward sie noch bleicher und sagte nur langsam: „Das also war es." — Und er: „Ja, das war es, Madonna. Erst da Ihr mich gestern zum Ritter geschlagen, durfte ich ja ihr, der Ritterstochter, von meiner heißen Liebe reden und da erbat ich von ihr, als Zeichen der Gegenliebe, nur dieses Eine: daß sie des Nachts, wenn Alle schliefen, einen Augenblick lang nur, zu mir in die Halle herniederstiege. So konnte ich endlich in ihrem Anblick das Werk vollenden, das ich so heimlich, ohne daß das Fräulein es selber ahnte, vor dreien Jahren begonnen hatte, an jenem Tage, an dem der Meister mich zum ersten Male vor Euch führte." — „Am Tage, an dem Ihr zum ersten Male mich sahet?" frug die Gräfin finster. — „Ja, Gräfin, und zu Euren Füßen die holde Maid hier." — „Zu meinen Füßen das arme Mädchen," flüsterte leise die Frau vor sich hin; sie sprach es so leise, daß es wohl Keiner zu hören vermochte, als ich, der ich dicht ihr zur Seite stand: „oh, ich Thörin, ich eitle Thörin!" — und ihre Stimme klang dumpf und traurig. Dann schwieg sie lange und Alle harrten in banger Erwartung dessen, was nun sich begeben sollte. Aber der hohe Sinn der Gräfin siegte über ihr eigenes Herz. Sie hob das edle Haupt mit stolzem Lächeln, stieg rasch die Stufen in die Höhe und als sie an der Stelle stand, an der sie gestern den Schuh gefunden, wo sie von allem Volk im Hofe und ringsum auf den Säulengängen von denen in der vorderen Halle und selbst von denen erblickt werden konnte, die sich um das Hauptthor von der Straße her drängten, da rief sie mit lauter, vernehmlicher Stimme:

„So hört denn Ihr Rotenburger Mannen und alle Ihr Herren und Leute, die Ihr hier heute versammelt seid, was ich Euch künde: das einzige Kind, das von dem Blute Eurer verstorbenen Grafen noch abstammt, meine liebwerthe Nichte, Fräulein Geltrudis, gebe ich Euch heute zur Herrin — und sie erwählt zu ihrem Gemahle den, den ich selber zum Ritterschlag und zu hohen Ehren würdig befand: meinen jungen Landsmann Ritter Antonio. Und so mögen denn

Digitized by Google

sie und ihre Kinder und ihre Enkel fürder hier herrschen. Doch Eines bestehe für künftige Geschlechter: nur wer reinen Herzens und hohen Sinnes, nur wer von ganzer Seele treu ist, nur der allein darf dies Erbe erhalten und dies Haus bewohnen, das der Treuste der Treuen, mein armer Hans Hugo, gegründet hat und das ein anderer, ebenso Treuer und Braver, durch seiner Hände Arbeit zur schönsten Burg im Lande gemacht hat. Und also, Ihr Mannen, begrüßt nun mit mir dies junge Paar und seid Ihnen zu Diensten, wie Ihr es mir gewesen!"

Und mit den Worten wandte sich die Herrin, indessen die Mannen Heil und Segen auf die Neuverlobten herniederriefen, zum Herrn Abte vom See und bat ihn gar demuthsvoll, ob er gestatten wolle, daß sie neben dem seinen ein Frauenkloster begründe, in dem sie selber ihre Tage in Frieden und Andacht beschließen könne. Doch ehe er ein Wort zu entgegnen vermochte, warfen sich Antonio und Geltrudis auf die Stufen der Treppe zu ihren Füßen, küßten flehend den Saum ihres Kleides und alle Mannen drängten herbei und schrien und riefen: „Herrin, wir sind mit Allem zufrieden, was Du für die Zukunft und für ferne Geschlechter beschließen magst, doch so lange wir leben und Du lebst, bist Du unser und mußt uns beherrschen. Wir lassen Dich nicht und sei's mit Gewalt, wir halten Dich hier!" — Am beweglichsten aber flehten Ritter Antonio und Geltrudis und baten die Frau sie nicht zu verlassen, die sie aus unerfahrener Jugend leichtlich Alles verderben könnten, was die Herrin weise und sicher geleitet. Da ward die Gräfin erweicht von den Bitten und versprach, mit Thränen der Rührung im Auge, zu bleiben, bis Keiner mehr ihrer bedürfe.

Und also geschah es. Als das junge Paar nun glücklich vermählt war, bezog es das Haus des alten Baumeisters, der in seine Heimath zurückgekehrt war, und im Schlosse herrschte Monna Polia in gewohnter Weise. Da aber binnen Jahresfrist Frau Trude einen schmucken Junker geboren hatte, befahl die Gräfin, daß er die Namen ihres verstorbenen Gemahls erhalte, doch Ritter Antonio gab ihm noch einen dazu: er nannte den Knaben Hans Hugo Polia. Und dieser Knabe glich, da er heranwuchs, nicht seinem Vater, sondern ganz und gar dem Ohm seiner Mutter, er hatte Hans Hugo's lockiges Goldhaar, Hans Hugo's Augen und selbst sein Lächeln, ja sogar seinen festen, eisernen Willen. Aber an Wissen ward er viel reicher, als mein armer Junker jemals gewesen, da er nicht unter der Hut von Knechten, sondern gehegt von Mutter und Vater, vor Allem von der Gräfin sorgsam gehütet, als ihr Zögling und künftiger Nachfolger aufwuchs. Denn da die edle Herrin gar bald hatte erkennen müssen, wie Messer Antonio, obwohl er nun Ritter war, doch weit mehr von der Kunst, von Bauten und Büchern, als vom Herrschen verstand und vom Kämpfen, beschloß sie den Knaben dafür desto besser zum Herrn ihrer Lande heranzubilden. Und das war nicht schwer, denn der junge Herr Polia, wie die Leute ihn nannten, hatte von Kind auf rechten Rittersinn; Schlösser und Burgen besichtigen, Alles ordnen, den Mannen befehlen, Pferde tummeln, Jagen und Kämpfen, das war seine Lust. So wuchs er heran zur Freude der Seinen, ein rechter Herr, wie die Rotenburgs immer gewesen. Und als er die Mündigkeitsjahre erreichte, nahm

Digitized by Google

er eines edlen Grafen Tochter aus derselben Gegend zum Ehgemahl und Frau Polia legte die Last der Regierung in seine Hände und Alle waren es einverstanden. Ja, Messer Antonio ist dann sogar, da er den Knaben so wohl versorgt sah, mit seinem Weibe davongezogen, um seine Heimath, das schöne Welschland, noch wiederzusehen, und obschon er's versprochen hatte, ist er doch nimmer zurückgekehrt, sondern soll noch in Venedig leben und dort wieder zum Meißel gegriffen haben, den er hier so lang hatte ruhen lassen müssen, und soll noch gar köstliche Werke dort schaffen.

Aber meine edle, schöne Herrin, die Gräfin, bestieg am Tage nachdem sie den Jungen, ihr Pathenkind Hans Hugo, mit seinem Gemahl in's Schloß Polia geführt hatte, heimlich in der Dämmerung ihr treues Roß und ich allein nur durfte ihr folgen, und wir ritten selbander über die Höhen und längs des Flusses zum See. Wo neben dem Benedictinerkloster das neue Frauenkloster stand, das sie selber gegründet hatte, da reichte sie mir von ihrem Pferde die Hand herüber und sprach: „Lebt wohl. Wir wollen nun Beide in Frieden und Ruhe dies lange, fleißige Leben beschließen. Euch habe ich so Viel und so Großes zu danken, Ihr habt mich so häufig gestützt und gewarnt, mich so oft gezügelt, mir noch öfter geholfen, daß ich im Rückblick über mein Leben in Euch meinen wahren Schutzgeist erkenne. So lebe denn wohl, mein Freund Eugenius, mein bester einziger Freund, fahre wohl!" — Und damit ritt sie zur Klosterpforte.

So nahm Frau Polia den Nonnenschleier, den sie schon so lange getragen hatte, in allem Ernste, und lebte noch so manches Jahr, und ward Aebtissin in ihrem Kloster und beherrschte so weise die guten Nonnen wie ehedem draußen in der Welt ihre streitsüchtigen Mannen. Und da sie im vorigen Jahre starb, da weinten nicht nur ihre Nächsten, sondern alles Volk, weit und breit in den Landen, und wie eine Heilige ward sie bestattet. Und so lange die Polia im Lande herrschen, so lang noch ein Stein ihres schönen Schlosses auf dem anderen feststeht, so lange wird auch ihr Name im Volke verehrt und geliebt und verherrlicht werden. Aber auf daß nicht nur ihr Name, sondern auch das Andenken ihrer Thaten, ihrer hohen Gaben und denkwürdigen Schicksale nimmer verlösche, habe ich, Bruder Eugenius vom Kloster am See, den sie selbst ihren Freund genannt hat, hier in der alten Klosterzelle, die ich dereinst verlassen hatte, um auf des Abtes Geheiß ihrem Gatten zu dienen, was ich von ihrem Leben wußte und was sie gedacht und was sie gethan hat, aufgeschrieben. Und daß Alles wahr und wirklich so zuging, das wissen noch viele lebende Zeugen. Nun gebe mir Gott noch ein seliges Ende, daß ich bald eingehen möge zu meinem Herrn und zu meiner Herrin. Und damit soll es genug sein. Amen.

Das war der Schluß der Mönchschronik. Als ich sie bis zu Ende gelesen hatte, nahm mir auch gleich der Bibliothekar die losen Blätter aus den Händen, schloß sie wieder in seinen Schrank und bat mich ganz höflich, da es nun Zeit sei, die Bibliothek zu schließen, mich auch gefälligst entfernen zu wollen. Und kaum war ich so in aller Form hinausgeworfen, so kam mein Kutscher auf mich zu, er habe mich schon lange gesucht, es sei die höchste Zeit zu fahren,

Digitized by Google

wenn ich noch vor Nacht nach S.... heim wollte. Da mußte ich denn wohl oder übel sofort aufsteigen, ohne mich am See weiter umsehn zu können, und mußte auf dem hübschen Wege längs des Flusses und über die Höhen meine Knochen unbarmherzig in seinem Wägelchen zerstoßen lassen. Erst bei sinkender Nacht fuhr ich wie gestern wieder an der dunklen Masse des Schlosses vorbei, in die Stadt hinein; der Wirth, der sich schon über mein spätes Ausbleiben verwundert haben mochte, führte mich sogleich in das niedrige, ebenerdige, holzgetäfelte Speisezimmer, und zwar an den Stammtisch zu den Honoratioren, wobei er lächelnd meinte, daß diese Herren mir wohl besser als er die am Morgen gewünschte Auskunft über die Ahnherren und Ahnfrauen der Fürsten Polia zu ertheilen vermöchten. Dazu waren sie auch gern bereit, und nachdem man mir ein Fläschchen Rothen vorgesetzt hatte, sagte der Eine, seinem Aeußeren nach ein Schulmann: „Ueber die älteste Ahnfrau, von der das ehemals gräfliche und noch früher ritterliche Geschlecht derer von Polia seinen Namen herschreibt, wüßte ich dem Herrn wohl Etwas zu sagen, das heißt nur so viel, als ich selbst in einem wohlgelungenen Hochzeitscarmen zur Vermählung des Fürsten erdichtet habe: die Polia stammen ab von der Tochter des Polykrates, des Beherrschers von Samos, daher ihr königlicher Sinn und ihr Reichthum." — „Oho!" rief ein anderer, jüngerer, gar gelehrt aussehender Mann, „wenn Ihr eine Ahnfrau erdichten wollt, da weiß ich was Besseres: Die Stammmutter der Fürsten war jene Polia, der zu Ehren Frater Franziscus Colonna einst sich Poliphilus nannte und die dickleibige, schwerverständliche, schönillustrirte Hypnerotomachia geschrieben hat; die Frau, die ihn im Traum durch die Kämpfe der Liebe hindurchgeleitete, die Verkörperung der Renaissancezeit; daher ihr poetischer Geist und ihr Kunstsinn!" — Die Herren lachten, aber Keiner schien die wirkliche Monna Polia zu kennen, die ihnen den reizend schönen Palast dicht vor ihr Stadtthor hingebaut hatte.

Am nächsten Morgen, bevor ich weiter reiste, ging ich noch einmal zum Schloß hin. Gegenüber, aus grünen Büschen, grüßte mich mit den breiten dreifachen Fenstern das kleinere Haus mit dem Marmorportal, das Messer Antonio in den Mußestunden geschaffen und in dem er gewohnt hatte. Als ich in den Schloßhof eintrat, überraschte mich auf's Neue, so sehr wie gestern, die Schönheit der Linien, der Reichthum der Verzierungen, die Grazie aller Details; an der Treppe entdeckte ich richtig am ersten Geländerpfosten, den links ein Früchte tragender, in Schlangenfüßen endigender Gigant, rechts ein paar verschlungene Delphine schmückten, an der Vorderseite, im wunderlichen Contrast zu den Gebilden der Antike und der italienischen Renaissance ein Medaillonbild mit einem altdeutschen Mädchenkopf. Dies liebliche, bescheiden gesenkte Gesichtchen mit den züchtig vom Netz gehaltenen Haaren, dem großen Federhut, der dichten Krause, der gegliederten Kette, das war also wirklich das Bildniß der kleinen Geltrudis, die der junge Bildhauer mehr geliebt, als ihre hohe Herrin. In Gedanken an jene alten Zeiten stieg ich eben die Treppe hinauf, um das Bild noch einmal zu sehen, auf dem die Gräfin dargestellt ist, wie sie im Mondschein den Frauenschuh findet und nun den Freibrief ihres Hauses zu Boden schleudernd den Fluch — oder Segen über die kommenden Geschlechter ausspricht, da nahte die

Digitized by Google

poesielose Gegenwart in Gestalt des Hausknechts vom Postwirthshause, der mein Gepäck trug und mich zur Eile trieb, falls ich den Zug nicht verfehlen wollte. So habe ich denn weder das Bild wiedergesehen, noch den Saal, in dem es ja genau an der Stelle hängt, an welcher der Thron der Gräfin gestanden hat.

Auf dem langen Weg längs des Schloßparks und auf der schnurgeraden Chaussee bis zum Bahnhof erzählte mir mein redseliger Begleiter unter Anderm, daß mit dem Zuge, mit dem ich weiter reisen wollte, der Fürst von einem kurzen Ausflug auf eines seiner Schlösser heimkehren werde, und als wir bei dem kleinen rothen Stationshaus angelangt waren, zeigte er mir die Fürstin, eine hübsche junge Dame, die mit den beiden Kindern, welche ich gestern im Park gesehen hatte, wartend dastand. Der Zug brauste heran, und während ich auf einen Wagen zweiter Classe zueilte, sah ich, wie aus einem Coupé der ersten ein junger Mann in leichtem, grauem Anzug heraus sprang und die junge Frau mit den Kindern begrüßte. Er hatte ein Skizzenbuch unter dem Arm und ein Diener hob aus dem Coupé noch einen Malschirm, einen großen Farbenkasten und eine Zeichenmappe. Der Anblick machte mir Freude. — Also, dachte ich im Weiterfahren, als ich noch fern die Häuser der Stadt wahrnehmen konnte, — ist auf die Herren und Fürsten von Polia nicht nur der hohe Rittersinn und die Treue ihrer mütterlichen Ahnen, der Grafen von Rotenburg, übergegangen, — das ist selbstverständlich, denn wären sie nicht treuen Herzens, sie dürften, dem Schwur Monna Polia's zufolge, nimmermehr in ihrem Schlosse herrschen, — sondern der jetzige Erbe muß im Blute auch noch etwas von seinem Stammvater fühlen, einen Tropfen von dem Künstlerblut des Messer Antonio, der das Schloß Polia so wunderherrlich ausgebaut hat.

Digitized by Google

Der Hermes des Praxiteles.

Von

H. Brunn.

Selten hat sich ein antikes Kunstwerk in Deutschland so schnell die allgemeinste Anerkennung und Zuneigung erworben, wie der Hermes des Praxiteles. Es mag dabei ein Gefühl der Genugthuung mitgewirkt haben, daß die Hebung eines solchen Schatzes dem ersten Zusammenstehen Gesammtdeutschlands zu einem umfassenden wissenschaftlichen Unternehmen gelungen war. Nicht minder förderlich erwies sich der Umstand, daß mit der Entdeckung des Werkes durch das Zeugniß des Pausanias sofort auch der Name seines Urhebers gegeben war, des Praxiteles, dessen anmuthsvolle Schönheit sich nicht nur im Alterthum der weitverbreitetsten Bewunderung erfreute, sondern auch dem modernen Empfinden noch näher steht, als die Erhabenheit selbst eines Phidias. Leise Zweifel, ob wir wirklich so glücklich seien, ein originales Werk von der Hand dieses Meisters und nicht etwa eines jüngeren Namensgenossen zu besitzen, verschwanden bald im Angesicht des Marmors und seiner Nachbildungen. So erklärt es sich, daß in den zahlreichen Besprechungen, welche das Werk gefunden hat, die Freude am neugewonnenen Besitz und die bewundernde Schilderung seiner Schönheiten den Grundton bildet. Fast fünf Jahre nach der Entdeckung möchte es jedoch nicht mehr zu früh sein, zu einer Analyse des Einzelnen vorzuschreiten und die kritisch-historische Betrachtung in den Vordergrund treten zu lassen. Zwar hat man ausgesprochen, es sei Vermessenheit, die Entwickelung innerhalb der Individualität eines Künstlers wie Praxiteles mit den uns zu Gebote stehenden Mitteln nachweisen zu wollen. Allein wenn die Kunstgeschichte wirklich fortschreiten soll, wird sie auch zuweilen einen muthigen Schritt wagen müssen, selbst auf die Gefahr hin, daß er erst auf Umwegen zum Ziele führe. Nehmen wir also lieber Act von dem gleichzeitigen Zugeständnisse, es sei ohne Weiteres anzunehmen, daß ein Künstler von der Größe des Praxiteles ein gewaltiges Fortschreiten an sich selbst erfahren haben müsse.

Ueber die persönlichen Verhältnisse der antiken Künstler sind wir wenig unterrichtet, und fast scheint es, als ob gerade der weitverbreitete Ruhm des Praxiteles die Schuld trage, daß man sich um die Einzelnheiten seines Lebens

Digitized by Google

nicht viel gekümmert habe: es galt von ihm, was eine poetische Inschrift von Giotto aussagt:

Denique sum Jottus. Quid opus fuit illa referre?
Hoc nomen longi carminis instar erit.

In der kurzen chronologischen Aufzählung der griechischen Künstler bei Plinius wird Praxiteles in die 104. Olympiade (364 v. Chr.) gesetzt. Aber erst aus der weiteren Angabe, daß seine Söhne noch in der 121. Olympiade, also 68 Jahre später thätig waren, folgern wir, daß Ol. 104 mehr den Beginn, als den Höhepunkt oder das Ende seiner Blüthezeit bezeichnen. Auch über die Herkunft des Künstlers schweigt die Ueberlieferung. Da wir jedoch wissen, daß nach griechischer Sitte der Name des Großvaters häufig auf einen der Enkel überging, und daß einer der Söhne des Praxiteles den Namen Kephisodot trug, so ergibt sich daraus die jetzt allgemein gebilligte Annahme, daß ein um zwei Generationen älterer, als tüchtiger Künstler bekannter Kephisodot der Vater des Praxiteles war. Nicht weniger fehlen Angaben über die Entstehungszeit der verschiedenen Werke, und wir suchen daher die Lücken unseres Wissens durch Vermuthungen auszufüllen, die sich durch anderweitige Verhältnisse, namentlich durch den Hinblick auf Ereignisse der politischen Geschichte wahrscheinlich machen lassen.

Ein solches Ereigniß war der Sieg des Epaminondas über die Spartaner bei Leuktra (Ol. 102, 2 = 371 v. Chr.). Um die Früchte dieses Erfolges zu sichern und dem überwiegenden Einflusse der Spartaner im Peloponnes eine gewichtige Macht entgegen zu stellen, wurden von ihm die Messenier in ihr Heimathland zurückgeführt, wurde dort die Stadt Messene und ebenso in Arkadien Megalopolis neu gegründet, Mantinea endlich, welches vierzehn Jahre vorher von den Spartanern unter Agesipolis zerstört worden war, an seiner früheren Stelle wieder aufgebaut. In Messene und Megalopolis sind an der künstlerischen Ausschmückung der neu errichteten Heiligthümer vorzugsweise zwei geistig einander nahe verwandte Künstler betheiligt, Damophon von Messene und Kephisodot aus Athen. In Mantinea dagegen finden wir von dem Sohne des Letzteren, von Praxiteles, zwei größere, je aus drei Figuren bestehende Werke. Es scheint daher, daß, entsprechend der Gemeinsamkeit in der politischen Organisation, auch die Vertheilung der künstlerischen Aufgaben in den drei Städten unter die drei Künstler nach einem einheitlichen Plane oder einer gemeinsamen Verständigung stattgefunden habe.

Danach dürfen wir also die Thätigkeit des Praxiteles in Mantinea in die Zeit bald nach der Wiederherstellung der Stadt, d. h. in die Jugendzeit des Künstlers setzen. Außerdem werden nur wenige seiner Werke als im Peloponnes befindlich angeführt; und später scheinen seine Kräfte für entferntere Gegenden in Anspruch genommen worden zu sein. Dürfen wir demnach vermuthen, daß die sämmtlichen Werke im Peloponnes während eines einmaligen längeren Aufenthaltes in den dortigen Gegenden entstanden waren, so würde auch der Hermes zu Olympia unter die Zahl der Jugendwerke des Meisters einzurechnen sein. Ein äußeres Zeugniß läßt sich dafür freilich nicht beibringen; immerhin aber ist die Wahrscheinlichkeit groß genug, um die Frage zu rechtfertigen, ob das Werk selbst in seinem Kunstcharakter Anhaltspunkte darbiete, welche uns veran-

Digitized by Google

lassen müssen, es für eine Arbeit aus den jüngeren Jahren des Künstlers, sagen wir vor seinem zurückgelegten dreißigsten Jahre zu halten.

Praxiteles war nicht der erste, welcher den Hermes mit dem Dionysoskinde in einer statuarischen Gruppe dargestellt hatte. Schon unter den Werken seines Vaters wird von Plinius (34, 87) ein „Mercur als Pfleger des Bacchuskindes" angeführt: Mercurius Liberum patrem in infantia nutriens. Mehr erfahren wir nicht. Aber eine Erfindung desselben Kephisodot ist auch die Gruppe der Eirene mit Plutos in der Münchener Glyptothek, eine Gruppe, die durch ihr Grundmotiv, das Kind auf den Armen seiner Pflegerin, das geistige Gegenstück zu der vorhergenannten bildet. Dieses Werk aber nimmt in der Geschichte der Gruppencomposition eine sehr bestimmte Stellung ein. Wir besitzen allerdings aus noch früherer Zeit größere statuarische Compositionen in den Giebelfeldern der Tempel, in welchen, wie am Parthenon, auch wohl Figurenpaare zu engeren Gruppen vereinigt sind. Aber durch ihre Verbindung mit der Architektur und ihre feste Einrahmung in das Dreieck des Giebels wirken sie als Hochreliefs. Noch loser waren die Statuenreihen zusammengeordnet, welche in Folge wichtiger politischer Ereignisse nach Olympia oder Delphi geweiht wurden, z. B. das Delphische Weihgeschenk der Athener von der Hand des Phidias, welches Miltiades mit Apollo und Athene in der Mitte athenischer Stammesheroen darstellte. Andere Forderungen erhebt dagegen die frei für sich bestehende „geschlossene" Gruppe. Diese entwickelt sich langsam und stufenweise. In der ältesten Zeit trägt der Delische Apollo des Tektaeos und Angelion die drei Grazien als Miniaturfiguren auf der Hand; auf Münzen von Kaulonia ist auf dem ausgestreckten Arme des Apollo eine kleine Figur laufend dargestellt; auf einem unteritalischen Terracottarelief steht Eros in ziemlich großen Verhältnissen auf dem Vorderarme der Aphrodite: hier sind es also reine Attribute, welche der Gott trägt oder dem Beschauer entgegenhält, die sogar beliebig gewechselt werden könnten, ohne daß deshalb die Gestalt des Gottes selbst verändert zu werden brauchte. Auch bei der Parthenos, beim Zeus des Phidias nimmt die Nike principiell noch die gleiche unbedeutende Stellung ein. Ist sie auch in etwas nähere Beziehung zur Gottheit gesetzt, etwas gewachsen an Größe, so bleibt sie doch ihrem Wesen nach nur ein Attribut, und der Blick des Gottes ist nicht auf die Nike, sondern dem Beschauer zugewandt. Eirene mit Plutos bietet uns das erste nachweisbare Beispiel einer geschlossenen Gruppe. Die Göttin trägt das Kind auf dem Arme, wie man es im Leben trägt; sie blickt auf das Kind, und wir sehen, daß sie ihm ihre Pflege angedeihen läßt: sie sind beide auf einander angewiesen, und nur die verhältnißmäßige Kleinheit des Kindes erinnert noch leise an die attributive Behandlung einer früheren Zeit.

Die glückliche Lösung eines Problems bleibt selten ohne weitergreifenden Einfluß. So hören wir neben der Eirene von einer Tyche mit Plutos als einem Werke des Xenophon, eines Zeitgenossen und Mitarbeiters des Kephisodot. Wir kennen, wenn auch nur aus späteren Nach- und theilweisen Umbildungen Athene mit dem Knaben Erichthonios in kleinen Bronzen (Memor. dell' Inst. arch. II., t. IX., cf. p. 249), sowie in einer Marmorstatue der Rotunde des Berliner Museums (Clarac Mus. de sculpt. 462 C, 888 E), und hierher gehört

Digitized by Google

wohl auch die Erfindung der schönen Gruppe des Herakles, welcher den kleinen Telephos in der Löwenhaut trägt, in der Rotunde des Vatican (Clarac 800, 2003). Alle diese Compositionen zeigen nach zwei Seiten hin eine gewisse Gemeinsamkeit, nämlich in der relativen Kleinheit des Kindes und in der wenig engen, noch nicht zu einer ganz strengen künstlerischen Einheit abgeschlossenen Beziehung zwischen Kind und Pfleger. — In vollem Gegensatze hierzu steht die schon etwas genrehaft in alexandrinischem Geiste componirte Gruppe eines Satyrs, welcher das Dionysoskind auf der Schulter trägt (Clarac 704 B, 1628 A, B und öfter). Hier ordnet sich der Satyr als dienender Dämon dem Götterkinde völlig unter; das Kind jubelt, es triumphirt auch künstlerisch wie der Reiter über sein Roß; der Satyr erscheint wie eine belebte Basis, auf welche das Kind emporgehoben werden soll. — Mitten inne steht die bekannte Gruppe des Silen als Pfleger des Dionysoskindes. Das Größenverhältniß ist hier vollkommen ausgeglichen; Mann und Kind sind unauflöslich zu einer Einheit verbunden. Zwischen Pfleger und Kind ist ein Gleichgewicht hergestellt, das geistig und künstlerisch gleich harmonisch wirkt. Ohne materiellen Beweis haben wir uns daran gewöhnt, diese Composition als aus praxitelischem Geiste hervorgegangen zu betrachten; und diese auf halb unbewußter Anschauung beruhende Annahme hat gewiß insofern ihre Berechtigung, als eine solche Composition vor den Neuerungen des Praxiteles unmöglich war, diese Neuerungen selbst aber gerade in diesem Werke einen so vollendeten, abgerundeten Ausdruck finden, daß es als die Erfindung eines Schülers oder Nachfolgers nur schwer verständlich sein würde: wir haben in dieser Gruppe die gereifte Frucht der Bestrebungen eines bahnbrechenden Genius.

Fragen wir jetzt, welche Stellung der Hermes des Praxiteles unter diesen verschiedenartigen kinderpflegenden Gestalten einnimmt, so kann die Antwort nicht zweifelhaft sein: der Hermes steht, was das Verhältniß des Kindes anlangt, der Eirene näher als dem Silen. Praxiteles befand sich offenbar noch unter dem Einflusse seines Vaters; in der liebevollen Neigung des Hauptes der Eirene ging der Vater fast noch über den Sohn hinaus, während das herzgewinnende Scherzen des Hermes mit seinem Pflegling so recht aus dem Empfinden eines jugendlich frischen und unbefangenen Künstlergeistes herausgewachsen erscheint.

Eine weitere Vergleichung lehrt, daß in den genannten Gruppen das Kind nackt dargestellt ist; nur der Plutos ist halbbekleidet: auch darin steht Praxiteles noch unter dem Einflusse des Vaters, obwohl sich dabei eine künstlerische Schwierigkeit ergab, die mit rein plastischen Mitteln zu lösen ihm hier noch nicht völlig gelungen ist: die Gewandung des Knaben berührt sich zu nahe mit der über den Baumstamm gehängten Chlamys des Hermes. Nur wenn wir uns den Gegensatz einer verschiedenen Färbung hinzudenken, gewinnen wir volle Uebersichtlichkeit.

Nach andern Seiten ist der Sohn des Kephisodot schon der Praxiteles, welcher eigene und neue Bahnen einschlug. So zunächst in der „Ponderation", dem Abwägen des Gleichgewichts, durch welches die Haltung einer Figur bedingt ist. In der älteren Zeit ließ man den ruhig stehenden Körper noch gleichmäßig

Digitized by Google

auf beiden Beinen ruhen. Größere Freiheit ergab sich durch die Entlastung des einen Beines, und es ist das Verdienst des Polyklet, dieses Ruhen des Körpers auf einem Schenkel (uno crure insistere) mit Bewußtsein und theoretisch durchgeführt zu haben. Doch bewahrt bei ihm diese Stellung noch den Charakter eines Ruhens auf sich selbst, eines sich Sammelns zu neuer Thätigkeit. Dieses System herrscht noch in der Gruppe der Eirene. Der Eindruck größerer Leichtigkeit entsteht erst, wenn den Beinen überhaupt ein Theil der Last abgenommen wird, nämlich wenn durch das Anlehnen des einen Armes auf einen außerhalb der Figur stehenden Träger der Oberkörper eine neue Stütze erhält. Dieser Fortschritt, welchen wir schon nach den bisherigen Anschauungen mit Bestimmtheit dem Praxiteles beizulegen vermochten, ist in dem Hermes bereits vorhanden: er lehnt den linken mit dem Knaben belasteten Arm auf einen Baumstamm. Doch lassen sich innerhalb dieses Fortschrittes wiederum gewisse Abstufungen der Entwickelung verfolgen. Ein Muster von Raffinement nach der Seite leichter Eleganz ist der Apollon Sauroktonos des Praxiteles. Der an den Baum gelehnte erhobene linke Arm erscheint kaum noch als eine Stütze, sondern bildet in bestimmter Beziehung zu dem zweiten, im rechten Fuße liegenden Stützpunkte des Körpers den einen Endpunkt einer Axe, um welche der Körper, dem Impulse der Hand beim Stechen nach der Eidechse folgend, eine theilweise Drehung vollziehen soll. In der Gruppe des Silens mit dem Bacchuskinde dagegen, besonders wenn wir die Rückseite des besten uns erhaltenen Pariser Exemplars (Clarac 333, 1556) betrachten, lehnt sich der Körper bestimmt nach der Seite hin, und der Baumstamm wird zur wirklichen Stütze. Im Vergleiche damit bildet der Hermes gewissermaßen den Uebergang des Freistehens mit ausgebeugter Hüfte zu dem festen Aufstützen, dessen hier der Gott kaum für sich selbst, sondern nur in so weit bedarf, als für die künstliche Belastung des Armes durch das Kind eine Ausgleichung erforderlich ist.

Ueberhaupt liegt in der Anwendung des Baumstammes noch etwas Verschämtes, worauf gerade im Zusammenhalt mit einer erst neuerdings bekannt gewordenen Thatsache Nachdruck zu legen ist. Ohne die im letzten Jahre entdeckte Marmorreplik der Parthenos des Phidias würden wir uns schwerlich haben überreden lassen, daß der durch die Nike belastete rechte Arm der Göttin im Originale durch eine einfach darunter gesetzte Säule gestützt gewesen sei; und doch wüßte ich nicht, wodurch sich die Beweiskraft der Copie in diesem Punkte abschwächen ließe. So vermögen wir uns mit der allerdings auffälligen Thatsache nur durch die Annahme abzufinden, daß der Künstler mit seltener Unbefangenheit die Forderungen des mechanischen Gleichgewichtes als zwingend anerkannte und sich entschloß, ihnen durch einfache äußere Mittel Genüge zu leisten, in der Zuversicht, der kunstsinnige Beschauer werde die schmucklose Säule, die sich wahrscheinlich durch Material und Farbe in sehr bestimmter Weise für das Auge von dem Goldelfenbeinbilde ablöste, weiter nicht beachten, wie ja auch wir uns gewöhnt haben, so manche für die Festigkeit nothwendige Stützen an Marmorstatuen als für die Gesammtwirkung ohne Belang völlig unberücksichtigt zu lassen. Schon Praxiteles mochte diese Unbefangenheit nicht mehr vollständig besitzen. Er hat zwar zwischen der linken Hüfte des Hermes und dem Baum-

Digitized by Google

stamme eine Querstütze nicht etwa bloß der Festigkeit wegen stehen lassen, sondern sogar in so weit für die Composition verwerthet, als er mit ihrer Hülfe die zwischen Körper und Stamm von oben nach unten klaffende Spalte für das Auge gewissermaßen überbrückte; und gewiß wirkt diese völlig neutrale Verbindung weit günstiger, als es z. B. ein gegen die Hüfte vorspringender starker Ast gethan hätte. Aber indem er überhaupt den Baumstamm an die Stelle der Säule oder eines Pfeilers setzte, der sich dem weichen rhythmischen Flusse aller übrigen Linien schwer hätte einfügen lassen, scheint er sofort das Bedürfniß empfunden zu haben, eben diesen Stamm, der durch keine innere Nothwendigkeit gegeben war, sondern sich als ein zu freierer künstlerischer Behandlung geeignetes Auskunftsmittel darbot, dem Auge wieder zu verbergen; er läßt das abgelegte Gewand bis tief über den Stamm herabfallen: eine Masse, fast zu schwer für den Gott und seine Chlamys. Erst in Werken wie der Sauroktonos und der Silen ist diese Befangenheit in der Verwendung des Baumstammes völlig überwunden.

Den Eindruck der Schwere scheint der Künstler wieder zu mildern durch die sehr in's Einzelne gehende Durchführung der Gewandung, deren stilistische Behandlung zu derjenigen der früheren Zeit in einem bestimmten Gegensatze steht. An den Sculpturen des Parthenon finden wir trotz des Reichthums und der Fülle der Motive in der Gewandung doch eine besondere, später vielfach dominirende Ausdrucksweise noch nicht angewendet. Die großen Falten verlaufen von einem zum anderen Ende in einer sei es geraden, sei es geschwungenen, aber ungebrochenen Linie; es fehlen die sogenannten Augen, welche besonders da entstehen, wo die Falten in der Senkung zwischen ihren beiden Endpunkten wegen Mangel an Spannung der natürlichen Schwere des Stoffes folgend in scharfen Brüchen sich begegnen. Für die Kenntniß dieser Augen mag namentlich auf die Werke Dürers und verwandter Künstler verwiesen werden, da sie dort wegen zu starker Betonung den Charakter der ganzen Gewandung in etwas zu einseitiger Richtung beherrschen. Wo sie in der älteren griechischen Kunst vereinzelt sich finden, erscheinen sie mehr als ein Spiel des Zufalls. Am Hermes dagegen treten sie auf als das Resultat einer bestimmten Absicht, als der Ausgangspunkt eines neuen Systems, zunächst allerdings an einem Gewande, das nur seiner Schwere folgend über einen todten Stamm gehängt ist, während an den Parthenonsculpturen auch die Gewandung schon an dem Leben der Gestalten ihren Antheil zu haben und selbständig mitzusprechen scheint. Hier beim Hermes nun wurde der Künstler gerade durch den Zustand absoluter Ruhe zu einer ganz neuen Art der Naturbetrachtung geführt: nicht das reine ideale Gesetz der Faltenbildung, sondern die Erscheinung der Falte in ihren vielfachen Zufälligkeiten drängte sich seiner Beobachtung auf. Schwerlich gibt es aus dem ganzen Alterthum ein zweites Stück Gewandung, welches eine gleiche Fülle von Faltenmotiven und in jeder Falte wieder einen gleichen Reichthum von einzelnen Nuancirungen der Form zur Anschauung brächte. Selbst an der großen Nike von Samothrake erscheint bei eingehendster Durchführung das Detail mehr bestimmten Gesichtspunkten untergeordnet.

Hier müssen wir indessen fragen, ob eine Behandlung wie die am Hermes das

Digitized by Google

Kennzeichen eines bereits fertigen Meisters ist. Wohl verräth sie die Hand eines bedeutenden Künstlers, eines Meisters aber noch nicht. Die früheren Künstler vernachlässigten wahrlich das Studium der Natur in keiner Weise; aber sobald sie die Hand anlegten, um ihre Ideen mit körperlichen Formen zu bekleiden, sahen sie von directer Nachahmung des Modells ab. Als man jedoch das Modell auch für die Ausführung zu benutzen begann, mußte sich der Beobachtung eine Masse von Einzelnheiten und Zufälligkeiten darbieten, welche ohne längere Erfahrung zu bewältigen nicht wohl gelingen konnte. Daß diese Bemerkung gerade auf das Gewand des Hermes ihre Anwendung finde, wird Niemand in Abrede stellen wollen. Beachten wir namentlich die Partien unter dem Arme, mit denen sich, wie schon bemerkt, noch die Gewandung des Kindes begegnet, so finden wir hier eine solche Fülle von Motiven, daß sich damit zwei Werke ausstatten ließen, ohne daß sie den Eindruck der Dürftigkeit machen würden. Ebenso hätte sich in der Ausführung der lang herabhängenden Falten ein Theil der Einzelnheiten unterdrücken lassen, ohne daß irgend eine Leere sich fühlbar gemacht hätte. Wir stehen bei dem Gewande des Hermes, so wie es ist, dem Schaffen einer jugendlichen Kraft gegenüber, die sich der Ueberfülle von Gedanken und Motiven nicht zu erwehren vermag und noch der Erfahrung bedarf, um zu erkennen, daß der Meister sich erst in der Beschränkung, der Unterordnung des Einzelnen unter das Ganze bewähre.

Schwieriger ist es, nicht nur nach den Photographien, sondern selbst Angesichts des Gypsabgusses sich von der Behandlung des Körpers und seiner Formen eine bestimmte Rechenschaft zu geben. Die schöne vom Scheitel durch die Axe des ganzen Körpers bis zum Standfuße durchgeführte, die ganze Composition beherrschende geschwungene Linie wurde schon bisher als eine wesentliche Eigenthümlichkeit praxitelischer Kunst angesehen, und der Hermes bestätigt die Richtigkeit dieser Auffassung. Es leuchtet aber ein, daß durch diese Neuerung nicht nur der Rhythmus der ganzen Gestalt im Gegensatze zu der Strenge der früheren Zeit wesentlich verändert wurde, sondern daß diesem weicheren Rhythmus überhaupt auch eine weichere Behandlung der Form entsprechen mußte. Es war nothwendig, die den Parthenonsculpturen eigene Großartigkeit der Massengliederung durch Einfügung vermittelnder Zwischenglieder zu mildern und in der Durchbildung der Körper der sinnlichen Erscheinung mehr Rechnung zu tragen. Daß diesen Forderungen am Hermes im Princip bereits Genüge geschehen sei, soll keineswegs geleugnet werden. Wenn mir jedoch von unbefangener Seite die Frage vorgelegt wurde, ob der Hermes wirklich in jeder Beziehung der hohen Vorstellung entspreche, welche ich mir gewiß schon früher von einem praxitelischen Werke gebildet habe, so findet der in dieser Frage liegende Zweifel wohl darin seine Begründung, daß der Künstler am Hermes noch nicht durchweg diejenige volle Sicherheit in der Ausführung erreicht hat, die nur das Resultat langer Uebung sein kann. Die größte Schwierigkeit liegt dabei in der scharfen und doch wieder zarten Begrenzung der Formen, welche das volle Verständniß des inneren Getriebes und des Ineinandergreifens der einzelnen Muskeln zur Voraussetzung hat, obwohl dasselbe, durch die Umhüllung der Haut dem Auge entzogen, oft nur in leisen Modulationen der Form auf der Oberfläche sichtbar

Digitized by Google

wird. Was der Künstler hier geleistet hat, soll vielen, ja den meisten der erhaltenen Werke gegenüber keinem Tadel unterworfen werden. Legen wir jedoch den höchsten Maßstab an, so wird zuzugeben sein, daß eine noch größere Verfeinerung und Präcisirung namentlich in der Umschreibung der einzelnen Formen wohl möglich gewesen wäre, möglich als das Resultat derjenigen Meisterschaft, die auch dem größten Genie nicht angeboren sein kann, sondern ihm erst als Frucht langer Arbeit zu Theil wird.

Aber der Kopf? darf sich auch an ihn die Kritik mit ihren Zweifeln und Einschränkungen heranwagen? Wer sich am Reiz der schönen Erscheinung genügen läßt, mag hier der Kritik jede Berechtigung absprechen. Wer aber in der Form auch den geistigen Gehalt sucht, wird sich das Recht einer unterscheidenden Prüfung nicht nehmen lassen. Ich möchte mich hier auf das Urtheil eines kunstverständigen Freundes berufen, der mir eingestand, daß ihm bei aller Bewunderung des Werkes gerade in Bezug auf den Ausdruck des Kopfes eine gewisse Unklarheit, eine Art Zweifel zurückgeblieben sei, der sich schließlich in der Frage zusammenfaßte: ist dieser Kopf wirklich der Kopf eines rechten Hermes? Wir sind so glücklich, ein zweites Bild des Gottes in mehrfachen Wiederholungen zu besitzen, das wegen seiner formalen Verwandtschaft mit dem olympischen schon von Treu in der ersten Publication dieses letzteren mit Recht als eine Erfindung praxitelischen Geistes in Anspruch genommen worden ist. Neben der Statue, die unter dem Namen des Antinous vom Belvedere bekannt ist, darf besonders das Exemplar von Andros, wenn auch nicht als Original, doch als Arbeit guten griechischen Meißels herbeigezogen werden. Sehen wir daher bei dem Kopfe desselben von den Feinheiten der Ausführung ab, die an einer Nachbildung nicht zu erwarten sind, und wir werden nicht in Abrede stellen, daß hier der Gott in ausgeprägterer Weise Hermes ist, als in der Statue von Olympia. Die athletisch durchgearbeitete Stirn, die etwas gebogene Widdernase, der scheinbar zerstreute, aber absichtlich gleichgültige Blick, der auf innere Spannung und Aufmerksamkeit hindeutet, der Ausdruck jener besonderen Art des Beobachtens, welches „ganz Ohr" ist, in Verbindung mit der Stellung und Haltung, die in scheinbarer Ruhe und Lässigkeit nur die Kräfte zu schneller, energischer Thätigkeit sammelt, Alles charakterisirt hier den vielgewandten, vielleicht am wenigsten idealen, aber in allen Lagen des Lebens praktisch bewährten Gott. Wollte man einwenden, dem Hermes von Olympia als Kindespfleger eigene der mildere, sanftere Charakter, so möchte es darum sein, wenn es sich nur um einzelne feinere Nuancirungen des Ausdruckes, nicht um eine über das Ganze verbreitete, wie halb verschleierte Stimmung handelte, die, so sehr sie uns gefangen nehmen mag, doch nicht als ein Ausfluß der innersten Natur des Gottes gelten darf: es ist vielmehr die Stimmung des jugendlichen Künstlers, das noch jugendlich zarte Empfinden des Schöpfers dieses Werkes, welches sich über dem Antlitze des Gottes verbreitet. Wir erkennen hier den Hermes eines Künstlers, der noch zu unbefangen ist, um alle die versteckten Falten in dem verschlagenen Gemüthe des Gottes bereits durchforscht und erkannt zu haben. Es ist damit keineswegs ein Tadel ausgesprochen. Fast ungesucht bietet sich eine kunstgeschichtliche Analogie dar: wenn wir auch in Raphael's

Digitized by Google

Spasimo di Sicilia oder in der Transfiguration, seinem letzten Werke, ein höchstes in seiner Art erkennen, werden wir darum sein Sposalizio, seine Grablegung Borghese verachten? Es wird vielleicht nicht wenige geben, welche sich durch die Grablegung in ihrem Empfinden noch stärker angezogen fühlen, als durch die jedenfalls gereiftere Frucht des letzten Werkes. Diesen Raphael der vorrömischen Zeit möchte ich mit dem Künstler des olympischen Hermes vergleichen, und hoffe dadurch dem Gefühle derjenigen volles Genüge zu leisten, welche vielleicht der eben aufbrechenden Knospe den Vorzug vor der reich entfalteten Blüthe einräumen.

Was hier auf Grund des in dem Werke herrschenden Empfindens behauptet wird, findet eine überraschende Bestätigung von Seiten der rein formalen Betrachtung. „Ueber den Kopf des praxitelischen Hermes" hat R. Kekulé eine besondere Schrift (Stuttgart, bei Spemann 1881) veröffentlicht, in welcher er den Typus desselben mit denen myronischer Köpfe vergleicht. Unsere Anschauung der letzteren beruht in erster Linie auf dem Kopfe des früher im Massimi'schen Besitze befindlichen Discobols, hat aber eine Erweiterung erfahren durch den Kopf der Statue eines Athleten, welcher sich Salböl in die Hand träufelt, in der Glyptothek zu München (N. 165; Mon. dell' Inst. XI, t. 7), mag dieses Werk nun, wie ich behauptete, eine Erfindung des Myron oder, wie Kekulé vielleicht mit Recht annimmt, eines ihm durchaus geistesverwandten Schülers sein. Gewiß wird jeder im ersten Augenblicke überrascht sein zu hören, daß der weiche, empfindungsvolle Praxiteles sich an die Kunstweise des noch herben und so ausgesprochen energischen Myron angelehnt habe. Aber die Zusammenstellung der beiden Köpfe des Münchener Athleten und des Hermes von Olympia wirkt schlagend und läßt keinen Zweifel, daß Praxiteles im Kopfe des Hermes, so sehr er in Ausdruck und Empfindung seine Selbständigkeit wahrt, doch in formaler Beziehung vom Typus des Münchener Kopfes abhängig war. Die hohe und runde Schädelform, das Oval des Gesichtes, die Begrenzung der Stirn durch das Haar, der Bau der Stirn und noch viele andere Einzelnheiten beweisen, daß bei beiden Köpfen „alles gleich oder doch gleichartig" ist. Wenn wir uns nun die consequente Entwickelung der griechischen Kunst vor Augen halten, so kann es keineswegs auffallen, daß ein Künstler in solcher Weise an die Leistungen seiner Vorgänger anknüpft, ja sie ausbeutet, soweit es für seine Zwecke dienlich scheint. Aber die Erfahrung lehrt auch, daß zu jeder Zeit die bedeutendsten, die bahnbrechenden Geister von der Basis des Gegebenen aus doch schließlich immer zu Neuschöpfungen gelangten.

Was etwa im vorliegenden Falle als Neuschöpfung zu bezeichnen sei, mag durch den Typus des schon erwähnten Hermes von Andros erläutert werden. In der allgemeinen Anlage desselben sind einzelne Spuren von dem architektonischen Gerüst des myronischen Typus noch vorhanden, die immerhin genügen, ihn als attisch einem peloponnesischen, von Polyklet abhängigen Typus in bestimmter Weise gegenüberzustellen. Aber gerade die architektonischen Ecken und Kanten sind abgeschliffen. Die Kopfform ist weniger hoch und tritt unter dem etwas stärkeren Haar weniger bestimmt hervor, das sich über der Stirn nicht in einer einfachen Bogenlinie, sondern in Ecken gebrochen ansetzt und ober-

Digitized by Google

wärts sich in größere Massen gliedert. Durch die Stellung des Ohres mehr nach rückwärts verschiebt sich das Verhältniß zwischen dem vorderen und hinteren Theile des Kopfes: der Hinterkopf wird schmaler, die Entfernung vom Ohr zur Nasenspitze nimmt bedeutend zu. Das blühende, üppige Wachsthum des olympischen Hermes erscheint hier geschmälert, und aus den etwas magereren, aber festeren Gesammtformen treten Augen, Nase und Mund kleiner und schärfer, aber bestimmter individualisirt hervor. Genug, an die Stelle der strengen oder, gebrauchen wir einmal einen zu starken Ausdruck: schematischen Stilisirung einer älteren Zeit ist eine Auffassung getreten, welche, ohne schon naturalistisch zu sein, sich der Wiedergabe der Wirklichkeit nach ihrer Erscheinung im Einzelnen mehr annähert. Wenn sich demnach für den Hermes von Andros ein ähnlicher oder fast noch größerer Abstand von dem olympischen ergibt, als zwischen diesem letzteren und dem Münchener Athleten obwaltet, so läßt sich daraus nur die einfache Folgerung ableiten, daß Praxiteles, als er den Hermes für Olympia schuf, sich von fremden Einflüssen noch nicht so frei gemacht hatte, wie wir nicht nur für seine späteren Jahre voraussetzen dürfen, sondern wie wir nach Maßgabe des Hermes von Andros (selbst wenn dessen Erfindung nicht direct auf Praxiteles, sondern auf seine Schule zurückgehen sollte), als Thatsache annehmen müssen.

Fast drei Jahre später als der Hermes und der Körper des Dionysos wurde das diesem zugehörige Köpfchen gefunden. „Es ist das," sagt Treu in dem ersten Berichte (Archäol. Zeitung 1880, S. 59), „ein ganz besonderer Glücksfall. Alle anderen noch fehlenden Theile der Gruppe, mit Ausnahme etwa der rechten Hand, hätten wir allenfalls verschmerzen können. Dieser (der Kopf des Dionysos) allein wäre für uns unersetzlich gewesen. Keine moderne Phantasie, kein vergleichendes Studium hätte uns zu zeigen vermocht, in welcher Weise Praxiteles einen Kinderkopf gebildet haben mußte." Gewiß richtig, nur daß der letzte Satz zu lauten hätte: in welcher Weise der Künstler des Hermes den Kopf des Kindes gebildet haben mußte. Wäre das Köpfchen nicht innerhalb der Altis, wenn auch 80 Meter vom ursprünglichen Standorte der Gruppe entfernt gefunden worden und die Zugehörigkeit auch noch durch andere Umstände gesichert, so würde schwerlich Jemand gewagt haben, bloß nach dem künstlerischen Charakter Kopf und Gruppe mit einander in Verbindung zu bringen: um so viel erscheint er geringer als diese! Es soll damit nicht in Abrede gestellt werden, was Treu weiter bemerkt, daß erst durch den Kopf, d. h. durch die Haltung des Kopfes die Lebhaftigkeit der Bewegung in der Kindergestalt zu überraschender Wirkung gelange, ja daß durch diese Lebendigkeit der ganzen Gruppe neuer Reiz verliehen werde. Wir haben hier zu scheiden zwischen dem Gedanken, der Idee der Erfindung und der formalen Behandlung des Kopfes an sich sowohl als in seinem Verhältniß zum Körper. Wenn nun schon das Kind, um das Gewicht des Hermes als Hauptfigur nicht zu schmälern, vielleicht mit Absicht für sein Alter zu klein gebildet wurde, so ist außerdem wieder der Kopf zu klein im Verhältniß zum Körper: das Gesetz wurde unbeachtet gelassen, daß die Kopflänge, welche beim Neugeborenen im Näherungswerthe ein Viertel der gesammten Körperlänge beträgt und beim Erwachsenen auf ein Siebentel herabsinkt, bei einem etwa zweijährigen Kinde noch ein Fünftel erreichen müßte,

Digitized by Google

während sie in Wirklichkeit beim Dionysosköpfchen über ein Sechstel herabgeht. Noch verstärkt wird diese Wirkung dadurch, daß auch alle einzelnen Formen in einem ähnlichen Verhältnisse zu klein gebildet sind. Es ist das Charakteristische am Kinderkopfe, daß die Schädelformen groß und gerundet, aber noch weich und bildsam erscheinen und die fleischigen Formen in einer üppigen, fast überschüssigen Fülle ebenfalls rundlich hervorquellen. Am Köpfchen des Dionysos dagegen sind die Schädelknochen, durch welche namentlich die Form der Stirn bestimmt wird, schon bis zu einem hohen Grade erhärtet und Fleisch und Haut haben ihre Vollsaftigkeit zum größten Theile bereits eingebüßt, wodurch wiederum die für das Kindergesicht so charakteristische Einbettung des Auges zwischen diesen Theilen in ihrer Eigenthümlichkeit stark geschmälert wird. Die gleichen Beobachtungen gelten auch für die Formen des ganzen, freilich stark verstoßenen Körpers, die wegen ihres Mangels an Fülle und Rundung mehr denen eines Knaben als eines Kindes entsprechen. Endlich muß es überraschen, wie stark gegenüber der freieren Bildung des Haares am Hermes die fadenartige Behandlung am Köpfchen des Dionysos absticht, die fast auf archaische Stilisirung zurückweist.

Sollen wir alle diese Ausstellungen für persönliche Schwächen des Künstlers, eines Praxiteles erklären? Bei den umfassenderen Anschauungen, welche die neuere Kunst gewährt, mögen wir uns vielmehr einer Beobachtung erinnern, die wir an Madonnenbildern aus der Zeit vor dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts machen: daß das Christuskind in formal künstlerischer Beziehung hinter der Mutter nicht wenig zurücksteht, ja in seiner Körperbildung nicht selten als geradezu mißglückt bezeichnet werden muß. Wir machen den Künstlern jener Zeit kaum einen Vorwurf daraus, sondern führen den besonderen Fall auf einen allgemeineren Grund zurück, auf die Thatsache, daß auch die vollendetste Kenntniß des reifen, ausgewachsenen menschlichen Körpers nicht genügt, um auch Kopf und Körper eines Kindes in charakteristischer Form wiederzugeben. Die Bildung des Kindes hat ihre bestimmten Gesetze, welche besonderes Studium verlangen. Erst die vollendete Kunst wußte dieser Aufgabe gerecht zu werden. Die gleichen Ursachen wirkten in der antiken Kunst, wenn sie sich auch in anderen Erscheinungsformen geltend machten. Allerdings hören wir, daß, schon bald nach den Perserkriegen, Polygnot in seinen großen Wandgemälden alle Altersstufen vom Säugling und dem noch nicht sprechenden Kinde bis zum Greise zur Anschauung gebracht habe. Aber die in ihren Mitteln beschränktere Vasenmalerei verzichtete vor ihrer Entwickelung zum malerischen Stil auf die Darstellung von Kindern, die sie einfach durch Knabenbildungen ersetzte. Eben so zurückhaltend erwies sich die archaische Plastik; und da es keineswegs ausgemacht ist, daß die nur aus flüchtig skizzirten Zeichnungen bekannte kleine Figur im Westgiebel des Parthenon in den charakteristischen Kinderformen durchgeführt war, so bleibt uns als die erste sicher nachweisbare Kindergestalt die des Plutos in der Gruppe der Eirene. Leider ist der Kopf in dem Münchener Exemplar zwar antik, aber gehört nicht zur Gruppe und trägt einen der alexandrinischen Epoche entsprechenden, etwas genreartigen Charakter, während die Formen des Körpers bestimmt darauf hinweisen, daß auch im

Digitized by Google

Kopfe das volle Verständniß der Kindesnatur noch nicht wohl erreicht sein konnte.

So nähern wir uns der Zeit des Praxiteles, aus der wir in der Gruppe des Silen mit dem kleinen Dionysos einen vollendeten Kinderkopf besitzen. Aber auch abgesehen von diesem Beispiele würden wir nach unserer bisherigen Kenntniß des Gesammtcharakters seiner Kunst die Behauptung wagen dürfen, daß es gerade dem Praxiteles habe gelingen müssen, das der Lösung harrende Problem wirklich zu lösen und ein Kind in den echten Formen eines Kindes zu bilden.

Wird diese Behauptung etwa dadurch widerlegt, daß das Dionysosköpfchen der Hermesgruppe unserer Erwartung nicht entsprach? Die bisherigen Erörterungen zeigen uns einen anderen Weg zur Lösung dieses scheinbaren Widerspruchs. Praxiteles fand beim Beginne seiner Laufbahn keinen entwickelten Kindertypus vor. Er stand der Aufgabe gegenüber, die Menschengestalt überhaupt mit Allem, was sie umgibt, nach den veränderten Anschauungen und Principien seiner Zeit neu durchzubilden: wir finden ihn an dieser Arbeit beim olympischen Hermes und seiner Gewandung. Die Aufgabe war auch in dieser Begrenzung groß genug, um zunächst seine Kräfte vollständig in Anspruch zu nehmen, und deshalb schließt er sich bei dem Kinde, das er, wie schon Treu bemerkt, mehr als Nebenwerk behandelte, jetzt noch der bis dahin geltenden Anschauungsweise einfach an. Sehen wir damals Praxiteles *noch nicht* zu einer Umbildung des Kindertypus fortgeschritten, so liegt gerade darin der beste Beweis, daß die Gruppe aus einer früheren Zeit stammte, in welcher seine Kräfte noch nicht nach allen Seiten gleichmäßig entfaltet waren.

Wir haben die Hermesgruppe des Praxiteles unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet und sind, was ihre Entstehungszeit anlangt, immer auf das gleiche Endresultat hingeführt worden. Aber selbst wenn ich annehmen wollte, daß die einzelnen Darlegungen keinen oder geringen Widerspruch erführen, würde ich noch nicht glauben, mich der Zuversicht hingeben zu dürfen, man werde das Gesammtresultat sofort als eine wohlbegründete Thatsache anerkennen. Schließlich, meint vielleicht Mancher, handelt es sich doch nur um allenfalls ansprechende, aber immer nur subjective Vermuthungen. Wie soll der Nachweis geführt werden, daß ein Werk die Jugendarbeit eines Künstlers sei, wenn die Vergleichung mit anderen originalen Werken aus den verschiedenen Lebensaltern desselben Künstlers fehlt. Ich will hier auf die Berechtigung einer Beweisführung aus rein inneren Gründen nicht eingehen. Vielmehr erlaube man mir, mich auf eine alte Erfahrung zu berufen. Mehr als einmal hat sich mir die Beobachtung aufgedrängt, daß, sofern ich irgend ein Problem gewissermaßen instinctiv aus dem richtigen Gesichtspunkte zu betrachten angefangen und mir eine Lösung zunächst zu subjectiver Befriedigung zurechtgelegt hatte, sich nachträglich und in ganz unverhoffter Weise Bestätigungen und Beweise mehr materieller Art ergaben. Die Wahrheit dieser Erfahrungen hat sich auch bei den Untersuchungen über den Hermes des Praxiteles bestätigt. Und da die überzeugende Kraft einer Behauptung nicht selten wesentlich verstärkt wird durch die Darlegung des Weges, auf welchem sie sich gebildet hat, will ich die folgende Erörterung mit einer Erzählung beginnen.

Digitized by Google

Als bei den neuesten Vermehrungen der Münchener Sammlung von Abgüssen classischer Bildwerke die Aufgabe an mich herantrat, für die Vertretung der Kunst des Praxiteles, abgesehen von dem einzigen Originalwerke, der olympischen Hermesgruppe, auch durch anerkannte antike Copien seiner Schöpfungen Sorge zu tragen, schien mir, neben dem Eros und dem Sauroktonos, der in fast allen größeren Museen vorkommende, nachlässig an einem Baumstamm gelehnte Satyr besonderen Anspruch auf Vertretung in dieser Reihe zu haben. Zwar sind wir nicht berechtigt, ihn als den schon im Alterthum „berühmten" Periboëtos zu bezeichnen; ja nicht einmal der praxitelische Ursprung ist ausdrücklich documentirt. Doch wird er ziemlich allgemein seines Kunstcharakters wegen als praxitelisch anerkannt; und es scheint, nach der Zahl der uns erhaltenen Copien zu schließen, sich kaum ein anderes Werk im späteren Alterthum einer so ausgebreiteten Berühmtheit erfreut zu haben. Aber welche von den ungezählten Copien verdient den Vorzug? Wo wir in den Museen dem Satyr begegnen, pflegen wir ihn wie einen alten Bekannten mit einem kurzen Blicke zu begrüßen: wir glauben ihn aus langer Gewohnheit durch und durch zu kennen und versäumen darüber ein genaueres Studium der einzelnen Exemplare. Wohl jeder Archäologe dürfte in Verlegenheit gerathen, wenn er sofort die Frage beantworten sollte, welches er für das vorzüglichste halte. Ohne die Mittel, die Frage mit umfassender wissenschaftlicher Gründlichkeit zu erörtern, versuchte ich sie wenigstens für das augenblickliche Bedürfniß zu lösen. Ich verglich die beiden Marmorstatuen der Münchener Glyptothek und die Photographien eines vaticanischen und eines capitolinischen Exemplars, welche sämmtlich wenigstens nicht zu den schlechtesten gerechnet werden, mit der eines vor etwa zwanzig Jahren in Rom gefundenen, jetzt im Louvre aufgestellten Torso. Freilich fehlen diesem der Kopf, der rechte Arm ganz, der linke zum größten Theile, das rechte Bein ganz, das linke vom Knie abwärts. Aber der erhaltene Rest erwies sich als in so hohem Maße vorzüglich, daß für die nächsten Zwecke der Münchener Sammlung ein Abguß dieses Fragments wichtiger erschien, als der eines vollständigen Exemplares.

Dieser Abguß lud zu einem eingehenderen Studium des Einzelnen ein. Nach einer von Emil Braun ererbten Praxis lenkte ich meine Aufmerksamkeit nicht in erster Linie auf die am schwersten verständlichen Formen des Nackten, sondern auf das unbelebte Beiwerk, bei dessen Behandlung sich gerade die besten Künstler am unbefangensten gehen lassen und uns dadurch besondere Gelegenheit geben, sie in der Ausübung ihres Handwerkes zu belauschen. Die Anlage des quer über den Körper laufenden, über der rechten Schulter zusammengeknüpften Thierfelles ist in allen Exemplaren die gleiche; aber am Pariser Torso erscheint sie reicher, voller und, was die Hauptsache ist, lebendiger. Nichts zeigt sich hier von conventioneller Abrundung und Glättung, von jener gleichmäßigen, aber schablonenhaften Sorgfalt, die zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem keinen Unterschied macht. Vielmehr ist die Oberfläche scheinbar sorglos nur mit der Raspel bearbeitet und etwas rauh gelassen, so daß sie noch in der Photographie wie durch eine Farbe leise abgetönt wirkt. In diese Oberfläche sind sodann mit leichter Hand einzelne Haare mehr hineingezeichnet als gemeißelt, welche bewirken, daß wir nicht den Eindruck eines derben Leders, sondern eines mit den Haaren

Digitized by Google

gegerbten weichen Thierfelles erhalten. Zu höchster Meisterschaft gesteigert zeigt sich diese verständnißvolle Behandlung am Kopfe des Thieres, vor Allem an dem rechten Auge und dessen Umgebung. Hier spielt der Künstler mit den materiellen Schwierigkeiten des Stoffes, und wie wir von einer vollendeten Zeichnung sagen, daß sie auf das Papier wie hingehaucht sei, so ist hier die Rauheit des Felles, die Zeichnung der Haare, die Modellirung der Form und selbst bei dem todten Thiere noch in dessen Haut der charakteristische Ausdruck zu einer vollendeten Einheit verschmolzen, in höchster Einfachheit, mit dem geringsten Aufwande von äußeren Mitteln, aber mit bewußter Sicherheit. Kein Miniaturbild könnte den Eindruck größerer Weichheit und Zartheit erreichen.

Von hier wandte ich mich zur Prüfung des Nackten. Für einen Satyr würden gymnastisch durchwirkte Formen unangemessen sein, und deshalb sind auch an dem Torso die Muskeln an Brust und Arm weder stark entwickelt, noch von fester und straffer Fügung. Vielmehr finden wir ein gesundes, vollsaftiges Fleisch, und das müheloſe, von der Natur begünstigte körperliche Gedeihen kommt außerdem in der weichen Haut und den zwischen Haut und Muskeln gelagerten Fetttheilen zum vollendeten Ausdruck. Namentlich aber empfinden wir bei den zarten Uebergängen am Ansatze des Armes und den feinen Umrissen und Flächen des Oberarmes, was die Griechen unter einem Blühen der Oberfläche des Körpers verstanden wissen wollen. Unterhalb des Thierfelles beeinträchtigen die ausgesprungenen Ränder desselben einigermaßen die Wirkung. Folgen wir aber der feingeschwungenen Biegung des Unterleibes, so sind hier alle Formen nicht nur weich und zart, sondern in ihren Uebergängen fein, klar und scharf und doch ohne Härte umrissen; nirgends zeigt sich Unsicherheit oder weichliche Verschwommenheit. Bewunderungswürdig ist aber namentlich die Behandlung der Umgebung des Ansatzes der Hüfte. Hier tritt eine Fülle von einzelnen Formen zu Tage, welche zum Theil nur bei guter und richtiger Beleuchtung, wenn das Licht von der rechten schräg über die linke Seite des Körpers fällt, in den zartesten und doch wieder klaren und bestimmten Verbindungen sichtbar werden, so daß sich das Ineinandergreifen der Theile und das ganze innere Getriebe wie im weichen durch die Haut durchscheinenden Spiele auf der Oberhaut zu spiegeln scheint. In diesem Spiele glauben wir den Gipfel der Vollendung zu erblicken. Doch der Künstler, damit nicht zufrieden, läßt noch quer über dieselben einzelne feine Brüche der Haut laufen, die, wie zufällig entstanden, mit so leichter Hand dem Marmor eingeprägt sind, daß schon das Technische der Ausführung unsere Bewunderung erregt, noch mehr aber die mit der wirklichen Natur wetteifernde Wahrheit, die wir, wie Petronius von den Studien des Malers Protogenes sagt, „nicht ohne ein geheimes Schaudern“ betrachten können. Hier gewinnen wir erst einen auf wirklicher Anschauung beruhenden Maßstab, um das Urtheil des Quintilian zu verstehen, dem zufolge unter allen Künstlern Praxiteles und Lysipp sich am meisten der Wahrheit genähert haben. Zwischen einem rein idealen Nachschaffen und einer rein naturalistischen Nachahmung der Natur steht diese Wahrheit in der Mitte als eine von den Mängeln und Zufälligkeiten der Wirklichkeit gereinigte Wiedergabe der Natur im vollen Reize ihrer körperlichen Erscheinung.

Digitized by Google

Wohin ich blicke, selbst auf der Rückseite, wo das Thierfell im Gegensatze zu der in jeder Beziehung mittelmäßigen Ausführung der gewöhnlichen Exemplare nur mit derben Meißelhieben skizzirt ist, nirgends vermag ich die geringste Spur zu entdecken, welche die Hand eines Copisten verriethe; überall künstlerische Absicht und ihr gleichkommende Ausführung; überall decken sich beide vollständig. Nicht auf Grund flüchtiger Betrachtung, sondern nach reiflichster Ueberlegung kann ich nicht umhin auszusprechen, daß ich in dem uns erhaltenen Torso das Original des im Alterthum so berühmten Satyr, ein zweites Originalwerk des Praxiteles erkenne.

Aber ist es nicht eine unerhörte Kühnheit, ohne äußere Beglaubigung einem so verstümmelten Werke einen so außergewöhnlich hohen Rang anzuweisen? Etwas gemildert wird diese Kühnheit durch den Nebenumstand erscheinen, daß der Torso nicht in einem Privathause, in einer beliebigen Villa der Campagna, sondern in den Ruinen der Kaiserpaläste des Palatin gefunden worden ist. Die Fundstätte ist nach einer Mittheilung Pietro Rosa's der ansehnliche achteckige Raum mit vier Thüren und vier Nischen, welcher den Durchgang von der Area des Palatin zu dem großen Peristyl der Flavianischen Bauten bildet (N. VI auf dem Plane in dem Monumenti inediti dell' Instituto VIII, tav. XXIII). An so bevorzugter Stelle einem Originalwerke zu begegnen, kann uns in keiner Weise überraschen, und von dort aus konnte sich sein Ruhm leicht in die weitesten Kreise verbreiten. Wurde er zudem erst in der Zeit der Flavier, etwa durch Vespasian oder Titus, aus Griechenland nach Rom versetzt, so erklärt sich daraus auch die geringe Qualität der Copien, unter denen keine auf eine frühere Zeit zurückzuweisen und sich besonders auszuzeichnen scheint: das halbe Dutzend wenigstens, welches ich seither noch in Berlin und Petersburg sah, kann nur dazu dienen, den Abstand von dem palatinischen Torso als dem Original in ein glänzendes Licht zu stellen. — Daß dieser Torso in einem ausgesucht schönen, grobkrystallinischen parischen Marmor ausgeführt ist, der die Vorzüge in der Behandlung des Nackten noch besonders hervorzuheben geeignet ist, mag noch beiläufig bemerkt werden.

Ueberhaupt dürfte eine gewisse Kühnheit der Forschung jetzt mehr als früher gerechtfertigt sein, indem uns durch den olympischen Hermes die Möglichkeit vergleichenden Studiums wenigstens mit einem unbezweifelten Originalwerke des Praxiteles geboten ist. Angesichts dieser Erweiterung unserer Kenntniß seines Kunstcharakters muß das Bedenken schwinden, welches man da und dort gehegt hat, den Satyr als eine Erfindung des Praxiteles anzuerkennen. Gewisse Eigenthümlichkeiten desselben treten bei der Vergleichung mit dem Hermes in ein ganz neues Licht. Ich bemerkte, daß an dem Satyrtorso das Thierfell mit der Raspel bearbeitet sei und die Oberfläche dadurch etwas rauh erscheine. Auch an dem Hermes läßt sich eine ähnliche rauhe Behandlung der Gewandung schon im Gypsabguß erkennen; am Marmor selbst soll sie noch weit deutlicher hervortreten und den Gegensatz zu den mehr geglätteten Formen des Nackten noch bestimmter zur Geltung bringen: wir haben sonach am Gewande des Hermes und am Thierfelle des Torso die gleiche Tendenz einer Nachahmung der Wirklichkeit nach ihrer malerischen Erscheinung. Daß auch das Anlehnen des Satyrs

Digitized by Google

an einen Baumstamm und die dadurch motivirte Stellung und Biegung des Körpers durchaus praxitelisch sind, hat durch den Hermes nur eine neue Bestätigung erhalten.

Aber auch in der Anlage und Behandlung der einzelnen Formen lassen sich Analogien zwischen Satyr und Hermes nicht in Abrede stellen. Doch wird der echt praxitelische Charakter des Satyrs auch nach dieser Seite noch klarer und unwidersprechlicher hervortreten, wenn wir ihn mit einem andern praxitelischen Werke zusammenstellen, das wir freilich nur in Copien besitzen, dem Sauroktonos, und zwar in der Bronzereplik der Villa Albani, deren Werth gegenüber den Wiederholungen in Marmor man mir meist zu gering anzuschlagen scheint. Hier zeigt sich in der Auffassung, der Anlage, der ganzen Art der Ausführung, namentlich in den so charakteristischen Partieen am Ansatze der Hüfte eine so überraschende Uebereinstimmung mit dem Pariser Torso, daß der Gedanke an einen und denselben Künstler sich nicht länger abweisen läßt. Nur in der Durchbildung des Einzelnen, der eigentlichen künstlerischen Handschrift treten Unterschiede hervor, natürlicher Weise, denn der Sauroktonos ist Copie, der Pariser Torso dagegen Original.

Dürfen wir also in dem Letzteren ein zweites Originalwerk des Praxiteles anerkennen, so ergibt sich nicht nur die Möglichkeit, sondern die Verpflichtung, das eine an dem andern zu messen und durch Vergleichung die Stelle zu bestimmen, welche jedes für sich innerhalb der Entwickelungsgeschichte des Praxiteles selbst einzunehmen hat.

Beginnen wir wiederum bei der Gewandung, so wird wohl jetzt leichter verstanden und unbefangener gewürdigt werden, was oben über einen gewissen Ueberschuß, ein Zuviel in der Anlage und Ausführung der Chlamys des Hermes bemerkt worden ist. Denn nun zeigt der Pariser Torso, wie erst an dem Thierfelle des Satyrs die gleichen Ziele bei größter Vereinfachung der Anlage, bei vollster Klarheit der Disposition und einer sparsamen, aber meisterhaften Anwendung der technischen Mittel erreicht wurden. Nun erst tritt der volle Gegensatz des fertigen zu dem werdenden Meister hervor. — Aehnlich verhält es sich mit der Gesammtanlage der Gestalt. Am Hermes sind die Neuerungen des Praxiteles: das Anlehnen an den Stamm, die dadurch motivirte feingeschwungene Linie der Axe des Körpers bereits vorhanden. Aber das Anlehnen ist nur erst ein halbes Aufstützen, und mit der die Ruhe charakterisirenden Bogenlinie des Körpers tritt die Bewegung und Hebung des rechten Armes in einen gewissen Gegensatz, der noch nicht, wie z. B. an dem Apollino der Tribune zu Florenz durch das Aufliegen des Armes auf dem Kopfe seine ausgleichende Lösung gefunden hat. Beim Satyr dient das Aufstützen zum Ausdrucke des ruhigsten Behagens; und das künstlerische Motiv entwickelt sich durch die ganze Gestalt hindurch zu einem harmonisch abgeschlossenen Rhythmus der Linien, über welchen hinaus ein höheres Maß der Vollendung sich nicht wohl denken läßt: der Körper scheint nur bestimmt, die Idee praxitelischer Rhythmik zu sichtbarer Anschauung zu bringen. — Endlich das Verständniß und die Ausführung der einzelnen Formen! Es ist offenbar, daß hinsichtlich der Auffassung und Behandlung der Form in beiden Werken die gleichen Tendenzen obwalten. Aber am Hermes

Digitized by Google

hat das Einzelne einen etwas weichen, unbestimmten Charakter; es fehlt noch die volle Sicherheit der Hand, die nur das letzte Resultat eines tiefen Verständnisses sein kann. Der Satyr ist reicher und schärfer durchgebildet, und dennoch drängt sich das Detail uns nirgends auf und verwirrt unseren Blick; der Künstler weiß das Unwesentliche dem Wesentlichen unterzuordnen, und in dieser allseitigen Beherrschung der Form zeigt er sich uns wieder als der vollendete, fertige Meister.

So bestätigt die Vergleichung der beiden Werke, was zuerst für den Hermes allein lediglich nach der Prüfung seines künstlerischen Charakters behauptet worden war; und in dieser Uebereinstimmung liegt gewiß die beste Bürgschaft für die Richtigkeit der Grundanschauung, daß der Hermes zwar als ein Originalwerk des Praxiteles, aber aus den früheren Jahren seiner künstlerischen Thätigkeit betrachtet und gewürdigt werden muß.

Es ist etwa ein Menschenalter verflossen, seitdem ein seiner Zeit hoch angesehener enthusiastischer Kunstgelehrter aussprach, „daß es für das richtige und eindringliche Verständniß von Kunstwerken, die ja ihrer Natur nach einer rein poetischen Gedankensphäre angehören, weit weniger nachtheilig sei, wenn man die Stimmung etwas zu hoch nehme, als wenn man sie in eine prosaisch nüchterne Betrachtungsweise hinabziehe, da die Abkühlung der Einbildungskraft ohnehin bald genug erfolge, die Rückkehr zu poetischen Gefühlen und Empfindungen aber nach solchen frostigen Auslegungsversuchen selbst denen unmöglich zu werden pflege, die sich in jenen höheren Regionen heimisch fühlen.“ Auch heute noch theilen vielleicht nicht wenige die gleiche Ansicht, und in ihren Augen kann allerdings eine Analyse, wie wir sie dem Hermes haben angedeihen lassen, fast wie eine Versündigung an der Kunst erscheinen. Indessen fehlt es, wie schon angedeutet wurde, auch auf der andern Seite bereits jetzt nicht an Anzeichen, daß nach einer uneingeschränkten Bewunderung jene Abkühlung der Einbildungskraft sich geltend zu machen beginnt. Ihr wirksam zu begegnen und bestimmte Schranken zu ziehen, kann nur einer historisch-kritischen Würdigung gelingen, die das Kunstwerk aus seiner Isolirung heraushebt und die Aufmerksamkeit von dem Werke auf den Künstler zurücklenkt, der es geschaffen. Namentlich wo es sich um die Arbeit eines hervorragenden Meisters handelt, da wird sich wie von selbst unser Interesse auf den Schöpfer desselben übertragen, ja es wird das Interesse für den Künstler überwiegen, sobald wir das Werk als eine einzelne Manifestation eines umfassenden Künstlergeistes zu betrachten anfangen; und hierbei kann sich selbst das scheinbar Widerspruchsvolle ereignen, daß, was dem einzelnen Werke abgezogen wird, dem Schöpfer desselben wieder zuwächst. Wir mußten bei der Betrachtung des Hermes auf Manches hinweisen, was uns hinderte, ihm die Palme der Vollendung zuzuerkennen. Wenn es uns aber gelungen ist, in dem Satyr ein Werk nachzuweisen, in welchem der Künstler das Höchste erreicht hat, was ihm nach seiner Persönlichkeit und seiner historischen Stellung zu erreichen möglich war, wenn wir ferner aus der Vergleichung geschlossen haben, daß der Hermes eine Jugendarbeit des Künstlers war, so zeigt sich jetzt, daß durch die Strenge der analytischen Betrachtung keineswegs ein Maßstab der Beurtheilung angelegt werden sollte, den an einen noch in der

Digitized by Google

Entwickelung begriffenen Künstler anzulegen man gar nicht berechtigt wäre. Vielmehr erweist sich jetzt Alles, was wir dem Werke an absoluter Bewunderung abgezogen haben, als eine Rechtfertigung des noch an bestimmte Bedingungen seines Schaffens gebundenen Künstlers. Es ist jetzt kein Vorwurf mehr, daß Praxiteles als ein noch jugendlicher Künstler in der Gesammtcomposition der Gruppe, in der Bildung des Kindes sich noch an seinen Vater, in dem Typus der Kopfform an myronische Kunst anlehnte. Es ist eben so wenig ein Vorwurf, daß er die neuen Principien in der Stilisirung der Gewandung, in der Stellung und dem Rhythmus der Figur, in der Durchbildung der Form noch nicht vollständig bewältigt, daß er den Charakter des Hermes noch nicht in seiner ganzen Vielseitigkeit ergründet hat. Wir freuen uns vielmehr des vielen Neuen, das den vielseitigsten Fortschritt nicht nur ankündigt, sondern zu einem nicht kleinen Theile bereits verwirklicht hat; und wir freuen uns um so mehr, wenn wir erkennen, daß es ihm gelungen ist, im Satyr zu vollenden, was er im Hermes so erfolgreich begonnen. Wir freuen uns endlich an der jugendlichen Liebenswürdigkeit des künstlerischen Empfindens, das in dem unschuldigen Spiele des Gottes mit dem Kinde zum Ausdrucke gelangt. So fühlen wir uns bei zunehmendem Verständniß des Kunstwerkes immer mehr innerlich erwärmt; und eine solche Wärme des Empfindens werden wir nicht geneigt sein für einen uneingeschränkten Enthusiasmus hinzugeben, dem allerdings die Abkühlung der Einbildungskraft nur zu schnell zu folgen pflegt.

Digitized by Google

Deutsche Colonisation.

II.

Treten wir nun von dem Gesichtspunkt, daß es sich nur um Ackerbau- und Handelscolonien handeln kann, der Frage näher, wo und wie dieselben in's Auge zu fassen sind, so kommt zunächst der Unterschied in Betracht, den Hübbe-Schleiden zuerst betont und durchgeführt hat, zwischen Colonisation und Cultivation. So warm er erstere, namentlich in seiner zweiten Schrift empfiehlt, so legt er doch besonderen Nachdruck auf letztere; er nennt Colonie ein auswärtiges Wirthschaftsgebiet, in welches eine Nation nicht nur Theile ihres Capitals und ihrer Intelligenz überhaupt, sondern dort auch vor allem sich als einheimische Bevölkerung ansiedelt, während Cultivation bedeutet die Erziehung der Naturvölker durch Arbeit zur Cultur in Ländern, in denen unsere Rasse nicht heimisch werden kann. Treffender wäre es vielleicht, zu sagen, daß die Cultivation eine besondere Art der Colonisation ist; denn wenn man in England Indien nicht als Colonie bezeichnet, so liegt dies wohl mehr daran, daß man dies ungeheure Reich als etwas Besonderes betrachtet, während Ceylon und alle übrigen tropischen Besitzungen, in denen auch Europäer nicht heimisch werden, gleichmäßig Colonien heißen und unter dem Colonialminister stehen wie das Capland und Canada. Indeß der Unterschied dieser beiden Arten von Colonien bleibt und auch darin dürfte der Verfasser Recht haben, daß die Nation in Zukunft die culturell bedeutendste und zugleich die reichste sein wird, welche am erfolgreichsten die Naturvölker und durch sie ihre üppigen Tropengebiete zu cultiviren im Stande sein wird. „Cultivation ist eine ungleich schwierigere Aufgabe als Colonisation, aber auch in verdoppeltem Verhältniß rentabler als diese," sowol an sich, wie für den Handel des Mutterlandes mit den Cultivalländern, und zwar steigt diese Rentabilität in dem Maße, als die culturelle Verschiedenheit beider groß ist. Aber dies ist nicht der einzige Vorzug der Cultivation, sie ist auch entwickelungsfähiger, denn Cultivalländer bleiben selbst bei der höchstmöglichen Entwickelung durch die fremde Rasse ihrer Bewohner sehr verschieden vom Stammlande, chinesische, indische, afrikanische Cultur wird nie europäische werden. Colonien wie Canada und Australien bilden mit gewissen Veränderungen eine neue englische Welt, nur bei ihnen kommt die Emancipation in Frage; die Cultivalländer können verloren gehen, sie emancipiren sich nicht wegen der Inferiorität ihrer Bewohner, eben deshalb ist der Verkehr mit ihnen für das Mutterland beständiger und dauerhafter. Auf diesem Felde hat Niederland am meisten durch seine Cultur Java's und Madura's geleistet und deshalb feiert Hübbe-Schleiden den Schöpfer dieses Cultur-Systems, v. d. Bosch, als einen der

Digitized by Google

größten Staatsmänner. Gegner der Colonisation greifen dies System freilich als ungerecht an, weil es die Eingeborenen zwinge, für einen geringen Pflanzerlohn ihre Producte der Regierung zu liefern; auf dem Handel und der Industrie Hollands ruhe der Fluch des durch die Colonialpolitik großgezogenen Monopolwesens. Außer mit Europa treibe Holland nur noch mit Java Handel, die inländische Industrie könne daheim kaum noch mit dem Auslande concurriren und arbeite nur für die ostindischen Besitzungen. Diese Anklagen sind, was vornehmlich die Ungerechtigkeit des Systems betrifft, unbegründet. Nach Beseitigung der alten ostindischen Gesellschaft führte General Daendels das Zwangsarbeitssystem ein, wonach der Handel auf Java freigegeben ward, aber die Eingeborenen nicht nur Producte zu bauen, sondern vielfache Frohnden für die Regierung zu leisten hatten. Während der englischen Besetzung der Insel folgte unter Sir Stamford Raffles das Landrentensystem, welches den Ackerbau freigab, aber die Annahme festhielt, daß der Boden der Regierung gehöre, welche ihn verpachtete. 1830 führte Bosch, nachdem die wieder in Besitz der Colonieen gelangten Holländer mehrfach Versuche in der von Daendels und Raffles eingeschlagenen Richtung gemacht, das Culturssystem ein; dasselbe ist noch nicht gleichmäßig durchgeführt, wo es nicht besteht, muß die Bevölkerung eine nach den örtlichen Umständen bemessene Menge von Producten abliefern, welche die Regierung bezahlt, in dem weitaus größten Theile der Insel aber ist es in Uebung. Es geht davon aus, daß die Regierung dem Herkommen gemäß auf ein Fünftel der Ernte Anspruch hat, sie vertheilt die Ländereien an die Gemeinden nach deren Bevölkerung, die Vorsteher derselben weisen dann den Einzelnen ihren Antheil zu, die aber auch Land für ihren Privatgebrauch im erblichen Besitz haben. In manchen Residentschaften ist fast der ganze Boden Privateigenthum und zahlt nur Grundsteuer, von dem überwiesenen Land gebührt der Regierung die Ernte eines Fünftels, alle Arbeit wird unter Aufsicht von eingeborenen Aufsehern verrichtet, die Oberleitung haben europäische Controleure. Alle Producte, mit Ausnahme einer bestimmten Quantität, welche im Archipelagus selbst verkauft wird, gelangen in die Hände der Handels-Matschappy, welche sie gegen gewisse Procente verfrachtet, indem sie die für die Fahrt nach Indien geeigneten Schiffe in einer bestimmten Reihenfolge miethet. Dies System ist darauf berechnet, möglichst viele für den holländischen Markt vortheilhafte Producte zu erzielen, aber in einer Weise, welche den Anschauungen der Eingeborenen entspricht; jede Gemeinde wählt ihren Vorsteher selbst, dieser hat neben sich einen Stellvertreter und mehrere Aelteste, mit denen er gemeinsam über die Vertheilung der Ländereien und der Arbeit verfügt, die Abgaben bestimmt, die Unterhaltung der Wege und die Ortspolizei leitet. Dies System wirkt vortrefflich, wofür hier nur nicht-holländische Zeugen angeführt sein mögen. Friedmann sagt (Die ostasiatische Inselwelt, 1868): „Völker von ganz verschiedener Cultur können nicht nach einer Schablone behandelt werden; wie Verfassungen nur für gebildete Nationen berechnet sind, so ist die Freiheit der Cultur der Felder auf Java eine weder mit dem Volkscharakter, noch mit den alten Sitten und Gewohnheiten zu vereinbarende Einrichtung. Die natürliche Trägheit des Javanen, die er noch, obwohl in geringerem Grade als früher besitzt, bewirkt,

Digitized by Google

daß er nur für die nächsten Bedürfnisse sorgt. Nach den bestehenden Einrichtungen kommt nicht nur den europäischen Märkten der ungeheure Ertrag der indischen Länder an Colonialwaaren zu Gute, sondern der javanische Landmann gewinnt hübsche Summen, die seinen Wohlstand vermehren. Ohnehin ist der Javaner seit undenklichen Zeiten gewohnt, von seinen Vorgesetzten bei dem Anbau seiner Felder bevormundet zu werden; da die Bewässerung nie von einem Einzelnen geschehen kann, sondern von den Bewohnern ganzer Districte ausgehen muß, so geschehen die nöthigen Arbeiten auf Befehl des Districtsvorstehers, nach dem auch die Aussaat, die Pflügung und Ernte vor sich geht. Das Cultursystem schließt sich daher nur den althergebrachten Gewohnheiten an, indem es auch bezüglich der Ausdehnung der angebauten Felder und der Wahl der Culturgewächse Normen gibt, welche willig befolgt werden und dem Landmann zum Heile dienen." R. Werner (Die preußische Expedition nach Ostasien, II. S. 289) sagt: „Ich erinnere mich nicht, je eine europäische Colonie in so blühendem Zustande gesehen zu haben. So viel steht fest, daß die Holländer das Colonisiren verstehen wie keine andere Nation, dies können sogar die Engländer nicht in Abrede stellen, obwohl sie ihre Rivalen der Inhumanität zeihen. Letzteres ist jedoch eine ungerechte Behauptung. Die Holländer haben ihre Macht weniger mißbraucht als andere Colonialmächte, sie werden von ihren Unterthanen weder als Despoten gehaßt, noch haben sie ihr Ansehen als eine höher stehende Rasse eingebüßt. Die größte Schonung aller religiösen und socialen Vorurtheile ist einer der ersten Regierungsgrundsätze und es wird kein Beamter angestellt, der nicht der malayischen Sprache mächtig ist. Der Bauer kann durch Fleiß und Thätigkeit sich nicht allein bequemen Lebensunterhalt, sondern ein Vermögen erwerben, das System bewährt sich mit jedem Jahr mehr, die Production der Insel sowie der Wohlstand der Bewohner hebt sich beständig. Anstatt der ewigen Fehden der vielen einheimischen Fürsten, die gegenseitig das Eigenthum ihrer Unterthanen raubten, erfreuen sie sich der Ruhe und Sicherheit des Eigenthums, das Land blüht wie ein Garten, Armuth existirt nicht." Ganz ebenso urtheilen Money (Java, how to manage a colony, 1861) und A. R. Wallace (The Malay Archipelago, 1869 I.)[1]; letzterer erklärt das System für das beste, das befolgt werden kann, wenn eine europäische Nation ein Land inne hat, das von einem arbeitsfähigen, aber halbbarbarischen Volke bewohnt wird. Ohne Befehl der Häuptlinge, welche die Holländer vom Dorfvorsteher bis zum Fürsten beibehalten, ist dort keine systematische Cultur möglich; freier Mitbewerb der Europäer, den das System allerdings ausschließt, würde nur Einführung geistiger Getränke und Opiums zur Folge haben, welche die Eingeborenen verderben, in Schulden bringen und thatsächlich zu Sklaven machen müßte. Das Volk ist wohl genährt und gut gekleidet, es hat sich an Arbeitsamkeit und regelrechte Bestellung der Felder gewöhnt, Straßen und Wege sind vortrefflich, die Regierung hat große

[1]) Der einzige Schriftsteller, der das System ungünstiger, wenigstens als „dépourvu de toute grande pensée" beurtheilt, aber Java nicht selbst kennt, P. Leroy-Beaulieu (de la Colonisation, p. 286) gibt doch zu, „que cette imposition de travail semble à la population être le fait des anciens souverains, propriétaires du sol aux termes du Coran".

Digitized by Google

Capitalien angelegt und wenn sie jetzt ein großes Einkommen bezieht, so geschieht dies in einer Weise, die weit weniger drückend und für das Volk viel wohlthätiger ist, als irgend eine Steuer. Die Bevölkerung ist von 5½ Millionen in 1820 auf 18,799,798 in 1877 gestiegen. Die Ueberschüsse der Einkünfte über die Ausgaben haben Holland nach Belgiens Verlust allein in Stand gesetzt, sich zu halten; sie betrugen von 1869—1878 durchschnittlich 14 Millionen Gulden und wenn sie seit 1874 beträchtlich gefallen sind, ja 1879 und 1880 sich sogar ein Deficit von über 3 Millionen ergeben hat, so liegt die Erklärung darin, daß in der Schwindelperiode von 1870/74 die Preise der Producten außerordentlich getrieben und seitdem sehr oft um die Hälfte gefallen sind, während die Productions- und Verwaltungskosten stiegen. Auch das ist nicht in Abrede zu stellen, daß die Cultivation in den holländischen Kammern von der liberalen Majorität in neuester Zeit keineswegs nach ihrer sachlichen Bedeutung gewürdigt ist, sondern vielmehr vom theoretischen Parteistandpunkte behandelt wurde. Damit können die Vorwürfe gegen die Inhumanität des holländischen Systems wohl als widerlegt betrachtet werden, zumal nach dem Agrargesetz von 1870 den Eingeborenen auch Grundstücke auf 75 Jahre in Erbpacht überlassen werden, was den Uebergang zur freien Arbeit vermitteln wird. In Celebes ist durch das System ein geradezu wildes Volk der Barbarei entrissen und productionsfähig, nützlich für sich und die Welt gemacht. Daß das System sich nur auf die materielle Cultur bezieht und dem fremden Handel ungünstig ist, indem die Matschappy Agent der Regierung ist, die holländischen Rheder zwar in ihr Interesse gezogen hat, aber die fremden Flaggen differentiell behandelt, kann nicht bestritten werden, kann aber Holland in keinem anderen Sinne zum Vorwurf gemacht werden, als Differentialzölle überhaupt, zumal dieselben jetzt sehr mäßig sind. Was endlich den Einwurf anbelangt, daß um den ostindischen Besitz Niederlands dessen gesammter Handel sich dreht, so beweist derselbe nur, daß ein so kleines Land doch nicht hinreichende Kräfte hat, um auf die Länge eine so große Aufgabe durchzuführen. Holland wird durch Java so absorbirt, daß es seinen übrigen Handel fast ganz an andere Häfen hat abtreten müssen.

Für eine ähnliche Cultivation, für welche Hübbe-Schleiden den Deutschen gleichen Erfolg voraussagt, wegen ihrer Befähigung auf fremde Eigenthümlichkeiten einzugehen, ihres Talentes für Verwaltung und Disciplinirung, ihrer unbezweifelten Ueberlegenheit für die Bodencultur, nimmt er vornehmlich Ethiopien in Aussicht, d. h. das westliche Aequatorial-Afrika, welches er aus eigener Anschauung kennt und uns beschrieben hat. Er führt uns zunächst sehr drastisch den Mißerfolg der Franzosen in Senegambien vor, der im Ungeschick für Colonisation, der Bureaukratie und der Unfähigkeit die Neger richtig zu behandeln begründet ist[1]). Ihre Wirthschaft fördert die Wilden wie sie sind, anstatt ihre

[1]) Ueber diese Unfähigkeit schreibt P. Leroy-Beaulieu im Journal des Débats vom 21. Juli 1881, indem er den Mangel an Tradition und folgerichtiger Durchführung eines Systems in Algerien tadelt: „Tous nos règlements sont d'une lenteur et d'une rigueur qui dans une contrée neuve, chez des peuples primitifs sont intolérables. Les préjugés des hommes de loi empêchent une quantité de réformes, en les transportant en Afrique, nous retardons à

Digitized by Google

Civilisation zu fördern; man läßt die emancipirten Neger ihre eigenen Wege gehen und bevormundet die Europäer, anstatt die Neger zu bevormunden und die Europäer selbstthätig gewähren zu lassen. Uncivilisirte Stämme lassen sich nicht mit den Codes regieren; dem Engländer sind dem gegenüber gute Richter die Hauptsache und die Erfahrung örtlicher Praxis gibt ihnen leitende Grundsätze: Allen gleiche Gerechtigkeit, aber nicht dieselbe Berechtigung. Mit vollständiger Befreiung von allem Zwange raubt man dem Naturmenschen zugleich die Vortheile der Erziehung, der er bedarf; von der Sklaverei soll der Neger befreit sein, nicht von der Arbeit, die das einzige Mittel ist, ihn zur Civilisation zu führen. Nicht viel mehr Erfolg haben sie am Aequator in Gabon gehabt, obwohl dort das Klima gemäßigt, die Luft rein, der Boden von höchster Fruchtbarkeit und waldreich ist und die Bucht von Gabon einen trefflichen Hafen bietet.

So ist der Mittelpunkt des Handels im westäquatorialen Afrika das spanische Eloby, eine Inselgruppe in der sehr günstig gelegenen Bucht von Corisco geworden, von der nur der südliche Theil im Besitz der Franzosen ist. Der Handel ist wesentlich in englischen und deutschen Händen, Elfenbein, Kautschuk und Ebenholz sind die wichtigsten Ausfuhrartikel. Die Production aber könnte unendlich gesteigert werden, namentlich durch die Cultur des Kaffees, der dort wild wächst. Die ethiopische Rasse ist wohl uncivilisirt, aber nicht unbegabt; nicht entwickelungsunfähig, sondern nur unentwickelt, der Neger erscheint als ein Kind, dessen Urtheilslosigkeit in seltsamem Contrast zu seiner herkulischen Gestalt steht. Er ist vorwiegend gutmüthig, oft muthwillig, aber nicht böswillig, gastfrei, kameradschaftlich mittheilsam, dagegen eigennützig, diebisch, lügnerisch; er hat eben kein Pflicht- und Rechtsgefühl und kann jene üble Neigungen nur überwinden durch die Schule der Arbeit, zu der er durchaus tüchtig ist. Es kommt hinzu, daß die ethiopische Rasse unberührt vom Islam und seinem Fanatismus ist, weshalb auch die Missionen, katholische wie protestantische, welche den Ethiopier richtig behandeln, d. h. nicht allein lehren, sondern auch zur Arbeit erziehen, entschiedene Erfolge erzielen [1]). Orientalische Sklaverei und die Menschenjagden der Araber sind nicht bis dorthin gedrungen. Der Sklavenhandel hat in Westafrika, wie ein Bericht des Gouverneurs der dortigen englischen Besitzungen vom 31 Dec. 1872 erklärt, vollständig aufgehört; es besteht in Ethiopien nur eine Hörigkeit, die ein Abhängigkeitsverhältniß des Familienlebens niederer Stufe ist, wie die gleichfalls herrschende Polygamie; beides sind die einzigen Institute, in welchen sich eine Art von organisirter Arbeit darstellt. Es kommt darauf an die Arbeit, die bewegende Kraft aller Gesittung auf eine höhere Stufe zu heben, das Trust-System zu beseitigen, eine Art Trödelgeschäft, das den ganzen Handel verdirbt; die reichen, productiven Kräfte des Bodens und der Bevölkerung nutzbar zu

la fois le développement de la colonisation et nous y choquons inutilement les habitudes des populations indigènes."

[1]) Wie Livingstone, E. v. Weber und alle Reisenden, welche Afrika aus eigener Anschauung kennen, legt Hübbe-Schleiden den größten Werth auf richtig geleitete Missionen, wo dieselben nicht mit dem Islam zu kämpfen haben; aber um in großem Maße zu arbeiten, müssen sie von Handel und Cultivation unterstützt werden, welche die Producte der Arbeit der Eingeborenen verwerthen helfen.

Digitized by Google

machen. Alle Factoren der Production, äußere Natur, Capital und Arbeit stellen sich zu Gunsten Ethiopiens gegenüber seinen Concurrenzländern, das Klima ist an der Küste für ein tropisches Land verhältnißmäßig günstig und gestaltet sich um so besser, je weiter man in das Innere eindringt; gesunde Europäer, die mäßig leben, gedeihen dort wohl. Durch Urbarmachung des unoccupirten Bodens wird nach ethiopischem Recht das Eigenthum an demselben erworben und derselbe ist so wenig bebaut, daß man ihn als vollständig unoccupirt bezeichnen kann. Die organisirte Negerarbeit unter Aufsehern eigner Rasse ist vorzüglich; die ethiopische Rasse zeigt, wie schon Livingstone bemerkte, eine erstaunliche Lebensfähigkeit und Widerstandskraft, das Arbeitsangebot ist unbeschränkt und die Kosten betragen nach unserm Verf. weniger als der dritte Theil der gleichen Arbeit in Ost- oder Westindien. Der Neger erträgt keine militärische Dressur, aber erträgt Zucht, Strenge und einen gewissen Zwang; von Sklaverei und körperlicher Züchtigung ist dabei keine Rede. Das Uebergewicht des weißen Stammes, den er wie ein Kind den Mann als höheres Wesen anerkennt, ist rein geistig und soll vor allem auch moralisch sein; denn je weniger der Neger aus sich selbst Wahrheit, Pflicht und Willenskraft kennt, desto mehr imponirt ihm die Uebung dieser Tugenden beim Weißen, während Willkür, Schwäche, Ungerechtigkeit denselben in seinen Augen auf sein eigenes Niveau herabdrücken. Die Engländer haben als Organisation der Arbeit uncivilisirter Völker das Indenture-System eingeführt, welches eine länger dauernde und schärfer bestimmte Dienstzeit festsetzt; der Arbeitsherr übernimmt für die Dienstleistung während des Contractes Zahlung eines Lohnes und volle Sorge für den Arbeiter. Dies System, das in englischen Besitzungen für die Coulies angewendet ward, eignet sich nach dem Verf. vorzüglich für Ethiopien; es schließt sich an die bestehenden, patriarchalischen Rechtsverhältnisse des Landes an und bietet das Mittel, Tausende von Arbeitern zu stellen, ähnlich wie in Java. Unter richtiger Behandlung und bei besserer Pflege wird der Neger immer bessere Arbeit leisten und somit höheren Lohn empfangen, was wieder die Möglichkeit reichlicher Nahrung, die Körperkraft und Lebensdauer und die Energie steigert, sich selbst zu heben. Gegenwärtig ist für ihn das Gefühl der Abhängigkeit das normale; erst mit dem allmäligen Fortschreiten werden ideale Bedürfnisse bei ihm erwachsen, er ein freier Arbeiter und zuletzt ein freier Eigenthümer werden können.

Um eine solche Cultivation Ethiopiens durchzuführen, sind freilich Capitalien erforderlich; nur mit solchen läßt sich dort gewinnbringend wirthschaften, mit Reisen gelehrter Forscher läßt sich Afrika nicht erschließen. Indeß für einen erfolgreichen Anfang würden keine zu großen Summen erfordert werden, es ließe sich nach Ansicht unsers Verf. sehr wohl mit 5—600,000 M. beginnen und das Capital dann nach Maßgabe der Fortschritte erhöhen. Eine Handelsgesellschaft, die dies unternimmt, kann alle Erfahrungen der Vergangenheit und Gegenwart benutzen, sie würde ähnliche Vortheile erzielen, wie die bekannten Gesellschaften des 17. und 18. Jahrhunderts, ohne daß ihr ein eigentliches Monopol ertheilt zu werden brauchte. Die Größe des erforderlichen Capitals würde sie vor kleinlicher Concurrenz sichern, aber sie müßte im Einverständniß mit ihrer Regierung handeln, welche durch Festsetzung ihrer Statuten das nationale

Digitized by Google

Interesse wahren würde. Wer wird die Nation sein, welche die Cultivation Ethiopiens in solcher Weise in die Hand nimmt? Daß es Franzosen, Portugiesen, Spanier nicht sein werden, steht fest; die Italiener, die im Süden von Abessinien in Schoa Fuß gefaßt, werden nicht das erforderliche Capital aufbringen können, es bleiben die Engländer und die Deutschen. Palmerston erklärte bereits am 26. Febr. 1860 im Unterhause: „Afrika wird eine Quelle des Reichthums, nicht nur für Europa, sondern für die ganze Welt in einem Maße werden, daß die Einbildungskraft es kaum fassen kann." Sir Bartle Frere hat kürzlich Pläne entwickelt, die zeigen, wie dieser ausgezeichnete Kenner Afrika's vollkommen begreift, welche Quelle von Macht und Reichthum das dunkle Festland für England werden kann, das Natal und Transvaal nicht einverleibt hat, um einige Millionen Kaffern zu gewinnen, sondern um sich die Wege nach dem Herzen des Welttheils zu sichern. Sollen wir Deutsche, die, wie unser Verf. aus Anschauung bezeugt, die Cultur in Ethiopien bereits mit besserem Erfolg betrieben als die Engländer, zusehen, bis letztere ihrer Schwierigkeiten am Cap Herr geworden und sich dann den Weg in's Innere bahnen, um dort ein neues Indien zu schaffen? Hier handelt es sich nicht um Eroberung, hier ist eines der fruchtbarsten und zugleich herrenlosesten Länder der Welt, welches nur auf einen Meister wartet, der es civilisire, verstehe die Quellen seines Reichthums zu fassen und auf das Mutterland abzuleiten. Wenn Paulus im Traum einen Mann aus Macedonien sah, der ihm zurief: „Komm hernieder und hilf uns", so können wir ohne Uebertreibung sagen, die ethiopische Rasse wartet auf den weißen Mann, der sie durch Cultivation zu einem menschenwürdigen Dasein führe; die Frage ist nur, ob es der Deutsche oder der Engländer sein soll?[1])

Ist also Ethiopien das Gebiet, welches für die Cultivation in erster Linie in Betracht kommt, so ist es für die Colonisation im engern Sinne, für Ackerbau- und Gewerbe-Colonien, die gemäßigte Zone Süd-Amerika's, Süd-Brasilien, Uruguay, Paraguay, die Laplatastaaten; hier liegt das Arbeitsfeld für unsere überflüssigen Kräfte. Hier sind Gebiete von unermeßlichen Hilfsquellen, die von deutschen Bauern und Gewerbtreibenden nur gehoben sein wollen, und deren Bevölkerung wir so weit überlegen sind, daß wir nicht in dieselbe aufgehen müssen, sondern vielmehr sie unsere Cultur annehmen muß, wenn wir systematisch colonisiren; findet doch das erwähnte rasche Aufgehen der Deutschen in fremde Nationalitäten selbst bei starker Einwanderung nur gegenüber der angelsächsischen Cultur statt, welche uns praktisch überlegen ist, während unsere Colonisten in

[1]) Der frühere Gouverneur von Bengalen, Sir George Campbell, schreibt (Fortnightly Review, 1. Februar 1876): „Wenn man sieht, wie wunderbar geeignet zur Arbeit sich die ethiopische Rasse bewiesen hat, wie traurig ihr Loos in ihrem eigenen Lande ist, wie lenkbar, gutmüthig und liebenswürdig sie unter civilisirter Aufsicht ist, so kann man nicht bezweifeln, daß eine Großmacht, die für Afrika dasselbe leisten könnte und wollte, was England für Indien gethan, der Menschheit einen außerordentlichen Dienst erweisen würde. Afrika könnte ein riesenhaftes Java oder Ceylon werden." Dem gegenüber ist schwerlich Gewicht zu legen auf die Behauptung Serpa-Pinto's (Reise quer durch Afrika. Deutsche Ausg., 2 Bde., 1881), daß die Civilisirung der Neger „ein Traum exaltirter Geister in der alten Welt" sei, da er wesentlich von den wilden Stämmen im Innern spricht und gleichzeitig die Buren für Wilde erklärt, die er später so sehr feiert.

Digitized by Google

den Ostseeprovinzen, an der Wolga, in Polen und Siebenbürgen ihr Deutschthum erhalten haben. In diesen Gebieten sind nun die Bedingungen erfolgreicher Ansiedlung vorhanden, billiges Land, rentable Arbeit, günstiges Klima. Letzteres, das im Norden Brasiliens tropisch ist, ähnelt im Süden und auf der mittleren Hochebene desselben dem Südeuropa's und ist im Laplata-Gebiete noch gemäßigter, wobei in Betracht kommt, daß Südamerika durch seine Lage auf der wasserreicheren Halbkugel der Erde im Allgemeinen kühler ist als die gleichen europäischen Breitengrade.

Was Brasilien betrifft, so handelt es sich für die deutsche Colonisation wesentlich nur um die beiden südlichsten Provinzen Rio Grande do Sul und St. Catarina (237,000 und 75,000 □km), in denen die deutschen Colonien, Doña Francisca, Blumenau, San Leopoldo, Neu-Petropolis, Teutonia u. A. liegen, zusammen von 120—130,000 Deutschen, überwiegend Ackerbauern, bewohnt. Sie befinden sich durchweg im blühenden Zustande und haben denselben erreicht, obwohl bis vor Kurzem für die Colonisten unleugbar schwere Uebelstände in dem Parceria-System, der Unterdrückung der Akatholiken und der Versagung politischer Rechte bestanden. Diese Nachtheile haben offenbar den Erlaß vom 3. Nov. 1859 veranlaßt, durch den der Minister v. d. Heydt die Auswanderung nach Brasilien zu hindern suchte; gleichwohl war derselbe ein Mißgriff, weil er ein Land, welches größer als die Vereinigten Staaten ist, die verschiedenartigsten Klimate, die größten culturellen und socialen Gegensätze umfaßt, als ein einheitliches Gebiet behandelt. Da nun die erwähnten Schranken, welche Eingeborene und Katholiken vor den Einwanderern und Protestanten bevorzugten, gefallen sind, wird es nothwendig sein, diesen Erlaß aufzuheben, sich mit der Beaufsichtigung der Auswanderung zu begnügen und den Colonisten durch einen deutsch-brasilianischen Consularvertrag, welcher die commerziellen und socialen Beziehungen beider Staaten befriedigend regelt, den Schutz deutscher Berufsconsulate in den Einwanderungsgebieten zu gewähren. Um eine Massenauswanderung wird es sich dabei voraussichtlich nicht handeln können, denn so unbedenklich jene beiden Provinzen dem deutschen Ackerbauer und Handwerker an sich empfohlen werden können, so gewähren die anbaufähigen Gebiete doch nur einer begrenzten Anzahl von Einwanderern Raum zu ausgedehnter Thätigkeit. Auch betrachten unstreitig die brasilianischen Politiker die deutsche Einwanderung eben wegen ihrer Thatkraft und Selbständigkeit mit Mißtrauen; sie fürchten, daß bei einem raschen Anwachsen derselben Unabhängigkeitsgelüste des Südens, dessen Interessen so vielfach von denen des Nordens abweichen, zum Durchbruch kommen könnten.

Ein viel weiteres Einwanderungsgebiet eröffnet die Region des La Plata, umfassend die Republiken Argentinien, Uruguay und Paraguay, von denen die erstere mit 2,142,946 □km bei weitem den größten Raum einnimmt und für coloniale Zwecke vor allem in Betracht kommt. Wäre das Land sich selbst überlassen geblieben, so wäre es noch heute lediglich eine große straßenlose Weide, das Sattelpferd das einzige Verkehrsmittel, Lehmhütten die einzige menschliche Wohnung. Nur den nach der Unabhängigkeit eingewanderten Creolen, Italienern, Schweizern und Deutsch-Russen verdankt das Land den theilweisen Fortschritt von der bloßen Viehzucht zum Ackerbau, so daß, während es früher Getreide

Digitized by Google

einführen mußte, es 1879: 30,000 Tonnen Weizen und 40,000 Tonnen Mais ausführen konnte. Unter den Einwanderern (von 1857—78: 544,630) sind die Italiener die zahlreichsten; meist als Handarbeiter beschäftigt, assimiliren sie sich rasch der verwandten spanischen Bevölkerung, zumal sie sich bei ihren verschiedenen Dialekten oft untereinander nicht verstehen [1]). Die Zahl der Deutschen ist, abgesehen von den Kaufleuten in den größeren Städten, gering und dies begreift sich, denn bisher fehlte diesen reichen Gebieten das, was der Colonist zuerst sucht, Ordnung und Sicherheit. Fortdauernde äußere und Bürgerkriege, frivole Revolutionen und Gewaltherrschaft ruinirten alle Institutionen und stellten alle Ergebnisse der Arbeit in Frage, während intriguirende Advocaten und Glücksritter Meister des Landes waren und sich auf die Eingeborenen stützten, deren Trägheit den Erfolg der Ansiedler, die sie Gringos nennen, mit Neid sahen. Seit Beendigung des paraguayischen Krieges ist indeß eine verhältnißmäßige Ordnung eingetreten. Mitre, Avellanedo und Roca sind wenigstens formell gesetzlich zu Präsidenten gewählt; unter den beiden letzteren ist das Land entschieden vorwärts gekommen, die Feldzüge von Roca und Alsina haben die wilden räuberischen Pampas-Indianer und ihre Verbündeten, die Gauchos, aus denen sich die Heere der Prätendenten vornehmlich rekrutirten, verjagt und ihnen ihre Pferde abgenommen, ohne die sie ungefährlich sind. Zahlreiche neue Ansiedlungen sind gegründet, 2252 Kilometer Eisenbahnen gebaut; die wichtigste Linie geht von Rosario über Cordoba nach Tucuman und soll bis zur Grenze von Bolivia fortgeführt werden. Die gewaltigen Ströme des Parana und Uruguay sind mehrere tausend Meilen für Dampfschiffe fahrbar und längs der Stromschnellen des letzteren, welche sicher zu beseitigen sind, ist eine Eisenbahn gebaut. Seit die Schiffahrt auf diesen Strömen für alle Flaggen frei ist, hat sie einen großen Aufschwung genommen; 1500 Meilen Telegraphen sind gelegt. Der neueste Berichterstatter über diese Gegenden, Gallenga [2]), ist der Ansicht, daß, wenn die Ruhe weitere sechs Jahre bewahrt bleibe, die Entwickelung dieses großen Landes fast keine Grenzen haben würde. Freilich hänge dies von der Vermehrung der Arbeitskräfte ab; aber die Schwierigkeiten, mit denen die Ansiedler zu kämpfen haben, seien lediglich dieselben, welche die Natur überall in ihrem primitiven Zustande zeige, ehe menschliche Intelligenz und Arbeit Ordnung aus dem Chaos geschaffen. „An sich ist die Laplata-Region von allen am bewunderungswürdigsten für europäische Colonisation geeignet; sie ist leichter und unmittelbarer zugänglich als die Republiken des Stillen Meeres, ihr Klima ist gesunder und in der That das schönste, das ich gefunden." (S. 319.)

Vieh- und Schafzucht herrschen noch vor, 1880 zählte Argentinien 20 Mill. Stück Vieh und 60 Mill. Schafe, die auf großen Farms (estancias) gehalten werden. Die Heerden verdoppeln sich durchschnittlich alle drei Jahre unter wenig Kosten für Pflege und gar keinen für Futter, denn der größte Theil der

[1]) Petrucelli della Gattina sagt 1867: „L'Italien résidant à l'étranger n'a pas d'habitudes spéciales et caractéristiques. Il ne porte rien de son pays qui ait ce caractère absolu. La fortune et le malheur, la domination de Rome et l'oppression de l'étranger ont donné à la fibre italienne une malléabilité cosmopolite."

[2]) South America. 2. ed. London 1881.

Digitized by Google

Republik gehört der Pampas-Region an, d. h. der flachen oder welligen, mit Gras und Kraut bestandenen Landschaft, welche die von den Colonisten wegen ihrer Gesundheit, Fruchtbarkeit und leichten Ueberwachung stets am eifrigsten aufgesuchten nordamerikanischen Prairien wiederholt. Im Frühjahr und Sommer glaubt man sich auf eine einzige große Wiese versetzt zu sehen, im Herbst und Winter ist das Gras so hoch, daß die auf dieser Naturweide gezogenen Rinder so fett werden, wie unsere Mastochsen; die Milde des Klima's gestattet den Heerden den ganzen Winter draußen zu bleiben, Schnee ist selten und das Alfalfe, eine Art Klee, gibt 5—6 Ernten als eventuellen Wintervorrath. Die Rasse ist die einheimische, welche 1553 von Europa eingeführt ward, erst in neuerer Zeit hat man mit gutem Erfolg Kreuzungen mit Durham-Stieren vorgenommen. Die Milchwirthschaft ist noch gering, Alles zielt auf Häute, Wolle und Fleischproduction, welche 1878 eine Ausfuhr von fast 200 Mill. Mark lieferte. Uebereinstimmende Berichte bezeugen die günstigen Verhältnisse, unter denen hier die Viehzucht bei hinreichendem Capital betrieben wird; Gallenga besuchte die estancia eines Schotten von 6 □-Meilen, die mit voller Ausrüstung etwa 120,000 £ kostete und 10—15,000 £ Reinertrag gibt. Liesenberg[1]) berechnet bei einem Anlagecapital von 240,000 Mark einen Reinertrag von 47,440 Mark; Andrieu[2]) ebenfalls 20 pCt.

„Noch einträglicher ist der Ackerbau, der freilich mehr Arbeit, aber weniger Capital erfordert. Der Ackerbauer braucht hier nicht zu roden, er brennt das Gras ab und setzt den Pflug ein. Die Bodenarten sind schwarze Erde, ähnlich der berühmten der russischen Steppe und gelbgrauer Lehm, beide durchschnittlich 1—1½ m tief." So schreibt ein Deutscher, der längere Zeit ein großes Landgut in Argentinien mit Erfolg bewirthschaftet und während zwölf Jahren den 30fachen Ertrag als einen mittelmäßigen, den 40—50fachen als einen guten betrachtet[3]), der Mais gibt 50—100 Körner. Für Ackerbaucolonien kommen vornehmlich in Betracht die Provinzen Santa-Fé, Entre-Rios, Corrientes und Missiones, welche drei letzteren das sog. argentinische Mesopotamien zwischen Uruguay und Parana bilden und einen Flächenraum von etwa 11,000 Quadratstunden mit einer Bevölkerung von kaum 300,000 Seelen haben.

Am zahlreichsten sind die Colonien in Santa-Fé. Gallenga fand sie durchweg in blühendem Zustande, die Farm repräsentirte durchschnittlich einen Werth von 585 £ für jede Familie, die meist mit Nichts angefangen haben. Land, das für 2 sh. gekauft war, wurde jetzt mit 2 £ bezahlt, die Villen und Gärten der Colonisten, ihre Kirchen und Schulhäuser, Wirthshäuser und Cafés zeugten von ihrem Wohlstand; denen, welchen das Landleben für das ganze Jahr zu einförmig ist, bieten die Provinzialstädte Rosario und Tucuman für die Wintersaison Abwechselung. Die Colonien der 1870 gegründeten Central-Argentinischen Landgesellschaft umfassen bereits 116,363 Acker. San-Carlos, begründet durch den Schweizer Beck-Bernard, besitzt ein Gebiet von 21,600 ha, eingetheilt in

[1]) Wohin auswandern? S. 34.
[2]) Exploitation agricole dans le nord de la républ. Argent. Paris 1881.
[3]) Augsb. Allg. Ztg. 28. April 1880.

Digitized by Google

Concessionen von 34 ha, die mit Erfolg von einer Familie von 2—3 männlichen Arbeitern cultivirt werden können. Die Colonie zählte 1865: 138 Familien mit 735 Köpfen, 1870 bereits 370 Familien mit 2045 Köpfen, der Werth der gewonnenen Producte betrug 1,200,000 Mark, der Reinertrag 420,000 Mark. — Ebenso vortheilhaft ist Entre-Rios für den Ackerbau, ein sehr gesundes Klima, reich bewässerter, fruchtbarer Boden sichern dem Landmann ebenso reichen Ertrag wie die leichte Wasserverbindung günstigen Absatz, besonders gedeiht hier Tabak in vortrefflicher Qualität. Andrieu berechnet den Ertrag eines Hektar auf mindestens 1900 Kilo, und 808 Francs Reingewinn. Trotzdem ist es gegen Santa-Fé sehr zurückgeblieben und gewährt fast noch ein jungfräuliches Feld für Colonisation. Neben dem Kornbau bieten Gemüse und Obstzucht ergibige Erwerbsquellen. Apfelsinen und Pfirsiche sind in unendlicher Fülle vorhanden, obwohl eine rationelle Obstcultur so gut wie unbekannt ist; ebenso ist die Behandlung des Weins noch höchst primitiv, obwohl derselbe edel ist und in allen Theilen des Landes fortkommt. Für den Anbau von Oelpflanzen namentlich Raps sind die günstigsten Bedingungen vorhanden. Im nördlichen Theile des Landes gedeiht der Oelbaum und Reis, auch die Baumwolle würde lohnenden Boden finden; in Tucuman, Salta, Jujuy werden Zucker und Kaffee in bedeutender Menge gebaut, ebendeshalb eignen sich diese heißeren Gebiete weniger für deutsche Ansiedler. Aber mit diesem vegetabilischen Reichthum, zu dem noch Medicinalpflanzen, Farbehölzer, Kräuter für ätherische Oele zu zählen sind, ist der des Landes nicht erschöpft. Salzquellen und Salzlager sind in verschiedenen Theilen in solcher Mächtigkeit vorhanden, daß sie den Bedarf der halben Welt zu decken vermöchten und statt sie auszubeuten, wurde 1871—73 für 6 Mill. Mark Salz eingeführt! Die Gebirge bieten Eisen, Gold, Silber, Nickel, Kupfer, Edelsteine; Steinkohlen finden sich in den Provinzen Cordoba, San Juan, Mendoza. Petroleumquellen sind in Jujuy und Chako entdeckt, das Land ist reich an gerbstoffhaltigen Materialien, welche die Verarbeitung der Häute zu Leder begünstigen, die Viehschlächtereien bieten unerschöpfliches Material zur Leimfabrication, das jetzt ungenutzt verkommt. Alle diese Naturschätze sind wesentlich ungehoben, weil es dazu an der ersten Bedingung, an Arbeitskräften fehlt.

Die natürlichen Verhältnisse Uruguay's sind dem Argentiniens ähnlich, nur ist das Land mehr hügelig und hat neben den Heerdengründen mehr Wald und eine noch größere Mannigfaltigkeit für verschiedene Culturpflanzen; dagegen ist es durch stetige politische Mißregierung tief zerrüttet und von den rasch wechselnden Machthabern ist so gut wie Nichts für seine Hebung geschehen. Trotz seines vortrefflichen Bodens ist daher der Ackerbau ganz unbedeutend, die Viehzucht auf den endlosen Weideflächen alleinherrschend, ihr größter Consument ist die bekannte Fabrik in Fray-Bentos für gesalzenes und gedörrtes Fleisch und Fleischextract, die von December bis Mai täglich 1000 Stück Vieh verarbeitet. Eine Besserung der zerrütteten Zustände wird voraussichtlich nur durch Aufgehen in die Argentinische Republik oder eine starke europäische Einwanderung möglich werden.

Etwas anders liegen die Verhältnisse in Paraguay. Das Land war be-

Digitized by Google

kanntlich bis zu seiner Unabhängigkeit eine Domäne der Jesuiten und fiel dann nach einigen Jahren der Anarchie in die Hand eines ihrer Zöglinge, Dr. Francia, der es von 1814—40 als unbeschränkter Dictator regierte und von allem Verkehr mit der Außenwelt abschnitt. Aber unter seiner Regierung genoß dies südamerikanische China Frieden, während die beiden anderen La Plata-Staaten sich in ewigen Kämpfen aufrieben und entwickelte sich materiell sehr rasch. Auch der Nachfolger Francia's, Lopez (1841—62), hielt bei gleicher despotischer Willkür leidliche Ordnung; die Bevölkerung war von 97,480 in 1796 auf 1,337,430 in 1857 gestiegen, er verfügte über eine Armee von 62,000 Mann, die Finanzen waren wohl geordnet. Aber sein Sohn, ein toller Tyrann ohne seine Begabung, benutzte diese Macht nur, um ein Schreckensregiment zu führen und mit Argentinien und Brasilien einen Krieg anzufangen, der von 1865—70 das Land verwüstete und fast die ganze männliche Bevölkerung zerstörte. Bei seinem Tode zählte Paraguay auf 9000 Quadratmeilen nur 221,079 Seelen, meist Frauen, Greise und Kinder. Eine solche Entwickelung war nur möglich bei einem Volke, das wesentlich aus Indianern, zum kleineren Theile aus Halbblut bestand und, durch priesterliche Dressur zum gefügigen Werkzeug seiner Dictatoren geworden, moralisch und intellectuell auf dem tiefsten Standpunkt stand. Nach langer Anarchie kam der gegenwärtige Präsident Candido Bereiro zur Regierung, ein ehrlicher und fähiger Mann, der von seinem europäisch gebildeten, tüchtigen Minister José Decoud unterstützt wird. Dieser hat den Zustand des Landes wie die Mittel zu seiner Hebung offen besprochen in einer Schrift: Cuestiones politicas y economicas. Asuncion 1877. Die gegenwärtige Lage ist überaus traurig, die Productionsbedingungen sind unsicher, die Einkünfte gering, das ganze Land hat kaum ein halbes Dutzend estancias, deren Besitzer auf Weiden von oft mehreren Quadratmeilen Tausende von Kühen und Pferden halten. Gleichwohl hängt für Schlachtvieh das Land wesentlich von der Einfuhr aus Corrientes ab, die Ausfuhr ist gering. Tabak: 875,000 Pesos (= 4 Mark), Mate [1]): 400,000 Pesos, alle anderen Producte zusammen nur 200,000 Pesos. Die Willkür der früheren Provinzialbehörden hat Tausende zur Auswanderung nach Argentinien getrieben, die Landstreicherei ist eine Geißel des flachen Landes, der Bezug der Waaren wird durch hohe Unkosten erschwert, die an Montevideo und Buenos-Ayres gezahlt werden müssen und von Decoud auf 70—80 pCt. beim Consum berechnet werden. Die Schulpflicht steht nur auf dem Papier, die Verfassung benachtheiligt Ausländer, was früher als Schutz gegen brasilianischen Einfluß berechtigt sein mochte, heute aber nur die Einwanderung abschrecken kann. Das Land ist außerdem mit einer unerschwinglichen Staatsschuld belastet und schuldet Brasilien wie Argentinien schwere Kriegskosten. Dem gegenüber steht allerdings ein natürlicher Reichthum, welcher Paraguay geradezu in erste Reihe unter allen Ländern der Erde stellt und annehmen läßt, daß dasselbe Raum für 30—40 Mill. Einwohner haben würde. Eine glückliche Vertheilung von Wald und Wasser, Wiesen und Ackerland, Bergen und Ebenen über das ganze Land verbunden mit

[1]) Der Paraguay-Thee, Yerba Mate, wird auch in Brasilien und Argentinien gebaut, der Paraguay's aber wird doppelt so hoch bezahlt.

Digitized by Google

der höchsten Fruchtbarkeit des Bodens durch die fette rothe Erde und einem warmen, aber gesunden Klima gestattet sowohl ausgedehnte Viehzucht und Getreidebau als Cultur von Tabak, Kaffee und Baumwolle. Die großen Wälder bergen die werthvollsten Hölzer, die Yerbawälder könnten die Welt mit Thee versorgen, der Mineralreichthum ist groß. Alle diese Schätze warten lediglich auf Arme, um sie zu heben. Die Regierung ist sich dessen bewußt und unbestritten von der besten Absicht erfüllt; aber sie kann die Colonisation wegen ihrer Armuth nicht in die Hand nehmen und den Einwanderern nur das Land bieten, von dem ihr über $^9/_{10}$ gehört. Decoud sieht vollkommen ein, daß, um die Colonisation zu ermöglichen, den Einwanderern gleiche politische und sociale Rechte gewährt und die Möglichkeit geboten werden muß, homogene Gruppen zu bilden. Dem Bedenken, daß das Klima deutsche Arbeit im Freien unmöglich mache, widersprechen der deutsche Consul in Asuncion, Mangold und Liesenberg, letzterer auf Grund einer achtzehnjährigen Erfahrung, indem er die klimatischen Verhältnisse genau beleuchtet. Aber es ist nicht zu verkennen, daß die politischen und socialen Zustände trotz des besten Willens der Regierung große Schwierigkeiten für die Colonisation bieten, zumal sie erfolgreich nur in großem Maße durch capitalreiche Gesellschaften unternommen werden könnte und in diesem Falle nicht verfehlen würde, die Eifersucht der Nachbarstaaten, Brasiliens, Uruguay's und vor Allem des für uns immerhin weit wichtigeren Argentiniens, wachzurufen, zumal letzteres und Brasilien in der Kriegsschuld, so werthlos dieselbe dermalen für die Sieger ist, eine Handhabe zur Einmischung besitzen.

Unstreitig sind die Verhältnisse in Argentinien entwickelter, namentlich sind die Provinzialregierungen bereit, für die Colonisation erhebliche Opfer zu bringen; die von Santa-Fé läßt Einwanderer von Buenos-Ayres unentgeltlich befördern, sie gab 1870 jeder Familie freies Unterkommen, ein beträchtliches Stück Land und unverzinslichen fünfjährigen Vorschuß in Vieh. Die Engländer haben begriffen, daß die Colonisation auf diesem Boden nur gedeiht und der Ungunst der Bevölkerung, welche in ihrem trägen spanischen Stolz mit Mißgunst auf die Einwanderer sieht, nur die Spitze bieten kann, wenn sie im Großen angefaßt wird. Der argentinischen Landgesellschaft ist bereits gedacht, eine andere Gesellschaft hat jüngst im Süden Land für 50,000 Ansiedler in bester Lage gekauft, nach den Mineralschätzen, die bisher aus Mangel an Verbindungen nur dürftig ausgebeutet wurden, strömt englisches Capital. Noch ist hier zu den günstigsten Bedingungen so viel Land zu erwerben, daß es auf lange Zeit den Ueberschuß unserer Bevölkerung aufnehmen kann; ist dies Einwanderungsgebiet ferner als Nordamerika, so kommt dagegen in Betracht, daß daselbst weite Eisenbahnstrecken bis nach dem Westen zurückzulegen sind, was hier wegfällt; daß Fracht und Ueberfahrt sich mit dem Aufschwung des Verkehrs ermäßigen würden und daß in Amerika gutes Land bereits einen guten Preis hat, während derselbe im La Plata-Gebiet noch sehr gering ist [1]); aber nicht lange dürften diese günstigen Aussichten dieselben bleiben, wenn wir nicht Hand an's

[1]) Man vergleiche in dieser Beziehung das lehrreiche Buch von H. Semler: „Die wahre Bedeutung und die wirklichen Ursachen der nordamerikanischen Concurrenz in der landwirthschaftlichen Production" Wismar 1881.

Digitized by Google

Werk legen. Nicht die deutsche Regierung soll die Colonisation in die Hand nehmen, sondern Privatinitiative, welche eine genossenschaftliche Organisation tüchtiger auswanderungslustiger Elemente schafft; es muß sich eine über ganz Deutschland verzweigte, capitalmächtige Gesellschaft bilden, deren natürlicher Sitz Hamburg als Ausgangspunkt der bereits bestehenden beiden südamerikanischen Dampferlinien wäre. Sie hat intelligente Agenten auszusenden, welche das zu erwerbende Land prüfen, die nöthigen Verträge deshalb abschließen, später die Colonisation leiten und überwachen; ist so der Grund gelegt, so wird deutsches Capital und deutsche Intelligenz sich von selbst dorthin wenden; haben sich, wie Gallenga bezeugt, die wenigen deutschen Ansiedelungen im La Plata-Gebiet in ihrer Nationalität so gut behauptet wie die brasilischen Colonien, so wird dies um so leichter, je stärker der Nachschub ist. Es handelt sich um eine Eroberung, nicht mit Schwert und Hinterlader, sondern mit Pflug und Hacke. Die Regierung hat den Colonisten nur ihren Schutz zu gewähren, ihnen vertragsmäßig Gleichberechtigung zu sichern, Berufsconsulate zu errichten, die gleichsam als Colonialämter fungiren und als sichtbares Zeichen ihrer schützenden Hand einige Kriegsschiffe in dortigen Gewässern zu stationiren. Und welche lohnendere friedliche Aufgabe könnte unsere aufblühende Marine finden? Es wird ganz unnöthig sein, dieselbe deshalb zu vermehren; aber sie wird gerade durch die Colonisation erst ihren rechten Rückhalt gewinnen.

Umsichtig, aber mit aller Energie sollte diese Aufgabe in Angriff genommen werden, von deren Erfüllung unsere Zukunft wesentlich abhängt; wir haben die Tüchtigkeit, das Geschick, das Capital, die drei Factoren, auf denen der Erfolg der Colonisation beruht. Soll es allein an Energie und Thatkraft fehlen, die günstige Möglichkeit zur Wirklichkeit zu machen? Soll Deutschland abermals zu spät kommen, zusehen, wie seine Concurrenten die Hände auf Ethiopien und die La Plata-Gebiete legen und daheim in unfruchtbarem Parteihader und staatssocialistischen Experimenten seine Kraft verzehren, statt unseren wirthschaftlichen Horizont zu erweitern, unserer Jugend ein großes neues Arbeitsfeld zu eröffnen, den krankenden Säften Abzug nach Außen zu gewähren, wo sie Gebiete befruchten würden, welche nur auf die bildende Menschenhand warten und ein Neu-Deutschland werden können, wenn wir nur zu handeln wissen? Was die Engländer denken, wenn unsere Capitalisten dasselbe thun, wie die ihrigen, kommt nicht in Betracht; von einem Conflict mit der englischen Regierung kann dabei nicht die Rede sein und die englischen Kaufleute sind schließlich zu gute Rechner, um nicht gerne neue abnahmefähige Culturgebiete erstehen zu sehen. Wir verlangen keine differentielle Bevorzugung für unsere Ausfuhr nach denselben, wir vertrauen darauf, daß wir sie uns selbst zu sichern wissen werden. Also worauf warten wir noch? „Die Nation, die am meisten colonisirt, ist die erste und wenn sie dies heute nicht ist, wird sie es morgen sein," sagt mit Recht P. Leroy-Beaulieu. Die innere Reform soll gewiß nicht vernachlässigt werden; aber Hand in Hand mit ihr muß die Ausdehnung unseres Wirthschaftsgebietes gehen, *ohne* welche wir in Gefahr sind zu versumpfen, *mit* der aber wir nicht nur wirthschaftlich, sondern auch geistig gesunden werden.

Digitized by Google

Giuseppe Pasolini.

Von

Dr. O. Hartwig.

Vor zwanzig Jahren beschäftigte man sich in Deutschland eingehender mit Italien und seinen Staatsmännern als heutigen Tages. Hatte uns doch auch Italien im Anfang der sechziger Jahre dieses Säculums in politischer Beziehung überholt. Die Italiener waren dem Ziele ihrer staatlichen Einigung viel näher gerückt als wir, deren patriotisches Gefühl und politisches Denken durch die in Folge des italienischen Krieges von 1859 jedem Deutschen ganz greifbar gewordenen Schäden der Bundesverfassung zwar lebhafter angeregt war, die wir aber doch noch weit von der Einmüthigkeit entfernt waren, die sich in fast allen Kreisen der italienischen Vaterlandsfreunde schon sicher und selbstbewußt herausgebildet hatte. Diese Einmüthigkeit und die von den Patrioten Italiens bei der Unification ihres Vaterlandes eingehaltene Methode übte jetzt auf das politische Denken unseres Volkes eine Rückwirkung aus, welche dem Einflusse entsprach, den nach dem Zeugnisse der besten italienischen Historiker ein halbes Jahrhundert früher die unter dem Druck der Napoleonischen Fremdherrschaft in Deutschland gezeitigten patriotischen Ideen auf die Entwickelung des italienischen Nationalgefühls ausgeübt hatten. Ein begeisterter und sachkundiger Vermittler italienischen und deutschen Lebens, Hermann Reuchlin, wurde damals auch nicht müde, die Vorurtheile zu zerstreuen, welche in Deutschland gegen Italien vielfach noch gehegt wurden und die aus einer ganz andersartigen Vergangenheit herstammend zum Theil aus politischen Gründen künstlich wachgehalten wurden. Durch seine treffliche italienische Geschichte, durch kurze Biographien und Charakteristiken hervorragender italienischer Patrioten und ungezählte kleinere Aufsätze und Correspondenzen in allen möglichen deutschen Blättern hat Reuchlin wohl vor Allen dazu beigetragen, das moderne Italien und seine politischen Bestrebungen uns verständlich zu machen, mögen auch manche Andere, wie z. B. A. v. Reumont, ihn an Kenntniß des literarisch-artistischen Italiens und der diplomatischen Kleingeschichte seiner Zeit weit übertroffen haben.

Seitdem wir Deutschen aber nun selbst unsere politische Einigung durchgesetzt und den Italienern zur Vollendung der ihrigen die wesentlichsten Dienste

Digitized by Google

geleistet haben, ist das Interesse an der Entwickelung der Dinge jenseits der Alpen bei uns sehr zurückgegangen. Wir haben genug mit uns selbst zu thun und sind uns vielleicht in zu schroffem Gegensatze gegen frühere und kaum vergangene Epochen unserer Geschichte schon allzusehr zum alleinigen Gesetze unserer Entwickelung geworden.

Bei dieser unter uns jetzt so verbreiteten Stimmung mag es daher vielleicht als ganz unzeitgemäß erscheinen, wenn im Folgenden auf Grund eines sehr ausgibigen Materials[1]) das Leben eines ausgezeichneten Italieners auch nur in flüchtigen Zügen zu zeichnen versucht wird, der auf die Geschicke seines Vaterlandes dreißig Jahre hindurch einen, wenn auch nicht gerade bestimmenden Einfluß ausgeübt und in wichtigen Epochen als Minister von Pius IX. und Victor Emanuel an hervorragender Stelle gestanden hat, immerhin jedoch durch seine ganze Persönlichkeit noch interessanter ist als durch das, was er als Staatsmann geleistet.

I.

Der Graf Giuseppe Pasolini Dall'Onda war geboren zu Ravenna am 8. Februar 1815. Er gehörte keiner der Familien an, deren Ahnen schon im Mittelalter sich hervorgethan hatten, und deren Söhne zu den Begründern, Förderern und Anhängern des Königreichs Italien zählen. Doch läßt sich die Geschichte der Familie Pasolini bis in's 13. Jahrhundert hinauf verfolgen. Pietro Desiderio Pasolini, der Vater Giuseppes, besaß einen bedeutenden Grundbesitz in der Nähe von Ravenna und Imola. Sein Onkel, Antonio Codronchi, der den erzbischöflichen Stuhl von Ravenna bekleidete, war von Napoleon I. zum Großalmosenier des Königreichs Italien ernannt worden und stand in nahen Beziehungen zum Kaiser, ohne sich deshalb doch in seiner Würde als hoher Prälat der römischen Kirche etwas zu vergeben. Ein großer Theil der Hinterlassenschaft dieses Kirchenfürsten ist an Giuseppe Pasolini, dessen Vater in dem Hause seines Onkels mehrere Jahre zur Erziehung verweilte, übergegangen. Giuseppe Pasolini, der seine Mutter verlor, als er noch nicht drei und ein halbes Jahr alt war, wurde von seinem siebenten Jahre an in die Jesuitenschule zu Reggio in der Emilia geschickt, in der er sieben Jahre verblieb. Er war in den späteren Jahren mit dem hier genossenen Unterricht nicht sehr zufrieden. Obwohl kein Gegner des Studiums der lateinischen Sprache beklagte er doch, daß hier Nichts gelehrt worden sei als diese Sprache. Da die Gesundheit des Jesuiten-

[1]) Giuseppe Pasolini. Memorie raccolte da suo figlio. Imola. 1880. Das vorzüglich ausgestattete Buch enthält eine Menge von Reden, Denkschriften und Privataufzeichnungen Pasolini's nicht nur, sondern auch zahlreiche, unedirte Privatbriefe der hervorragendsten Staatsmänner Italiens, die uns die interessantesten Einblicke in das geistige Leben dieser Männer gestatten. Diese Documente sind durch eine Erzählung der äußeren Lebensdaten Pasolini's und durch eine Schilderung seiner inneren Entwickelung verbunden, welche zwar die pietätsvolle Liebe des Sohnes eingegeben hat, die sich aber doch nicht von der Wahrheit entfernt. Ich möchte sein Buch in dieser Beziehung mit dem Leben des Prinzen Albert von Martin vergleichen. Wer die geistige Atmosphäre kennen lernen will, in der so manche der besten Erneuerer und Begründer des modernen Italiens aufgewachsen sind, dem rathen wir neben den Ricordi von Massimo d'Azeglio diese Memorie, von denen 1881 eine zweite Auflage erschienen ist, nicht zu übersehen.

Digitized by Google

zöglings nicht die beste war, nahm ihn sein Vater zu sich nach Ravenna, wo er sich großer persönlicher Freiheit erfreute und sich vorzugsweise mit Landwirthschaft beschäftigte. Daß dazu die im Collegium genossene Bildung nicht ausreichte, sahen bald der Vater und der Sohn ein, und so wurde beschlossen diesen eine Universität beziehen zu lassen, wo er Mathematik und Naturwissenschaften studiren solle. Hierzu wurde die Universität von Neapel gewählt. Am 17. December 1834 traf Pasolini in dieser Stadt ein, um bei Gussone Botanik, bei Pilla Mineralogie und bei Scacchi Zoologie zu treiben. Es waren dieses in ihren Fächern ausgezeichnete Lehrer. Ihrer Tüchtigkeit entsprach der Fleiß ihres Schülers. Tagelang sammelte er mit Pilla Mineralien an den Abhängen des Vesuvs, oder suchte mit Scacchi den Golf von Neapel auf Seethiere ab. Für seine praktischen Interessen fand der junge Landwirth aber in der Campagna felice, in der die Natur dem Menschen so vieles ohne Arbeit darbietet und die Bodenbewirthschaftung fast noch auf derselben Stufe wie im Alterthum steht, wenig oder gar keine Förderung. In Briefen an seinen Vater spricht sich der zwanzigjährige, reiche junge Mann, der schon in der Jesuitenschule den Namen Il Riflessivo getragen hatte, aus der lebensvollsten und schönsten Stadt der Welt mit Betrübniß hierüber aus und schlägt seinem Vater vor, ihn auf Reisen gehen zu lassen, um andere Länder und deren Cultur kennen zu lernen. Auf diese Bitte hatte ohne Zweifel der Rath eines gebildeten Landwirths, des Baron Crud, welcher bei Massa Lombarda eine blühende Gutsverwaltung leitete und mit zahlreichen Gelehrten und Staatsmännern in Verbindung stand, bestimmenden Einfluß ausgeübt. Mit schwerem Herzen ließ der Vater seinen einzigen Sohn im April 1836 in die Ferne ziehen. Für das Verhältniß von Vater und Sohn und das ganze Denken und Empfinden des Vaters sind die rührenden Zeilen, die dieser seinem Sohne unmittelbar nach dessen Abreise nachsandte, zu charakteristisch, als daß ich mich enthalten könnte, sie hierher zu setzen: Addio, il mio amatissimo Guiseppino; vi abbraccio con tenerissimo affetto, vi prego da Dio le più scelte grazie e copiose benedizioni de rore Coeli et de pinquedine terrae, e conchiudo con le parole del buon vecchio Tobia al di lui figlio: Omni tempore benedic Deum et pete ab eo ut vias tuas dirigat, et omnia consilia tua cum ipso permaneant[1]). Der Baron Crud, ein Schweizer von Geburt, gab dem jungen Romagnolen, den er als einen verdienstvollen, seine Altersgenossen in der Heimath weit überragenden jungen Mann bezeichnet, zahlreiche Empfehlungsbriefe mit. Es befanden sich unter ihnen solche an Decandolle in Genf, an die Professoren Mirbel, Richard und Jussieu in Paris, an den Herzog de Broglie und den Grafen Apponyi. Andere Empfehlungsschreiben waren an Elie de Beaumont, Edmond de Boissier und den berühmten englischen Geologen Charles Lyell gerichtet. Solcher Männer sich würdig zu bezeigen, war das ernste Bestreben des Empfohlenen,

[1]) „Lebe wohl, mein theuerster Joseph; ich umarme Dich mit zärtlichster Liebe und bitte Gott, daß er Dir besonders gnädig sein und Dich reichlich segnen möge „mit dem Thaue des Himmels und dem Fett der Erde“ und schließe mit den Worten, die der gute alte Tobias an seinen Sohn richtete: Und danke Gott alle Zeit, und bete, daß er dich regiere und du in allem deinem Vornehmen seinem Worte folgest.“

Digitized by Google

der neben seinen Studien wohl sich um die Politik bekümmerte, die Parlamentsverhandlungen besuchte, sich aber sonst nicht durch Paris zerstreuen ließ. Großen Eindruck machten auf den Reisenden der blühende Zustand der englischen Landwirthschaft und die erste Eisenbahn, die er in Belgien sah. Die Ufer des Rheins imponirten doch auch dem Italiener durch ihre Schönheit; nicht minder die Eisfelder der Schweiz. Die Sehnsucht des Vaters nach seinem Sohne machte diesen taub gegen die Aufforderung, den Winter in Paris zuzubringen, und trieb ihn früher, als er wohl selbst gemocht hätte, nach der Heimath zurück. Der Schluß des letzten Briefes an den Vater lautet: „Glauben Sie an meine innigste Liebe für Sie, der Sie der einzige Mensch sind, auf den mein Herz mit voller und ganzer Liebe vertrauen kann. Ihr Segen ist für mich, und wird das immer sein, eine Garantie für den Schutz des Himmels; dieser Gedanke — es ist eine Wahrheit und keine poetische Floskel — hat mich immer begleitet und mir Muth gegeben auf den Gipfeln der Alpen und auf den Wogen des Meeres." Die erworbenen Anschauungen und Kenntnisse hatte der Reisende durch ein sorgfältig geführtes Tagebuch zu fixiren gesucht.

Wer das Leben kennt, das so viele junge italienische Edelleute führen, wie sie statt ihre Güter zu bebauen oder dem Staate ihre Kräfte zu widmen, das Pflaster der großen Städte treten, ihr halbes Leben in den Caffè dei Nobili, in den Theatern u. s. w. zubringen, klatschend, politisirend, nur nicht arbeitend, der wird den Ernst und den Eifer doppelt zu schätzen wissen, mit dem dieser Cavalier seinen einmal erkannten Lebensberuf schon in jungen Jahren anfaßte und bis zu seinem Tode treu festhielt. Kein Wunder aber auch, wenn er kein Wort mehr haßte, als das, womit man flanirende junge Edelleute in Italien bezeichnet: Signorino. Er schreibt seinem Sohne: „Ein junger Mann kann machen, was er will, nur muß er den Namen eines Signorino fliehen." Mit welcher eisernen Consequenz Pasolini stets das, was er sich aneignen wollte, anfaßte, mag man aus seiner Methode, die deutsche Sprache zu erlernen, ersehen. Als er schon Minister gewesen war und mehr als fünfunddreißig Jahre alt sich 1851 im Bade Schinznach in der Schweiz aufhielt, wo seine Frau die Cur brauchte, schloß er sich täglich zwei Stunden lang mit dem Schulmeister des Ortes, der kein Wort einer anderen Sprache als der deutschen kannte, ein, um von ihm Deutsch zu lernen. Er brachte es dann auch so weit, daß er deutsche Bücher lesen konnte und sich später am Rhein unter Anderen mit den Weinbauern über ihre Methoden der Weinbereitung unterhalten konnte, wenn ihm natürlich auch nicht alle Kunstausdrücke derselben geläufig waren.

Nach Hause zurückgekehrt, widmete sich Pasolini der Verwaltung der Güter seines Vaters, welche er bald ganz selbständig übernehmen mußte, da dieser schon im Sommer 1839 starb. Der Tod seines geliebten Vaters war für ihn ein kaum zu ertragender Schicksalsschlag. Auf den leicht erregbaren, bald zornig aufflammenden, bald melancholisch vor sich hinbrütenden jungen Mann machte er einen so tiefen Eindruck, daß er nie wieder das Zimmer betrat, in dem er seinen Vater mit dem Tode ringen gesehen hatte und aus dem er selbst bei diesem Anblick krampfhaft bewegt hatte entfernt werden müssen. Seine Gesundheit scheint schon damals einen nie wieder ganz überwundenen Stoß erhalten zu

Digitized by Google

haben. Zur Kräftigung derselben mußte er von der Romagna nach dem Arnothale übersiedeln, wo ihn in Florenz eine nahe Verwandte, die durch ihr Liebesverhältniß zu Byron so bekannte Gräfin Guiccioli, mit wahrhaft mütterlicher Sorgfalt pflegte. Warum sein Sohn in seinen Memoiren dieser merkwürdigen Frau, welche später in Paris als Marquise de Boissy die Häupter der legitimistischen Partei in ihren Salons versammelte, gar nicht gedenkt, vermag ich nicht zu sagen. Jedenfalls hat sich die Gräfin Guiccioli damals um den blassen, herzleidenden Mann nach einem ganz unverdächtigen Zeugnisse die größten Verdienste erworben. Ihre Mühen wurden auch mit dem besten Erfolge gekrönt, so daß ihr Schützling, seiner persönlichen Neigung allein folgend, zu einer Ehe mit einer vortrefflichen jungen Dame aus Mailand schreiten durfte.

Antoinetta Bassi war die Tochter eines in Mailand durch seinen Charakter wie durch seine Kenntnisse hochangesehenen Mannes. Ernst, dem Glauben seiner Väter treu ergeben, war Paolo Bassi ein um so wärmerer Freund der Unabhängigkeit Italiens. Ihn wählten 1848 die Mailänder zu ihrem Podestà, als sie es unternommen hatten, das Joch der österreichischen Fremdherrschaft abzuschütteln. Ihm war es aber beschieden, den wiedereinrückenden Oesterreichern den Schlüssel der Stadt zu überreichen. Als er gefaßten Muthes dem Feldmarschall Radetzki entgegenschritt und sich seines Auftrags mit Würde entledigte, konnte er doch eine Thräne nicht ganz unterdrücken. Da sagte ihm der bewunderungswürdige Greis: „Ich begreife, was Sie in diesem Augenblicke leiden müssen.“ Die Tochter dieses Mannes, Antoinetta, welche achtzehnjährig, 1843, dem Grafen Pasolini ihre Hand zu einer überaus glücklichen Ehe reichte, war dieses Vaters würdig. Alle, die sie gekannt haben, sind ihres Lobes voll; die Liebenswürdigkeit und Heiterkeit ihres Wesens, verbunden mit einem scharfen Verstande und einer unbedingten Hingebung an die Interessen ihrer Familie sowohl als ihres Vaterlandes, wurden nicht nur von ihrem Manne in den geheimsten Aufzeichnungen nach ihrem Tode und von ihrem Sohne gefeiert; sie war von Allen, die ihr nahe traten, verehrt, von den Freunden ihres Mannes nicht am Wenigsten.

Nachdem Pasolini seine junge Frau über Genf nach Paris geführt hatte, bezog er mit ihr seine Besitzung Montericco bei Imola. Zu den Gästen des jungen Paares gehörte der Bischof dieser Stadt, der Cardinal Mastai Ferretti. Die gut katholische Religiosität des Ehepaares, seine freie und patriotische Gesinnung, die vielfältigen Kenntnisse, die sich Pasolini schon erworben hatte und die er durch ein ununterbrochenes Studium zu vermehren bemüht war, Alles das machte den wohlwollenden, ernsten, gerechten Kirchenfürsten, der die Welt auch gesehen hatte, den Aufenthalt unter dem gastlichen Dache von Montericco zu einem sehr angenehmen. Der Cardinal Mastai hielt damals die Zustände in Kirche und Staat für sehr verbesserungsbedürftig. Wo er konnte, suchte er nachzuhelfen; die verwahrloste Disciplin der Geistlichen seiner Diöcese stellte er her, gegen die Armen war er hilfreich. Mit der päpstlichen Verwaltung in der Romagna war der Cardinal nichts weniger als zufrieden und sprach dieses seinen Freunden auch unverhohlen aus. Das Buch Massimo d'Azeglio's „I casi di Romagna“, das für ganz Italien und über dasselbe hinaus die unerträgliche Mißwirthschaft des Priesterregiments in der Romagna und

Digitized by Google

das durch sie erzeugte Sectenwesen damals brandmarkte, hatte der Bischof von Imola gelesen und für sich behalten. Das Glaubensbekenntniß der italienischen Patrioten, das Cesare Balbo in den „Speranze d'Italia" formulirt hatte, steckte die junge Frau Pasolini dem Cardinal zu. Darauf verlangte er andere Bücher von ihr. Den tiefsten Eindruck machte aber auf ihn das Buch Gioberti's über den „Primato morale e civile degli Italiani", das ihm Pasolini selbst gab. Das war so recht ein Buch nach dem Herzen des gläubigen und patriotischen Kirchenfürsten, der seiner guten Absichten sicher war und bei seinem phantastischen Wesen und wenig geordneten und ausgebreiteten Wissen den Wechsel der Zeiten nicht zu erkennen vermochte. Als er 1846 zur Wahl eines neuen Papstes nach Rom reiste, nahm er diese und andere Schriften ähnlichen Inhalts in seinen Koffern mit nach Rom, um sie dem neu gewählten Papste zur Beherzigung zu überreichen. Er konnte sie für sich behalten, da er selbst gegen allgemeines Erwarten zum Statthalter Gottes auf Erden gewählt wurde, wie ihm Pasolini beim Abschiede von Imola, „zum Besten der gesammten Kirche und dieses armen Italiens" gewünscht hatte. Kein Wunder, daß bei diesen intimen Beziehungen beider Männer der Eine den Andern bald zu seinem Rathgeber in politischen Dingen nach Rom berief. Ehe sich Pius IX. entschloß, einen Staatsrath zu schaffen, conferirte er wiederholt mit Pasolini; als diese Einrichtung in's Leben getreten war, wurde er als Vertreter der Provinz Ravenna in dieselbe berufen. Es war kein Glück verheißendes Symptom für die Zukunft dieses Staatsraths, daß an seine Spitze der Cardinal Antonelli gestellt wurde. Schon im Mai 1847 notirt Pasolini: „der Papst denkt am Gerechtesten von Allen; aber Alles, was er nicht auf das Bestimmteste anordnet, wird soviel als möglich verzögert." Dem fortgesetzten, in den Formen stets unterwürfigen, in der That aber um so zäheren Widerstande eines aus den gebütetsten Intriguanten gebildeten geistlichen Hofstaates wären noch ganz andere Leute erlegen als der schon etwas eitele Bischof von Imola, der selbst zwar gewissenhaft bald eine Beute von wenig lautern Männern werden mußte, die an das Gewissen des Oberhauptes der gesammten Christenheit zu appelliren verstanden. Nicht unempfindlich gegen die Schmeicheleien der Volksgunst, ängstlich und schwach gegen das Geschrei der Gasse, gab er leicht dem in lärmenden Demonstrationen sich aussprechenden Volkswillen nach, während er sich den begründeten, gemäßigten Vorstellungen seines verantwortlichen Raths gegenüber sehr zögernd, ausweichend und bald renitent verhielt. Bald war er dann auch so weit, daß er in den wichtigsten Fragen sich die Entscheidung gegen seinen Willen von seinen energischeren und schlaueren Dienern hinterrücks entreißen ließ. Es mag hier an den folgereichsten Vorgang aus den ersten Jahren des Pontificats von Pius IX. etwas ausführlicher erinnert werden, da die Geheimgeschichte desselben in unseren „Memorie", so viel ich weiß, zum ersten Male öffentlich erzählt wird.

Dem ersten päpstlichen Ministerium, an dem Laien Theil nahmen, vom 12. Februar 1848 gehörte Pasolini als Minister für Handel, Ackerbau und schöne Künste an. Der Papst hatte seinen Freund dazu ernannt, ohne ihn vorher zu fragen, und war sehr erstaunt, als dieser zögerte, einen so hohen Posten anzunehmen. Doch gab Pius IX. seinen Vorstellungen insoweit nach, daß er noch

Digitized by Google

zwei Laien außer ihm zu Ministern berief. Nach dem Manne, der diesem Ministerium seine politische Richtung gab, wurde es schlechtweg das Ministerium Pasolini genannt. Diesem Ministerium war eine überaus schwierige Aufgabe zugefallen, die sein Leiter keinen Augenblick verkannte. Er schrieb damals an einen Freund: „Ich bin einer der Vorposten, die dazu dienen, das Feuer zu dämpfen und dem Sieger den Weg zu zeigen. Meine Politik ist ihrem Ziele nach eine Constitution und zwar eine, die uns jetzt noth thut, die italienische Constitution; das einzige Mittel dazu: die Versöhnung, die am besten durch Beeinflussung des Papstes zu erreichen ist, der, wenn er auch in diesem Augenblicke eine directe Einwirkung eines Laien wie ich nicht würde ertragen können, doch einer indirecten, wie Jedermann, zugänglich ist. Und dieser Papst, dieser Pius IX., obwohl er sich in Folge seiner nervösen Reizbarkeit und seiner unglaublichen Erregbarkeit, in die ihn ein jedes religiöse Bedenken, das ihn ohne Besinnen zum Märtyrerthum treiben könnte, versetzt, alle Augenblicke furchtbar machen kann, ist doch ein Mann von einem bewunderungswürdigen Herzen, dem, was man auch darüber sagen mag, in kurzer Zeit Freuden und Schmerzen so sehr das Gemüth erschüttert haben, daß man nicht ohne Kummer daran denken kann; dann hat er unter seinen Geistlichen keinen, auch nicht Einen, der sich auf der Höhe der Situation befände und ihm beistände und rathen könnte. Auf der anderen Seite ist das ganze Land so zu sagen auf den Beinen, und was kann es bei einem ungeschickten Acte, der ihm den Argwohn einflößte, daß es in seinen Erwartungen getäuscht werde, geben? Und doch werden täglich solche ungeschickte Maßregeln getroffen, und müßte ich nicht sagen, daß sie unter meiner Zustimmung oder wenigstens ohne meinen Widerstand getroffen werden?“ Bei der wichtigen Entscheidung, die nahe bevorstand, konnte sich einem solchen Fürsten gegenüber dieses und ein ähnliches am 8. März gebildetes Ministerium nicht behaupten. Der Unabhängigkeitskrieg war entbrannt. Sollte sich der heilige Vater an ihm betheiligen und einer katholischen Macht, wie Oesterreich, mit den Waffen entgegentreten? Päpste des 16. und 17. Jahrhunderts hatten aus Gewissensbedenken keinen Augenblick hierbei gezögert. Der Conflict, in den jeder Pontifex in seiner Doppelstellung, als Oberhaupt der katholischen Kirche und als Beherrscher des Kirchenstaates, so leicht kommen konnte, war für viele, selbst nachreformatorische Päpste, gar nicht so schrecklich gewesen. Die Schlüsselsoldaten waren unzählige Male gegen Kaiser und Könige, Fürsten und Republiken zu Felde gezogen, allerdings in der Regel ohne daß der Segen des Himmels ihre Waffen begünstigt hatte. Aber selbst auf einen Hof, dessen Politik nur von der Tradition bestimmt wurde, übte die fortgeschrittene Sittlichkeit der Zeit ihren Einfluß aus, von der persönlichen Stellung dieses Papstes ganz abgesehen. Ja, ein Mann wie der Cardinal Antonelli, dem Gewissensbedenken gewiß keine schlaflose Nacht bereitet haben würden, wenn ein österreichisches Armeecorps von den päpstlichen Truppen aufgerieben worden wäre, empfand doch, daß der Papst jetzt seine Stellung als Oberhaupt der katholischen Kirche nicht compromittiren dürfe. Die Pression, die der österreichische Gesandte auf ihn ausübte, und seine Abneigung gegen das Laienelement in der Regierung des Kirchenstaates, um von Anderen zu schweigen, wären doch zu dieser Zeit, in der in Rom die

Digitized by Google

Gefahr einer Volksemeute schon drohend genug war, nicht stark genug gewesen, ihn auf die österreichische Seite zu treiben, wenn nicht jene Erwägung der Weltstellung des Papstthumes den kalten, von keinen patriotischen Aspirationen berührten Rechner gegen jeden übereilten Schritt vorsichtig und sicher gemacht hätten. Anders stand freilich der Papst, der mit seiner Nation fühlte. Als er sich von seinem Ministerium, dessen Haupt der Cardinal Antonelli war, vor die Entscheidung gestellt sah, seine Einwilligung zu einer förmlichen Kriegserklärung gegen Oesterreich zu geben, ließ er seine Truppen, unter denen sich zwei seiner Neveten befanden, zwar nach Ferrara vorrücken, ja ließ sie sogar den Po überschreiten, war aber nicht zu bewegen, ein Kriegsmanifest gegen Oesterreich zu erlassen.

Das gesammte Ministerium verlangte nun seine Entlassung, als der Papst auf eine an ihn am 24. April gerichtete Eingabe am 29. mit einer lateinischen Allocution an die Cardinäle geantwortet hatte, die einen Krieg gegen Oesterreich verurtheilte. Der Papst war ganz verwundert über diesen Schritt seines Ministeriums; er sei mißverstanden in Folge des Lateins, erklärte er, bat wiederholt um Vertrauen und versicherte, er werde in einer italienisch geschriebenen Ansprache die Bedeutung und den Sinn der lateinischen Allocution zur Zufriedenheit erklären. So versicherte er am 30. April Morgens seinen Ministern. Am Abend des 1. Mai ging Pius IX. mit Pasolini und Recchi, einem anderen seiner Minister, in den Gärten des Quirinals spazieren. Das Gespräch drehte sich natürlich um die wichtige Frage des Tages. „Ihr werdet mit der Ansprache zufrieden sein," sagte der Papst mit heiterer und ruhiger Stimme, „und es kann Mißverständnisse nicht mehr zwischen uns geben. Ich will Euch die Correcturbogen derselben zeigen." Er rief einen Bedienten herbei und schickte denselben in die Druckerei des Quirinals, um den Abzug holen zu lassen. Der Bediente kam mit der Meldung zurück, der Satz sei noch nicht vollendet. Ein zweites Mal wurde er abgesendet, kehrte aber mit derselben Nachricht zurück. Als derselbe das dritte Mal mit der Erklärung weggeschickt war, der Papst werde nicht eher den Garten verlassen, bis er die Correctur habe, kehrte er gar nicht wieder. Mittlerweile war es spät geworden und Recchi forderte seine Heiligkeit auf, sich zurückzuziehen, damit er sich nicht erkälte: „Die Bogen werden ja morgen dasselbe sagen, wie heute," fügte er zum Trost bei. Aber das thaten sie nicht. Am 2. Mai Morgens war eine päpstliche Ansprache in den Straßen Roms angeschlagen, in der jene Allocution lediglich bestätigt wurde. Pius IX. hatte also seinen Ministern die Unwahrheit gesagt? Keineswegs. Er hatte den Cardinal Pentini beauftragt, eine Proclamation auszuarbeiten, in der ausgeführt war, daß der Papst als Haupt der Kirche keinen Krieg gegen ein katholisches Volk führen könne, daß er aber als italienischer Fürst die Pflicht habe die Rechte und Ansprüche seiner Unterthanen zu schützen und zu vertheidigen. Den Entwurf dieser Ansprache hatte der Papst selbst durchcorrigirt und in die Druckerei gesendet. Das hatte Cardinal Antonelli, der als Präfect der päpstlichen Paläste im Quirinal wohnte, erfahren. Er, der die Minister, seine Collegen, zu einer Entscheidung eifrig getrieben, dann aber seine Entlassung nicht genommen hatte, weil er als Geistlicher zum Gehorsam gegen den Papst verpflichtet sei,

Digitized by Google

hat dann in der Nacht vom 1. auf 2. Mai auf eigene Faust die päpstliche Ansprache durch eine von ihm verfaßte ersetzt und dieselbe dann sofort in Rom anschlagen lassen! Man weiß nicht, ob man sich bei diesem Vorgang mehr über die Schwäche des Papstes, der sich so etwas ruhig gefallen ließ, oder über das falsche Spiel Antonelli's wundern soll, der seinen Collegen noch wiederholt sein Bedauern über das Scheitern ihrer Hoffnungen und über die Enttäuschung, die ihnen der Papst bereitet habe, aussprach. Daß der Vorgang sich aber so, wie hier erzählt ist, wirklich zugetragen, kann ich nach der Erzählung eines Kundigen bezeugen. Existirt doch auch der Entwurf Pentini's mit den eigenhändigen Correcturen des Papstes noch.

II.

Das Ministerium Pasolini war zu Ende. Doch damit waren die persönlichen Beziehungen zwischen dem ehemaligen Bischofe von Imola und seinem Freunde nicht abgebrochen. Der Papst ernannte seinen ehemaligen Minister zum Mitglied der ersten Kammer (Alto consiglio) und Vicepräsidenten derselben, und dieser beging, wie er selbst sagte, den politischen Selbstmord, diese Stellung anzunehmen. Die Hoffnung, immer noch etwas Gutes für Italien wirken zu können und seine persönliche Anhänglichkeit an den Papst, dem er guten Willen nicht absprechen wollte, bestimmten ihn dazu. Er war es auch, der dem Oberhaupte der katholischen Kirche die Wahl des Grafen Pellegrino Rossi zum Premierminister anrieth, obwohl dieser mit einer Protestantin verheirathet war. Es ist bekannt, wie das Leben dieses bedeutenden Mannes durch Mörderhand endete, wie rathlos der Papst jetzt dastand, da seine geistlichen Berather ihn im Stiche ließen, und er sich nur wieder an Pasolini und seine Freunde wenden konnte. Es ist ferner bekannt, wie sich die Ereignisse überstürzten, der Papst am 25. November mit der Gräfin Spaur aus Rom nach Gaëta floh und die Republik in Rom proclamirt wurde. Es kann hier die Stellung, welche Pasolini zu diesen Vorgängern einnahm, nicht im Detail erzählt werden. Er verließ zwei Tage, nachdem die vom Papst im Voraus excommunicirte constituirende Versammlung eröffnet war, am 7. Februar 1849 die ewige Stadt, um sich mit seiner Familie in langsamem Tempo nach Florenz zu begeben. Hier kaufte er im folgenden Jahre vor der Porta a Pinti, da wo die Abhänge des Fiesolaner Berges in die Thalebene oberhalb der Stadt herabsteigen, eine geräumige Villa Fontallerta sammt großem Grundstücke, um sich hier mit seiner Familie bleibend niederzulassen. Doch hat er seinen alten Herrn und Gebieter, der sich ihm stets wohlwollend zeigte, noch öfters wiedergesehen. Mehrere Male hat ihm Pasolini in Rom in den folgenden Jahren seine Aufwartung als Privatmann gemacht, später hat er als Gonfaloniere von Ravenna den Papst auf dessen Reise nach der Romagna officiell empfangen und eingehende Unterhaltungen mit ihm gepflogen. Als der Papst, nachdem die Zeiten sich gründlich geändert hatten, vernahm, daß Pasolini auf den Wunsch seines Königs die Präsidentschaft des in Rom tagenden italienischen Senats übernommen habe, sagte er, man möchte glauben mit einem Anfluge von bitterem Humor: „Sehet doch, ob ich nicht Recht hatte. Auch Victor Emanuel muß, wenn er etwas Gutes haben will, unter meinen

Digitized by Google

alten Freunden suchen gehen." — Fragt man nach einem analogen Verhältnisse zwischen einem Souverän und einem Staatsmanne, so wird ein Jeder von selbst an Friedrich Wilhelm IV. von Preußen und den Freiherrn von Bunsen denken, so wenig auch der geistreiche und phantasievolle Gelehrte dem romagnolischen Grundbesitzer ähnlich gewesen sein mag.

Aber Pasolini war nicht nur Grundbesitzer. Das italienische Volk, soweit es nicht an die Scholle gebunden und durch schwere, harte Arbeit, große Armuth und die Sumpfluft seiner Sitze auf einer sehr niederen Stufe der menschlichen Entwickelung festgehalten ist, hat durch die Natur seines Geburtslandes doch Vieles vor dem unsrigen voraus. Die unvergleichliche Schönheit unzähliger Striche Italiens, die Verbindung von Land und Meer, das man fast von jedem hohen Berge Mittel- und Unteritaliens am Horizonte schimmern sieht, die Fruchtbarkeit vieler seiner Aecker und die Mannichfaltigkeit der Producte derselben, welche die lange Reihe von nordischen Pflanzen bis zur tropischen Baumwolle und der Dattelpalme Afrika's durchlaufen, sie vermögen doch das geistige Leben eines Volkes leichter in Bewegung zu setzen, als die Güter, die wir an unserer Heimath preisen. Und wie reizt nicht uralte und neuere Cultur, die dem Italiener auf Schritt und Tritt in die Augen springt, sein geschichtliches und ästhetisches Vermögen an! In offenen Hallen locken die Statuen des Alterthums; die Gotteshäuser schimmern mit Marmorpracht in die Straßen der palastreichen Städte hinein, ihr Inneres ist bedeckt mit den Gemälden von Meistern. Und welche Fülle der Schönheit umfluthet den Besucher, wenn er in die Räume tritt, die der Kunst ausschließlich gewidmet sind. Der Mensch muß von einer unglaublichen Stumpfheit des Empfindens sein, dem nicht, wenn er die Säle des Palazzo Pitti oder die Stanzen des Vaticans durchschreitet, eine Stimme zuflüstert: „Hier ist heiliger Boden." Und wie anders, als uns diesseits der Berge, unmittelbarer, greifbarer, tritt dem Italiener die Lehrmeisterin des menschlichen Geschlechts, das Alterthum, in seiner Jugend entgegen! Schon die Sprache vermittelt ein verwandtschaftliches Gefühl. Locale Anschauungen, die Ueberreste des Alterthums selbst beleben farbenreich, was uns nur ein graues Bild, wenn nicht gar bloße Gedächtnißsache bleibt. Wenn Pasolini von Florenz nach Rom fährt, seine Kutsche am trasimenischen See halten läßt, aussteigt und dann am Blutbache seinen Livius aus der Tasche zieht, um seine Buben die Beschreibung der Schlacht lesen zu lassen, wirkt und haftet doch eine solche Lectüre anders, als die gründlichste exegetische Erörterung des besten Schulmonarchen.

Es ist hier nicht der Ort, die Frage zu erörtern, wie es nun doch gekommen ist, daß die Italiener die geistige Hegemonie, welche sie beim Beginne der modernen Zeit inne hatten, an nordische Völker haben abtreten müssen, und warum es ihnen schwer werden wird, sich dieselbe wieder zu erobern. Es ist und bleibt eine unbestreitbare Wahrheit, daß es jedem Italiener viel leichter wird, sich jene Summe von Kenntnissen, Anschauungen, Lebensgewohnheiten und feinen Sitten zu erwerben, die wir von dem Begriffe eines gebildeten Menschen nicht zu trennen vermögen, als uns Nordländern. Man möchte sagen, wie die Culturpflanzen auf einem bearbeiteten Felde rascher und kräftiger wachsen als auf einem wüsten Acker, so gedeihen auch die Menschen leichter und schöner auf

Digitized by Google

einem Boden, wo alte Cultur lebendige Spuren zurückgelassen hat, während die Stätten, an den sie gänzlich ausgerottet ist, den Malarialandschaften zu vergleichen sind, zu denen sie auch in der Wirklichkeit nur zu oft werden.

Diese angeborene Leichtigkeit, sich rasch und sicher eine Menge von Kenntnissen anzueignen und der Formen der Gesellschaft höher gestellter Kreise Herr zu werden, dazu das persönliche Selbstbewußtsein, das gleichfalls ein Product alter Cultur ist, erklärt es auch, warum so viele einfache Advocaten, Mediciner, Professoren u. s. w. sich hier relativ leicht in die höchsten Staatsstellen empor zu schwingen im Stande sind. Mag diesen Emporkömmlingen vielfach das solide, ausgebreitete Wissen unserer höheren Beamten fehlen, sie werden sich doch selten bloßstellen und in den Formen des öffentlichen und privaten Verkehrs sich stets ihrer Stellung gewachsen zeigen. Wenn nun aber bei einem Italiener vornehme Geburt, solide Kenntnisse, reiche Lebenserfahrungen zusammenkommen, dann kann man sicher sein, in ihm einem Manne zu begegnen, der nicht nur für den Verkehr des täglichen Lebens, sondern auch für intimere Beziehungen, sobald er nur vorurtheilsfreies, absichtsloses Entgegenkommen bemerkt, die denkbar liebenswürdigsten Formen und ein wahrhaft humanes Interesse mitbringt. Es würde auch irrig sein zu glauben, daß den persönlichen Beziehungen derartiger Männer das, was wir mit dem Ausdrucke herzlich bezeichnen, fehlte. Wer das bezweifeln sollte, der mag gar oft hinter höflichen Formen, wie überall, Gleichgültigkeit, Spott oder noch Schlimmeres lauern sehen, es würde ganz verkehrt sein, das nur überall hinter denselben zu suchen. Ebensowenig fehlt hier aufrichtige Theilnahme, verständnißvolles Eingehen und ganz echte treue Freundschaft.

Durch unsere „Memorie“ werden wir in ein Freundesleben eingeführt, wie es wärmer, hingebender, aufrichtiger auch bei uns heutigen Tages nicht vorkommt.

In vielen italienischen und deutschen Zeitungen war ein Kreis von italienischen Staatsmännern, die man unter dem Spitznamen der „Consorteria“ zusammenfaßte, der Gegenstand unausgesetzter Angriffe. Man liebte, sie als die kleinen Nachbeter des großen Cavour, als blinde Anhänger Napoleons III. und als verschämte Papalini hinzustellen. Das Letztere namentlich seit der Zeit, als die italienische Regierung den deutschen Culturkampf nicht ohne Weiteres nach Italien verpflanzen wollte. Von noch gehässigeren Anklagen, an denen ihre politischen Rivalen im engeren Sinne es nicht fehlen ließen, wollen wir ganz schweigen. Es ist richtig, daß diese Staatsmänner die Macht Napoleons III. überschätzt haben, daß sie in ihrer Politik mehr nach Frankreich als nach Deutschland gravitirten. Macht das ihrem politischen Können gerade nicht große Ehre, — fast die ganze Welt theilte übrigens ihre Vorurtheile — um so größere doch ihrem Herzen. Die meisten dieser Männer gehörten einer Generation an, welche die Zeit vor 1846 in Italien noch mit erlebt und dann das Zugrundegehen ihrer politischen Hoffnungen in den Jahren 1848—50 bis zur Neige ausgekostet hatten. Daß das getheilte Italien nicht allein dem österreichischen Militärstaate gewachsen sei, war für sie zum unbedingten Glaubenssatz geworden. Um so dankbarer waren sie nun dem Manne, der unter großen Schwierigkeiten allein thatkräftig ihnen zur Abschüttelung der Fremdherrschaft beigestanden hatte, dem

Digitized by Google

Mann, der zwar nicht uneigennützig, aber doch zum Eigennutz durch die von ihm beherrschte Nation fast gezwungen, sich ihnen auch nach 1859 stets als einen Helfer in der Noth bewährt hatte. Zu dem engeren Kreise der persönlich auf's Innigste mit einander befreundeten Häupter dieser „Consorteria" gehört Pasolini. War er zum Theil durch Zufall mit einzelnen zu ihr zählenden Piemontesen schon seit der Jugend bekannt geworden, so hatte ihn sein langer Aufenthalt in Florenz mit den vorzüglichsten Patrioten Toscana's in Verbindung gebracht. Gino Capponi, Ridolfi, Cambray-Digny, Ricasoli, Peruzzi, alle waren oder wurden seine persönlichen Freunde. Aber am intimsten von allen stand er doch mit dem Manne, den man wohl auch als den leitenden Geist der Consorteria ansehen darf, mit dem Bolognesen Marco Minghetti.

Seit welcher Zeit sich Pasolini und Minghetti kannten, weiß ich nicht. Dieser, 1818 in Bologna geboren, hatte anfangs Naturwissenschaften studirt, dann sich aber mit philosophischen und nationalökonomischen Studien beschäftigt. Er war wohl auch Advocat in seiner Vaterstadt gewesen. Ich habe ihn wenigstens einen ehemaligen avvocatuccio nennen hören. Nachdem er größere Reisen in der Schweiz, Frankreich, England und Deutschland gemacht hatte, kam er mit Pasolini 1847 in die päpstliche Consulta, in der er Bologna vertrat. Dreißig Jahre alt wurde er auf dringende Empfehlung Pasolini's Minister der öffentlichen Arbeiten in dem Cabinet vom 8. März 1847. (Auf Betreiben Pasolini's ernannte der Minister des Innern, G. Recchi, den früheren Arzt und späteren Premierminister Victor Emanuels, L. Carlo Farini, zu seinem Generalsecretär.) Damals scheint Pasolini Minghetti noch nicht allzu lange nahe gestanden zu haben. Erst in Briefen von 1850 reden sie einander mit „Du" an. Pasolini adressirt wohl mit leicht durchsichtiger Anspielung an: Marce frater. Seit dieser Zeit bis zum Tode Pasolini's ist ihr Verhältniß ein gleich warmes, intimes geblieben. Der jüngere Freund wurde bald der leitende. Pasolini, der in den Jahren der Reaction seine Studien im größten Umfang wieder aufnahm, ließ sich hierbei von Minghetti brieflich und persönlich berathen. Minghetti erschien 1851 als ersehnter Gast in Fontallerta, dem Paradies der Gaddi, wie die Villa im 16. Jahrhundert hieß; die Kunstschätze von Florenz besichtigten die Freunde zusammen auf's Eingehendste, schrieben ihre Eindrücke des Abends nieder, um dann bis tief in die Nacht hinein philosophische, politische und staatswissenschaftliche Probleme zu besprechen. Im folgenden Jahre wird auf dieselbe Weise Imola, Rimini, Forli, Faenza und Bologna von den Freunden gemeinschaftlich studirt; 1854 Ravenna.

Ist Pasolini allein mit Frau und Kindern, von denen er die beiden Söhne im Latein selbst unterweist, zu Hause, dann werden die Classiker aller Zeiten und Völker gelesen und excerpirt. Die Bibel alten und neuen Testaments, Cicero, Sallust, Macchiavelli, Dante, die Trecentisten und Cinquecentisten u. s. w. u. s. w. Naturwissenschaftliche und politische Werke sind in reichen Auszügen aus der damaligen Lectüre in seinem Nachlasse vertreten. Am Abend werden moderne Autoren z. B. auch Schiller's „Don Carlos" gemeinschaftlich gelesen. Und daneben wird die Verwaltung der Güter nicht vernachlässigt. Neue Bewirthschaftungspläne werden ausgearbeitet, die Feldfolge geändert, die Gehöfte neugebaut, die

Digitized by Google

Inspectoren der Güter mit speciellen Instructionen versehen, neue Ackergeräthe, Pflanzen- und Viehsorten eingeführt, kurzum eine rationelle und intensive Gutsverwaltung nach allen Richtungen hin ein- und durchgeführt. Pasolini, der ein leidenschaftlicher Freund schöner edler Pferde war, beritt tagelang seine Besitzungen und ordnete dann selbst Alles an. Er bekümmerte sich dabei um seine Beamten und Tagelöhner und sorgte für deren materielles Wohl in ausgiebiger Weise. Betrieb Pasolini die Landwirthschaft um ihrer selbst willen, so war sie ihm doch noch mehr; sie war ihm ein Bild von höheren Dingen, und ein Glied in seiner Lebenskette.

Wie so viele bedeutende Männer sah er in ihr die beste Vorschule für den höheren Staatsdienst; in ihr führe alles Gewaltsame, Einseitige, Unpraktische zum Verderben; so auch in der Staatskunst; die nothwendige Rücksichtnahme auf so Vieles, die Combination der auseinanderliegendsten Elemente sei beiden gemeinsam, eindringender Scharfsinn, weitgehendes Wissen sei hier wie dort erforderlich; aber beide zeigten doch auch die Unvollkommenheit alles menschlichen Könnens auf's Deutlichste. Denn wie der Landwirth trotz aller aufgewandten Ueberlegung und Mühe von dem Wetter des Himmels abhänge, so auch der Staatsmann. Die Landwirthschaft führe daher auch vor allen Erwerbsarten den Menschen zu einer frommen Auffassung des Lebens hin.

Dachte er ein Gleiches von der Staatskunst?

III.

Sein Leben lang hat Pasolini Staatsämter und Würden nicht gesucht, sondern sie nur aus Pflichtgefühl oder auf Bitten Anderer, der Fürsten, die er achtete, der Freunde, die er liebte, mit innerem Widerstreben übernommen und sie stets wie eine Last getragen. Vor Allem gilt dieses von der zweiten Periode seines staatsmännischen Wirkens. Seine Bescheidenheit und Schüchternheit ließen ihn sich als der gestellten Aufgabe nicht gewachsen erscheinen. Vor Allem fehlte ihm aber der politische Ehrgeiz, ohne den das Pflichtgefühl auch des patriotischsten Staatsmannes nach stärkerer Anstrengung erlahmt und zusammenbricht. Dazu kam wohl auch noch ein Anderes, was ein deutscher Memoirenschreiber mit Bezeichnung auf den jüngeren Bernstorff so formulirt hat: „Ein Mann wie dieser war zu reich von Innerm zum vollkommenen Staatsmann. Es ist wohl Keiner zu diesem Namen gekommen, ohne mitunter das Gemeine zu dulden und zu thun. Die stete Verfolgung gewisser Zwecke im äußeren Leben verträgt sich nicht wohl mit einer Zartheit und Reinheit, die viel lieber den Zweck aufgeben, als in seiner Erreichung ein höheres Gefühl verletzen würde, noch mit einem moralischen Ekel vor der Classe von Menschen, die gerade darum die tauglichsten Werkzeuge sind, weil sie weniger innere Würde haben.“ [1]) Man weiß ja, auch der italienische Staat ist nicht zu Stande gekommen, ohne daß seine Staatsmänner

[1]) P. sagte einmal im Privatgespräch: La decisione che ho presa, politicamente è un sproposito; lo capisco; ma almeno si è veduto che sono un uomo di cuore. Questo mi basta. Nella fama di grande uomo politico, non so perchè, per me c' è qualche cosa di antipatico, e non ci aspiro, non la cerco.

Digitized by Google

durch schwere sittliche Conflicte hindurch geschritten wären. Für Pasolini lag in seiner persönlichen Stellung zu Pius IX., gegen den er nicht offen noch verstohlen aufzutreten gewillt war, ein erschwerendes Moment. Trotzdem genoß er im entgegengesetzten Lager volles Vertrauen.

Nachdem er noch bei Pius IX. auf dessen Reise in die Romagna 1857 die Einführung von Reformen in der Verwaltung vergeblich befürwortet hatte, nahm er doch gegen Ende des Jahres das wiederholt ausgeschlagene Ehrenamt eines Gonfaloniere (Bürgermeister) seiner Vaterstadt Ravenna an. Sofort schritt er zu gründlicher Reform in der Stadtverwaltung, baute die Straßen und Feldwege der Commune aus und brachte die Verbindung Ravenna's mit der Haupteisenbahnlinie durch die Romagna mittels einer Zweigbahn nach Castel Bolognese, in Rom zu Stande. Seine Stellung als Gonfaloniere in Ravenna verhinderte ihn jedoch nicht, 1858 Piemont zu besuchen, wo er bei einem Diner, das Alfons La Marmora ihm zu Ehren gab, den Grafen Cavour zum ersten Male sah. Dieser lud den ehemaligen liberalen Minister Pius' IX. auf den folgenden Morgen 5 Uhr früh zu einer Besprechung ein. Nachdem Pasolini ihm über die Zustände der Romagna eingehenden Bericht hatte erstatten müssen, eröffnete Cavour ihm seine Ansichten und Aussichten über den im nächsten Jahre wahrscheinlich ausbrechenden Unabhängigkeitskampf. „Mir standen die Haare zu Berge bei dieser Neuigkeit", sagte Pasolini später, als er von dieser ersten Unterredung mit dem Schöpfer der italienischen Einheit sprach.

Cavour hatte richtig gerechnet. Kaum brach im folgenden Jahre der Sturm los, so fiel auch die päpstliche Herrschaft in der Romagna und der Emilia in Trümmer. Nachdem Pasolini den päpstlichen Delegaten Ricci aus Ravenna hinausgeleitet hatte, und hier eine provisorische Regierung proclamirt worden war, legte Pasolini sein Gonfalonierat nieder und reiste nach Toscana, später nach Turin ab. Nachdem er aus Rücksicht auf seine Vergangenheit jede amtliche politische Stellung für den Augenblick abgelehnt hatte, traf er an dem Tage, an welchem Cavour nach Abschluß des Friedens von Villafranca in Turin anlangte, mit dem großen Staatsmann zusammen. Er fand diesen äußerst aufgebracht gegen Napoleon. „Was Wunder," sagte er höhnisch; „er hat ein Hochzeitsgeschenk[1]) geben wollen: die Lombardei und nichts weiter." „Und die Festungen hat er Oesterreich gelassen?" frug Pasolini. „Die Festungen? Was Festungen! Er würde Mailand, Turin ausgeliefert haben. Er war müde . . . es war heiß" . . . und damit schleuderte er das Tintenfaß weit fort. „Und welche Instructionen sollen wir jetzt unseren Commissaren in Mittelitalien geben? Was soll man an Compagni, Azeglio, Farini schreiben?" fuhr er fort. „Was Farini betrifft," erwiderte Pasolini, „so lassen sie dem gar nichts sagen. Die Lage der Herzogthümer ist schrecklich; aber jetzt ist für Farini der rechte Augenblick da: man muß ihn handeln lassen." In der That war nach dem Abschluß des Friedens von Villafranca Farini der erste, der Muth faßte und einen Ausweg zur Fortsetzung der italienischen Unification fand.

[1]) Anspielung auf die Verheirathung der Tochter Victor Emanuel's mit dem Prinzen Napoleon, Vetter des Kaisers.

Digitized by Google

An dieser arbeitete auch Pasolini jetzt mit. Zunächst in nicht officieller Weise. Er begab sich mit dem Marchese C. Bevilacqua nach Paris, um dort, wo damals die Geschicke Italiens entschieden wurden, für die Zukunft der Romagna zu wirken. Nach Florenz zurückgekehrt, verhandelte er dann im Namen des Governatore der Romagna officiell mit der provisorischen Regierung von Toscana über den Zollanschluß der beiden Provinzen. Seinem Drängen ist es besonders zuzuschreiben, daß die trennenden Zollschranken so rasch, schon am 10. October, in ganz Oberitalien fielen. Es ist interessant, daß man in den Briefen Pasolini's aus dieser Zeit dem Worte „Zollverein" begegnet, ein Fingerzeig, woher ihm die große Bedeutung der Abschaffung der Zollgrenzen aufgegangen war. Nachdem Pasolini einmal wieder an der Staatsverwaltung officiell und activ Antheil genommen hatte, war es mit seiner Muße auch bald vorüber. Mehrere Anerbietungen, z. B. Gesandter Italiens in London zu werden, schlug er aus. Die Annahme einer Vicepräsidentenstelle im Senate konnte er dagegen nicht versagen; ebensowenig vermochte er nach dem Rücktritte M. d'Azeglio's im Herbste 1860 den Posten eines Gouverneurs in Mailand auszuschlagen. Dieses Amt war für ihn wie gemacht. Bei seiner vorurtheilsfreien, durch und durch liberalen und patriotischen Gesinnung, bei den intimen Beziehungen zu angesehenen mailänder Familien, bei den Mitteln, die ihm eine nicht nur würdige, sondern sogar glänzende Repräsentation gestatteten, war Pasolini in Mailand, wo Garibaldi seine glühendsten und zahlreichsten Anhänger zählte, der beste Vertreter des monarchischen Italiens [1]). Doch verblieb er nicht lange dort. Als sein Freund Minghetti im Herbste 1861 das Ministerium des Innern verließ, verlangte auch er seinen Abschied von einem Amte, das er nur zeitweilig angenommen habe. Aber Victor Emanuel ließ einen solchen Diener nicht so leicht fahren. Auf den ihm persönlich vom Könige ausgesprochenen Wunsch, der für ihn ein Befehl war, daß er, wenn er Mailand verlassen wolle, Gouverneur der Provinz Turin werden möge, nahm er diese Stelle an. Da der Präfect der Hauptstadt des Reiches sich weder in die politischen noch polizeilichen Angelegenheiten derselben zu mischen hatte, so glaubte Pasolini, daß es ihm selbst unter einem Ministerium Rattazzi möglich sein werde, dem Wunsche seines Königs zu entsprechen. Mit welchem Erfolge Pasolini 1861—62 seinem Amte vorstand, kann man daraus erschließen, daß der König ihn mit der Neubildung seines Ministeriums betraute, nachdem Rattazzi durch sein zweideutiges und schwaches Regiment das junge Reich nach Innen und Außen compromittirt hatte und nach der Niederwerfung Garibaldi's auf dem Aspromonte die Revolution schon an die Thüre klopfte. Pasolini bildete auch ohne große Schwierigkeiten das Ministerium vom 8. December 1862, an dessen Spitze der schon tief leidende Farini um seines Namens willen gestellt wurde. Aber er selbst wollte nicht in dasselbe eintreten. „Tausend Gründe" schienen ihm dagegen zu sprechen. Sie überwand aber nach und nach sein Busenfreund Minghetti, der damals bei ihm wohnte. Pasolini übernahm, jedoch mit der von vornherein ausgesprochenen Absicht, sich sobald als möglich

[1]) Literarhistoriker wird wohl die l. l. S. 304 u. f. gegebene Erzählung über die Entstehung der „Promessi sposi" interessiren.

Digitized by Google

dieser Last wieder zu entledigen, das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. An ihn wandte sich sofort der leitende Staatsmann Preußens, der erst seit einem Vierteljahre dort das auswärtige Amt übernommen hatte und ließ wegen eines möglichen Krieges zwischen Oesterreich und Preußen seinem Collegen in Turin auf den Zahn fühlen. „In Betreff Italiens walte kein Zweifel ob," lautete die Antwort Pasolini's. „Italien würde immer mit den Feinden Oesterreichs gehen." Weitere Consequenzen hatte diese Anfrage jedoch nicht. Der Gegensatz, in dem damals die preußische Politik mit der der Westmächte in der polnischen Frage stand, mußte es einem italienischen Staatsmanne unräthlich erscheinen lassen, sich näher mit Preußen einzulassen. Denn noch schienen die Zügel Europa's in den Händen des schweigsamen Herrschers an der Seine zu ruhen. Aber was plante dieser Mann, wie dachte er über die Vollendung der Unabhängigkeit Italiens? In Studien über das Leben Cäsars vertieft, brütete er darüber nach, wie er die Rheingrenze und Belgien erwerben könne. Unsicher und unentschlossen eine Gelegenheit herbeizuführen, die ihm diese Frucht in den Schoß fallen lassen müsse, wollte er Italien, das er anhalten und loslassen konnte, dazu in Reserve haben. Um über diese dunkelen Gedankengänge eines grübelnden Geistes einige Klarheit zu erhalten, wurde der Jugendfreund desselben, der Graf Arese, vom italienischen Ministerium auf Kundschaft nach Paris ausgesendet. Aber die Antwort, die der Vertrauensmann von Paris zurück brachte, obwohl sie den guten Willen des Kaisers für Italien von Neuem constatirte, lautete doch so unbestimmt und dilatorisch, daß man nicht klüger war als zuvor. Da Farini's Leiden in kurzer Zeit solche Fortschritte machte, daß man ihn nicht einmal mehr nominell im Ministerium belassen konnte, benutzte Pasolini diese Gelegenheit, sich gleichfalls aus demselben zurück zu ziehen. Der König war nur schwer zur Abschiedsbewilligung zu bewegen. Pasolini wurde wieder Präfect von Turin. Doch damit hatte seine Thätigkeit in der hohen Politik noch nicht sofort ihren Abschluß gefunden. Die polnische und bald die dänische Frage beschäftigte die Diplomatie 1863 auf's Angelegentlichste. Die europäischen Mächte waren sämmtlich isolirt. Nur Rußland und Preußen standen in intimen Beziehungen. Das Bündniß der Westmächte war sehr gelockert, seitdem die englischen Staatsmänner von übergroßem Vertrauen gegen Napoleon III. zu allzugroßem Mißtrauen gegen ihn übergegangen waren. Sie suchten daher sichere Fühlung mit Oesterreich zu bekommen; die Folge davon war die Erkaltung der Beziehungen zu Italien. Diese zu mildern und das Verhältniß von England und Frankreich wieder zu bessern, war der Zweck zweier Reisen Pasolini's nach Paris und London. Mit Lord John Russell und anderen englischen Staatsmännern zum Theil schon seit langen Jahren persönlich bekannt und befreundet, schien Pasolini dem Kaiser Napoleon III. der Mann zu sein, der Mißverständnisse auszugleichen im Stande wäre. Aber es waren schon mehr als Mißverständnisse, was die früheren Bundesgenossen trennte. Daneben machte sich das neue Element, das der europäischen Staatenordnung ein ganz verändertes Aussehen geben sollte, immer selbständiger und kräftiger geltend, so daß die früheren Combinationen kaum noch von Werth blieben. Nicht durch Frankreich, sondern durch Deutschland, zum Theil im heftigsten Widerstreit gegen Frankreich, sollte Italien zur

Digitized by Google

Vollendung seiner nationalen Einheit gelangen. Der schwächliche Versuch Frankreichs, die römische Frage durch die Verlegung der Hauptstadt nach Florenz hinaus zu schieben und gleichzeitig ihrer Lösung näher zu führen, hat Italien Nichts genützt, wohl aber zwei große Städte, Turin und Florenz, tief geschädigt und das Ansehen der liberal-conservativen Partei dort untergraben. Ihm fiel auch Pasolini zum Opfer. Nachdem er für die Verlegung der Hauptstadt nach Florenz gestimmt hatte, legte er die Präfectur von Turin nieder und zog sich in's Privatleben zurück (1864). Aber die großen Ereignisse von 1866 rissen ihn doch wider seinen Willen aus demselben heraus. Er konnte dem Drängen seines Freundes Ricasoli nicht widerstehen und nahm die Stelle eines königlichen Commissärs in Venedig an. Als solcher hatte er die italienische Verwaltung in Venedig einzurichten.

In dieser seiner Eigenschaft empfing Pasolini am 7. November 1866 den König Victor Emanuel bei seinem Einzuge in die ehemalige Beherrscherin der Meere. Nur wer Venedig kennt, kann sich eine Vorstellung von dem phantastischen Schauspiele machen, das sich an diesem Tage in der Lagunenstadt abspielte. Selbst alte graue Staatsmänner wie Lord John Russel, die doch Mancherlei und Größeres in ihrem Leben gesehen hatten, konnten sich in dem allgemeinen Enthusiasmus der Rührung nicht erwehren und erklärten diesen Tag für einen der schönsten des Jahrhunderts. Man weiß jetzt aber schon leider, daß die großen Hoffnungen, welche die Venetianer damals auf das Wiederaufblühen ihrer Stadt auch in materieller Beziehung setzten, sich nicht verwirklicht haben und sich der Natur der Dinge nach auch nicht verwirklichen konnten. Was Pasolini damals thun konnte, um den Uebergang der Stadt aus der österreichischen Herrschaft in die italienische, der natürlich nicht ohne größere Störungen und Verluste für Viele bewerkstelligt werden konnte, zu erleichtern, hat er redlich gethan und Venedig mit dem Rufe verlassen, daß er Niemandem wehe gethan habe. Denn wenn er auch, nachdem seine Stellung als königlicher Commissar nach Installirung einer regelrechten Verwaltung schon Anfangs December abgelaufen war, als erster Präfect von Venedig dort geblieben war, so nahm er doch nach dem Sturze des Ministeriums Ricasoli am 10. April 1867 definitiv seinen Abschied. Das Dankeswort für seine Verwaltung, das ihm die Municipalität von Venedig nachrief, war wohl mehr als der Ausdruck phrasenhafter Höflichkeit.

Der Mann, der schon so oft den Staatsmann wider Willen gespielt hatte, kehrte jetzt zu seinen „Landgütern, seinen Studien und seinen Pferden", wie er sich einmal ausdrückte, zurück. Aber seine Lieblingsbeschäftigungen mit diesen hatten ihn niemals abgehalten, seine Schuldigkeit als Staatsbürger zu thun; „und sie werden es auch nicht," so versichert er 1860 einem Freunde, „sobald ich sehe, daß ich nur etwas Gutes schaffen kann." Es war Etwas in diesem Italiener, das uns lebhaft an bedeutende Männer unserer Freiheitskriege erinnert, welche den kategorischen Imperativ in ihrer Brust, ganz wie er, an ihre Söhne hätten schreiben können: „Denke niemals an Deinen Vater, mag er leben oder todt sein, ohne Dich dabei des Wortes zu erinnern: die Pflicht." Dieses Pflichtgefühl war es denn auch, das ihn nach den herbsten Schicksalsschlägen in seiner Familie, als seine Kraft schon ganz gebrochen erschien, doch noch bestimmte, 1876

Digitized by Google

die Präsidentschaft des Senates zu übernehmen. Er hatte hierauf hinzielende Anträge wiederholt abgelehnt. Als ihn aber Minghetti 1876 von Neuem dringend bat, und der König an ihn telegraphirte: „Sie würden mir persönlich einen Gefallen (cosa grata) thun, wenn Sie die Präsidentschaft annähmen, das Ministerium theilt dieses lebhafte Verlangen (desiderio). Viele freundliche Grüße. V. E.", antwortete er, dieses Verlangen sei für ihn Befehl, dem er sich in sofortiger Ergebenheit füge (un ordine al quale si inchinava con pronta devozione). Dieser seiner letzten öffentlichen Stellung machte nicht sein Wille, sondern der Tod ein rasches Ende. Nachdem er schon schwer leidend noch seiner Obliegenheit als Senatspräsident, der Standesbeamter der königlichen Familie ist, genügt und die Leiche der Herzogin von Genua in die Gruft auf der Superga übergeführt hatte, kehrte er todmüde nach der Romagna zurück. Am 4. December 1876 verschied er im Hause seiner Väter zu Ravenna. —

Pasolini war niemals ein besonders kräftiger und gesunder Mann gewesen. Ein Herz- und Leberleiden scheint er von seinem Vater ererbt zu haben. Sein sehr geregeltes Leben, viel Bewegung zu Pferde in der frischen Luft der Felder und Wälder seiner Heimath hat das Leiden doch viele Jahre zurückgehalten. Man begreift, warum ein Mann mit dieser Constitution nicht lange in öffentlichen Stellungen verbleiben konnte, mit denen Aufregung und Aerger einmal unzertrennlich verbunden sind. Doch wußte Pasolini diese noch immer leidlich zu ertragen, so lange er Ruhe und Behagen in seiner Familie fand. Seine ausgezeichnete Frau war ihm eine wahre Lebensgefährtin geworden. Hatte er dann und wann wohl Sorge um das Gelingen der Erziehung seiner Kinder, deren Leben wiederholt durch schwere Krankheiten gefährdet war und von denen er eine Tochter in Rom verloren hatte, so schwanden doch auch mit der Zeit diese Kümmernisse. Da schmetterte im letzten Jahrzehnt seines Lebens ein Blitzstrahl sein häusliches Glück zusammen. Der zweite Sohn, Enea, war ein schmucker Reiterofficier geworden. Ein ernster Sinn, lebhafter Patriotismus, tiefes Pflichtgefühl spricht aus allen seinen Briefen. Aus dem Venetianischen war er mit seinem Regiment 1866 nach Foggia, und von dort später mit einem Commando von zwanzig Lanciers nach Rossano in Calabrien verlegt worden. Er sollte Antheil an dem Kampfe gegen das Brigantenthum nehmen, das die waldreiche, vielfach fast unzugängliche Landschaft schwer heimsuchte. Ein vorzüglicher Reiter, wie sein Vater, ist er der Erste gewesen, der den Silawald mit Cavallerie passirt hat. Aber die übergroßen Anstrengungen, die sich der junge Mann in seinem Dienste zugemuthet hatte, die veränderte Lebensweise in dieser uncultivirten Gegend, deren Bevölkerung noch ganz mittelalterlich lebt und denkt, die schlechte Luft, die hier vielfach herrscht, hatten ihn so heruntergebracht, daß er um längern Urlaub bitten mußte. Trotz der aufopfernden Pflege, die ihm seine ganze Familie widmete, starb er am 17. April 1870. Dem Vater und der Mutter schlug dieser Verlust eine Todeswunde: die Mutter begann sofort zu kränkeln. Badereisen nach Deutschland, der Besuch von Ems, halfen nicht viel, doch schien ihr Zustand nicht hoffnungslos. Da verschied sie plötzlich nach kurzem Unwohlsein im August 1872 in der Villa Fontallerta, die sie sich zu ihrem ständigen Wohnsitz kurz zuvor erwählt hatte.

Digitized by Google

In unseren Zeiten, in denen sich Nationen und Religionen schärfer scheiden und unvermittelter gegenüber stehen, als vor einem Menschenalter, meint man wohl auch Differenzen und Nüancen im Empfinden der Menschen den großen Fragen und Erfahrungen des Lebens gegenüber nach Völkern leichter scheiden zu können. Gewiß lassen sich Verschiedenheiten in äußerlichen Dingen dabei nachweisen, namentlich wenn die Empfindung nicht tief ist und sich an hergebrachte Schemata hält. Wo aber ein warmes Herz schlägt und selbständiges Denken dasselbe regulirt, da brechen die wahrhaft menschlichen Empfindungen überall mit derselben Naturwahrheit und Schönheit durch. Die ewigen Probleme, an denen sich das „trotzige und verzagte Ding" abmüht, sie treiben die „Lieder des Leides" überall in gleichen Accorden zum Himmel empor, mögen auch die Reime des Textes hier etwas anders lauten als dort.

Dies empfand ich lebhaft, als ich die Aufzeichnungen durchflogen hatte, die dieser Romagnole nach dem Tode seines theuern Weibes für sich gemacht hat. Pasolini war kein Dichter, sondern mehr: ein Mann von treuem und weichem Herzen, starkem Pflichtgefühl und reinem Wollen. Das macht nicht nur diese Blätter, sondern die Betrachtung des ganzen Lebens dieses Trefflichen auch zu einem ästhetischen Genusse.

Und dem Leben entsprach der Tod. In sehnsüchtigem Ausschauen nach seiner „Toinette" fühlte er ihn am 4. December 1876 über sich kommen, nachdem er die religiösen Pflichten eines gläubigen Katholiken erfüllt hatte. „Besorge erst unsere Kinder, dann komme zu mir," hatte Toinette auf ihrem Todtenbette zu dem untröstlichen Manne gesagt. Nachdem er das Erste gethan, folgte er dieser Stimme, der er sterbend gedachte.

Digitized by Google

Die Ergebnisse und Aufgaben der Elektrotechnik.

Von

E. Hoffmann.

V.

Bei allen bisher betrachteten Anwendungen des elektrischen Stromes wird demselben keine große Arbeitsleistung übertragen: es genügen vielmehr zu seiner Hervorbringung Elektricitätsquellen von so geringer Stärke, wie sie durch die gewöhnlichen galvanischen Batterien geliefert werden. Schon früh hat man aber die Aufmerksamkeit darauf gerichtet, Mittel zu finden, um Elektricität in solcher Stärke zu erzeugen, daß sie an der Stelle des Dampfes zur Leistung schwererer Arbeiten benutzt werden kann. Man hat in der That durch Einstellung mehrerer Tausend von Batterie-Elementen elektrische Ströme von mächtiger Stärke erzeugt; und die ersten Physiker und Mechaniker früherer Jahrzehnte sind bemüht gewesen, Motoren herzustellen, durch welche die Umwandlung solcher Ströme in starke bewegende Kräfte bewirkt werden kann. Die Ursache, weshalb alle diese Versuche zu keiner praktisch verwerthbaren Lösung der Aufgabe führten, lag weniger in technischen als in ökonomischen Gründen. Schon die Betrachtungen, welche das Meyer-Helmholtz'sche Gesetz von der Erhaltung der Kraft nahe legt, zeigen unschwer, daß die Verwendung der galvanischen Batterieströme nicht in befriedigender Weise zum Ziele führen konnten: denn die zu einer Kraftleistung nöthige Kraft kann nur durch Verbrauch einer anderen Kraft entstehen. Bei der Dampfmaschine wird die Arbeit durch Verbrennung der Kohle, bei der elektrischen Batterie dagegen durch Verbrennung von Metallen in Säuren gewonnen: ein solches kostspieliges Brennmaterial wird aber nie die Kohle zu ersetzen im Stande sein. Bevor man der Elektricität daher schwere Arbeitsleistungen übertragen konnte, mußten erst ganz neue Wege aufgedeckt werden, um auf wohlfeilere Weise zur Erzeugung starker elektrischer Ströme zu gelangen.

Ein solcher Weg ist jetzt durch die 1867 von Dr. Werner Siemens erfundene dynamo-elektrische Maschine eröffnet worden.

Schon früher wußte man mittels magnet-elektrischer Maschinen, deren Wirkung auf der raschen Umdrehung einer Anzahl von Inductionsspiralen um ein entsprechend angeordnetes System permanenter Magneten beruht, durch die dabei eintretende magnetische Induction elektrische Ströme von solcher Stärke zu erzeugen, wie sie sonst nur durch eine größere Anzahl von Batterieelementen

Digitized by Google

hervorgebracht werden konnten. Zur Verwendung im industriellen Großbetriebe waren diese Maschinen in Folge mancher Unzuträglichkeiten, welche die Verwendung permanenter Magneten von erheblicherer Größe mit sich führte, aber nicht geeignet. Dr. Werner Siemens fand nun, daß man bei der Herstellung elektrischer Strommaschinen der dauernden Magneten ganz entbehren könne, wenn man sich statt derselben eines Systems von Elektromagneten, d. h. von weichen Eisenkernen mit Drahtumwickelung bedient, und wenn gleichzeitig durch geeignete Vorrichtungen die Drahtumwickelungen der Elektromagneten mit denjenigen der Inductionsspulen in leitende Verbindung gebracht werden. Der so construirten Maschine hat Siemens den Namen „dynamo-elektrische" Maschine gegeben, weil bei derselben lediglich durch mechanische Kraft, welche die Inductionsspulen in Umdrehung versetzt, Elektricität erzeugt wird. Die Maschine vermag aber nicht nur durch bloße mechanische Kraft Elektricität hervorzubringen, sondern auch umgekehrt Elektricität wieder in mechanische Kraft umzusetzen. Fügt man nämlich in den Stromkreis einer stromerzeugenden (primären) dynamo-elektrischen Maschine eine zweite (secundäre) Maschine von ganz gleicher Construktion ein, so findet an dieser Maschine ein Vorgang statt, der demjenigen in der stromerzeugenden Maschine umgekehrt ist. Während in der primären Maschine der Arbeitsverbrauch bei Ueberwindung der abstoßenden Wirkung der Inductionsspiralen auf die Elektromagnete sich in Elektricität umgesetzt: wird in der secundären Maschine durch Abstoßung der gleichnamigen Elektricitäten wieder Arbeit gewonnen, welche sich bei der Einrichtung der Maschine in rotirende Bewegung umsetzt und zu mechanischen Arbeitsleistungen jeder Art verwandt werden kann.

In der vervollkommneten Form, welche die dynamo-elektrische Maschine inzwischen durch Verbesserungen des Italieners Pacinotti, des Franzosen Gramme und eines Ober-Ingenieurs der Siemens & Halske'schen Fabrik, v. Hefner-Alteneck, erlangt hat, ist sie die Brücke zu einer großartigen Entwickelung neuer Gebiete der Elektrotechnik und zur Einführung vieler technischer Anwendungen der Elektricität in den industriellen Großbetrieb geworden. Es ist jetzt die Möglichkeit geboten, Arbeitskraft zu jedem Betrage in elektrische Ströme von unbegrenzter Stärke umzusetzen und die mächtigen Wirkungen dieser Ströme wieder zur Arbeitsleistung im Großen zu benutzen. Insbesondere sind der Anwendung der Elektricität zur Herstellung chemischer Processe, zur Licht- und Wärmeerzeugung, und zur Uebertragung mechanischer Arbeitskraft hierdurch Ziele von bisher ungeahnter Bedeutung gestellt worden.

Unter den elektro-chemischen Industrien ist es vor Allem die Galvanoplastik und die Elektro-Metallurgie, welche von der Einführung des dynamo-elektrischen Maschinenbetriebes ausgedehnten Nutzen gezogen haben. Wenn man eine metallische Lösung der Einwirkung des elektrischen Stroms aussetzt, so lagern sich die in Folge der chemischen Zersetzung entstehenden metallischen Niederschläge auf die zur Einführung des elektrischen Stroms dienenden Gegenstände, beispielsweise auf Platten und dergleichen, in der Weise ab, daß der metallische Niederschlag alle Strukturzeichnungen des Gegenstandes, welchen er bedeckt, genau wiedergibt. Man ist dadurch in den Stand gesetzt, ein gegebenes Modell beliebig oft auf galvanoplastischem Wege zu reproduciren, sei es, daß

Digitized by Google

neue Objecte von genau denselben Formen gewonnen, sei es, daß die in die Flüssigkeit eingeführten Gegenstände mit einer dünnen Schicht metallischen Niederschlags überzogen werden. In der Bildhauerei, der Goldarbeiterkunst, der Ornamentik, der Kupferstecherei und der Typographie gestattet die Galvanoplastik somit eine sehr genaue Wiedergabe von Modellen und Stichen ꝛc.; in der Metallindustrie können Vergoldungen, Versilberungen, Vernickelungen, Verzinkungen u. s. w. am besten und billigsten durch galvanoplastisches Verfahren hergestellt werden. Vielen Künsten und Industrien ist die Galvanoplastik somit ein wichtiges Hilfsmittel geworden, welches mächtige, neue Industrien hervorgerufen hat, und dem die Technik der betreffenden Kunst- und Gewerbezweige zum nicht geringen Theil die jetzige Vervollkommnung verdankt.

In der Metallurgie ist die dynamo-elektrische Maschine durch deutsche Hüttenwerke, in erster Linie durch das Hüttenwerk zu Oker am Harz, zu einem neuen zukunftsreichen Verfahren der Metallgewinnung im Großen nutzbar gemacht worden. In Oker sind schon seit mehreren Jahren fünf große Siemens'sche dynamo-elektrische Maschinen Tag und Nacht in unausgesetztem Betriebe, deren jede mit geringen Kosten durch elektrolytische Zersetzung von Kupfererzen in 24 Stunden 5 bis 6 Centner metallischen Kupfers von solcher Reinheit liefert, wie sie bei anderen Verfahrungsweisen nicht erreicht werden konnte. Einen noch bedeutenderen Umfang hat diese Art der Metallbereitung bei der norddeutschen Affinerie in Hamburg gewonnen, deren seit 1875 bestehende elektrolytische Abtheilung sich gleichfalls mit der Herstellung von Kupfer in absoluter Reinheit bei gleichzeitiger Gewinnung von Edelmetall beschäftigt. In den Jahren 1877 und 1878 ist auf diese Weise ein großer Theil der eingezogenen deutschen Scheidemünzen auf elektrischem Wege geschieden, wobei nicht weniger als 115,000 Kilogr. reines Kupfer, über 33,000 Kilogr. Silber und 25,5 Kilogr. Gold gewonnen wurden. 1880 wurden auf gleiche Weise 1200 Kilogr. Feingold hergestellt. Die Kupferproduction der genannten Anstalt beträgt bei täglich 24stündiger Arbeit zur Zeit schon 1600 Kilogr. täglich.

Das elektrolytische Verfahren zur Gewinnung von Rohmetallen hat gegenwärtig auch bei zahlreichen anderen metallurgischen Fabrikationsstätten des In- und Auslandes Eingang gefunden.

Unter anderen elektro-chemischen Processen ist als einer der interessantesten die Wirkung der Elektricität auf reinen Sauerstoff zu nennen. Wenn dieses Gas dem Einfluß elektrischer Funken oder Ströme ausgesetzt wird, so verliert es an Volumen, gewinnt stark oxydirende Eigenschaften und nimmt einen Geruch an, wie man ihn nach starken Blitzschlägen wahrnimmt, und welcher ihm den Namen Ozon gegeben hat. Seitdem die Fortschritte der elektrischen Technik die Herstellung des Ozons auf billige Weise ermöglichen, wird dasselbe in der Industrie zu den verschiedensten Zwecken verwendet. Auf der Pariser Ausstellung erregte unter anderen für die Ozongewinnung bestimmten Apparaten ein von Eisenmann in Berlin hergestellter Apparat die Aufmerksamkeit, durch welchen mittels des Ozons ein vollkommen neutraler, d. h. geruch- und geschmackloser, von allen Nebenproducten, namentlich von dem so schädlichen Fuselöl freier Spiritus hergestellt werden kann. Das Verfahren besteht darin,

Digitized by Google

daß vor der Destillation ein kräftiger Strom ozonisirter Luft durch den erwärmten Branntwein mehrere Stunden lang hindurch getrieben wird. Dabei verbrennt das Ozon alle Verunreinigungen, wobei die luftförmigen Verbrennungsproducte durch den Luftstrom vollständig herausgeblasen werden. — Eine andere originelle Verwendung des Ozons ist durch den Stettiner Pianofortefabrikanten René eingeführt worden. Es ist bekannt, daß Musikinstrumente, die nicht aus ganz vorzüglich getrocknetem Holz gefertigt sind, in feuchtheißen Klimaten sehr bald unbrauchbar werden; ferner, daß Geigen bei hohem Alter eine edlere Klangfärbung annehmen. René hat nun den Naturproceß des Altwerdens des Holzes durch Behandlung mit Ozon mit Erfolg künstlich nachgeahmt und durch sein Verfahren ein Holz gewonnen, welches dem Einfluß der Temperatur in hohem Grade widersteht, sich sehr verhärtet und eine erhöhte Resonanzfähigkeit erhält.

Man wird gewiß bald davon hören, daß das Ozon, dessen chemische Verwandtschaft zu vielen Stoffen so mächtig ist, auch noch zu anderen industriellen Zwecken Verwendung findet, ebenso wie es außer Zweifel steht, daß die chemischen Wirkungen des elektrischen Stroms in dem Maße, als es durch den Großbetrieb elektro-dynamischer Maschinen gelingt, Elektricität zu wohlfeilerem Preise herzustellen, auch anderen neuen Anwendungen für die Technik werden nutzbar gemacht werden.

Die Wärme- und Lichtwirkungen des elektrischen Stroms in Form der elektrischen Glüh- und Funkenerscheinungen sind schon frühzeitig zu elektrischen Zündungen verwandt worden, um alle die Gefahren und Nachtheile fernzuhalten, welche mit der Zündung auf mechanischem Wege verbunden sind. Das Wesen der elektrischen Zündung bietet eine Analogie mit der Telegraphie insofern dar, als man hierbei auf elektrischem Wege an entfernten Orten Wärme und Funkenwirkungen, in derselben Weise wie bei der Telegraphie mechanische oder chemische Wirkungen, hervorbringt. Die Verwendung der Elektricität zu Zündungen ist jetzt für militärische Zwecke, bei Sprengung von Minen und Torpedos, zum Abfeuern von schweren Geschützen u. s. w. ebenso unentbehrlich, wie sie für die Arbeiten des Friedens zum Sprengen von Felsen bei der Anlegung von Eisenbahnen und Straßen, beim Bergbau und zu vielen anderen Zwecken förderlich ist.

Außerdem werden die elektrischen Wärmewirkungen zu industriellen Arbeiten in mannigfacher Weise benutzt. So ist von Planté in Paris ein Verfahren der Gravirung mittels elektrisch erglühter Metallspitzen eingeführt worden, durch welches gewisse Gravirungen schneller und leichter, als durch andere Methoden, bewirkt werden können. Bei der Gravirung auf Glas bietet das elektrische Verfahren namentlich Vorzüge vor dem Sandgebläse, mit Hilfe dessen man die bekannten gravirten Scheiben hergestellt, durch welche jetzt die Berliner Pferdebahnwagen mehr oder weniger verunziert werden.

Die Metallurgie ist durch Dr. William Siemens in London kürzlich durch ein neues Verfahren der elektrischen Schmelzung bereichert worden. Durch den von einer dynamo-elektrischen Maschine gelieferten Strom hat derselbe in einem „elektrischen Schmelzofen" in einer halben Stunde zwei Kilogr. Stahl bei

Digitized by Google

Aufwendung von nur sechs Kilogr. zur Erzeugung der Elektricität verwendeter Kohle zum Schmelzen gebracht. Da dieser Kohlenverbrauch ein weit geringerer ist, als bei der Schmelzung auf offenem Feuer, so eröffnet sich hierdurch ein neues vortheilhaftes Verfahren der Metallbereitung, namentlich für solche Eisenindustriebezirke, welche nicht so glücklich sind, Kohle in unmittelbarer Nähe zu gewinnen. Da zum Betriebe der dynamo-elektrischen Maschine aber nur Kraft nöthig ist, wie sie in Gebirgsgegenden durch Wasserläufe in ausreichender Menge zur Verfügung steht: so wird die elektrische Schmelzung sich in solchen Districten, unter Benutzung der billigen Wasserkräfte, in noch wohlfeilerer Weise bewerkstelligen lassen. Es liegt somit nicht nur in der Möglichkeit, sondern ist sehr wahrscheinlich, daß ein späteres Zeitalter die Werkstätten der Metallbereitung aus den rauchigen Industriestädten in die reine Luft der Bergregionen versetzen und das interessante Schauspiel bieten wird, wie die Industrie ohne Zuhilfenahme von Heizmaterial mittels der Elektricität, lediglich durch die natürlichen Kräfte des Wassers, das Feuer gewinnt, welches zur Unterhaltung der Schmelzöfen der Zukunft erforderlich ist.

Die schon in der Gegenwart bei Weitem entwickeltste Anwendung elektrischer Wärme- und Lichtwirkungen ist der Technik aber auf dem Gebiete der elektrischen Beleuchtung gewonnen worden.

Was man gewöhnlich unter elektrischem Licht versteht, beruht auf einer höchst eigenthümlichen Erscheinung des elektrischen Stroms, welche zuerst im Jahre 1813 von dem englischen Physiker Davy beobachtet wurde und von ihm den Namen Davy'scher Lichtbogen erhielt. Wenn man nämlich einen geschlossenen Stromkreis an irgend einer Stelle unterbricht und an der Unterbrechungsstelle die Entfernung der Enden des Leiters nicht zu groß werden läßt, so entsteht daselbst eine glänzende Erscheinung, der elektrische Lichtbogen. Das weitere Studium dieses Phänomens hat zu der Erkenntniß geführt, daß der Lichtbogen durch glühende Theilchen gebildet wird, welche von dem einen Ende des Leiters, namentlich vom positiven Pole, fortgerissen und zum anderen Ende übergeführt werden. Da metallische Enden des Leiters sehr rasch schmelzen, so schaltet man für Beleuchtungszwecke zwei Kohlenspitzen in den Stromkreis ein und läßt zwischen diesen den Lichtbogen sich entwickeln.

Für die Stärke und Beständigkeit des elektrischen Lichtes ist es von Bedeutung, daß die Kohlenspitzen stets in einer gewissen Entfernung, etwa 3 bis 5 Millimeter von einander bleiben. Um diese Entfernung der Kohlenspitzen selbstthätig zu reguliren, sind schon frühzeitig Apparate hergestellt, welche man in Frankreich elektrische Lichtregulatoren genannt hat und in Deutschland mit dem wenig zutreffenden Namen „elektrische Lampen" bezeichnet. Bei den älteren elektrischen Lampen, wie solche namentlich von Foucault, Siemens, Serrin, Jaspar und vielen Anderen in sehr zweckmäßigen Constructionen hergestellt wurden, trat es als ein Mangel hervor, daß vermöge des Systems der Stromzuführung von einer dynamo-elektrischen Maschine immer nur ein elektrisches Licht unterhalten werden, daß dagegen eine Theilung des Lichts, d. h. die Unterhaltung einer größeren Anzahl Lichter aus einer Stromquelle, nicht stattfinden konnte. Der Russe Paul Jablochkoff ließ daher die elektrische

Digitized by Google

Lampe ganz bei Seite, indem er 1877 seine aus zwei parallelen Kohlenstäben bestehende Kerze in die elektrische Beleuchtungstechnik einführte und dadurch zuerst die Unterhaltung von etwa 4 Lichtern in einem Stromkreise ermöglichte. Mittels der elektrischen Kerze wurde in dem prächtigen, an der großen Oper in Paris belegenen Stadttheile von 1877 bis 1878 zum ersten Male eine allgemeine Straßenbeleuchtung für dauernden Gebrauch ausgeführt. Gleichzeitig ließ die Reichspostverwaltung eine Beleuchtungsanlage nach demselben System zur Beleuchtung der Schalterhalle der Postpacketannahme in der Spandauerstraße in Berlin ausführen, welcher bald andere Einrichtungen folgten. Der hierbei erzielte Erfolg war ein durchschlagender. Man konnte sich bei der elektrischen Beleuchtung wie am Tage bewegen und entfernte Gegenstände wie bei Tageslicht erkennen. Das schöne, nur dem Sonnenlichte vergleichbare Licht gibt alle Farben wie bei Tage wieder und die etwa in der Nähe brennenden Gasflammen tragen nur dazu bei, den Abstand zwischen Gas- und elektrischer Beleuchtung noch stärker hervortreten zu lassen.

Dadurch, daß es Siemens & Halske 1879 gelang, auch unter Verwendung von elektrischen Lampen (Regulatoren) durch das sogenannte Differenzialsystem des elektrischen Lichts eine Theilung des Lichts zu ermöglichen, ist in der Beleuchtungstechnik ein weiterer Schritt nach vorwärts gethan worden. Einem mit der Anwendung der Jablochkoff'schen Kerzen noch verbundenen Uebelstande, daß nämlich die Lichter bei eintretenden Aenderungen der Stromstärke leicht verlöschen, und daß das Verlöschen eines Lichtes zugleich die Unterbrechung aller anderen in demselben Stromkreise liegenden Lichter zur Folge hat, wurde hierdurch abgeholfen: es können bei dem Differenzialsystem bis zu 25 Lampen in einen Stromkreis gebracht werden, ohne daß durch die Vorgänge in der einen Lampe die Thätigkeit der übrigen Lampen irgendwie beeinflußt wird. Schon jetzt hat das Differenzial-Licht daher die Jablochkoff'schen Kerzen zum größten Theil verdrängt.

Die wenigen Jahre, welche seit diesen Verbesserungen verflossen sind, haben genügt, dem elektrischen Lichte schon eine allgemeine Verbreitung zu verschaffen. Die nächste Folge der durch die dynamo-elektrische Maschine ermöglichten billigeren Herstellung elektrischer Einzellichter ist es gewesen, daß die elektrische Beleuchtung zu denjenigen Zwecken, denen sie schon vor der Erfindung der dynamo-elektrischen Maschine diente, und wobei eine Concurrenz mit dem Gaslichte nicht in Frage kommt, einen erweiterten Eingang gefunden hat. Dies ist namentlich im Seewesen, bei der Kriegsmarine und zu militärischen Zwecken der Fall. Da das elektrische Licht bei Nacht auf Entfernungen bis zu 8 Kilom. Gegenstände, wie Schifffahrtszeichen, Fahrzeuge, Küsten, Häuser, Menschen u. s. w. genau erkennbar macht, so wird dasselbe bei Leuchtthürmen, auf Schiffen und zu militärischen Operationen immer mehr verwendet. Für die auf See befindlichen Schiffe kann das elektrische Licht die ungemein hohe Leuchtweite bis zu 50 Kilom. erlangen, eine Leistung, die durch keine andere künstliche Lichtquelle erreicht worden ist. Bei der Marine und bei der Küstenvertheidigung findet die elektrische Beleuchtung auf Kanonen- und Torpedobooten zum Ueberwachungs- und Aufklärungsdienst, auf den großen Kriegs- und Handels-

Digitized by Google

schiffen zur Erleuchtung des vorliegenden Weges Verwendung. Bei Benutzung von Lichtreflektoren kann es mit Vortheil verwandt werden, um eine telegraphische Correspondenz, sei es durch Lichtsignale oder durch das Photophon, diese schon früher beschriebene merkwürdige Erfindung, zu unterhalten.

Welche geheimnißvollen Wirkungen das elektrische Licht, wie Dr. William Siemens in London durch die von ihm angestellten interessanten Versuche erwiesen hat, auf das Leben der Pflanzen ausübt, ist in der letzten Zeit häufig der Gegenstand von Erörterungen in der Tagespresse gewesen. Dr. Siemens hat erwiesen, daß die elektrische Beleuchtung dieselben physiologischen Wirkungen wie der Sonnenschein auf die Pflanzen ausübt, namentlich, daß sie die Reife sehr beschleunigt, daß die gezogenen Früchte dabei vollkommen fortpflanzungsfähig sind und in Bezug auf Aroma und Geschmack nichts zu wünschen übrig lassen. Die bis jetzt gewonnenen Erfahrungen führen zu der Erwartung, daß der elektrische Gartenbau nicht nur eine physiologische Merkwürdigkeit bleiben wird, sondern daß ihm auch eine industrielle Zukunft bevorsteht.

Vom praktischen Standpunkte beachtenswerther sind aber die Fortschritte, welche die elektrische Beleuchtung in Concurrenz mit dem Gaslichte sich in neuester Zeit errungen hat. Binnen weniger Jahre sind allein in Deutschland Hunderte von elektrischen Beleuchtungsanlagen zur Beleuchtung von Bahnhöfen, Hallen, Straßen, öffentlichen und Privathäusern entstanden; viele derartige Einrichtungen sind gegenwärtig in der Anlage begriffen. Auch mit der Einführung des elektrischen Lichtes als Mittel der allgemeinen Straßenbeleuchtung ist jetzt der Anfang gemacht. Den Nachrichten englischer Zeitungen zufolge hat der Magistrat der englischen Stadt Cockermouth in der Grafschaft Cumberland im vorigen Jahre einen Vertrag mit einer Gesellschaft geschlossen, demzufolge diese Gesellschaft die Beleuchtung der Hauptstraßen der Stadt durch elektrische Lampen übernimmt; nur für kleine Winkelgassen ist die Beleuchtung mit Oelgas vorbehalten. Dafür hat die Stadt jährlich 5400 Mark zu zahlen, d. i. 50 Mark weniger, als die Gasgesellschaft verlangte; trotzdem erhält die Stadt neunmal mehr Licht, als sie bei der Gasbeleuchtung haben würde. Auch in Berlin wird voraussichtlich in diesem Jahre die erste elektrische Straßenbeleuchtung zur Ausführung gelangen.

Eine noch gefährlichere Concurrenz ist dem Gaslicht aber durch die im letzten Jahre erfolgte technische Vervollkommnung einer Beleuchtungsmethode erwachsen, welche schon früher als elektrisches Glüh- oder Incandeszenzlicht bekannt war. Wenn man einen Platindraht oder einen dünnen Kohlenstab in beliebig viele Theile theilt und zwischen dickere Leitungen einlegt, so gerathen beim Durchgange des elektrischen Stromes die dünnen Platindrähte dadurch, daß sie der Elektricität einen verhältnißmäßig großen Widerstand entgegensetzen, ins Erglühen; man erzielt eine Anzahl Glühlichter, welche zwar nicht die starke Intensität des elektrischen Lichtbogens, aber immerhin noch die Leuchtkraft mehrerer Gasflammen haben. Es ergibt sich hieraus, daß durch elektrische Glühlichter eine fast beliebige Theilung des Lichtes in schwächere Einzellichter erzielt werden kann: eine Eigenschaft, welche diese Beleuchtungsart besonders für häusliche Zwecke geeignet macht. Unter den Technikern, welche

Digitized by Google

sich seit einigen Jahren die Herstellung von Glühlichtlampen für den praktischen Gebrauch zur Aufgabe gemacht haben, ist es namentlich der durch die Erfindung des Phonographen bekannte Amerikaner Edison, dessen beharrliche Arbeiten am meisten dazu beigetragen haben, diese neue Beleuchtungsart zur praktischen Geltung zu bringen.

Die Edison'sche Glühlichtlampe besteht aus einem aus Bambusfasern hergestellten dünnen Kohlenstäbchen in Hufeisenform, welches, damit es beim Glühen nicht verbrennt, in eine luftleere Glasglocke passend untergebracht ist. Der Preis dieser Lampen hat bei fabrikmäßiger Herstellung auf den niedrigen Betrag von etwa 1,20 Mark festgesetzt werden können. Was den Werth des Edison'schen Systems ausmacht, sind aber nicht allein die Lampen, sondern in Verbindung damit die Vorrichtungen zur Zuführung des elektrischen Stromes, welche eine solche Einfachheit erlangt haben, daß sie für die Praxis kaum noch viel zu wünschen übrig lassen. Der zum Betriebe erforderliche elektrische Strom wird an einer Centralstelle durch große dynamo-elektrische Maschinen erzeugt, von hier aus in dicken, unterirdischen Leitungen in die Hauptstraßen, durch dünnere Abzweigungen in die Nebenstraßen und durch noch kleinere Zweigleitungen in die Häuser und Zimmer geführt. Jede Feuersgefahr, welche daraus entstehen könnte, daß der elektrische Strom zu stark wird und die Drähte sich erhitzen, wird fern gehalten durch besondere, in allen Abzweigungen von den Hauptkanälen bis zur letzten Zimmerverzweigung angebrachte Vorrichtungen, deren Wirkung darin besteht, daß in dem Momente, wo die Erwärmung der Drähte eine gewisse Grenze überschreitet, ein Bleidraht schmilzt und den Strom an der betreffenden Stelle unterbricht. An der Zuleitung zu jeder Wohnung sind Meßapparate angebracht, welche den Verbrauch an Elektricität angeben. Durch Regulatoren ist es sogar ermöglicht, die Intensität des Lichtes wie beim Auf- und Zuschrauben eines Gaslichtes beliebig zu ändern.

Nachdem die Beleuchtung durch elektrische Glühlichter schon durch mehrere Anlagen in Nordamerika und England, wobei das elektrische Licht zu denselben Preisen wie das Gaslicht geliefert wird, sowie durch die Schaustellungen auf der Pariser Elektricitäts-Ausstellung praktisch erprobt ist, hat dasselbe inzwischen in Deutschland schon bei größeren Anlagen Eingang gefunden. Seit dem 5. Januar 1882 hat die General-Direction der Reichs-Eisenbahnen auf dem Centralbahnhofe in Straßburg im Elsaß eine elektrische Beleuchtung mit Glühlichtlampen zur Beleuchtung der Wartesäle, Restaurationsräume und Verwaltungsbureaus mit Lampen in Stärke von 1 bis 16 Gasflammen in Benutzung genommen und damit einen durchschlagenden Erfolg erzielt. Ferner wird der große Apparatsaal des Haupt-Telegraphenamts in Berlin seit dem Februar 1882 allabendlich durch elektrische Glühlichtlampen erleuchtet und beansprucht nach den vorliegenden Berichten zum Betriebe der die Elektricität liefernden Dampfmaschine nur eine Kraftquelle von 6 Pferdekräften. Mit einer andern Verwendung des elektrischen Lichtes zur Erleuchtung der in den Eisenbahnzügen laufenden Postwagen ist zur Zeit die Reichs-Postverwaltung beschäftigt. Schon jetzt hat man auf den Locomotiven der Eisenbahnzüge versuchsweise mit Erfolg kleine dynamo-elektrische Maschinen zur Unterhaltung elektrischer Einzellichter

Digitized by Google

angebracht, welche bei Nacht die Bahnstrecken auf weite Entfernungen hin erleuchten und die Sicherheit der Eisenbahnzüge erhöhen. Es würde gewiß vortheilhaft sein, solche ambulante Beleuchtungseinrichtungen noch weiter dadurch nutzbar zu machen, daß man sie nicht nur zur Beleuchtung der Postwagen, sondern auch zu derjenigen aller übrigen Wagen des Zuges mit verwendet.

Als einen nothwendigen Ersatz für das Gas wird man in der Zukunft die elektrische Beleuchtung zweifellos überall da zu schätzen wissen, wo die Gasbeleuchtung, wie an Theatern und anderen öffentlichen Gebäuden, mit nicht zu vermeidenden Gefahren verknüpft ist. Man muß vollkommen der von Dr. Werner Siemens kürzlich ausgesprochenen Ansicht beistimmen, wonach eine geeignete Combination von elektrischen Lampen und elektrischen Glühlichtern so ganz besonders geeignet für die Theaterbeleuchtung erscheint, daß aller Voraussicht nach ein Theater ohne diese Beleuchtung in einiger Zeit kaum noch denkbar sein wird.

Mit der zunehmenden Einführung des elektrischen Lichtes beginnen die Vorurtheile mehr und mehr zu weichen, welche gegen die elektrische Beleuchtung ebenso jetzt in manchen Kreisen noch herrschen, wie sich eine solche bei der Einführung des Gaslichtes vielfach auch gegen diese Beleuchtung geltend machten. Eine nicht zu unterschätzende Gegnerschaft ist dem elektrischen Lichte namentlich aus den Kreisen der Damenwelt durch den Umstand erwachsen, daß das Licht, weil es in seiner Färbung dem Tageslichte mehr nahe kommt, auf manche für das röthliche Gaslicht berechnete Toiletten ungünstig einwirkt. Es ist aber eine leichte Sache der Toilettenkunst, wie sie bisher solche Farben und Kleidungsstücke bevorzugte, welche beim röthlichen Gaslichte im Gegensatze zur Tagesbeleuchtung gewinnen, künftig solche Toilettengegenstände zu wählen, bei denen dasselbe im Scheine der elektrischen Lampe der Fall ist. Wie leicht diesen Anforderungen zu entsprechen ist, ergeben die aus letzterer Zeit vorliegenden Pariser Modeberichte, in denen bereits vollständige Regeln über Toiletten, welche bei dem elektrischen Lichte brillante Wirkung hervorbringen, geben, und welche in der Reichhaltigkeit der bezüglichen Mittel zeigen, daß auch dem Schönheitssinn unter der Herrschaft des elektrischen Lichtes jede Rechnung getragen werden kann.

Wenn sonach die Abneigung gegen die elektrische Beleuchtung immer mehr im Schwinden begriffen ist, so hat dieselbe dagegen sich eine ganz rückhaltlose Anerkennung wegen ihrer gesundheitsfördernden Wirkungen erworben. Diese bestehen namentlich darin, daß das elektrische Licht in geschlossenen Räumen keinen Sauerstoff, diesen für die Athmung so nothwendigen Bestandtheil der Luft, verbraucht und keine Verbrennungs-Nebenproducte erzeugt, wie sie beim Gaslichte so schädlich wirken.

So gehört wahrlich kein kühner Flug der Phantasie zu der Annahme, daß das elektrische Licht binnen weniger Jahrzehnte auf weiten Gebieten einen vortheilhaften und willkommenen Ersatz für das Gaslicht bieten und als das Beleuchtungsmittel der Zukunft anzusehen sein wird.

Auch die Kosten der elektrischen Beleuchtung werden mit ihrer allgemeineren Ausbreitung immer mehr und mehr sinken. Wenn man jetzt einen Vergleich zwischen den Kosten der Gas- und elektrischen Beleuchtung zieht,

Digitized by Google

so wird meist vergessen, dabei auch die Frage aufzuwerfen: wie sich der Kostenpunkt stellt, wenn Jeder, wie er jetzt sich meist eine eigene Kraftquelle zur Erzeugung der Elektricität für die elektrische Beleuchtung halten muß, auch eine eigene Gasanstalt im Hause zu halten gezwungen wäre. Man läßt außer Acht, daß die Kosten sich ganz anders und viel wohlfeiler stellen werden, sobald eine centrale Anlage die umliegenden Bedarfsstellen mit Elektricität auf ähnliche Weise versieht, wie jetzt das Gas von den Gasanstalten den zu beleuchtenden Räumen zugeführt wird.

Solche centrale Anlagen zur Erzeugung und Fortleitung der Elektricität würden aber auch zu vielen anderen industriellen und häuslichen Zwecken nutzbar gemacht werden können. Die Erörterung hierüber führt uns zu einer Schlußbetrachtung, welche geeignet ist, eine weite Perspective auf eine Anzahl noch unbebauter Gebiete wichtiger Anwendungen der Elektricität zu eröffnen.

VI.

Bekanntlich ist Erzeugung mechanischer Kraft durch die Dampfmaschine nur dann ökonomisch, wenn man sie zur Massen-Hervorbringung starker Kräfte benutzt. Die Verschiebung der gewerblichen Productionsverhältnisse, welche dadurch seit der Einführung der Dampfmaschine in dem Uebergange von der Klein- zur Großindustrie entstanden ist, würde in etwas wieder ausgeglichen werden können, wenn es gelingt, auch kleine Motoren zum Gebrauch für den Handwerker und kleinen Gewerbetreibenden in ökonomischer Weise herzustellen und in Betrieb zu erhalten. Es leuchtet ein, daß dieses Ziel erreicht wird, wenn es gelingt, mechanische Kraft an einzelnen Mittelpunkten im Großen billig zu erzeugen und an entfernte Bedarfsstellen in einem gewissen Umkreise gegen mäßige Preise zu vertheilen. Hierzu bietet die Kraftübertragung durch Elektricität ein einfaches und praktisches Mittel dar.

Schon im Laufe der letzten Jahre hat die Uebertragung mechanischer Kraft durch Elektricität auf zahlreichen Gebieten Anwendung gefunden. In erster Linie sind hierbei die elektrischen Eisenbahnen zu nennen, deren Betriebsweise gewiß den meisten Lesern durch das auf der Berliner Gewerbeausstellung im Jahre 1879 von Siemens u. Halske ausgeführte Modell einer elektrischen Eisenbahn, ferner durch die elektrischen Bahnen zwischen dem Anhalter Eisenbahnhofe und dem Kadettenhause in Lichterfelde, durch die bis jetzt noch als Versuchsbahn betriebene elektrische Eisenbahn zwischen Charlottenburg und dem Spandauer Bock, sowie durch die ebenfalls von Siemens u. Halske in Betrieb gesetzte Bahn auf der vorjährigen Pariser Elektricitätsausstellung bekannt ist. Der elektrische Bahnbetrieb beruht auf dem einfachen Gedanken, daß der durch eine dynamo-elektrische Maschine erzeugte Strom entweder durch Vermittelung der Schienen oder einer besonderen Drahtleitung einem auf den Schienen laufenden Wagen zugeführt wird, wo der Strom seinerseits eine zweite unter dem Wagen angebrachte dynamo-elektrische Maschine in Umdrehung versetzt, welche diese Umdrehung den Wagenrädern mittheilt. Seitdem Dr. Werner Siemens im Jahre 1880 in der Februar-Sitzung des Elektrotechnischen Vereins das Project elektrischer Eisenbahnen in allen Einzelheiten zuerst entwickelte, sind

Digitized by Google

außer den schon vorstehend bezeichneten Bahnen auch im Auslande, namentlich in Frankreich und Amerika elektrische Eisenbahnen nach Siemens'schem Systeme entstanden. In Paris ist man jetzt im Begriffe, den Plan elektrischer Stadteisenbahnen, welcher in Berlin an dem Widerstande der betheiligten Hausbesitzer vorerst scheiterte, wieder aufzunehmen. Auch zur Schlepperei bei der Kanalschiffahrt hat man die Uebertragung von Betriebskraft durch Elektricität in Aussicht genommen. Auf dem Landgute Sermaize in Frankreich werden schon seit mehreren Jahren elektro-dynamische Maschinen, welchen der elektrische Strom durch die Maschinenkraft einer im Sommer außer Betrieb stehenden Zuckerfabrik zugeführt wird, dazu benutzt, um Pflüge und andere landwirthschaftliche Maschinen, Vorrichtungen zum Rübenausladen u. s. w. zu betreiben. Unter anderen mit Erfolg in die Praxis übergegangenen Beispielen der elektrischen Kraftübertragung ist die Anwendung dynamo-elektrischer Maschinen zum Betriebe von Fahrstühlen und Aufzugsvorrichtungen, wie sie in Deutschland von Siemens u. Halske, in Amerika von Stephan D. Field zur Ausführung gebracht sind, zum Betriebe von Krahnen in Docks, zur Uebertragung der Bewegung einer Welle auf eine andere im Maschinenbetriebe u. s. w. zu nennen: alles Anwendungen, welche zeigen, einer wie großen Entwickelung die Verwendung der Elektricität zur Uebertragung mechanischer Kräfte noch fähig ist.

Stellen wir uns nun vor, wir hätten eine Centralstation, wo Dampf- oder Wasserkraft bis zur Stärke von etwa 100 Pferdekräften thätig ist, um mehrere dynamo-elektrische Maschinen in Bewegung zu setzen, und daß der in der Centralstation erzeugte elektrische Strom durch geeignete Leiter in eine Anzahl von Räumen gebracht wird, wo Licht oder mechanische Kraft gebraucht werden soll. Wenn Beleuchtung der einzige Zweck wäre, so würde auf diese Weise eine Menge von Elektricität gewonnen werden können, welche nach den Berechnungen von Dr. William Siemens in London theoretisch — und ohne daß der mit den Vorrichtungen zur Brechung und Milderung der blendenden Lichtstrahlen durch matte Gläser u. s. w., sowie mit der Theilung des Lichtes eintretende Kraft- und Lichtverlust in Rechnung gezogen wird — eine Leuchtkraft von 125,000 Kerzen liefert. Diese Leistung würde gleichbedeutend sein mit der von 6520 Argand-Gasbrennern, je von einer Leuchtfähigkeit von 20 Kerzen, die bei einem stündlichen Gasverbrauch von 6 Kubikfuß im Ganzen 37,000 Kubikfuß Gas in der Stunde für dieselbe Lichtwirkung erfordern. Hierzu würde man $3^3/_4$ Tonnen Kohlen nöthig haben, während das elektrische Licht höchstens ebensoviele Centner beansprucht. Zieht man den Verlust bei der Theilung und Zerstreuung des Lichtes mit in Rechnung und berücksichtigt man ferner, daß wir bei Benutzung des elektrischen Lichtes auf ein größeres Aequivalent an Leuchtkraft, als jetzt das Gas bietet, Anspruch machen: so werden sich die Kosten der Gas- und elektrischen Beleuchtung zwar mehr nähern; immerhin wird die Kostenvergleichung aber noch zu Gunsten des elektrischen Lichtes ausfallen. Wir können dieselben Einrichtungen, oder einen Theil derselben auch zur Uebertragung von mechanischer Kraft benutzen, indem wir an den Bedarfsstellen dynamo-elektrische Maschinen in den Stromkreis einschalten, welche sich, sobald der Strom durch die Maschine circulirt, in lebhafte Umdrehung versetzen und jede beliebige Arbeit, wie eine

Digitized by Google

Dampfmaschine, leisten können. Hierbei ist nun zu berücksichtigen, daß die zur Arbeitsübertragung benutzte secundäre Maschine auch ihrerseits bei der Umdrehung einen allerdings weniger kräftigen elektrischen Strom erzeugt, welcher dem von der primären Maschine ausgehenden Strom entgegengesetzt ist und denselben daher in gewissem Umfange schwächt. So kommt es, daß durch die im entfernten Platze aufgestellte secundäre Maschine etwa nur die Hälfte, unter günstigen Umständen auch 60—70% derjenigen Kraftleistung wiedergegeben wird, welche zur Erzeugung des elektrischen Stromes bei der primären Maschine verbraucht worden ist. Auf den ersten Blick erscheint dieser Verlust an Kraft beträchtlich; vergleichen wir aber die Herstellungskosten einer geringeren Menge von Kraft bei den kleineren Dampfmaschinen einerseits und den größeren Dampfmaschinen in Verbindung mit elektrischen Maschinen andererseits, so wird das Ergebniß, was den Kohlenverbrauch betrifft, weit günstiger sein. Zum Betriebe einer kleinen Gaskraft- oder Dampfmaschine ist der stündliche Kohlenbedarf auf nicht weniger als 8 Pfund für die Pferdekraft zu berechnen, während zum Betriebe einer 100 Pferdekräfte starken, nach ökonomischen Principien arbeitenden Dampfmaschine $2^1/_2$ Pfund Kohle für die Pferdekraft stündlich genügen. Nehmen wir nun den ungünstigsten Fall an, es würden nur 45% der auf der Centralstation verfügbaren Kraft bei der elektrischen Kraftübertragung auf der entfernten Stelle wiedergegeben: so würde sich der stündliche Kohlenverbrauch bei der Uebertragung der Kraft durch Elektricität auf $2^1/_2 \times \frac{1,0}{0,45} = 5,0$ Pfund, oder um 30% *niedriger* stellen, als wenn eine Gaskraft- oder Dampfmaschine direct verwendet wäre. Hierzu kommt noch, daß die elektrische Maschine sowohl den Vorzug des leichteren Gewichtes als der Reinlichkeit hat.

Nachdem die Haupteinwendung, welche man früher gegen eine solche Art der Vertheilung der Kraft erhoben hatte, nämlich die Schwierigkeit der Fortleitung des Stromes auf längere Entfernungen und die Regulirung des Stromes in der Weise, daß er in jedem Zweige nur in bestimmter Stärke durchpassiren kann, inzwischen beseitigt ist: kann die Herstellung von Einrichtungen zur Erzeugung der Elektricität im Großen zum Zwecke ihrer Vertheilung an die Bedarfsstellen behufs der Hervorbringung von Licht und mechanischer Arbeit nur noch eine Frage der Zeit sein.

Welche tiefeingreifenden Aenderungen in den wirthschaftlichen Lebensverhältnissen würden aber hierdurch hervorgerufen werden! Mechanische Maschinenkraft, jetzt mehr oder weniger ein Privilegium der Großindustrie, wird in dem Zeitalter der Elektricität, dem wir entgegenzugehen scheinen, durch Vermittelung des elektrischen Stromes in die Werkstätten der Handwerker geleitet werden können; dem Kleinbetrieb und der Hausindustrie würde ein Mittel zum Eintritt in den wirthschaftlichen Concurrenzkampf wieder gegeben werden: die Elektricität würde somit ein wirksames Heilmittel gegen die unleugbaren socialen Mißverhältnisse gewähren, welche die Einführung der Maschinenindustrie zugleich mit ihren großartigen wirthschaftlichen Erfolgen geschaffen hat.

Wenn schon die Erzeugung von Elektricität durch Verbrennung von Kohle zum Zwecke der Verpflanzung mechanischer Kraft nach fernen Orten ökonomische Ergebnisse liefert: um wie viel mehr muß dies der Fall sein, *wenn anstatt*

Digitized by Google

des kostspieligen Materials der Kohle diejenigen Kraftquellen benutzt werden, welche die Natur noch in so großer Fülle unentgeltlich bietet! Es ist berechnet worden, daß beim Niagara-Fall in jeder Stunde 100 Millionen Tonnen Wasser aus einer Höhe von 150 Fuß herabfallen, eine Arbeitsleistung, welche durchschnittlich 16,800,000 Pferdekräfte repräsentirt und jetzt keine andere Wirkung hat, als die Wassertemperatur am Fuße des Falles um etwa $^1/_9$ Centigrad zu erhöhen. Um dieselbe Kraftwirkung durch Kohle zu erzeugen, würden etwa jährlich 266 Millionen Tonnen Kohle erforderlich sein, d. i. ein Quantum, welches dem jährlichen Consum an Kohle auf der ganzen Erde gleichkommt. Wie dieses Beispiel zeigt, werden viele Tausende von Millionen Pferdekräften durch die Wasserfälle, die Gefälle der Gebirgswasser und durch die Strömung der Flüsse repräsentirt, welche ohne erhebliche Schwierigkeiten für den Dienst der Menschheit nutzbar gemacht werden könnten. Daß diese Kräfte jetzt unbenutzt liegen, ist zum Theil eine natürliche Folge des Kohlenüberflusses, dessen wir uns erfreuen, der aber keineswegs unerschöpflich ist. Die englischen Kohlenlager z. B. werden bei dem jetzigen Consum schon in etwa 250 Jahren gänzlich erschöpft sein. Aber auch so lange sich die allmälige Erschöpfung der Kohlenlager noch nicht fühlbar macht, werden sich diejenigen Bezirke den Kohlenrevieren gegenüber in nachtheiliger Lage befinden, zu denen die Kohle erst eine kostspielige Reise zurückzulegen hat, bevor sie in mechanische Kraft verwandelt werden kann. Für diese Gegenden bietet die elektrische Kraftübertragung schon jetzt das Mittel, sich durch Ausnutzung brach liegender Naturkräfte vermittels der Elektricität einen Ersatz für die schwarzen Diamanten zu verschaffen.

Die elektrische Arbeitsübertragung der Naturkräfte ist schon jetzt an vielen Betriebsstellen zur Thatsache geworden; und so klein diese Anfänge jetzt auch noch sind, so ist doch mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß im nächsten Jahrhundert ein Netz von Leitungsdrähten nicht nur Häuser und Straßen mit Licht, sondern auch die brennstoffarmen Landstriche mit der nöthigen Kraft in einer Weise versorgen wird, daß sie in Bezug auf die Betriebskraft die Concurrenz mit den Ländern, in denen die Natur durch Kohlenlager unermeßliche Kraftquellen in der Erde gelagert hat, nicht mehr zu scheuen brauchen. Nach Berechnungen des englischen Physikers Sir William Thomsen würde beispielsweise eine Leitung von nur $1^1/_4$ Centimeter Durchmesser ein Areal von etwa 500 Kilometer im Halbmesser, also einen Flächenraum, wie er etwa dem Deutschen Reiche entspricht, von einem Wasserfalle, beispielsweise dem Rheinfalle bei Schaffhausen, mit Betriebskraft von 21,000 Pferdekräften versehen können. Die Kosten für die Pferdekraft würden bei einer solchen Anlage den Betrag von 40 Mark jährlich nicht einmal erreichen!

Die Technik wird voraussichtlich aber auch im Stande sein, Mittel zu finden, nicht nur, um die Elektricität von solchen Stellen, wo Naturkräfte zur Verfügung stehen, direct durch metallische Leitungen nach entfernten Orten zu schaffen, sondern auch, um die Elektricität an diesen Stellen in Apparaten anzusammeln, mit denselben nach den Bedarfsstellen zu transportiren und dort zu beliebiger Arbeit wieder zu verwenden. Die Aufspeicherung der

Digitized by Google

Kraft des Sonnenscheins, des Windes und des Wassers, um dieselbe zum Gebrauch an entfernten Orten und zu späteren Zeiten zu benutzen: ein solches Problem, wie es in der neuesten Zeit schon theoretisch gelöst und der praktischen Ausführung nahe ist, hat gewiß auch der Phantasie eines Jules Verne noch nicht vorgeschwebt.

Im Kleinen geschieht eine solche Kraftaufspeicherung schon durch sogenannte „Accumulatoren", wie sie von Planté erfunden und von Faure in vervollkommneter Form hergestellt sind. Der Grundgedanke dieser Apparate beruht darauf, daß Blei, welches unlöslich in Schwefelsäure ist, eine sehr sauerstoffreiche Verbindung, das Bleisuperoxyd, besonders leicht unter dem Einfluß des elektrischen Stroms bildet; bringt man nun zwei Bleiplatten in verdünnte Schwefelsäure, welche man durch den elektrischen Strom in Sauerstoff und Wasserstoff zerlegt, so wird die Platte, welche mit dem positiven Pol in Verbindung steht, vom Sauerstoff an ihrer Oberfläche angegriffen und in Bleioxyd verwandelt; die mit dem negativen Pol in Verbindung stehende Platte, an der sich Wasserstoff abscheidet, wird dagegen, wenn sie oxydirt war, zu metallischem Blei reducirt. Nachdem man diese Veränderung der Platten durch den primären Strom herbeigeführt hat, ist der Apparat geladen. Entfernt man nun die primäre Stromquelle und verbindet beide Bleiplatten, so erhält man einen secundären Strom: das Bleisuperoxyd sucht den Wasserstoff der Schwefelsäure an sich zu reißen, die Platte desoxydirt sich und wirkt dabei wie der positive Pol einer Batterie, während die reducirte Bleiplatte sich nunmehr oxydirt, den Sauerstoff aufnimmt, und dabei den negativen Pol der Batterie bildet.

Neueren Nachrichten zufolge werden derartige Accumulatoren auf der Eisenbahn zwischen London und Brighton, sowie zwischen Frankfurt und Hanau schon dazu verwandt, um, nach dem sie geladen sind, die Wagen der Eisenbahnzüge während der Fahrt mit elektrischem Licht zu versehen. Um im Großen ausgeführt und zur Ansammlung der Elektricität im Großen benutzt zu werden, sind sie schon wegen des Gewichts der Bleiplatten und der damit zusammenhängenden Schwierigkeiten des Transports gewiß noch ungeeignet: sie zeigen aber den Weg, wie durch chemische Wirkung und Gegenwirkung Elektricität für den Bedarf an fernen Orten und zu entfernten Zeiten aufgespeichert werden kann.

Alle diese Betrachtungen ergeben, daß wir in späteren Jahrhunderten getrost unser letztes Stück Kohle verbrennen können, ohne zu Grunde zu gehen. Unsere Industrie wird dann mittels der Elektricität dennoch ihre Motoren haben. Die Züge werden nach wie vor über den Schienen dahinfliegen, die Schiffe werden die Fluthen durchfurchen und die Maschinen werden auch dann noch in Bewegung gesetzt werden. Es werden noch Kraft, Wärme und Licht zur Verfügung stehen, und zwar ohne Kohle, ohne Verbrennung, ohne Rauch und sogar, was noch wunderbarer ist, ohne grobe sinnlose Wahrnehmung!

Ist die Elektricität erst zu solchen Aufgaben berufen, dann gibt die Vergangenheit Bürgschaft dafür, daß Deutschland die wirthschaftliche Stellung, welche es sich durch seine Natur und die Betriebsamkeit seiner Bewohner errungen hat, auch in der Zukunft aus Mangel an technischem Wissen nicht aufgeben wird.

Digitized by Google

Politischer und gemeiner Mord in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Von

Franz von Holtzendorff.

Eine eigenthümliche Verkettung von Umständen offenbart sich in der Thatsache, daß in einem und demselben Jahre eine schrankenlos regierte Monarchie im östlichen Europa und jenes Staatswesen jenseits des atlantischen Oceans, das sich gern als das freieste der Welt bezeichnen hört, ihr Regierungshaupt durch Mörderhand verloren haben. Auch in anderen Staaten, in Deutschland, Spanien, Italien und England sind mörderische Angriffe auf das Leben der Herrscher in jüngster Zeit unternommen worden. Aber nur in der großen amerikanischen Republik und in zwei Autokratien, in Rußland und der Türkei, hatten solche Angriffe den beabsichtigten Erfolg.

Zwischen dem russischen Kaisermord und der Tödtung des amerikanischen Präsidenten bestehen jedoch einige Unterschiede, die ohne Schwierigkeit zu entdecken sind. Gab es nach der Ermordung des russischen Czaren in Paris und in London unter den Socialdemokraten einige Verblendete, die das Geschehene öffentlich mit Genugthuung begrüßten und vermuthlich eine nicht geringe Anzahl solcher, die den Petersburger Mord mit innerlichem, aber vorsichtig verhehltem Wohlgefallen betrachteten, so ist nach dem Tode des amerikanischen Präsidenten nirgends ein Zeichen des Beifalls hervorgetreten. Die herannahenden Iden des März waren in Petersburg auserkoren, um das Werk jahrelang wühlender Verschwörung zu vollenden. Und auch der Sultan Abdul Asiz scheint als Opfer irgend einer Verschwörung gefallen zu sein. In Washington trat Guiteau ohne Gehülfen auf, als er seine Waffe gegen das Staatsoberhaupt erhob.

Es ist gewiß, daß bei dem russischen und türkischen Fürstenmord die Mitverschuldung allgemeiner, rechtlich zwar gleichgültiger, politisch aber höchst wichtiger Factoren des öffentlichen Lebens, eine deutlich ausgeprägte, in einem fehlerhaften Regierungssystem gipfelnden Staatskrankheit sich offenbarte. Kann man aber sagen, daß in Nordamerika die Ermordung des Präsidenten lediglich ein

Digitized by Google

unvermitteltes Werk des Einzelwillens gewesen sei? War die Individualität des Mörders, der den Präsidenten umgebracht hat, völlig losgelöst von allen öffentlichen Verhältnissen, die sonst auf die Willensrichtungen und Bestrebungen Einzelner einzuwirken pflegen? Darf man sagen, daß eine republikanische Verfassung, die es ermöglicht, daß die beiden höchsten Staatsämter, des Präsidenten und Vicepräsidenten, wie bereits einmal im Verlaufe der beiden letzten Jahrzehnte vorkam, an Männer von völlig entgegengesetzten politischen Grundsätzen vergeben werden, den Parteifanatismus in derselben Weise zum Morde herausfordere, wie die Thatsache, daß in Despotien mit dem Tode des Monarchen eine Umwälzung aller Verhältnisse gehofft zu werden pflegt? Oder wäre die Behauptung zulässig, daß krankhafte Organisationen der Gesellschaft nicht bloß in russischen Geheimbünden oder türkischen Haremskabalen, sondern auch in einem unnatürlich gesteigerten Individualismus auf dem Boden republikanischer Staatsverfassung gelegentlich hervortreten können?

Diese Fragen verdienen eine gründlichere Untersuchung, als ihnen an dieser Stelle gewidmet werden kann. Vor allen andern Dingen käme es auch darauf an, über das Vorleben, den Entwicklungsgang und den Seelenzustand des amerikanischen Mörders soviel Zuverlässiges in Erfahrung zu bringen, daß eine gründliche Prüfung der Sachlage sowohl nach ihrer psychologischen, als auch ihrer politischen Seite ermöglicht würde. Trotz ihrer beispiellosen Zeitdauer scheint der Criminalproceß gegen Guiteau doch nicht Alles, was wissenswerth ist, an das Tageslicht gebracht zu haben.

Fast immer ist es ein thörichtes, nicht selten ein unwürdiges Unternehmen, wenn (meistentheils in deutlich erkennbarer Absicht) die Missethat politischer Mörder ganzen Parteien zugeschoben oder gar der Volksgesammtheit moralisch zur Last gelegt wird. Was Garfield anbelangt, so muß ausdrücklich anerkannt werden, daß das nordamerikanische Volk sich in der Aufrichtigkeit seiner Trauer, in der Bethätigung sittlicher Entrüstung, durchaus ebenbürtig erwies neben europäischen Nationen, die ihren Abscheu gegen den Fürstenmord kundgaben.

Eine davon völlig verschiedene Aufgabe aber ist es, nicht vom juristischen und moralischen, wohl aber vom politischen und socialen Standpunkt aus diejenigen Verhältnisse zu prüfen, die als veranlassende oder förderliche bei der psychologischen Seite eines Mordes oder irgend welcher verbrecherischen Thätigkeit überhaupt in Betracht gezogen werden müssen.

Von einem solchen Standpunkte ausgehend, wird man vermuthen dürfen, daß in Despotien zu allen Zeiten trotz furchtbarster Strafen ein stärkerer Anreiz zur Ermordung eines Machthabers gegeben war, als in freiheitlich regierten Staaten; und hinwiederum, daß das Leben eines republikanischen Präsidenten, der durch den Candidaten einer Gegenpartei nothwendig im Falle seines Todes ersetzt werden soll, verhältnißmäßig gefährdeter ist, als die Stellung eines constitutionell regierenden Erbfürsten, dessen Tod mit dem Rufe „vive le roi!“ verkündet wird.

Von einem solchen Standpunkte ausgehend, hat man auch in Nordamerika die Reflexerscheinungen zu würdigen, die aus der Gesammtheit der öffentlichen Zustände in verbrecherisch veranlagte Seelen hineingeworfen werden.

Digitized by Google

Wo in bestimmten Entwickelungsepochen republikanischer Staatswesen mit der Lockerung althergebrachter Ueberlieferungen in der Gesellschaft das Bewußtsein schwindet, daß das Volk unter, nicht über dem Gesetz steht, steigert sich nothwendig auch Willkür und Missethat der einzelnen Volksglieder. Der Rechtswahn des Einzelnen tritt an die Stelle gesetzlicher Rechtspflicht. Der zunehmenden Ohnmacht des Gesetzes entspricht zunehmende Neigung zu gewaltsamer Selbsthilfe bis zu dem Punkte, wo eine gewaltsame Dictatur berufen wird, durch Ausnahmegesetze die Gesellschaft zu vertreten.

Daß in Nordamerika gelegentlich Symptome des krankhaft gesteigerten Individualismus in bedenklicher Weise und in weitaus stärkerem Maße hervortreten, als in älteren europäischen Culturstaaten, war von jeher in dem Vorkommen der Lynchjustiz ausgesprochen und offenbarte sich auch in dem höchst beachtungswürdigen Vorgange, daß gerade ein an Disciplin gewöhnter Sergeant aus der zu Guiteau's Bewachung bestimmten Mannschaft eigenmächtig das Rächeramt an sich zu reißen suchte. Der Sergeant Mason feuerte eine Kugel in die Verbrecherzelle, um denjenigen zu tödten, welcher des Gerichtes harrte und schon damals, aller menschlichen Wahrscheinlichkeit nach, einem schimpflichen Tode am Galgen nicht entgehen konnte.

Dieser Grundzug einer mit gesteigertem persönlichen Selbstgefühl, mit tief eingewurzeltem Rechtswahn oder gar mit dem verblendenden Glauben göttlicher Berufung zusammenhängenden Neigung zur Selbsthilfe auf Kosten des Gesetzes scheint sich gerade bei den Tödtungsverbrechen innerhalb des Gebietes der Vereinigten Staaten vergleichungsweise häufig zu offenbaren. Vorsichtige Beurtheiler sind freilich genöthigt, zweierlei anzuerkennen: daß nämlich außerordentliche tief greifende Unterscheidungen zwischen nördlichen und südlichen Vereinsstaaten zugelassen werden müssen; sodann aber auch, daß gerade in Amerika die strafstatistischen Erhebungen höchst unvollkommen und mangelhaft zu nennen sind. Immerhin sind durch Untersuchungen von Nordhoff und Redfield, also von amerikanischer Seite, Thatsachen ermittelt worden, die, unter dem Vorbehalt gelegentlicher Ungenauigkeiten und Unrichtigkeiten in den Einzelheiten, ein Urtheil über die Unsicherheit des Lebens gegenüber gewaltthätigen Angriffen ermöglichen.

Redfield's in einem Buch über „Tödtungsverbrechen" enthaltene Angaben sind auch in den Berichterstattungen englischer Agenten amtlich benutzt worden. Ihre Zuverlässigkeit ist daher im Großen und Ganzen nur insofern zu bezweifeln, als das in ihnen entrollte Bild eher in zu hellen Farben gemalt sein könnte. Redfield's Zahlenangaben stammen theils aus dem vorletzten, 1870 aufgenommenen Census der Vereinigten Staaten, theils aus jahrelang sorgfältig gesammelten Zeitungsberichten, vornehmlich jener südlichen Unionsstaaten, in denen strafstatistische Arbeiten völlig fehlen. Nach der Natur der Verhältnisse ist es in dünnbevölkerten, weit ausgedehnten Staatsgebieten, wie Texas, Louisiana, Tennessee, Arkansas durchaus wahrscheinlicher, daß Mordthaten von den Berichterstattern kleinerer Localblätter übersehen werden und hinter der Ziffer der wirklich verübten Missethaten zurückbleiben; während in den nördlichen Unionsstaaten schwere Verbrecherfälle mit allen Einzelheiten von der „Sensationspresse" großer Industriestädte gleichsam in Plakatschriftzeichen

Digitized by Google

verkündet und in den publicistischen Adelstand telegraphischer Meldungen erhoben werden.

Betrachten wir daher Redfield als zuverlässigen Gewährsmann, so steht fest, daß die Ziffer der verbrecherischen Tödtungen in den Vereinigten Staaten eine unerhört große genannt werden darf und folglich die Sicherheit des menschlichen Lebens gegenüber mörderischen Angriffen eine sehr geringe ist.

Genauer sprechend, hätte man freilich zu sagen, daß diese beklagenswerthen, schwerlich irgendwo bestrittene Thatsachen lediglich der Mehrzahl der Südstaaten als eine Hinterlassenschaft ehemaliger Sklaverei oder des damit zusammenhängenden Reitpeitschenritterthums zur Last fallen. Allein es ist klar, daß in jedem Großstaate Europa's gleichfalls provinzielle Verschiedenheiten in den Verbrechenserscheinungen hervortreten; daß jeder Staat in seiner Gesammtheit die politische und moralische Verantwortlichkeit für die innerhalb seiner Grenzen verübten Missethaten zu übernehmen hat und daß die Vereinigten Staaten den Vorwurf unzulänglicher Beschützung der wichtigsten Lebensgüter in besonderer Hinsicht auf die Südstaaten der Union ebenso wenig völlig von sich ablehnen könnten, wie die italienische Staatspraxis die in Sicilien bisher herrschenden Ausnahmeverhältnisse des Raubwesens aus dem Bereiche ihrer Verantwortlichkeit dadurch ausscheiden darf, daß auf die glücklicheren Zustände von Toscana, Piemont oder der Lombardei verwiesen wird.

Ist in den Südstaaten der Union eine ungewöhnliche Verbrechenstendenz gegeben, so muß sich diese ohnehin auch im Norden fühlbar machen. In den Vorzimmern des Präsidenten oder der Senatoren zu Washington gibt es kein Merkmal und kein Mittel, den gefährlichen Südländer, in dessen Taschen der geladene Revolver steckt, von dem friedliebenden Nordländer zu unterscheiden. In demselben Maße, wie sich nach natürlichen Entwickelungsgesetzen mit der Zeit die Beziehungen zwischen dem Norden und Süden mehren, wird auch der Norden die Schäden südstaatlicher Verwahrlosung tiefer empfinden.

Redfield versichert: Seit dem vierten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts haben in der Union durch Mord und Todtschlag mehr Menschen ihr Leben geendet, als in den Heeren der beiden 1861 bis 1864 kämpfenden Parteien, während des blutigsten Bürgerkrieges, den die neueste Zeit gesehen hat. Seit dem Ende dieses Bürgerkrieges sind in den Südstaaten vierzig Tausend Menschen verbrecherisch getödtet worden. Drei dieser Südstaaten, Texas, Kentucky und Süd-Carolina hatten im Jahre 1878: 734 vorsätzliche Tödtungen zu verzeichnen, ungerechnet 522 Personen, die durch Schuß- oder Stichwunden schwer verletzt worden sind, wovon in Ermangelung näherer, die erste Berichterstattung ergänzender Nachrichten mindestens fünfzehn Procent als hinterher gestorben vermuthet werden dürften.

Alles in Allem genommen, zeigt sich, daß in den südlichen Unionsstaaten Mord und Todtschlag durchschnittlich in fünf- bis fünfzehnfach größerer Verhältnißzahl, als in den Nordstaaten auftreten. Während in der Gesammtbevölkerung der ältesten Neu-England-Staaten der Nordostküste die Sicherheit des menschlichen Lebens in rechtlicher Hinsicht ungefähr die gleiche ist, wie in ihrem Mutterlande und eine vorsätzliche Tödtung etwa auf eine sechstel Million Seelen

Digitized by Google

gerechnet werden kann, kommt in südlichen Staaten bereits auf 4000 bis 6000 Seelen ein Verbrechen gegen das Leben. In Texas rechnete Redfield auf eine Bevölkerung von 818,000 Seelen (nach dem Census von 1870) während eines Zeitraums von fünfzehn Jahren nicht weniger als 7000 Tödtungsverbrechen.

Daß in gewissen Großstädten an der nordöstlichen Küste, zumal in Newyork, mörderische Angriffe eine größere Verhältnißzahl, als die durchschnittliche der Nordstaaten aufzuweisen haben, versteht sich von selbst. Für Newyork wird der jährliche Durchschnitt gewaltsamer Tödtungen auf 53 angegeben, was im Hinblick auf die Alluvialbildungen der dortigen Stadtbevölkerung geringfügig genannt werden müßte, wenn diese Ziffer der Wirklichkeit entspräche und die Wahrscheinlichkeit der Entdeckung eine gleich große in Newyork wäre, wie in London, Paris und Berlin.

Im Allgemeinen scheint sich auf dem Boden der neuen Welt, trotz größerer Allmäligkeit klimatischer Uebergänge im Gebiete der Union, die in Europa bestätigte Erfahrung zu wiederholen, wonach in nördlichen Regionen Eigenthumsverbrechen, in südlichen Angriffe auf die Person vergleichungsweise häufiger auftreten.

Eine Einwirkung klimatischer Verhältnisse auf die Höhe der Verbrechensziffern wird sich um so weniger bestreiten lassen, als sich sogar in der Selbstmordstatistik der Einfluß der Jahreszeiten deutlich genug herausgestellt hat. Wie weit jene Einwirkung aber reicht, läßt sich schwerlich annähernd abschätzen, zumal klimatische Factoren sich mit gesellschaftlichen Bedingungen unlöslich mischen. Zeigen sich doch beispielsweise in Virginien die Verbrechenserscheinungen in günstigerem Lichte als in Kentucky, das unter denselben Breitegraden gelegen ist und die politische Vergangenheit der Sklaverei mit Virginien theilt.

In gewissen anderen Staaten, wie beispielsweise in Indiana, Illinois und Ohio (welchem letzteren Präsident Garfield bekanntlich angehörte), mischen sich südliche Verbrechenstypen mit nördlichen. So hat Indiana zwei Staatsstrafanstalten. In dem nördlichen Zuchthause befanden sich 1878 nur 49 des Mordes oder Todtschlags schuldige Personen, in der südlichen Anstalt von Jeffersonville hingegen 84. Unter solchen Umständen ist sicherlich die Berufung auf klimatische Einflüsse etwas einzuschränken, da nicht übersehen werden darf, daß in Indiana, Illinois und Ohio eine besonders zahlreiche Schicht solcher Einwohner besteht, welche aus dem Süden zugewandert sind und ihre gesellschaftlichen Ueberlieferungen in die späteren Ansiedlungen übertrugen.

Aehnlich verhält es sich mit der Betheiligung bestimmter Bevölkerungsschichten an den amerikanischen Tödtungsverbrechen. Auch dabei sind manche statistisch angedeutete Verbrechensneigungen gegeben, die als selbständige Factoren kaum anerkannt werden dürften, wohl aber im Zusammenhang mit anderen Erscheinungen zu würdigen sind.

Zunächst die gewaltige Thatsache einer in breitem Bette einströmenden Einwanderung, die sich bis jetzt fast ausschließlich dem Norden zuwendete. Ist die Noth des Einheimischen überall eine starke Quelle des Verbrechens, um wie viel mehr die Noth des Eingewanderten, der das moralische Gegengewicht localer Ueberlieferungen verlor! Ein sehr starker Procentsatz der in Newyork, Penn-

Digitized by Google

sylvanien, Massachusetts verübten Tödtungsverbrechen fällt der eingewanderten Bevölkerungsclasse zur Last, während andrerseits das Element der fremdländischen Einwohner in den Südstaaten verhältnißmäßig geringer an den Tödtungsverbrechen betheiligt ist, als dasjenige der Einheimischen; anscheinend ein Widerspruch, der sich aber in einfacher Weise dadurch löst, daß die verhältnißmäßig geringfügigen Bruchtheile der den Südstaaten zufließenden Einwanderung in die bessere Lage des Ackerbauers oder kleinstädtischen Handwerkers übergehen, während im Norden beschäftigungslose oder von Hause aus verbrecherische Einwanderer in den Großstädten oder Industriebezirken ihre unsichere Existenz zu halten suchen. Der Nationalität nach stehen aus leicht begreiflichen Gründen unter den nördlichen Verbrechern Irländer an der Spitze. Ihnen folgen die Deutschen. Bemerkenswerth ist aber, daß die vergleichungsweise weniger bedeutende Zuwanderung von Italienern ein verhältnißmäßig sehr zahlreiches Contingent zu der Gruppe der Tödtungsverbrecher stellt: ein Beweis, daß die gesellschaftliche und nationale Anlage des Italieners, die im Verlaufe der Jahrtausende unter einem südeuropäischen Himmel geformt wurden, wenigstens längere Zeit hindurch dem wesentlich anders gearteten Klima der amerikanischen Nordostküste Widerstand leistet.

Noch wichtiger als der Gegensatz des Einheimischen und Fremden, scheint auf amerikanischem Boden die Gegenüberstellung der Rassenverhältnisse, soweit diese auf der Hautfarbe beruhen. An und für sich läßt sich in keiner Weise behaupten, daß die schwarze Rasse in den Abkömmlingen afrikanischer Neger, trotz ihrer niederen Rangstellung in gesellschaftlicher und wirthschaftlicher Hinsicht, moralisch den Angehörigen der kaukasischen Rasse im Bereiche der Strafstatistik den Vorrang einzuräumen hatte. Allein derjenige Typus der Tödtungsverbrecher, welcher für die gesammte amerikanische Bevölkerung, und vornehmlich für die Südstaaten, als der charakteristische bezeichnet werden muß, beruht zu einem großen Theile auf gesellschaftlichen Formationen, die durch das Nebeneinanderwohnen und die politische Gemeinschaft verschiedener Rassen seit einem Jahrhunderte ausgebildet wurden.

In sämmtlichen Staaten, in denen ehemals Sklaverei bestand, wiederholt sich vermuthlich die Erscheinung, die für Kentucky, Süd-Carolina und für Texas bezeugt wird: Es ist gerade die höher stehende Rasse, in der verbrecherische Leidenschaften am häufigsten in gefährlichster Form hervortreten und in dieser weißen Rasse wiederum diejenige Schicht der Bevölkerung stark betheiligt, die als die politisch leitende bezeichnet werden kann.

In Kentucky, das nach dem Census von 1870 1,321,011 Einwohner zählte, war schon 1835, wie Bischof Smith bezeugt, der Mord (im Sinne des amerikanischen Gesetzes genommen) ungewöhnlich häufig. Bei halb so großer Bevölkerung zählte man damals hundert Mordthaten auf das Jahr. Mit der Bevölkerung haben sich auch, ohne daß die moralische Cultur mit dem zunehmenden Reichthum gleichen Schritt gehalten, die schwersten Missethaten verdoppelt.

Hinsichtlich der Rasse zeigte sich (1878) Folgendes: 120 Weiße wurden durch Weiße getödtet, 24 Schwarze durch Weiße, 46 Schwarze durch Schwarze, 8 Weiße durch Schwarze, deren Anzahl etwa 16 Procent der Weißen ausmachte.

Digitized by Google

Aehnlich in Süd-Carolina, wo Mord fünfzehnmal häufiger vorkommt, als in Massachusetts. Unter 109 Mordthaten sind als Verbrecher und Opfer gleichzeitig 45 Weiße und 35 Schwarze betheiligt, während 24 Schwarze und nur 5 Weiße durch die Hand eines der anderen Rasse angehörigen Verbrechers fielen. Da 1870 die farbige Bevölkerung 415 814 neben einer weißen Bevölkerung von 298 607 betrug, so sind diese Zahlen in ganz besonderem Maße bezeichnend für die Sittenzustände jenes ehemals als aristokratisch gerühmten Staatswesens.

Wie in Kentucky liegen die Dinge auch in Texas. Gerade die herrschenden Classen sind durch Sklaverei verderbt worden, wobei auch deren gewaltsame und plötzliche Aufhebung nichts verbesserte, sondern zunächst nur verschlimmernd gewirkt zu haben scheint. So lange der Sklave einen Geldwerth für den Herrn hatte, schonte man ihn gleich den Hausthieren. Gegenwärtig dürfte die Niederschießung von Farbigen wenigstens dann als politischer Mord aufzufassen sein, wenn es gelegentlich der Wahlen zu Gewaltthätigkeiten kommt.

In dieser Thatsache zahlreicher gegen Schwarze verübter Mordthaten einerseits und verhältnißmäßig seltener Angriffe der Farbigen gegen die weiße, ehemals herrschende Bevölkerung andrerseits zeigte sich bereits neben den positiven Unterlagen der Verbrechenserscheinungen die Bedeutung eines negativen Factors: Kann es einem Zweifel unterliegen, daß es in den Südstaaten der Mangel einer guten Strafjustiz ist, der für solche Zustände einen Theil der Verursachung ausmacht?

In allen Südstaaten steht die Todesstrafe auf dem Papier der Gesetzsammlungen. Aber die Justiz, die den Mörder ereilen sollte, ist unter allen Umständen eine unsichere, und — was mit den demokratischen Ueberlieferungen der amerikanischen Republiken im schneidigsten Widerspruch steht — eine völlig ungleiche, je nach der Hautfarbe der angeschuldigten Personen. Die Gleichheit nur vor dem Wahltische und in den Abstimmungen der Volksversammlungen, das Privilegium dagegen war den Gerichten und in den Abstimmungen der Geschworenen herrschend! Der Schwarze, der sich an einem Weißen vergriff, wird fast mit Sicherheit gehängt, der Weiße im gleichen Falle fast mit Sicherheit freigesprochen.

Als eins der schwersten Gebrechen in den politischen Zuständen der Vereinigten Staaten erweist sich, vornehmlich im Hinblick auf die Südstaaten, die Unsicherheit der Rechtspflege. Die republikanischen Staatsformen in den ehemaligen amerikanischen Sklavenländern sind für die Rechtssicherheit nicht leistungsfähiger, als die Ausnahmezustände der russischen oder türkischen Absolutie.

Daß das Schwurgericht seine Aufgaben verfehlt, wo die Staatsgesellschaft durch schroffe Gegensätze in ihren gesellschaftlichen Schichtungen zerrissen wird, ist ein Erfahrungssatz, der sich auch in Nordamerika bewährt. Derselbe Individualismus, der, unnatürlich gesteigert, in den Mordthaten Einzelner als vermeintliches Recht der gewaltsamen Selbsthilfe sich offenbart, äußert sich auch in den freisprechenden Wahrsprüchen der Geschworenen, indem er sich über das Gesetz erhebt und dem Gesammtwillen der gesetzgebenden Volksgewalt die eigene subjective Meinung über Recht und Unrecht unterschiebt.

Digitized by Google

Während sonst die zunehmende Häufigkeit der Verbrechen den Richter zu größerer Strenge in der Anwendung des Strafgesetzes zu stimmen pflegt, kann man mit Beziehung auf die südstaatliche Praxis sagen: Je mehr Mordthaten, desto wahrscheinlicher die Freisprechungen!

Betrachten wir die Reihe beinahe glänzender Aussichten, die sich einem amerikanischen Mörder, wenn er wirklich entdeckt würde, vor Gericht darbieten.

Zunächst die Wahrscheinlichkeit, daß er der Untersuchungshaft entgeht und gegen Bürgschaftsleistung im Betrage von fünfhundert bis tausend Dollar in Freiheit gesetzt wird. Es fehlt nicht an Beispielen, daß nach seiner Freilassung aus der Haft, der Angeschuldigte, bevor er noch abgeurtheilt wird, einen neuen Mord begeht. Aus Kentucky berichtet Redfield: „Neil und Gohart gerathen in Streit und ziehen die Messer. Neil tödtet Gohart. Gohart's Mutter tritt dazwischen, um ihrem Sohne das Leben zu retten. Neil ersticht auch diese. Ihr zweiter Sohn wird verwundet. Am folgenden Tage wird Neil gegen Erlegung einer Caution von zweitausend Dollar, d. h. um tausend Dollar für jede der getödteten Personen in Freiheit gesetzt."

Auf freien Fuß belassen, bemüht sich nun der Angeschuldigte, seine Zeit auszunützen, um seine spätere Freisprechung vorzubereiten. Er sucht sich seinen Advocaten, einen Specialisten, der es gründlich versteht, seinen Clienten loszubringen. Die Belastungszeugen finden es gelegentlich rathsam oder vortheilhaft, zu verschwinden, was namentlich in den südwestlichen Staaten und in den Grenzdistricten außerordentlich leicht ist. Eine Skizze des Vorverfahrens in Mississippi lautet, wie folgt: „Der Mörder erlegt, wenn er festgenommen wird, eine Caution von fünfhundert bis dreitausend Dollar. Die Verhandlung der Sache zieht sich durch mehrere Schwurgerichtsperioden hindurch, das Gras wächst über dem Grabe des Erschlagenen. Das öffentliche Interesse erlischt. Einige Zeugen wandern aus. Weitere Vertagungen werden bewilligt, um anderen Zeugen Gelegenheit zu geben, neue Gegenden zu besichtigen. Ein Entlastungszeuge jedoch, welcher angeblich gehört hat, daß der Erschlagene Drohungen gegen den Mörder ausstieß, bleibt immer zu Hause und verabscheut das Herumschweifen. Major A., Oberst B. und General C. vertheidigen den Angeklagten. Die Jury wird gebildet. Gibt es unter den Geschworenen ein paar ausgediente Mörder oder gar ein halbes Dutzend, desto besser; denn diese haben menschliches Mitleid, wo es an den Hals geht."

Ueber denjenigen, der mit dem Galgen bedroht ist, entscheidet ein Schwurgericht, in welchem bereits moralisch Gehängte sitzen, die ihr eigenes Gewissen beruhigen, indem sie die zur Verurtheilung erforderliche Einstimmigkeit hintertreiben. Daß solche, die im Verdacht des Mordes stehen, oder gegen den klaren Wortlaut des Gesetzes von der Anklage des Mordes freigesprochen wurden, ihrerseits als Geschworene hinterher vereidigt wurden, ist in Süd-Carolina vorgekommen. Der Todtschläger oder Mörder erscheint nun vor Gericht. Der Beweis, daß der Erschossene gerade seiner Schußwunde erlag, mag schwer genug zu erbringen sein, wenn man bedenkt, daß bei gewaltsamen Todesfällen sachverständige Aerzte von Amtswegen nicht einzutreten haben und in dünnbevölkerten Gegenden kaum zu beschaffen sind. Die Belastungszeugen sind abwesend. Natürlich!

Digitized by Google

Denn erwiesenermaßen sind in Texas Personen nur deshalb ermordet worden, weil sie gegen einen Angeklagten Zeugniß ablegten. In demselben Staate wurden im Verlauf eines einzigen Jahres sechzehn Sicherheits- oder Polizeibeamte während der Ausübung ihres Dienstes umgebracht.

Die Vertheidigung beginnt. Gibt es keinen anderen Ausgang, so bleibt als nahezu unfehlbares Universalmittel die Berufung auf Nothwehr. Da Jedermann Waffen trägt, ist eigentlich Jedermann in jedem Augenblicke in dem Wahn, seinerseits bedroht zu sein. Obgleich das Gesetz in mehreren Staaten die Nothwehr durch die Forderung einschränkt, daß der Angegriffene erst dann sich wehren darf, wenn er nicht entfliehen kann, so kümmern sich die Geschworenen, denen die öffentliche Meinung zur Seite steht, um solche Rechtsregeln nicht. Unter zehn des Mordes angeklagten Personen werden im Süden neun freigesprochen. Die Theilnahme des schönen Geschlechts ehrt den Helden des criminellen Dramas. Zuweilen wird sogar die Gerichtsstätte selbst zum Schauplatz eines Mordes. Als in einer Grafschaft des Staates Kentucky ein Criminalproceß verhandelt wurde, bei welchem Thomson und Davins betheiligt waren, entspann sich ein Kampf vor dem Richter im dichtgedrängten Gerichtssaal, bei welchem drei Personen getödtet und andere verwundet wurden. Die betheiligten Familien gehörten der sog. guten Gesellschaft an.

Unter solchen Umständen begreift man die Thatsache, daß in ganz England und Wales mit ungefähr 27 Millionen Einwohnern noch nicht das Doppelte jener Mordziffer erreicht wird, die in Kentucky mit einer Bevölkerung von $1^1/_4$ Mill. gegeben ist.

Nehmen wir indessen an, daß von zehn Angeklagten einer wirklich verurtheilt wurde. Seine weiteren Aussichten sind dann immer noch nicht schlecht zu nennen. Es kann geschehen, daß er bei Nachtzeit durch eine Bande bewaffneter und maskirter Freunde aus schlecht bewachten Grafschaftsgefängnissen befreit wird: eine Art negativer Lynchjustiz im Gegensatze zu solchen Fällen, in denen der Pöbel Untersuchungsgefangene aus ungezügelter Rachsucht hinmordet.

Als letztes Hilfsmittel bleibt endlich die Begnadigung durch den Staatsgouverneur, der nach übereinstimmenden Berichten in westlichen und südlichen Unionsländern ausgibigen Gebrauch von seinem Vorrecht macht, wenn ein Gentleman das Unglück hätte, zum Tode verurtheilt zu werden.

Unter solchen Umständen begreift man zweierlei. Einmal, daß in den Augen denkender amerikanischer Politiker der Fortbestand des Schwurgerichts keineswegs als überall gesichert erscheint, und sodann, daß die öffentliche Meinung dem Probleme der Todesstrafe eine nur geringfügige Aufmerksamkeit zuwendet. Die Anhänger dieser Strafe können sich dabei beruhigen, daß in äußersten Fällen schwere Verbrecher der Volksrache und der Lynchjustiz trotz beschlossener Abschaffung der Todesstrafe zum Opfer fallen würden. Die Gegner der Todesstrafe beruhigen sich damit, daß eine souveräne Jury entscheidet, und bei vorhandenen grundsätzlichen Bedenken gegen die Capitalstrafe einfach freispricht. Vom Standpunkt europäischer Betrachtung aber könnte von der Abschaffung der Todesstrafe wenigstens in solchen Staaten nicht die Rede sein, in denen jede Sicherheit der Gefängnisse mangelt.

Digitized by Google

Nächst der Unvollkommenheit der Strafrechtspflege ist es die im Süden der Vereinigten Staaten allgemein verbreitete Sitte des geheimen Waffentragens, wodurch Mord und Todtschlag am meisten gefördert werden. Schon ältere Gesetze verboten zwar, wie es scheint, nicht ohne Erfolg jenes furchtbare Bowiemesser, das der Praxis der Indianerkriege entstammte und nebenher zum verbrecherischen Bauchaufschlitzen gegen friedliche Bürger verwendet ward. An seine Stelle trat ein kaum minder gefährliches, nur minder augenfälliges Taschenmesser mit breiter Klinge, vor Allem aber der versteckt gehaltene Revolver, dem Jahr aus Jahr ein zahlreiche Opfer fallen. Rechnet man die Mordthaten, die alljährlich durch Revolver bewerkstelligt werden, zusammen, mit Selbstmorden und Verunglückungen, herbeigeführt durch das gleiche Mittel, so ist man versucht, zu sagen, daß von allen Erfindungen der neuesten Zeit die amerikanische Erfindung des Drehpistols die verhängnißvollste und schädlichste gewesen ist, und Amerika insbesondere diesen Erfinderruhm auf das Theuerste zu bezahlen gehabt hat.

Mr. W. H. Russel berichtete der „Times" schon im Jahre 1861 aus dem Staate Mississippi in drastischer Weise über die dortigen Zustände:

„Als mein Tagewerk beendet war," sagt er, „ging ich in's Freie und setzte mich in den Schatten eines Baumes neben einen Gentleman, der mir über die Praxis der Raufereien berichtete. Ohne die geringste Tendenz der Uebertreibung und in natürlichster Weise berichtete er eine Blutthat nach der andern, schreckliche Trauerspiele, aufgeführt in den Schenkstuben der Wirthshäuser und in nahe gelegenen Straßen neben uns. Mag auch das Eigenthum hinreichend gesichert sein, das Leben ist jederzeit in Gefahr, da eine fehlgehende Pistolenkugel Jedermann auf öffentlicher Straße bedroht. Mancherlei werthvolle Thatsachen brachte ich in Erfahrung. So wurde ich beispielsweise gewarnt, mich nicht unkluger Weise auf Taschenpistolen mit kleinem Kaliber oder sechsläufige Taschenrevolver im Falle eines Handgemenges zu verlassen, weil, wenn auch der Gegner tödtlich verwundet würde, er dennoch, bevor er todt umsinkt, auf mich einstürzen und mit seinem Schlachtmesser mich aufschlitzen könnte, während er nach Einnahme einer guten, dicken Blaupille sofort bewußtlos umsinken würde.

„Viele Belege für den Werth solcher praktischen Belehrungen wurden beigebracht, von denen besonders eine mich packte. Wenn ein Gentleman, mit dem du in Streit geräthst, seine Hand in der Richtung der Hosentasche bewegt, oder hinter den Rücken zurückzieht, so mußt du ihn niederschlagen oder schleunigst losschießen; denn seine Absicht ist, entweder seinen Sechsläufer zu ziehen, oder sein Messer herbeizuholen, oder dich durch das Futter der Tasche hindurch zu erschießen. Letztere Praxis gilt freilich als ziemlich unanständig." So weit M. Russel.

Nicht nur im Gerichtssaal und auf Tanzplätzen, sondern auch in gesetzgebenden Versammlungen, und vornehmlich bei politischen Wahlen entladen sich gelegentlich die Schußwaffen. In der Wahlkammer von Louisiana glitt dem Präsidenten vor etlichen Jahren das Pistol aus der Tasche und entlud sich während der Sitzung. Ein ehemaliger Gouverneur von Tennessee, der seine Wiederwahl in öffentlicher Versammlung bestritten sah, zog gegen seinen Mit-

Digitized by Google

bewerber den Revolver. Kein Wunder, daß der „Vicksburg Herald" vom 25. Mai 1879 für Mississippi täglich einen Mord rechnet. Ein unbedachter und unwillkürlicher Griff nach dem Taschentuche kann unter Umständen tödtliche Folgen haben. Darf man erstaunt sein, wenn solche Sitten sich sogar auf die Schuljugend und in die Unterrichtsanstalten verpflanzen? In einer Schule zu Houston in Texas fand man bei genauer Untersuchung Schulknaben, die bei uns in den niedersten Classen sitzen würden, mit versteckten Waffen ausgerüstet. Beispiele gefährlicher Schießwunden, die sich Schulknaben in den Unterrichtsanstalten beibringen, liegen vor. Sogar in weit vorgeschrittenen Staaten, wie Pennsylvanien, findet sich derartiger Unfug. Besonders ausgezeichnet durch Blutthaten sind in den südlichen Ländern Sonn- und Festtage, die Weihnachtszeit oder das Eintreffen herumziehender Kunstreiterbanden. In solchen Fällen findet sich das Landvolk in kleineren Städten zusammen. Sind dann die Köpfe durch Branntwein erhitzt, so liefern sich ganze Parteien Gefechte, die aus den denkbar geringfügigsten Streitigkeiten hervorgehen. Zuweilen bleibt ein halbes Dutzend Menschen auf dem Kampfplatz liegen. Noch blutiger verlaufen, wenn die Gemüther auf das Aeußerste gespannt sind, politische Wahlbewegungen, bei denen die Rassenfrage eine Rolle spielt.

Angesichts dieser Massenerscheinung frevelhafter Lebensvernichtung in den südlichen Unionsstaaten erscheint es außerordentlich schwer, zu bestimmen, wie viele der alljährlich vorkommenden Fälle als gemeine Verbrechen, wie viele andere als politische Mordthaten anzusehen sind. Europäische Begriffe sind auf den gegenwärtigen Zustand amerikanischer Sitten kaum anwendbar.

Was als politisches Verbrechen dem gemeinen Verbrechen gegenübergestellt werden kann, ist noch heute eine ungelöste Streitfrage. Im Zusammenhange der europäischen Cultur hat jedoch die Erscheinung des politischen Verbrechens vornehmlich dadurch eine bestimmte Gestalt gewonnen, daß der Einzelne als Vertheidiger wirklicher oder vermeintlicher Volksrechte, als Anwalt der Freiheit, das Rächeramt gegen wirkliche oder vermeintliche Despoten an sich reißt, indem er sich gegen unrechtmäßig erscheinende Gewalt auflehnt.

Davon kann in einer so stark demokratischen Republik, wie sie sich in Nordamerika darstellt, nicht die Rede sein. Denn alle Gewalten gehen aus der Wahl des Volkes hervor. Der Mörder, der das Leben Abraham Lincoln's vernichtet, konnte als Südländer allenfalls in ihm einen siegreichen Feind seines eignen Vaterlandes nach dem kurz zuvor beendigten Bürgerkriege erblicken. Der Mörder Garfield's dagegen repräsentirt in seiner Person die Auflehnung des Einzelwillens gegen das durch freie Willensbethätigung des Volkes geschaffene Gesetz. Lincoln, als Befreier jener Millionen von Negern, die bis dahin in Sklaverei gehalten worden waren, mag die Rachsucht derer aufgestachelt haben, die die Knechtung schwarzer Menschen als ein Stück heiliger Weltordnung verehrt hatten. Garfield hatte Niemandes Rechte gekränkt. Aber er hatte die souveränen Interessen der Stellenjäger bedroht.

Schwerlich wird von irgend Jemand geleugnet werden, daß Guiteau in der Rangstufe der gemeinsten Mörder eine der niedrigsten Stellen einnimmt. Will man in diesem Falle von politischen Motiven reden, so könnte man höchstens

Digitized by Google

sagen, sie seien jener Politik der Gemeinheit entsprungen, die den Egoismus der Aemterjagd und die Corruption der Parteiinteressenten zu einem demokratischen Staatsprincip erhebt.

Guiteau repräsentirt den südwestlichen Mördertypus derer, die ihre That nicht bloß entschuldigen, sondern, in offner Verhöhnung der Rechtspflege, beschönigen und die öffentliche Meinung durch Frechheit zu ihren Gunsten zu stimmen suchen, und für den schlimmsten Fall sich damit trösten, monatelang der Gegenstand täglicher Berichterstattung für eine Nation von fünfzig Millionen Menschen gewesen zu sein. Solche Menschen gehören in den nördlichen Unionsstaaten glücklicher Weise zu den seltenen Exemplaren. Aber sie sind im Süden nicht selten. Der Unterschied zwischen Guiteau und hunderten von südstaatlichen Männern ist kein größerer, als der Unterschied zwischen der Person eines Präsidenten, dessen Tod auf der gesammten Erdoberfläche beklagt wird, und der Person eines Schwarzen, der im Vertrauen auf die Schwäche der Rechtspflege niedergeschossen wurde, ohne daß sein Name in den Zeitungen genannt ist.

Kann man solche Thaten, die auf europäischem Boden nur noch in irischen Agrarmorden ihre Analogie finden, nach unseren Begriffen nur als gemeine Verbrechen ansehen, so muß doch gleichzeitig anerkannt werden, daß darin ein starker Zusatz socialpolitischer Motive steckt, und daß die moralische Verantwortlichkeit für solche Missethat sich über die Person der Mörder weit hinaus erstreckt. Während in Irland der agrare Mord von armen, bisher unterdrückten Landbauern ausgeht und sich gegen den Grundbesitzer und seine Agenten richtet, wurzelt die Mordlust der Amerikaner vornehmlich in den besseren, grundbesitzenden Classen der Südstaaten. Wir haben bereits erwähnt, daß die höher stehende weiße Rasse ihre Stellung gegenüber der schwarzen Bevölkerung mißbraucht. Die Menschenverachtung offenbart sich in der geringschätzigen Frage: Was liegt an einem Nigger? Voll Selbstgefühl blickt derjenige, der sich als freier Mann fühlt, auf den bezahlten Diener der staatlichen Ordnung, auf den Sicherheitsbeamten und Polizisten. Redfield bemerkt, daß die Stellung eines Criminalpolizei-Beamten in Texas ebenso lebensgefährlich ist, wie der Dienst in der Feldarmee vor dem Feinde.

Und dennoch stimmen alle Zeugnisse darin überein, daß der Charakter des Südländers in den Unionsstaaten sich durch Züge des Edelmuths, der Gastfreundschaft, der Freigebigkeit und lebhaftesten Ehrgefühls vortheilhaft auszeichne.

Eben deswegen darf man vermuthen, daß in der Massenhaftigkeit der Tödtungsverbrechen bei den Amerikanern die Naturanlage der Einzelnen eine geringere Rolle spielt, als die Nachwirkung einer fehlerhaften, durch Sklaverei verdorbenen Gesellschaftsanlage, die zu einer Hälfte, soweit die Weißen in Betracht kamen, aristokratisch, zur andern Hälfte, soweit es den Schwarzen galt, tyrannisch beschaffen war.

Gegenüber solchen Zuständen ist die staatliche Ordnung auf lange Zeit hinaus ohnmächtig. Der demokratische Apparat des souveränen Schwurgerichts erweist sich ihnen gegenüber ebenso ohnmächtig, wie der despotische Apparat willkürlicher Polizeigewalt in Rußland gegenüber dem Nihilismus. Es scheint sogar, als ob die Häufigkeit des Verbrechens in den südstaatlichen Bevölkerungen als ein

Digitized by Google

natürlicher Uebelstand angesehen wird, den man erträglicher findet, als maßvolle Einschränkungen eines zur Wildheit ausgearteten Freiheitsgefühls.

Nur zweierlei könnte aller Wahrscheinlichkeit nach allmälige Abhilfe verheißen: das Einströmen europäischer Einwanderung oder nordstaatlicher Ansiedler in das bisher minder beachtete Gebiet der Südstaaten und die Ausrottung jenes Corruptionssystems, das Präsident Garfield zu bekämpfen entschlossen war. In diesem Sinne ist die Reinigung des Staatsdienstes in der amerikanischen Union, die Wiederherstellung der das Staatsamt umgebenden Würde, nicht nur eine Sache der politischen Reform, sondern auch in Wahrheit eine Lebensfrage für Tausende. Erst wenn das Richteramt in Amerika über die gewaltsame Selbsthilfe der Pöbelhaufen und die Selbstüberschätzung der Einzelnen in den Südstaaten zur gesicherten Herrschaft gelangt, können jene Erscheinungen des socialpolitischen Mordes aus der Gesellschaft verschwinden. Noch gegenwärtig aber steht, in der Presse wirkend, die öffentliche Meinung oft genug nicht auf Seiten des Gemordeten, sondern vielmehr auf Seiten des Mörders.

Die Strafrechtszustände der Neuen Welt interessiren nicht nur Amerika. Auch Deutschland wird davon berührt. Hunderttausende von unsern Landsleuten suchen jenseits des Oceans eine neue Heimath. In Freude und Leid berührt uns ihr Schicksal. Es scheint unvermeidlich, daß der Strom deutscher Auswanderung in späteren Zeiten auch die südlichen Unionsstaaten berühren wird. Abgesehen von dieser Beziehung der deutschen Auswanderung zu Nordamerika, sind wir aber auch für uns selbst in der Lage, von der transatlantischen Strafstatistik Nutzen zu ziehen. Manche Warnung richtet sich an die Staaten der Alten Welt. Hat doch die Mehrzahl der europäischen Staaten ebenfalls im Verlauf des letzten Jahrzehnts ein bedauernswerthes Wachsthum schwerer Verbrechen erlebt. Können uns Amerikaner nicht belehren, was wir zu thun haben, um des Uebels Herr zu werden, so ersehen wir doch aus der amerikanischen Statistik mancherlei, was uns von voreiligen Schritten abhalten kann.

Die Erfahrungen, die wir uns von Neuem aneignen dürfen, obwohl sie keineswegs neu zu nennen sind, lassen sich in der Hauptsache auf folgende Punkte zusammendrängen. Wir finden in Amerika die alte Lehre bestätigt, daß für sich allein genommen, schwere Strafen und harte Gesetze unfähig sind, die Verbrechen zu vermindern. Obwohl in den Südstaaten die Todesstrafe reichlich angedroht wird, sind Mordthaten dennoch häufiger, als in solchen Nordstaaten, in denen die Todesstrafe abgeschafft wurde. Wichtiger als die Höhe der Strafe ist die Sicherheit der Entdeckung begangner Verbrechen und die Zuverlässigkeit der Rechtspflege.

Wir ersehen sodann weiter, daß äußerliche Kirchlichkeit keinen Maßstab der Volksgesittung abgibt. Kirchlichkeit und Strenge der Sonntagsfeier herrschen in den südlichen Unionsstaaten. Aber auf dem Heimwege vom Gottesdienst knallen gelegentlich die Revolver. So wahr es ist, daß unter allen Gegenwirkungen gegen verbrecherische Antriebe echte Religiosität die mächtigste ist, ebenso wahr ist es, daß die Wiederbelebung oder Aufrechterhaltung kirchlichen Formelwesens für die Hebung der Volksmoral nichts beizutragen vermag.

Erfahren wir doch in Süddeutschland gleichfalls, daß in derselben Zeit,

Digitized by Google

in welcher der Klerus seine politische Macht augenscheinlich vermehrte, grade das Verbrechen des Meineids in stärkerem Maße anwuchs.

Und weiter: die Häufigkeit schwerster Verbrechen steht im directen Verhältniß zu den Wucherungen des gesellschaftlichen Classenhasses, der in Amerika Farbige und Weiße, Freigelassene und Freigeborene, bei uns Nichtbesitzende und Besitzende, Andersgläubige und Andersmeinende von einander scheidet. Wer den Wind des Hasses aussäet, wird den Sturm des Verbrechens ernten. Jede Politik, welche gesellschaftliche Interessen aus Herrschsucht ermuntert, darf nach ihrem Endresultat als verbrecherische Politik bezeichnet werden.

Und endlich noch Eines: Die Zunahme der schwersten Verbrechen ist nicht bloß bedingt durch Erziehungssünden der Familie und der Unterrichtsanstalten, sondern auch durch fehlerhafte Entwickelungsprocesse des öffentlichen Lebens. Plötzliche Steigerung politischer Rechte unreifer Volksmassen ohne vorangegangene entsprechende Erhöhung sittlicher Bildungsfactoren bewirkt nicht nur staatliche Mißstände, sondern auch sittliche Entkräftung. Anfangs ungesehen und unbemerkt, wachsen allmälig Selbstsucht und Rechtswahn der Einzelnen, bis die Grenzmarken der Verbrecherwelt überschritten werden.

Die bedeutsamste Lehre, die uns durch amerikanische Strafrechtszustände gepredigt wird, ist diese:

Das politische Leben großer Völker kann auf die Dauer niemals von den höchsten sittlichen Interessen der Menschheit losgetrennt werden. In unseren Schulen ist es zu einem Gemeinplatz geworden, daß die römische Republik und die französische Monarchie durch den Verfall der Sitten dem Untergange entgegengeführt sind. Jeder Schüler vernimmt, daß die Bürgertugenden verfallen, die ehrwürdige Ueberlieferung moralischer Reinheit geschwunden, die Freiheiten des Volkes durch Habsucht und Verweichlichung zerstört waren, bevor der erste römische Kaiser die Früchte der Entartung in schrankenloser Herrschaft aufspeicherte.

Aber ebenso wichtig wie dieser historische Lehrsatz ist dessen Umkehrung. Die Verletzung der politischen Moral zerstört auch ihrerseits die gute Sitte des Volkslebens. Völlig unhaltbar ist die Annahme, daß Mißgriffe und Frevelthaten der Machthaber sich auf öffentliche Angelegenheiten beschränken lassen, ohne die Rechtsgüter der Einzelnen zu berühren. Wer die öffentliche Moral beleidigt, wer seine Uebermacht mißbraucht gegenüber dem schwachen Nachbarstaat, wer seine wirthschaftliche Ueberlegenheit gegenüber seinen Mitmenschen rücksichtslos ausnutzt, erschüttert in seiner Kurzsichtigkeit auch die Grundlagen, auf denen das Recht jedes Einzelnen, der Friede des bürgerlichen Hauses beruht.

Das letzte Echo, das die Ausschreitungen der Parteien, die Willkür der Despoten und der Machtmißbrauch der Regierenden aus dem Hintergrunde kommender Geschlechter hervorrufen, ist das Verbrechen der Einzelnen. Nicht nur für das Privatleben, auch für die politischen und kirchlichen Parteien, für Regenten und Dictatoren, gilt zum Heile der Menschheit das Wort, welches alle anderen gesellschaftlichen Satzungen in sich schließt: Du sollst nicht begehren deines Nächsten Recht!

Digitized by Google

Wissenschaftliche Zustände der Gegenwart.

Rede zur Geburtstagsfeier des Kaisers in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 23. März 1882

gehalten von

E. du Bois-Reymond *).

Wenn Friedrich's des Großen und Leibniz' Gedenktag die Akademie in die Zeiten ihrer ersten Entstehung und ihrer Wiedergeburt versetzen, so lenkt die heutige Feier den Blick auf die Gegenwart.

Wer, seiner Natur nach ein Akademiker alten Schlages, am liebsten fern vom Lärm des Marktes, vom Hader der Agora, ja vom erfreulichen Gedränge des Lehrsaales ein beschauliches Leben führte, nur bedacht auf Häufung von Wissensschätzen, Lösung geistiger Aufgaben, Erweiterung des inneren Gesichtskreises: der sehnt sich jetzt wohl manchmal nach der ungestörten Ruhe, dem behaglichen Halbdunkel einer mittelalterlichen Benedictinerzelle. Glückliche Mönche von Monte Casino, von Montserrat! Wohlgeborgen im trüben Gewoge der Völkerfluth, saht Ihr aus Eurer stillen Höhe herab auf die Welt, deren Kampf und Qual Euch nicht anfocht.

Aber längst sind die Pforten gesprengt, gefallen die Mauern. Mißtönig bescheint der grelle Tag Gerümpel und Staub in Faust's Studierzimmer. Das unerbittliche Heute duldet kein friedseliges Traumleben mehr. Wir brauchen keinen Mephisto, uns in's wirkliche Leben zu locken: mit tausend bald derben, bald schmeichelnden Händen packt es uns, und statt des Zaubermantels ist uns das Dampfroß genug. Wir haben nur Mühe, diesen Forderungen zu widerstehen; im Strudel, der uns mit sich reißt, unsere Besinnung zu behalten: die uns auferlegte äußere Arbeit zu verrichten, und doch der inneren Arbeit treu zu bleiben, welche unser eigenster Beruf ist. Wir können nicht mehr, wie Unseresgleichen in früherer Zeit, frei persönlichen Neigungen folgen, nur die Gaben pflegen, die etwa ein Gott uns verlieh. Von Kindheit an gehören wir dem Staat. Jede Ausnahmsstellung schwand. Prüfungen, Kriegsdienst, Bürger-

*) Aus den Sitzungsberichten der Akademie mitgetheilt vom Verfasser.

Digitized by Google

pflichten sind Allen gemein; und sogar der Politik sich nicht ganz zu entziehen erscheint als Gebot, mag man auch den unverhältnißmäßigen Platz tadeln, den ihre unfruchtbaren Aufregungen, ihre Eintagstriumphe, ihr widriges Parteigezänk im heutigen Culturleben einnehmen.

Und wie wenig erquicklich ist, in mancherlei Hinsichten, dieses Lebens jüngste Gestaltung! Die Hydra krankhaft gesteigerten Nationalgefühles erhebt rings Haupt um Haupt, und entzweit sogar die bisher als Glieder Einer Gemeinde sich fühlenden Gelehrten verschiedener Länder. Völker, die für ihren Ruhm noch nichts thaten, als gelegentlich sich wacker schlagen, machen laut prahlend den Vorrang solchen streitig, die ein Jahrtausend geistigen Schaffens hinter sich haben. Statt dynastischer drohen ungleich gräßlichere Rassenkriege, ohne daß Religionskriege viel anders als dem Namen nach aufhörten. Wurden nicht die beiden letzten Jahre Zeugen einer Bewegung, deren Schmach wir bei uns für so unmöglich hielten wie Folter, Hexenprocesse und Menschenhandel? Dabei unterfängt sich sentimentale Ignoranz, deren immerhin wohlmeinendes Treiben sich von verläumderischer Angeberei und sträflichem Hetzen in seiner Wirkung nicht unterscheidet, wissenschaftliche Untersuchungsmethoden als frevelhaft zu brandmarken, welche Robert Hooke im Schoße der alten Royal Society, der gottesfürchtige Haller unbedenklich übten.

Aber auch die neuere Entwickelung des wissenschaftlichen Lebens selber läßt wenig ansprechende Züge erkennen. Bis zum Verschwinden selten ward beim nachwachsenden Geschlecht langathmiges, idealen Zielen aufopfernd zugekehrtes Streben. Auf hohen Ruhm verzichtend bringen tausend emsige Arbeiter täglich zahllose Einzelheiten hervor, unbekümmert um innere und äußere Vollendung, nur bemüht, einen Augenblick die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen und den besten Preis für ihre Waare zu erschwingen. An Stelle edler Hetärien trat in oft sehr gehässiger Form rücksichtsloser Kampf um's Dasein. Die Einen blicken auf die Anderen mit den Empfindungen von Goldgräbern, jedoch mit weniger Vertrauen, denn in den Diggings herrscht eine Art Recht. Wer einen reichen Claim erwarb, kann ihn ruhig ausbeuten, ohne daß Andere sich in den Mitbesitz drängen.

Der Strom der Erkenntniß spaltet sich in immer zahlreichere, immer unbedeutendere Rinnsale, und läuft Gefahr, in Sand und Sumpf sich zu verlaufen. In der vorwärts treibenden Hast gilt jeder Stillstand zum Ueber- oder Rückblick für Zeitverlust. Mit der geschichtlichen Betrachtung ging einer der fruchtbarsten Keime des Großen verloren, Carlyle's Hero-worship; mit der zusammenfassenden Uebersicht die Möglichkeit, die einzelnen Zweige der Wissenschaft miteinander zu vergleichen, den einen den anderen erhellen und befruchten zu lassen. An Stelle gesunder Verallgemeinerung aber regt sich wieder in Deutschland die erbliche Neigung zu ungezügelter Speculation. Im Abscheu der falschen Naturphilosophie erwachsen, müssen wir erleben, daß das uns folgende Geschlecht, welches wir strenge geschult zu haben glaubten, in Fehler zurückfällt, von denen das Geschlecht vor uns sich zürnend abwandte.

Allgemein endlich klagt man, daß, je freigebiger Laboratorien und Seminare ausgestattet seien, je reichlichere Mittel zu wissenschaftlichen Reisen und Unter-

Digitized by Google

nehmungen aller Art fließen, um so gleichgültiger verhalte sich die Jugend gegenüber Schätzen und Spenden, die zu unserer Zeit, ach! uns so hoch beglückt hätten; und um so seltener werden Erscheinungen, die über die Mittelmäßigkeit hinausragen.

Zu diesen bedenklichen Zeichen in der Wissenschaft selber kommt noch die Umgestaltung des menschlichen Daseins durch die neuere Entwickelung der Technik, welche die durch die Entdeckung Amerika's, die Erfindung des Schießpulvers und der Buchdruckerkunst herbeigeführte weit übertrifft. Die Fülle der dabei in's Spiel kommenden Mittel und Kräfte wirkt durch unzählige Verkettungen auf alle Kreise und Schichten der Gesellschaft zurück, und der endliche Sieg des Utilitarismus, dessen Lehren ohnehin der Menge stets einleuchteten, scheint nah.

So sieht man für die reine Wissenschaft mit Besorgniß einer schlimmen Zeit entgegen, ohne bestimmte Hoffnung auf baldigen günstigen Umschwung. Fast ist es, als wohnte man einer allmälig unaufhaltsam sich vollziehenden Wandlung bei, wie die Erdoberfläche sie in geologischen Urzeiten erfuhr, wo im Gefolge geographisch-physikalischer und klimatischer Aenderungen eine sogenannte Schöpfungsperiode einer anderen wich, — und die Rolle der untergehenden Schöpfung fiele uns zu. Die Akademien wären gleichsam aus der früheren in die neue Schöpfung vereinzelt herüberragende Gestalten von fortan zweifelhafter Berechtigung zum Dasein, wie Thier- und Pflanzenwelt einige bieten. In der That, man braucht kein sehr feines Ohr, um die mißgünstigen Fragen zu vernehmen: Wozu diese starren Formen inmitten eines unbekümmert daran vorbeirauschenden Lebensstromes? Inmitten allgemeiner Demokratisirung, wozu ein goldenes Buch? Oder um das epidemische Wort auszusprechen, wozu ein Gelehrtenring?

Das sind die Betrachtungen, in denen sich heutzutage einer der modernen Heraklite ergehen könnte, ein Adept jener zum Pessimismus sich zuspitzenden Weltweisheit, welche man als neueste Phase des deutschen Philosophirens preist. Uns Berliner Akademikern wird es vielleicht gestattet sein, bei unseres Stifters Optimismus zu bleiben.

Um den heutigen Zustand der Wissenschaft, des einzelnen Forschers, der gelehrten Körperschaften richtig zu beurtheilen, muß man sich gleichsam aus dem Gewühl der Einzelkämpfe auf eine Höhe begeben, von der man den Gang der Schlacht, den Zusammenhang der fortschreitenden Massen, den sich schließenden siegreichen Kreis, den sich verwirklichenden Plan übersieht; und eine moderne Völkerschlacht ist schwerer mit dem Blick zu umfassen, als ein Homerisches Scharmützel. Vom richtigen Standpunkte zeigt sich dann das tröstliche, ja erhebende Gegentheil von dem, was bei engem Gesichtskreise zum Theil schief und unvollständig erfaßt, im Vorigen beklagt wurde. Nie war die Wissenschaft entfernt so reich an den erhabensten Verallgemeinerungen. Nie stellte sie in ihren Zielen, ihren Ergebnissen eine großartigere Einheit dar. Nie schritt sie rascher, zweckbewußter, mit gewaltigeren Methoden voran, und nie fand zwischen ihren verschiedenen Zweigen lebhaftere Wechselwirkung statt. Endlich nie hatten Akademien überhaupt einen so offenbaren Beruf, und übte wenigstens die unsrige einen größeren Einfluß.

Digitized by Google

So ungerecht ist die Anschuldigung, die heutige Wissenschaft zersplittere sich in Einzelheiten, daß man bis auf Newton's Zeit zurückgehen muß, um einem Beispiel einer ähnlichen Erweiterung unserer theoretischen Vorstellungen zu begegnen, wie sie der Lehre von der Erhaltung der Energie und von der Bewegung, die wir Wärme nennen, entsprang. Wie damals der Fall der Körper, die Bewegung der Gestirne, Brechung und Beugung des Lichtes, Capillarität, Ebbe und Fluth als Aeußerungen derselben Eigenschaften der Materie erkannt wurden, so umfaßt, durch die Arbeiten unserer Generation von Forschern, jetzt ein Princip die Gesammtheit der dem Versuch, der messenden Beobachtung und der Rechnung zugänglichen Erscheinungen: Mechanik, Akustik, Optik, den Proteus Elektricität, die Wärme und die spannkräftigen Phänomene der Gase und Dämpfe. Dies Princip ist nicht bloß, wie die allgemeine Schwere, ein gegebener Erfahrungssatz, es trifft zusammen mit der letzten Grundbedingung unseres Intellects. Daher sein heuristischer Werth; deshalb reicht es weit über den Bereich seiner strengen Bewährung hinaus. Es erlaubt den Aether zu wägen und die Atome zu messen. Der durch die Sonnenstrahlung unterhaltene Kreislauf der Gewässer auf Erden gehorcht ihm wie der durch dieselbe Strahlung bewirkte Kreislauf der Materie durch Pflanze und Thier. Vor- und rückwärts den „Corridoren der Zeit" entlang, wie jüngst der Königliche Astronom von Irland in kühner Metapher sich ausdrückte[1], führt es den Weg, und beantwortet jene für den Denker sehr praktischen Fragen nach Anfang und Ende der Welt, mit Angabe der Fehlergrenzen, als handelte es sich um Messung im Laboratorium. Aber dieselbe Zauberformel läßt sich auch zu praktischer Auskunft im gewöhnlichen Sinne herbei, und zeigt dem Maschinenbauer, wie er mit der kleinsten Menge Kohle den verlangten Erfolg in Gestalt mechanischer Kraft, elektrischen Stromes oder Lichtes erzielt.

Die anorganische und die organische Chemie, von Anbeginn geschieden, erkennen jetzt in der Quantivalenz der Atome einen Alles beherrschenden Grundgedanken an.

Wie Mechanik und Physik in der Erhaltung der Energie, die Chemie in der Werthigkeitslehre ihren Leitstern fanden, so wurde das Gebiet des Lebens durch die Descendenztheorie zu Einem Bilde zusammengefaßt, welches die unermeßliche Gestaltenfülle der Gegenwart mit den unscheinbaren Spuren entlegenster Vergangenheit in einem Rahmen vereint. Der Bann der Cuvier'schen Anschauungen, dem sich Johannes Müller widerstrebend fügte, ist gebrochen. An Stelle des leblosen Systems der älteren Schule schwebt uns jener Darwin'sche Baum vor, in dessen immergrüner Krone der Mensch selber nur ein Zweig ist. Wie zu Sammlungen ausgestopfter oder in Weingeist bewahrter Thiere zoologische Gärten und Stationen, zu Herbarien botanische Gärten, so verhält sich zur älteren Wissenschaft die neue Kunde von Pflanze und Thier, die Biologie. Eine gleichsam zu den einzelnen Lebensformen auseinandergefallene Entwickelungsgeschichte, führt sie durch Paläontologie und Geologie zurück bis zur feurig flüssigen Jugend unseres Planeten, und reicht hier in der Nebularhypothese der Lehre von der Erhaltung der Energie die Hand, während Anthropologie, Ethno-

Digitized by Google

graphie, Urgeschichte die Brücke schlagen zur Linguistik, der Erkenntnißtheorie und den historischen Wissenschaften.

Die Betrachtung der Lebensvorgänge an sich, die Physiologie, hat die Larvenhülle des Vitalismus abgestreift, und sich als angewandte Physik und Chemie entpuppt. Während der ersten Hälfte des Jahrhunderts gaben sich die Physiologen in Deutschland, wie in England und Frankreich zum Theil noch heute, nur mit Morphologie und höchstens Thierversuchen ab; seit einem Menschenalter sind bei uns alle geistigen und instrumentalen Hilfsmittel des Physikers, alle Künste des Chemikers im physiologischen Laboratorium eingebürgert, und erhielten sogar daraus manchen Zuwachs. Nichts beweist besser die rege Wechselwirkung der verschiedenen Wissenszweige in der Gegenwart, als daß Versuche über Urzeugung der Chirurgie zum größten Fortschritt verhalfen, der ihr seit Ambroise Paré gelang, der Pathologie zur Einsicht in das Wesen der verheerendsten Infectionskrankheit, der Lungentuberculose.

Auch Wissenschaften, deren Kreise früher kaum je sich schnitten, näherten sich einander. Die Siege der inductiven Methode machten Historiker und Sprachforscher wie Thomas Buckle und Max Müller begierig, sich derselben Vortheile zu bemeistern, da sich denn ergab, daß zwischen ihrer Thätigkeit und der des Naturforschers im Grunde kein so großer Unterschied ist: natürlich nicht, denn Induction ist in der Praxis nur scharfsinnig angewendeter gesunder Menschenverstand. Dem Ineinandergreifen archäologischer und naturwissenschaftlicher Bemühungen verdanken wir eine grundlegende Errungenschaft der Neuzeit, die von den dänischen Gelehrten Forchhammer, Steenstrup, Thomsen, Worsaae im Verein geschaffene Lehre von den Urzuständen der Menschheit, welche oft reizvoller ist, als wirkliche Geschichte.

Es wäre überflüssig, dies Bild weiter auszumalen. Wie es ist, genügt es zum Beweise, daß nur trüglicher Anschein uns die heutige Wissenschaft in lauter einseitig geführte, gegen einander abgegrenzte Einzeluntersuchungen aufgelöst zeigt, und daß die Behauptung, ihr fehle es an allgemeinen Gedanken, den Wald vor Bäumen nicht sieht. Aber freilich, daß in den nächsten Jahrzehnten nicht gleich wieder Theorien solcher Tragweite an's Licht treten werden, wie Erhaltung der Energie und Abstammungslehre, ist schon deshalb wahrscheinlich, weil kaum eine dritte gleich folgenschwere Theorie denkbar ist. Daher mag sich wohl wiederholen, was Dove etwa von der Mitte des vorigen Jahrhunderts sagt: „Dem Impulse, welchen die Naturwissenschaft zur Zeit Newton's durch das Zusammenwirken jener großen Talente erhielten, entspricht nicht ein ebenso rascher Fortschritt in der folgenden Periode. Es bedurfte einer Zeit, jene Gedanken, welche in den verschiedenen Gebieten auf eine so großartige Weise angeregt worden waren, zu verarbeiten, sie im Detail der Erscheinungen zu rechtfertigen, das skizzirte Schema durch den Inhalt zu erfüllen, welchen schärfere Beobachtungen in immer größerem Reichthume darboten." [2]

Zugleich mit den zu verarbeitenden allgemeinen Gedanken entstanden nun auch noch Untersuchungsmethoden wie Spectralanalyse und Chronoskopie, welche ehedem ganz ungeahnte Aufschlüsse ermöglichen. Den beobachtenden Wissenschaften führen nicht nur der gleichfalls über jeden früheren Begriff gesteigerte Welt-

Digitized by Google

verkehr, die so viel häufigeren wissenschaftlichen Reisen eine überschwengliche Fülle neuen Stoffes zu, sondern auch in den zoologischen Stationen erschloß sich ihnen eine für lange Zeit unerschöpfliche Fundgrube. Die in großem Stil, auf den verschiedensten Punkten des alten Culturbodens methodisch betriebenen Ausgrabungen überschütten die Alterthumsforscher mit einem Uebermaß von Funden, welches den Fleiß von Generationen herausfordert.

Was kann da erwünschter sein, als daß Scharen von Arbeitern, die sich an Lösung beschränkter Aufgaben genügen lassen, mit rastloser Geschäftigkeit alle Plätze besetzen? Warum soll es nicht im Betriebe der Wissenschaft, wie in dem einer Fabrik, Leute am Schraubstock geben, die vortreffliche Dienste leisten, wenn sie auch nicht wissen, was aus dem Stücke wird, an dem sie feilen, Werkführer, die es einzufügen verstehen, doch über die Bestimmung des Ganzen noch im Unklaren sind, und noch weiter blickende, tiefer eingeweihte Meister?

Was Wunder sodann, daß in der erstaunlich angewachsenen Menge der Berufenen nicht Alle auserwählet und gleich reines Herzens, nicht alle Gäste der Hochzeit werth sind? Ueber Mangel an hervorragenden Talenten bei gehobenem allgemeinem Stande der Bildung klagt auch die Kunst; abgesehen von Zufälligkeiten in der Erzeugung von Talenten liegt vielleicht nur Täuschung vor durch die unmerkliche Abstufung so vieler Mitbewerber. Der Ueberfluß an dargebotenen Hilfsmitteln entwerthet diese naturgemäß nach bekannten Gesetzen der Statik der Leidenschaften. Endlich wenn bei bedenklichen gesellschaftlichen Zuständen nicht bloß absolut, sondern auch relativ mehr junge Leute sich finden als sonst, denen Wissenschaft nicht die hohe, die himmlische Göttin, sondern eine milchende Kuh ist: so verschlägt das dem großen Ganzen wenig. Hier, wie in vielen anderen menschlichen Dingen, sprechen ethische und ästhetische Forderungen leider erst in zweiter Linie mit.

Vielmehr kommt Alles darauf an, daß etwas, weniger darauf, wie es geleistet werde. Je fleißiger und an je mehr Stellen aus irgend welchen Beweggründen geschafft wird, um so schneller geht die scheinbare Stockung vorüber, um so sicherer und breiter wird für neue große Aufstellungen der Grund gelegt. Mag es Jahre dauern oder Jahrzehnte, der Tag erscheint, wo nicht mehr zerstreut durch einen Schwarm vor Allem Erledigung heischender Fragen, die Forschung ihre Kräfte zum Angriff auf die höchsten uns jetzt vorschwebenden Aufgaben sammelt: Was ist Schwere? Was Elektricität? Was der Mechanismus chemischer Verbindung? Und was die Zusammensetzung der bisher unzerlegten Stoffe? Sie wird sie lösen, denn je unbedingter wir Grenzen des Naturerkennens setzen, um so zuversichtlicher bauen wir auf die Möglichkeit des Erkennens innerhalb dieser Grenzen. Jenseit jener Aufgaben thürmen sich dann andere; und so wiederholt sich in's Unbestimmte der periodische Wechsel im Entwickelungsgange der menschlichen Erkenntniß.

Das unvergleichliche Schauspiel, zu welchem Paris die gebildete Welt im vorigen Herbste lud, zeigte nicht nur, daß trotz dem Völkerzwist die Wissenschaft ihre verbindende Kraft noch übt, sondern es lehrte zugleich besser als alle Worte, daß, wenn die blendende Entfaltung der Technik in der Neuzeit den Sinn für die reine Wissenschaft abstumpft, sie anderweitig diesen Schaden tausendfach ver-

Digitized by Google

gütet. Die elektrischen Apparate von vor dreißig Jahren faßte ein mäßig geräumiges Zimmer; die heutigen, freilich meist in mehreren Exemplaren vorhanden, füllten ein Weltausstellungsgebäude. Zu Hrn. Wiedemann's Lehre vom Galvanismus und Elektromagnetismus bemerkte Eilhard Mitscherlich, nichts zeuge beredter von der Macht des Menschengeistes, als dies mit lauter Thatsachen, welche Physiker schufen, erfüllte Buch. Tief in Gedanken durchwandelte man, dies Wort erwägend, den von elektrischem Licht durchblitzten, von elektrischen Triebwerken durchsausten Zauberpalast der Elysäischen Felder.

Man spricht von Amerikanismus in unfreundlichem Sinne, indem man damit den cynisch auf den Schild gehobenen Utilitarismus meint. Aber wer empfand nicht für das alte Europa patriotische Beklemmungen bei den Wundern des Telephons, des Phonographen? oder bei der Kunde von der durch Asaph Hall mit Alvan Clark's Objectiven bestätigten Entdeckung der Astronomen von Laputa?[3] Fast kein Jahr vergeht, ohne daß uns die Zeitungen von einer neuen großartigen Stiftung für Zwecke der reinen Wissenschaft Nachricht geben, welche amerikanischer Bürgersinn durch Privatmittel, wie sie diesseit des Wassers nur England kennt, in's Leben rief. Die Namen amerikanischer Geschichtschreiber, Denker und Sprachforscher werden mit den besten genannt, und sind besonders dieser Akademie werth und theuer. Wir müssen uns an den Gedanken gewöhnen, daß, wie der volkswirthschaftliche Schwerpunkt der civilisirten Welt wohl schon jetzt, nach Art des Schwerpunktes eines Doppelsterns, zwischen Altem und Neuem Continent im Atlantischen Ocean liegt, so auch der wissenschaftliche Schwerpunkt mit der Zeit sich stark nach West verschieben werde. Genug, Europa mag sich hüten, daß seiner Wissenschaft der ihm durch die Chauvins aller Nationalitäten aufgezwungene Militarismus nicht gefährlicher werde, als der amerikanischen der Utilitarismus.

In einem Punkt indeß, darauf können wir wohl rechnen, wird uns die Hegemonie sobald nicht entwunden. Das Zusammenwirken einer in festen Formen stets zur Vollzähligkeit ergänzten, die Gesammtheit des Wissens möglichst vertretenden, vom Staate getragenen Körperschaft, deren Alter und ruhmvolle Vergangenheit ihren Entscheidungen Gewicht verleihen, ist ein auch durch die größten Mittel und Anstrengungen nicht über Nacht zu schaffendes Moment. Geniale Erfinder, einzelne noch so verdienstvolle Gelehrte und Forscher vermögen im wissenschaftlichen Leben einer Nation Akademien nicht zu ersetzen. Natürlich war die Hauptsache, daß das Telephon erfunden wurde; bezeichnend ist doch, daß dessen Erklärung Mitgliedern unserer Akademie vorbehalten blieb.[4]

Zur Zeit der Gründung der älteren Akademien machten diese fast allein die wissenschaftliche Welt aus. In den Universitäten hatten die sogenannten professionellen Facultäten noch ganz die Oberhand über die philosophische, in welcher classische Philologie vorwog. Die Akademien verkehrten wohl unter sich, wirkten aber kaum anders als durch Preisaufgaben auf die ihnen sehr fremd gegenüberstehende Außenwelt. Auch noch bei den vergleichsweise idyllischen Zuständen der ersten Hälfte des Jahrhunderts durften sie mehr auf Erfüllung ihres inneren Berufes, ihre eigenen wissenschaftlichen Arbeiten sich beschränken.

Bei dem massenhaften Zudrange von Kräften aller Art und jedes Ranges,

Digitized by Google

der atomisirenden Zersplitterung der Arbeit um uns her, bei den ungeregelten Anmaßungen, dem kurzen Gedächtniß, dem überhandnehmenden banausischen Treiben des heutigen Geschlechtes ward den Akademien neben dem inneren noch ein wichtiger äußerer Beruf. Ihres Amtes ist es, in der Theilung der Arbeit den Zusammenhang, in der Flucht der Tageserscheinungen die Einsicht in das Werden der Erkenntniß zu wahren. Neben den gefährlichen Verlockungen der Technik sollen sie den reinen Reiz der Wissenschaft zur Geltung bringen. Deren Heiligthum, die Methode, ist in ihrer Hut; in Deutschland aber, wo die falschen Götter verworrener Speculation immer wieder willige Baalsdiener finden, liegt ihnen noch besonders ob, diese Götzen, wo sie eingeschmuggelt werden sollten, aus dem Tempel zu werfen und deren Priester von sich zu stoßen.

Die nothwendige Ergänzung einer Wirkung der Akademien nach außen ist nicht minder lebendige Rückwirkung von außen auf die Akademien, eine Wechselwirkung, zu der es schneller und schlagfertiger Organe bedarf. Solchen Anforderungen „dieser raschen wirbelfüß'gen Zeit" genügten die altehrwürdigen, aber etwas schwerfälligen Formen nicht, in denen unsere Körperschaft sich seit Jahrzehnten behaglich bewegte. Es versagten den Dienst unsere träg und unregelmäßig erscheinenden „Monatsberichte", welche im Kampf mit zahllosen um Licht und Luft ringenden Fachzeitschriften erstickten.

Die Akademie hat daher in ihren Einrichtungen und ihrem Geschäftsgange ziemlich eingreifende Aenderungen getroffen, welche im vorigen Jahre die Sanction ihres unmittelbaren Beschützers, Seiner Majestät des Kaisers und Königs, erhielten. Sie hat unter Anderem die Zahl ihrer Classensitzungen auf Kosten der Gesammtsitzungen verdoppelt, und um mit der Entstehung neuer Zweige der Wissenschaft einigermaßen Schritt zu halten, die Zahl ihrer ordentlichen Mitglieder um vier erhöht.

Dem schon länger bewährten Beispiel ihrer berühmten Pariser Schwester folgend entschloß sie sich sodann nicht ohne Widerstreben zu einer Art der Veröffentlichung ihrer Verhandlungen, welche durch wöchentliche „Sitzungsberichte" dem Bedürfniß schnellster Bekanntwerdung der Mittheilungen sowohl von Mitgliedern der Akademie, wie von Fremden genügt. Doch bleibt bei unserer Einrichtung die Möglichkeit, im gleichen Rahmen auch wie früher ausführlicheren und minder dringlichen Darlegungen Platz zu gewähren. Das Aeußere der neuen „Berichte" soll, wie hoffentlich ihr Gehalt, der ersten wissenschaftlichen Körperschaft des Reiches sich würdig zeigen; und um dem mathematisch-naturwissenschaftlichen Leserkreise den ihn näher angehenden Theil des Stoffes der Sitzungsberichte in bequemerer Form darzubieten, beschloß die physikalisch-mathematische Classe einen Auszug aus diesen Berichten unter dem Titel: „Mathematische und naturwissenschaftliche Mittheilungen" zu veranstalten.

Nicht leicht bleiben gegenwärtig, wenigstens in der Naturwissenschaft, irgend bedeutende und zugängliche Fragen länger unbearbeitet. Stellung von Preisfragen und Krönung der besten Antwort passen daher weniger für unsere Zeit, als die bei den praktischen Engländern übliche Belohnung hervorragender, schon veröffentlichter Leistungen. Theils wegen des Wortlautes der Vermächtnisse,

Digitized by Google

denen sie die Mittel zu mehreren ihrer Preise verdankt, theils aus anderen Gründen hat indeß die Akademie im Wesentlichen die erstere Art der Preisvertheilung beibehalten. Nur wird sie fortan in größeren Zwischenräumen höhere Preise ausschreiben, und wenn eine Preisfrage nicht befriedigend beantwortet wurde, steht es in ihrer Macht, dem Urheber einer nicht über drei Jahre alten hervorragenden Leistung auf gleichem Gebiet die Preissumme als Ehrengabe zu überweisen.

Für das Wesen der Akademie ist es entscheidend, daß sie unter dem Schutze des Staates, daß seine Auctorität hinter der ihrigen steht, soviel dies in wissenschaftlichen Dingen denkbar und wünschenswerth ist. Der Staat bekundet so den Antheil, den er an der Wissenschaft als solcher, an idealen Bestrebungen nimmt. Er drückt dies zunächst durch die Mittel aus, die er der Akademie zu wissenschaftlichen Zwecken zur Verfügung stellt. Im Getöse der großen Zeitereignisse fand es zu wenig Beachtung, daß eine der ersten Anwendungen, welche der preußische Staat von seinen erweiterten Hilfsquellen machte, eine Erhöhung der jährlichen Dotation der Akademie war. Von dem dadurch bewirkten Umschwung in den Verhältnissen der Akademie zeugen die Werke, welche nun fast jährlich auf allen Wissensgebieten mit unserer Unterstützung erscheinen; die Untersuchungen aller Art, von epigraphischen und diplomatischen bis zu mikrographischen und paläontologischen Studien, zu denen wir die Mittel hergeben; das Dampfschiff der zoologischen Station in Neapel, in dessen Kosten wir uns mit dem Staate theilten. Um die Akademie krystallisirt sind mehrere literarische Unternehmungen, deren Ruhm auf sie zurückfällt, wie auch Stiftungen und Institute, deren Mittel ihr zu Gute kommen, sofern sie mehr oder minder unmittelbar darüber verfügt. Fast nie sind wir ohne Reisende, die in entfernten Welttheilen in unserem Namen und Auftrage theils sammeln, theils an Ort und Stelle die Natur oder Denkmäler des Alterthums befragen. Die Namen der Reisenden der Humboldtstiftung, um nur von dieser zu reden, Hensel, Schweinfurth, Buchholz, Hildebrandt, Sachs, Fritsch, sind im Munde aller Kundigen, und zum Theil mit äußerst wichtigen Erfolgen verknüpft. Die Akademie wird sogleich die Berichte vernehmen, welche ihr über den Fortgang jener Unternehmungen und die Thätigkeit eines Theils der ihr verbundenen Stiftungen und Institute nach unserer neuen Geschäftsordnung heute zu erstatten sind. Die Behauptung, daß ihr Einfluß nie größer war, als in diesem Augenblick, wird durch die stattliche Reihe dieser Berichte vollauf bestätigt.

Die erste aller Akademien, jene platonische, von der unlängst Hr. Curtius an dieser Stelle ein beredtes Bild entwarf[5], entstand in einem Freistaat. Seitdem brachte kein republikanisches Gemeinwesen eine dauernde und bedeutende Schöpfung der Art hervor. Nach Hrn. de Candolle's Statistik stellte von Mitte des vorigen bis zu Mitte dieses Jahrhunderts die Schweiz das relativ größte Contingent zu den auswärtigen und correspondirenden Mitgliedern der Pariser und Berliner Akademien und der Royal Society[6]; sie selber gründete keine Akademie. Der Ursprung der Royal Society verliert sich in die Stürme der Commonwealth[7]; doch waren es nicht Cromwell's Puritaner, welche menschlichem Wissen eine Stätte bereiteten, und der Namen der jungen Gesellschaft, der auf die anderen

Digitized by Google

gelehrten Vereine Englands, sogar die Göttinger Gesellschaft überging, verräth das Bestreben, sich an monarchische Institutionen anzulehnen. Daß Volksherrschaft Akademien nicht fromme, davon zeugen Bailly's und Lavoisier's blutige Häupter, Condorcet's düsteres Ende. Vollends im socialdemokratischen Staat, der nur das gemeine Nützlichkeitsprincip kennt, wäre für sie kein Platz.

Nicht bloß weil in Preußen Staat und Krone stets Eins waren, führt unsere vom Staat unterhaltene, beschützte und gestützte Körperschaft den Titel einer Königlichen mit besserem Recht, als mehrere sich so nennende gelehrte Gesellschaften. Keine von diesen hatte zum Herrscherhause ihres Landes so stetige innige Beziehungen. Der Hohenzollern eigenste Schöpfung, durch gute und böse Zeiten von Preußens Königen auf Händen getragen, zählte die Berliner Akademie sogar deren größten zu ihren Mitarbeitern. Oft schon wurde hier diesen Erinnerungen freudig dankender Ausdruck gegeben; heut erscheint ein Wort am Platze, welches aussprechen zu dürfen unser stolzes Vorrecht ist.

Kaiser Wilhelm als den sieghaften Helden, den Wiederaufrichter des Reiches Deutscher Nation, den Schiedsrichter des Welttheils, den mächtigsten Kriegsherrn und wahren Friedensfürsten, als eine der wunderbarsten Gestalten zu preisen, von welchen einst die Geschichte erzählt, ist Anderer Beruf. An uns ist es zu sagen, was geringeren Wiederhall in der Welt findet, aber in den Augen derer, die an Dingen des Geistes theilnehmen, doch auch ein Lorberblatt in seinem Kranze bedeutet, — daß auf solcher Höhe des Daseins, im Drange so gewaltiger Staatsactionen, unter dem Druck so verzehrender Sorgen, in der Spannung so weltbewegender Fragen, Kaiser Wilhelm, im Geiste seines Hauses, für seine Akademie der Wissenschaften stets ein freundlich offenes Ohr gehabt hat.

Anmerkungen.

[1] (S. 270.) Robert S. Ball, A Glimpse through the Corridors of Time. Lecture delivered at the Midland Institute, Birmingham, October 24, 1881. — In: The Popular Science Monthly. New-York 1882. vol. XX. p. 479.

[2] (S. 271.) Die neuere Farbenlehre mit anderen chromatischen Theorien verglichen. Programm vom kgl. Friedrich-Wilhelms-Gymnasium. Berlin, 1836. 4°. S. 4.

[3] (S. 273.) Asaph Hall entdeckte im August 1877 mit dem Washington Refractor zwei Marsmonde, durch Madan in Eton Phobos und Deimos getauft, von denen Phobos etwa $^4/_9$ Marsdurchmesser vom Mittelpunkt des Planeten entfernt ihn in etwa $7^1/_8$ Stunden umkreist, während der etwa $3^1/_3$ Durchmesser entfernte Deimos dazu etwa 30 Stunden braucht. Man erinnerte sich sogleich in England, daß in Gulliver's Reisen Swift die Astronomen der schwebenden Insel Laputa, bei deren Schilderung er sich übrigens als roher Utilitarier gibt, zwei Marsmonde entdecken läßt, deren einem 3 Durchmesser entfernten er 10, dem anderen 5 Durchmesser entfernten er $21^1/_2$ Stunden Umlaufszeit zuschreibt (Gulliver's Travels etc. P. III. Chap. III, in: The Works of Dr. Jonathan Swift etc. Edinburgh 1768. vol. V. p. 102. 103).

[4] (S. 273.) E. du Bois-Reymond, In den Verhandlungen der Berliner physiologischen Gesellschaft, Sitzung vom 30. November 1877 (Archiv für Physiologie, 1877. S. 573. 582); — Helmholtz in den Monatsberichten der Berliner Akademie, 1878. S. 488.

[5] (S. 275.) Sitzungsberichte der Akademie, 1882. St. IV. 26. Januar. S. 13.

[6] (S. 275.) Histoire des Sciences et des Savants depuis deux Siècles. Genève 1876. p. 176.

[7] (S. 275.) Arabella B. Buckley, A short History of Natural Science etc. London 1876. p. 124 sq.

Digitized by Google

Nahrungssorgen.

Von

Salvatore Farina[1]).

Aus dem Italienischen von **Ernst Dohm.**

I.

Als mein Sohn zur Welt kam, war mein Schwiegervater ganz außer Rand und Band. Kaum hatte er das Schreien des Neugeborenen vernommen, da packte er mich an einem Arm und sah mich verzückten Blickes an; dann zog er mich hinter sich her, als wäre ich ein widerspenstiger Vater, der sich weigerte, seine Nachkommenschaft anzuerkennen.

So kam ich, unvorbereitet auf die Freude, bis an die Schwelle unserer neuen Liebe. Dort wollte mein Schwiegervater mich veranlassen, einen Augenblick draußen stehen zu bleiben, während er, auf Grund seiner großväterlichen Erfahrungen, hineingehen wollte, um das Geschlecht festzustellen. Allein auf das dadurch entstandene Geräusch, welches drinnen gehört worden war, öffnete sich die Thür, und der Arzt rief leise hinaus: „Still! Es ist ein Junge!"

Ich wollte zur Thür hinein; allein mein Schwiegervater, wie immer maßlos im Ausdruck seiner Empfindungen, fiel mir um den Hals, so daß ich kaum noch athmen konnte. Darauf ließ er mich los und sagte halblaut: „Still! Es ist ein prächtiger Junge!"

Wir traten ein. Kaum hatte meine blasse Evangelina mich erblickt, als sie in ihrem Bett mich anlächelte und die eine Hand mir entgegenstreckte. Ich eilte zu ihr, küßte sie auf die Stirn und flüsterte ihr einige Worte zu, die nur wir Beide verstanden. Gleichzeitig aber sandte ich einen prüfenden Blick in's Zimmer und auf meinen Schwiegervater, theils aus Eifersucht, daß er sich nicht eher als ich meines kleinen Geschöpfchens bemächtigte, noch mehr aber aus Furcht, daß er in seiner großväterlichen Begeisterung durch einen gar zu herzhaften Kuß oder sonst eine handgreifliche Liebkosung ihm einen Schaden zufüge. Ich natürlich fühlte mich berufen und befähigt, meinen Sohn auf dem Arm zu tragen!

[1]) Man vergl. „Deutsche Rundschau", December 1881, S. 454 („Vor seiner Geburt").
Die Redaction.

Digitized by Google

Aber wo war mein Sohn?

Der ungeduldige Großvater war auf den Fußspitzen an die neue Wiege herangeschlichen und hatte mit der größten Vorsicht ein Stückchen vom Saum der Musselingardine hochgehoben. Evangelina betrachtete ihn mit spöttischem Lächeln; ein gleiches Lächeln des Einverständnisses zeigte der Arzt und noch mehr Frau Gertrud.

„Wo ist er?" fragte ich leise.

Evangelina warf mir einen liebeseligen Blick zu, und das Deckbett ein wenig lüftend zeigte sie mir an ihrer Seite ein kleines Körperchen in schneeweiße Linnen gewickelt, und ein rosiges Gesichtchen, das aus den Spitzen eines übermäßig weiten Häubchens hervorguckte.

Ich erkannte ihn: er war es, mein Sohn!

Kaum fühlte er, wie die etwas kühlere Luft des Zimmers unter die Decke drang, als er die Augen öffnete. Ich rief ihn bei seinem Namen „Auguſt", und er sah mich ohne Staunen an. Nun ward ich dreister und streckte die Hand aus, da streifte ich mit einem Finger eine zarte und sammetweiche Wange. Er war ein artiges Kind; er ließ sich streicheln ohne zu schreien, und ich ermangelte nicht daraus zu schließen, daß er einen geduldigen und nachgibigen Charakter haben müsse.

Ich konnte mich nicht satt sehen an ihm: er war so hübsch! Als ich endlich das Haupt erhob und, obgleich ungern, meinen Sohn unter dem Deckbett wieder verschwinden ließ, sah ich mir gegenüber, am andern Rande des Bettes, seinen Großvater, der ihn mit offenen Augen und offenem Munde lautlos betrachtete.

„Hast Du ihn nun genug besehen?" fragte er mich. „Ich dächte, nun könntest Du auch mir einmal das Vergnügen gönnen!"

Und da ich ihm kein Gehör gab, sondern ihm sagte, daß unserem August die Wärme wohlthätig und es besser sei, ihn in Ruhe zu lassen, streckte er die Arme aus, und mit einer Miene, die einen Stein hätte erweichen können, packte er mein kleines Geschöpfchen und nahm es auf den Arm. Ehe ich es verhindern konnte, hatte er seine Beute ergriffen, trug sie im Zimmer auf und ab und war durchaus nicht geneigt, sie mir zu überlassen. Anfangs sah ich der Sache mit einiger Aengstlichkeit zu, dann folgte ich ihm Schritt vor Schritt wie ein Bettler, und zuletzt, da ich sah, daß mein Sohn es sich gefallen ließ, ohne zu schreien, stellte ich mich dicht neben Evangelina, nahm ihre Hand in die meine und lächelte mit ihr, dem Arzt und Frau Gertrud.

Das ging ganz gut, solange mein Schwiegervater sich begnügte, das Enkelchen anzuschauen, ihn „seine Wonne, seine Liebe" u. dgl. zu nennen, ihn anzulächeln, ihn leise auf den Armen zu schaukeln und ihm die Wangen mit den Fingerspitzen zu streicheln; als er aber, gefesselt von dem Zauber dieser Aeuglein, welche ihn erstaunt anstarrten, hingerissen von einem Lächeln dieser vermeintlichen kleinen Rosenlippen, ihm einen Kuß geben wollte, bekundete mein Sohn durch ein heftiges Geschrei, daß ihm die Küsse des bärtigen Geschlechts nichts weniger als angenehm seien. Schleunigst eilte ich zu seinem Schutz herbei, da ich von meinem Schwiegervater eine Wiederholung des Attentats befürchtete;

Digitized by Google

allein der arme Mann war ganz zerknirscht und wußte nicht, was er thun sollte, um den ungeduldigen kleinen Herrn zu beruhigen.

„Gib ihn mir!“ sagte ich sehr ernst zu ihm. Und ich sagte es ihm nicht nur, sondern ich gab ihm zu verstehen, daß er dem Vater gegenüber sofort ruhig zu gehorchen hätte.

„Gib ihn mir!“ wiederholte ich dringend. Mit höhnischer Miene sah er mich an und — gab mir das Kind.

War es Zufall oder eine Art von Wunder? Ich möchte mich nicht rühmen; aber mein Sohn beruhigte sich augenblicklich, schlug seine kleinen Augen auf und heftete sie wie verzückt auf mein Antlitz. Wohl fühlte ich die Demüthigung, die für den armen Großvater darin lag; allein in diesem Augenblick sah ich nichts, wollte ich nichts sehen, als die lieben kleinen Augen meines Sprößlings.

Ein Gelächter störte mich in meiner Betrachtung, ohne mich übrigens aufzuregen: mein Schwiegervater wollte sich rächen. Aber auch der Arzt lachte, ebenso Evangelina und schließlich auch Frau Gertrud. Da sah ich mich um.

„Sieh Dich im Spiegel an!“ flüsterte mein Schwiegervater.

Dicht neben mir hing der Wandspiegel meiner Frau; ich brauchte nur den Kopf zu wenden, als auch ich mich versucht fühlte, mich selbst auszulachen. Niemals hätte ich geglaubt, daß es mehr als eine Art gebe, seine erstgeborene Nachkommenschaft auf dem Arm zu tragen, noch weniger, daß es eine gebe, die lächerlicher wäre als alle übrigen. Gerade diese hatte ich erwählt; ich werde mich aber nicht damit aufhalten zu beschreiben, was unbeschreiblich ist, wie alles Erhabene.

Genug, mein Sohn schaute und lächelte mich an — ich schwöre: er hat mich angelächelt, und ich war der glücklichste Papa, den je ein Standesamt gesehen hat. Um nicht auch meinerseits die Thorheit zu begehen, mein eigen Fleisch und Blut durch einen Kuß zu Thränen zu rühren und doch meine väterlichen Rechte zu wahren, dachte ich einen Augenblick daran, mir in Aller Gegenwart den Bart abzunehmen oder mich von meinem Schwiegervater rasiren zu lassen; allein ich fand einen Mittelweg, der, wenn er auch kein eigentlicher und wirklicher Kuß war, doch einem solchen auf ein Haar glich. Mit den unerhörtesten Vorsichtsmaßregeln gelang es mir, alle die mehr oder weniger glatten Theile meines Antlitzes mit Augusts Gesichtchen in Berührung zu bringen.

Sei es, daß die laue Temperatur ihn an die Annehmlichkeiten seines bisherigen Lebens erinnerte, oder daß meine Nase ihn die zarten Berührungen ahnen ließ, welche ihn in der Außenwelt erwarteten: jedenfalls „ist es ein Factum“, wie wir Advocaten sagen, daß mein Sohn bei seinem Eintritt in's Leben von seinem Genius mit einem väterlichen Kuß begrüßt wurde. Ich erwarte von der gegnerischen Partei den Gegenbeweis.

An diesem Tage bestand die Gegenpartei aus meinem Schwiegervater, der, trotzdem August nicht nur der Wärme sich erfreute, sondern auch meine Nase mit seinen Lippen gepackt hielt und das Köpfchen schüttelte, dennoch behauptete, diese Gunstbezeugungen gälten eher jedem Andern, als dem eiteln Narren von Vater. Ich ließ ihn reden, soviel er wollte.

„Kümmere Du Dich um seine Amme!“ schalt mein Schwiegervater. „Es

Digitized by Google

ist schade, daß er noch keine Praxis hat! Meine Evangelina hat es gleich nach ihrer Geburt ganz ebenso gemacht."

Ich sah mein blasses Weibchen an, die auf ihrem Lager lächelte, dann meines Schwiegervaters Nase und rief kopfschüttelnd aus: „Unmöglich! Es kann nicht sein!"

Ich brachte sie Alle zum Lachen. Die Erste, die aufhörte zu lachen, war Frau Gertrud, die geschäftig auf den Fußspitzen hin und her lief und endlich vor mir stehen blieb, um mir mit der ganzen Würde eines wirklichen Beistandes den Kleinen aus der Hand zu nehmen.

„Nein, liebe Frau," sagte ich zu ihr, indem ich zum ersten Mal meine väterlichen Rechte geltend machte, „es macht mir Spaß, ihn noch ein wenig zu tragen, und ich behalte ihn noch. Ihn Ihnen zurückzugeben, habe ich keine Lust."

Sofort holte die treffliche Frau aus einem Winkel ein Täßchen mit lauem Zuckerwasser, winkte mir, mich vor einem Tischchen niederzulassen, stellte das Täßchen hin und tauchte in dasselbe eine Art Lutschbeutel, den sie mir in die Hand drückte mit den Worten: „Lassen Sie ihn daran saugen!"

Erstaunt über ihre Dreistigkeit sah ich sie an. Als ich aber begriff, um was es sich handelte, setzte ich mich, nahm, so gut es gehen wollte, meinen Jungen auf den linken Arm und schickte mich mit der freien Hand an, ihm die Amme zu ersetzen.

Augusts Mahlzeit währte ziemlich lange. So oft ich den Lutschbeutel in das Zuckerwasser tauchen mußte, blickte ich verwundert um mich, als wollte ich sagen: „Welch ein Nimmersatt! Und welch eine Amme!"

Mein Schwiegervater setzte sich dicht hinter meinen Stuhl, stützte ruhig die Ellenbogen auf die Lehne und saß ein Weilchen ohne zu sprechen da. Er begnügte sich meinem Sohne zuzunicken, Gesichter zu schneiden und etwas tölpisch zuzulächeln; endlich, als August nicht genug bekommen konnte, rief er ihm zu: „Weißt Du, kleiner Spitzbube, daß Du saugst wie ein Alter? Wer hat Dich gelehrt, so zu saugen? Die Mama war's sicher nicht; wer also war's? Du wirst uns doch nicht glauben machen wollen, daß ohne ordentlichen Unterricht ein Sterblicher, und wäre er auch ein Talent wie Du, zur Welt kommen könne, um seinen Großvater an seiner eigenen Weisheit irre zu machen! Wer also hat Dich so zu saugen gelehrt? Ich seh' es ein — — es ist nicht anders, es ist ein Geheimniß."

Mein Sohn machte den ausgedehntesten Gebrauch von seiner Freiheit: er schloß seine Aeuglein, neigte das Köpfchen an meine warme Brust und schlief ein. Nun sagte ich, wie ein Mann, der seiner Sache sicher ist, dem ungläubigen Großvater, daß August bei den Engeln weile, und legte ihn mit unendlicher Vorsicht an die Seite der selig lächelnden Mutter.

II.

Der erste Ammendienst bei meinem Sohn währte zwei volle Tage, und ich versah ihn gewissenhaft bis zur letzten Stunde, im Streit mit meinem Schwiegervater, der seinen Theil daran beanspruchte.

Was aber sah ich am dritten Tage, als ich zur Stunde der ersten Mahl-

Digitized by Google

zeit, die Uhr in der Hand, an das Kopfende des Bettes trat, um meinem Sohne zu melden, daß es Zeit sei, zu tafeln? Tief bewegt und mit ausgebreiteten Armen, in welche mein aufgeregter Schwiegervater sich warf, sah ich unsern kleinen Engel an der Brust seiner Mutter liegen, welche bald uns, bald ihn lächelnd ansah. Wir standen kurze Zeit in Betrachtung versunken vor dem reizenden Schauspiel, ohne Furcht, dem Säugling lästig zu fallen, welcher sich kaum herbeiließ, das Köpfchen zu heben, um seine erste Amme um Entschuldigung zu bitten.

Entzückt von diesem Bilde hatte ich kaum bemerkt, daß mein Schwiegervater nicht mehr wie zuvor in meinen Armen lag. Er nahm das Tischchen, trug es in einen Winkel, setzte das Täßchen mit Zuckerwasser auf den Schrank und sagte mit heiterer Miene und lustigem Ton: „All' der Kram ist künftig überflüssig, und ich bin recht froh darüber."

Der Aermste war eifersüchtig! Er konnte nicht begreifen, daß mein Sohn, das Fleisch und Blut seines Töchterchens, mir mehr als ihm angehören sollte. Meine Nachsicht war sicherlich groß, allein er mißbrauchte sie. Und als ich ihn scherzend beschwor, doch einige Rücksicht auf mein Wochenbett zu nehmen, erhob er seine Hände zur Decke des niedrigen Zimmers mit einer drolligen Bewegung, über die ich aber nicht lachen konnte, da es mir beinahe schien, als käme ich gar nicht in Betracht, und als hätte mein Sohn sein Dasein nur sich selber zu verdanken.

Allein ich fand es gerathen, diesem Scherz ein Ende zu machen; ich that, als nähme ich das, was er sagte, um meine väterlichen Rechte herabzusetzen, für Ernst, stellte mich immer erregter und sagte schließlich: „Unsere väterlichen Rechte sind nicht allzu weit her; unsere Kinder gehören uns höchstens so weit, als ihre Mütter damit einverstanden sind. Mein Sohn gehört — ich leugne es nicht — Evangelina mehr an als mir, ebenso wie Evangelina ihrer seligen Mutter mehr angehörte als Dir."

Mein Schwiegervater wollte „Distinctionen" aufstellen, gerade wie ein Advocat, um mir zu beweisen, mit dem Knaben sei es ein ander Ding.

„Wie so?" fragte ich ihn.

„Es ist etwas ganz Anderes," stammelte er; weiter wußte er nichts zu sagen.

So ging es zwei, drei Tage lang: er rührte sich nicht vom Fleck; es warteten tausend Geschäfte auf ihn, allein er konnte sich von seinem Enkelchen nicht trennen.

Endlich erklärte der Arzt, es gehe Alles vortrefflich, August gedeihe wunderbar und die Mutter sei völlig außer Gefahr. Er gab noch einige strenge Verordnungen und kam nicht mehr wieder.

Frau Gertrud kam noch einige Tage, mehr um Evangelina zu unterweisen, welche bei gutem Willen und bewundernswerthem Verständniß sich unter unseren Augen zu einer vollkommenen Kindespflegerin heranbildete.

Zuletzt kam auch die gute Frau Gertrud nicht mehr; nur mein Schwiegervater blieb wie angewurzelt. Oft dachte er an seine Geschäfte; dann sagte er: „Wer weiß, wie die Sachen liegen mögen? Gewiß hat in meiner Abwesenheit

Digitized by Google

der Teufel sein Spiel! Morgen reise ich. Redet mir nicht mehr zu, noch länger zu bleiben; es würde vergeblich sein!"

Aber unerschrocken wagten wir Beide morgen von Neuem den Sturm: „Bleib' doch noch heute, nur heute noch!" — Und der Aermste blieb, blieb noch den einen Tag und ging auch am nächsten nicht. Am Freitag Morgen, den er selbst zur Abreise bestimmt hatte, erwachte er in ganz absonderlicher Laune. Er war wirklich zu bedauern; an diesem Morgen kam Alles zusammen. Man denke! Es fand sich — Gott weiß, wie — daß der Koffer zu klein war und einige Kleidungsstücke, die ganz bequem die Reise von Monza nach Mailand mitgemacht hatten, nicht ebenso gut für die Rückfahrt von Mailand nach Monza Platz fanden. Mein Schwiegervater verlor die Geduld; er versuchte in aller Eile den Koffer auf sein früheres Maß auszuweiten, indem er wohl zum zwanzigsten Mal auf den Deckel kniete, um ihn zu schließen, und die Hände gen Himmel hob, daß es einen Stein hätte rühren mögen. Alles umsonst! Der Koffer blieb unerbittlich: er war immer noch um gute zwei Finger breit zu eng.

„Das geht mit dem Teufel zu!" murmelte er zwischen den Zähnen. „Das ist ja eine Nichtswürdigkeit! Der ganze Kram ist doch von Monza hergekommen; warum will er jetzt nicht wieder zurück?"

Evangelina, welche inzwischen das Bett verlassen, wohnte lächelnd dieser drolligen Scene bei; sie trug den Kleinen auf dem Arm und setzte sich geräuschlos neben mich.

„Versuchen wir's noch einmal!" sagte mein Schwiegervater mit der Ruhe der Verzweiflung. „Lassen wir diese unglückseligen Hemden bis zuletzt, und benutzen wir diese verdammten Socken zum Ausfüllen! — — Du reizender Engel! — Du meine Freude — meine Liebe — mein Schatz!"

Der arme Großvater, der jetzt erst Evangelina's Gegenwart bemerkt hatte, sprang hoch und versetzte dem Koffer einen Fußtritt, indem er zugleich den kleinen August liebkoste. So war er plötzlich verändert; die Falten seiner Stirn glätteten sich, und seine Augen blickten sanft und heiter. Wem hatte er das gütige Lächeln, diese angenehme Lustigkeit zu verdanken? — Meinem Sohn!

Nachdem er seine Liebkosungen und Schmeichelnamen an August verschwendet, ohne daß dieser eine Miene verzogen hätte, begann er von Neuem die Vorbereitungen zu seiner Abreise.

„Wart'!" sagte er, indem er so dastand, daß er keinen Blick von dem Jungen verwandte, und bald den Koffer, bald seinen Enkel anredete — „wart', Du Schelm! Du hast mir heiß genug gemacht! Was hast Du denn davon? — Du Liebling! Bist Du dem Großvater gut? Ja? — — Gib mir einen Kuß! — — Und Du, hör' auf, ich hab's satt; oder ich laß' Dich hier und gehe ohne Dich nach Monza! Willst Du das, verdammter Lump? — — Aha! Jetzt, denke ich, mußt Du Dich schließen lassen! Wirst Du?"

Mit diesen Worten kniete er zum einundzwanzigsten Mal auf den Koffer; derselbe schien noch einigen Widerstand leisten zu wollen, dann aber ließ er sich schließen, und der Alte schien ob dieser unerwarteten Nachgibigkeit weniger beruhigt als verdrießlich.

„Großpapa geht!" sagte er, indem er aufstand und einen Seufzer und noch

Digitized by Google

einige Liebkosungen dem Kleinen zuwandte. „Weißt Du auch, daß Großpapa geht?“

Die üble Laune meines Schwiegervaters kehrte wieder; allein es war Freitag, und es konnte nicht anders kommen, wie er selber sagte. Nachdem endlich der Koffer sich hatte schließen lassen, bemerkte mein Schwiegervater zu seinem neuen Schrecken — er war die fleischgewordene Unordnung — daß er drauf und dran war, ohne seine Cravatte abzureisen. Er lief in allen Zimmern umher, um das verdammte Tuch zu suchen, das sich — Gott weiß, wo — finden mußte und „natürlich“ — das war sein eigenes Wort — natürlich sich nirgend fand. An wie viel unmöglichen Orten kann ein vernünftiger Mensch eine versteckte Cravatte suchen! Ich wäre nie darauf gekommen, hätte ich es nicht selbst gesehen, wie dieser Biedermann den Deckel von der Zuckerdose aufhob in der Hoffnung, ein unsichtbarer Zauberkünstler könne sich einen Scherz gemacht haben.

Endlich hatte Evangelina den erleuchteten Einfall, er habe vielleicht aus Versehen die Cravatte in den Koffer gepackt. Das war ein Licht in der Nacht! Ja, meine Herren, die Cravatte befand sich in dem Koffer, welcher zur Strafe für seinen Eigensinn von seinem Herrn einen Fußtritt bekommen hatte.

Allein die Widerwärtigkeiten meines Schwiegervaters hatten noch kein Ende; es war nicht umsonst Freitag, und — er selbst hatte es ja gesagt — es mußte so kommen!

Nach dem Fahrplan sollte der Zug um halb zwölf Uhr abgehen; es war also Zeit genug, gegen elf Uhr von Hause fortzufahren, um, ohne sich abzuäschern, zu rechter Zeit auf dem Bahnhof zu sein. Nun war es aber, als unsere unfehlbare Pendeluhr drei Viertel zeigte, nach der ebenfalls unfehlbaren Taschenuhr meines Schwiegervaters erst eben Halb vorbei.

Welcher sollte man glauben?

„Meine Uhr,“ brummte der arme Reisende, „geht auf die Secunde; Euer altes Möbel will mich zehn Minuten früher los sein!“

„Hätte sie,“ erwiderte Evangelina mit einem entschuldigenden Blick auf unsere einzige Uhr, „hätte sie Gemüth und Verstand, so würde sie gerade das Entgegengesetzte thun. Allein sie zeigt die Römische Zeit, die Deine dagegen wird die von Monza angeben.“

„Und da ich nicht nach Rom, sondern nach Monza gehe, hat meine Uhr Recht.“

„Sie hat hundertmal Recht!“ rief ich lachend aus.

„Nein, tausendmal!“ antwortete mein Schwiegervater.

Sie hatte es sogar nicht einmal; der eigensinnige Reisende kam gerade zu rechter Zeit auf dem Bahnhof an, um zu sehen, wie der Billetschalter ihm vor der Nase geschlossen wurde.

Zu meiner großen Verwunderung nahm er die Sache von der scherzhaften Seite. „Am Ende,“ sagte er mit ungewohnter Heiterkeit, „hat sie vielleicht Recht, und es ist besser, daß ich heute nicht reise; es ist Freitag — — —“

„Das Mindeste, was Dir hätte zustoßen können,“ unterbrach ich ihn lachend, „wäre gewesen, daß die Locomotive entgleiste und auf Mailändischem Gebiete

Digitized by Google

die Stämme der Maulbeerbäume bedrohte, welche sich beeilt hätten, bei Seite zu gehen, um sie vorbei zu lassen."

Mein Schwiegervater sah nicht aus wie Einer, dem die Reise verdorben ist oder der ein Rennen verloren und nun mutterseelenallein mit seinem Koffer nach Hause zurückkehrt; leicht und schnell schritt er unter den Augen der Steuerbeamten einher, welche sich begnügten, den Koffer in der Hand zu wägen und in der unschuldsvollen Miene des Biedermannes Grund genug zu finden, ihn ruhig seines Weges ziehen zu lassen.

„Heut ist mir doch nichts geglückt!" rief der Alte aus.

„Es wird Dir Alles glücken, wenn Du noch eine Woche bei uns bleibst, um unsern kleinen August über die Taufe zu halten."

In diesem Augenblick gab mein Schwiegervater keine Antwort; sobald er aber sein Enkelchen wiedergesehen und dessen weinendes Stimmchen vernommen hatte, warf er Koffer und Mantel in den Winkel, zog seine Handschuhe aus, hauchte sich in die Finger, um sie zu erwärmen, und sagte: „Eine Woche? Das geht nicht, mein guter Epaminondas, unmöglich; Du weißt, ich habe Tausenderlei in Monza zu thun. Wenn Du aber willst, daß ich Deinen Jungen über die Taufe halten soll, so laß ihn nächsten Sonntag taufen; dann thu' ich's, mein heiliges Wort darauf —"

„Bravo, Papa!" rief die bleiche kleine Mutter aus. „Bravo, Papa! Soeben schreibt mir Tante Simplicia aus Pavia, daß sie wieder gesund und gern bereit ist herzukommen, um die Pathenstelle zu übernehmen."

„Wir werden ihr telegraphiren, daß sie sofort kommen soll," fügte ich hinzu.

Mein Schwiegervater sagte kein Wort. Er hatte sich die Finger so weit erwärmt, daß er den Kleinen streicheln konnte, ohne daß dieser schrie; an etwas Weiteres dachte er nicht. Für ihn war die Taufe nur ein guter Vorwand, noch bei uns zu bleiben.

Solange er glaubte, die heilige Handlung solle ohne ihn, allein unter den Auspicien der Tante Simplicia vor sich gehen, sprach er von ihr nicht ohne sich kleine frivole und ketzerische Scherze zu erlauben. Jetzt nicht mehr, jetzt war die Taufe ihm etwas Schönes und Erhabenes. Er wollte, daß wir sie möglichst feierlich einrichten und den Freunden leckere Speisen vorsetzen sollten. Er bezahlte Alles.

III.

Am Sonntag früh kam Tante Simplicia an. Ich bemerkte sogleich, daß sie ihre Pathenpflicht sehr ernst nahm. Sie war nicht eine Tante wie andere Tanten; sie war sogar nicht einmal eine einfache Frau; sie war ein ganzes Nonnenkloster, ein ganzer Orden, und in ihrem kleinen Kofferchen trug sie, wie es schien, Alles, was zum christlichen Glauben gehörte.

Tante Simplicia hatte uns ein Mädchen gewünscht. Mein Schwiegervater wußte es; nach seiner Auffassung war schon dieser Wunsch ein Verbrechen, welches zu vergeben er kaum geneigt war. Allein als er hörte, wie die Frau Gevatterin den Himmel zum Zeugen anrief, daß der kleine August dem Groß-

Digitized by Google

vater sprechend ähnlich sei, da bemerkte ich auf den Lippen des Alten ein glückseliges Lächeln, welches den ganzen Tag über nicht aufhörte.

Ich will mich nicht auf die Einzelnheiten der Taufe einlassen. August hatte nicht gerade die Weisheit mit Löffeln gegessen; allein er ließ sich mit bewundernswerther Ruhe in das geweihte Wasser tauchen und gestattete dem Großvater, in lateinischer Sprache für ihn dem Teufel und allen seinen Lüsten zu entsagen.

Was mich an diesem Tage Wunder nahm, ist, daß die Taufgäste, nachdem sie meinen Sohn mit Erstaunen betrachtet und alle seine körperlichen und geistigen Vorzüge gerühmt, doch endlich einmal damit aufhörten und daran dachten, von der auswärtigen Politik zu sprechen oder sich die Taschen mit Confect zu füllen. Auch meinen Schwiegervater ärgerte es; und nachdem er wohl zum vierten Mal mit seinem Enkelchen im Arm auf und ab gegangen war, um Jedem zu zeigen, wie der Kleine ungewiegt schlief, merkte er an der zunehmenden Gleichgiltigkeit der Gäste, die an die Stelle der früheren Zärtlichkeit trat, daß es Zeit sei, den Kleinen wieder in die Wiege zu legen. Er that es; dann setzte er sich schmollend und maulend in eine Ecke.

Nun kam der Augenblick des Scheidens. Einstimmig meinten Alle, sie könnten nicht fortgehen, ohne noch einmal den kleinen Täufling in der Wiege gesehen zu haben; da begann es im Antlitz meines Schwiegervaters wieder hell zu werden. Sie traten paarweise in's Schlafzimmer, die Herren von mir, die Frauen von Evangelina geführt, und Alle gleicher Weise gefolgt von dem feierlich gestimmten Großvater. Sie umkreisten die Wiege, und sich ein wenig niederneigend, rief halblaut der Eine: „Wie hübsch er ist!“ — der Andere: „Hat man je einen so reizenden Jungen gesehen?“ — und ein Dritter: „Welch süßer Schatz! Geradezu zum Anbeißen!“

Ich glaubte keine Silbe davon, und dennoch schlug mir das Herz.

Was mich noch an diesem Tage in Erstaunen setzte, war daß, nachdem die Gesellschaft fort, der Lärm so vieler fremder Stimmen verstummt, die Beleuchtung der Zimmer erloschen war und wir uns zu Dreien still um die Wiege versammelt fanden, wir auch nicht einen Schatten jener trüben Stimmung verspürten, welche sonst jedem Feste zu folgen pflegt. Im Gegentheil wollte es, als ich mit dem Licht in der Hand durch das Zimmer ging und die Stühle in Unordnung sah, mir fast scheinen, als läge die Gesellschaft meiner Freunde weit hinter uns; so schnell waren die Eindrücke derselben aus meinem Gedächtniß getilgt. Ich brauchte vielleicht nur ein wenig die Ohren zu spitzen, um noch draußen die Stimme eines unserer heiteren Gäste zu hören; ich hätte mich nur zu bücken brauchen, um hier den Kork einer Flasche, dort ein verlorenes Stückchen Confect vom Boden aufzulesen — und dennoch mußte ich mich fragen, ob es wirklich in meinem Hause ein Fest gegeben hätte. Dies kam daher, daß mein, daß unser Fest anders als die anderen gewesen war, und daß, während alle Jene in unserem Zimmer sich mit uns freuten und uns mit Schmeicheleien überhäuften, Evangelina und ich an andere Dinge dachten und Jenen wie aus der Ferne zusprachen und zulächelten.

Am folgenden Morgen ging Alles auf's trefflichste: der Koffer ließ sich widerstandslos schließen, die Cravatte brauchte nicht gesucht zu werden, die Uhren

Digitized by Google

gingen ganz gleichmäßig, mein Schwiegervater gab uns einen trübseligen Scheidekuß, „seinem Geschöpfchen" deren ein ganzes Dutzend und verließ entschlossen unser Haus; auch kam er zu rechter Zeit, gute fünf Minuten vor dem Schluß des Schalters auf dem Bahnhof an. Fast schien es mir, als wollte er sich beklagen, daß er zu früh gekommen sei; allein er sagte nichts. Wie aber wandte er die kostbaren Minuten an, die ihm noch blieben?

„Mein Junge," sprach er feierlich zu mir, „mein Junge, *ich binde ihn Dir auf die Seele!*"

Gott im Himmel! Beinahe hätte ich ihn gefragt: „Wen?" Allein ich hatte ihn vollkommen verstanden, und da er auf seine Uhr sah und bemerkte, daß er noch zwei Minuten Zeit habe, so benutzte er diese, mir die größte Sorgfalt einzuschärfen: ich möchte ja zusehen, daß er sich nicht erkälte, indem er zu sehr der frischen Luft ausgesetzt würde; ich möchte ja recht geduldig sein und ihn recht viel liebkosen, denn kleinen Kindern thäten die Liebkosungen noth; ich möchte ihm von Zeit zu Zeit einen Theelöffel Eichorienſyrup geben; vor Allem aber „möchte ich ihn recht lieb haben".

Mit offenem Munde sah ich ihn an. Da schrie ein Beamter uns in die Ohren: „Einsteigen nach Sesto, Monza, Seregno, Como!" Doch unentwegt warf der Alte einen zweiten Blick auf die Uhr; dann wandte er sich — ja, er wandte sich nochmals zu mir, um alle seine Wünsche und weisen Lehren von A bis Z mir nochmals zu wiederholen, so daß ich die Abfahrt des Großvaters schon mit Schmerzen erwartete, um nur endlich seine väterlichen Vermahnungen los zu sein!

„Einsteigen nach Sesto, Monza, Seregno, Como!"

„Schnell, schnell!" rief ich ihm zu, ihn ein wenig antreibend. „Schnell! sonst werden die Thüren geschlossen und Du hast das Fahrgeld umsonst bezahlt. — Glückliche Reise!"

Im Wartesaal zeigte er dem Schaffner seinen Fahrschein, und noch ehe er den schmalen Gang betrat, wandte er sich um, lächelte mich an, hob den einen Finger in die Höhe und rief mir zu: „Vergiß auch die Cichorie nicht!"

IV.

Der Mensch gewöhnt sich an Alles — sagen die Philosophen. Und ich, der ich mich an so Vieles habe gewöhnen müssen, stehe nicht an zu wiederholen: Der Mensch gewöhnt sich an Alles, ausgenommen vielleicht Kolik und Zahnschmerzen, obgleich die Philosophen das nicht sagen. Unter allen Gewohnheiten der Welt aber gibt es, wie ich versichern kann, keine einzige, welche schneller haftet als die, glücklich zu sein. Ich weiß nicht, ob man daraus schließen soll, daß das Glück, oder daß das Unglück der natürliche Zustand des Menschen sei, da eine ununterbrochene Befriedigung durch die Gewohnheit nachläßt und verblaßt, und ich möchte fast glauben, daß beide abstracte und einander widersprechende Thesen von demselben Advocaten mit gleicher Beredsamkeit vertheidigt werden können. Allein ich wiederhole mit Bestimmtheit, daß der Mensch sich an nichts leichter als an das Glück gewöhnt.

Diese Gedanken kommen mir nicht jetzt zum ersten Mal; als neugebackener

Digitized by Google

Vater gingen sie mir schon einmal durch den Kopf. Und doch, als ich heut am Kamin meine zum Wanken erschütterte Philosophie überdachte und nach Beispielen, sie neu zu stützen, suchte, entnahm ich das nächstliegende und beste jener fernen und glücklichen Zeit meines jungen Vaterglückes.

Höchst erstaunt über die Größe der väterlichen Wohnung, konnte August niemals unsere vier Zimmer durchwandeln, ohne die gespannten Blicke rings umher streifen zu lassen. Fing er an zu weinen, so brauchte man ihm bloß einen versilberten Leuchter, eine Tasse, eine Fensterscheibe oder sonst etwas Blankes nahe zu bringen, und sogleich war er vor Bewunderung zum Schweigen gebracht. Steckte ich Abends das Licht an, so war er im Stande, auf sein Abendbrot zu verzichten, um desto länger und ungestörter die geheimnißvolle Flamme zu betrachten, die in Papa's Hause brannte. August war erst vierzehn Tage auf der Welt, und doch war mir zu Muthe, als hätte ich ihn immer gehabt. Sein rundes Gesichtchen erschien mir wie das Antlitz eines alten Jugendfreundes, sein Stimmchen weckte ein Echo in meiner Brust; sein Weinen klang wie ein Freudenruf; seine dummen Augen, das Wackeln seines Köpfchens, das Strampeln seiner Beinchen, die sich der Windeln entledigen wollten — Alles das rief mir längst vergessene Bilder, Bilder, bei denen ich nur zu flüchtig geweilt, süße, wonnige Bilder in's Gedächtniß zurück.

Diese vierzehn Tage neuen Lebens erweiterten sich wunderbar, sie erfüllten mein ganzes vergangenes Leben, bis es mir zuletzt unmöglich schien, daß ich jemals anders gelebt habe, und daß wir Beide, mein Sohn und ich, uns erst seit Kurzem kennten. So oft ich mitten in der Nacht in meinem Bett aus einem bösen Traum erwachte, in welchem ich aufgehört hatte, Vater zu sein, und wenn ich dann mein Ohr anspannte, um den sanften Athemzügen meines unschuldigen Kleinen zu lauschen, folgte ich fast widerstandslos der Fluth meiner Gedanken, welche die Richtung nach jener Zeit nahmen, in der ich noch nicht Vater war. Allein ich folgte ihnen wider Willen; es war mir, als läge mein Vaterglück wie ein Schatz am Wege, und ein Räuber könnte kommen und ihn mir stehlen — darum wollte ich ihn nicht aus den Augen verlieren, und deshalb ging ich rückwärts, ohne einen Blick von ihm zu verwenden. Aber immer weiter trugen mich die Erinnerungen: alle meine Schmerzen fühlte ich heftiger, und wie abgeschmackte Thorheiten erschienen mir alle meine Freuden. Es war Etwas, das Allen fehlte: mein Kind. Wie viel heitrer trug ich jetzt den wiedergefundenen Schatz meines neuen Glückes sorglos dem Labyrinth der Zukunft entgegen!

Auf seiner Reise durch's Leben zeigte mein Sohn sich von tausend verschiedenen Seiten: nach einem Jährchen — er war kaum entwöhnt — begnügte er sich ein wenig zu springen; dann wagte er die ersten wankenden Schritte zu versuchen; dann kroch er unter dem Tisch durch, ohne sich zu bücken, und legte sein Krauskköpfchen auf mein Knie. Auf einmal war er als Renommier-Fuchs auf der Universität, trug einen wuchtigen Stock in der Hand, erfüllte die Straßen von Pavia mit seinen nächtlichen Heldenthaten, spielte Billard und zerbrach sich den Kopf über sein Examen im canonischen Recht. Dann kehrte er als »Doctor utriusque« nach Mailand zurück, zum großen Erstaunen meines Schwiegervaters,

Digitized by Google

der immer einen Ingenieur aus ihm machen wollte. Er war ein Schutz der Waisen und Wittwen — der Spitzbube! Dann verliebte er sich in eine achtzehnjährige Schöne; ich gebe meine Zustimmung, er verheirathet sich und verschafft mir Großvaterfreuden.

Und ich? Es war mir fürder unmöglich, von mir allein zu träumen. In jedes meiner Luftschlösser setzte ich einen Schloßvogt, und das war er. Meine Kundschaft, mein Ruf als Advocat, meine Einnahmen und Ersparnisse — es schien mir unmöglich, an all' das zu denken ohne den herzigen Jungen, der vor zwei Wochen zur Welt gekommen war.

Ich legte einen meiner Finger in seine kleine Hand; er drückte ihn mit all' seiner Kraft und sah mich an.

„Bleiben wir vereint!" — sagte ich scherzend, um der blassen Mutter ein Lächeln zu entlocken. Und leise fügte ich im Ernst hinzu und mit einer Festigkeit des Vorsatzes, die mir geeignet schien, das Schicksal herauszufordern: „Bleiben wir vereint — — bis daß der Tod uns scheide!"

V.

Ich hatte stets an den Tod gedacht, und ich denke noch an ihn, allein unendlich weniger. Das schreckliche Bild desselben begann mit dem Dasein meines Sohnes mehr in den Hintergrund zu treten; allmälig verblaßte es zu einer Nebelgestalt im weiten Horizont und in einer Entfernung, in welcher sie mir nicht mehr furchtbar erschien.

Wenige Monate zuvor hatte ich jeden Augenblick ein anderes Leiden: erst war ich schwindsüchtig, dann schlagflüssig, plötzlich in einer weniger qualvollen Viertelstunde wassersüchtig. Meine Evangelina hatte mir manche Krankheiten vertrieben; doch blieb mir manche nicht eingestandene, in ihren schleichenden Folgen nicht ganz so gefährliche wie Schwindsucht oder Wassersucht, aber doch gleich bedenkliche zurück, und bei manch scherzhafter Anspielung der Meinen auf ein Tizian'sches Greisenalter sagte ich mir leise, daß ich ein solches sicher nicht erreichen würde. Mein frühzeitiger Tod sollte mich vorbereitet finden, darum dachte ich so viel an ihn. Ich hatte mir sogar vorgenommen, meinen letzten Willen zu Papier zu bringen; es sollte mein Testament sein mit Ersparung der Notariatsgebühren, und wenn es unterblieben ist, so geschah dies nur, weil die mein Leben bedrohenden Krankheiten so mild und leise auftraten, daß sie mich mitunter in den Traum eines, Methusalems Jahre überdauernden Alters einwiegen mußten.

Da kam mein Sohn, und alle trüben Gedanken gingen mir aus dem Sinn. Ich fühlte mich stark, gesund und lebensfrisch. Leicht war ich überzeugt, daß die Wassersucht sich nicht an den Papa eines kaum zur Welt gekommenen Geschöpfchens heranwagen würde, und daß mein Leben mindestens auf so lange, als das Knäblein mich nöthig brauchte, gesichert sei, ich also wenigstens noch gute zwanzig Jahre vor mir hätte. Der Tod hatte mir eine Terminsvertagung bewilligt, und ich war als Advocat froh, sie erlangt zu haben. Alle Krankheiten waren vergessen, ebenso auch mein handschriftliches Testament. Hatte ich nicht jetzt einen Leibeserben?

Digitized by Google

Wie aber die menschliche Natur Alles auszugleichen liebt, so kam auch mir bisweilen der entgegengesetzte Gedanke. Allen meinen unerbittlichen Plagegeistern hatte ich sonst eine stoische Ergebung entgegengesetzt. „Ihr seid euer so viele," hatte ich ihnen gesagt, „und so andauernd; aber mehr als einmal kann ich doch nicht an euch sterben." Jetzt dagegen fühlte ich wohl, daß all' mein Stoicismus mir nichts helfen würde. Hätten meine Quälgeister nicht großmüthig die Waffen gestreckt: ich hätte mich sicherlich nicht darein ergeben, meinen Sohn zu verlassen und bis zur Stunde der Abreise in's Jenseits beinahe ruhig zu leben. Bei alledem war ich ganz glücklich und gewöhnte mich an mancherlei Dinge, bei denen ich mich vortrefflich befand. Ich fühlte mich behaglich in meiner Häuslichkeit, und bald gewann ich die Einsicht, daß, wer eine Häuslichkeit besitzt, niemals in's Caféhaus zu gehen braucht, um die Zeitung zu lesen und mit Freunden zu politisiren. Nach dem Frühstück und dem Mittagessen ging ich aus, einen Kuß von Evangelina auf den Lippen und einen Händedruck meines Sohnes auf dem Zeigefinger meiner Rechten. Stolz und aufrecht schritt ich einher, meinen Schritt beschleunigend, wenn ich die breiten Schultern einer Amme vom Lande erblickte, die einen Kleinen auf dem Arme trug; sobald ich sie eingeholt, ging ich wieder langsamer, um das fremde Kind mit Muße zu betrachten. Allein so viele mir auch unterwegs begegneten, es war doch Keiner so hübsch wie der meinige. Fand ich Einen, weiß wie Schnee, blond gelockt wie ein Liebesgott und blauäugig, so schrieb ich diese Vorzüge zunächst seinem entwickelteren Lebensalter zu; wenn ich dann aber selbst einsah, daß mein Sohn weder schneeweiß noch blond und vielleicht noch weniger ein Lockenkopf werden konnte, da er von alledem kein Vorbild in der Familie hatte, fand ich schließlich in Augustl einen Zug von Erhabenheit, welcher dem Andern abging. Alle Säuglinge, die auf den Straßen von Mailand die Januarsonne genossen, schauten mich neugierig an. Manche sahen elend und traurig genug aus, und doch lächelten sie mir zu, weil ich über die Schultern ihrer wohlbeleibten Ammen hinweg mit ihnen Scherz trieb, und Alle, gesund oder schwächlich, arm oder reich, sahen aus als wollten sie mir zurufen: „Einen schönen Gruß an Augustl!"

Ich kehrte zurück nach Hause, wo meine süße Wonne mich erwartete: der rosige Knabe und seine bleiche lächelnde Mutter.

VI.

Eines Tages aber weinte Augustl heftig und klammerte sich fest an den Busen seiner armen Mutter, welche bleicher als sonst und mit verweinten Augen da saß.

„Was ist denn los?" stammelte ich und blieb, bestürzt und auf eine Unglücksbotschaft vorbereitet, auf der Schwelle stehen. Evangelina neigte das Haupt und betrachtete mit thränendem Auge den weinenden Knaben.

„Was ist denn?" fragte ich noch dringender und ängstlicher.

„Ich weiß es ja nicht!" erwiderte die Aermste, und beugte sich noch tiefer herab, um mir ihre Thränen zu verbergen.

„Was hat er denn? Was fehlt dem Kinde?"

„Ach, nichts — — nichts" — stammelte die arme Mutter.

Digitized by Google

Mir zitterten die Knie; Evangelina sah mich an. Vielleicht ahnte sie tief in meinem Vaterherzen eine Angst, welche noch größer war als ihr eigener Schmerz; sie legte ihren Arm um meinen Hals, zog mich dicht an sich, bedeckte mein Gesicht mit Küssen und Thränen und sagte mit beklommener und tonloser Stimme: „Das Kind hat Hunger!"

Zuerst verstand ich sie nicht. Ich sah bald sie, bald den Kleinen an und wiederholte fast gedankenlos: „Er hat Hunger!" Als ich aber das bleiche Antlitz meines Weibes betrachtete, da verstand ich die stumme Sprache ihrer Thränen; ich verstand sie schweigend und gepreßten Herzens. Ich beugte mich über Evangelina, trocknete mit dem Taschentuch ihre Thränen, küßte sie, dann den Kleinen ...

Dann begab ich mich auf die Suche zum Arzt, zu Frau Gertrud und zum Apotheker an der Ecke, und Jeder versprach mir zu morgen eine Amme. Als ich wieder nach Hause kam, kratzte ich mich hinter dem Ohr, durch welches drei Worte inhaltsschwer aus dem Munde des Apothekers zu mir gedrungen waren.

„Sie wollen eine Amme, die in Ihrem Hause wohnen soll?" hatte er mich gefragt.

„Gewiß," hatte ich ihm geantwortet, „meine Frau würde sich nicht von dem Kinde trennen können."

Der weise Apotheker meinte, meine Frau sei zu bedauern, thäte aber sehr gut daran, weil es, *wenn es anginge*, besser sei.

„*Wenn es anginge!*" Diese drei Wörtchen, die meiner Eitelkeit schmeichelten, weil sie in mir die Vorstellung erweckten, ich sei schon ein Advocat mit reicher Kundschaft, blieben in meinem Ohre haften, und sie waren es, um derentwillen ich mich hinter dem Ohr kratzte. Ich verhehlte meine Angst und meine Befürchtungen der armen Evangelina keineswegs. Als sie erfuhr, daß drei Ammen sich um die Ehre stritten, unsern Kleinen zu nähren, küßte sie ihn zunächst, dann lächelte sie und sagte: „Ich bin's zufrieden."

Die Glückliche! Mir ließen die drei Worte des Apothekers keine Ruhe. Einen großen Theil der Nacht verbrachte ich damit, in meinem dunkeln Kämmerlein die Kosten meines Vorhabens nach allen Seiten zu berechnen. „Ich muß mich verrechnet haben," sagte ich, „oder so eine Amme ist doch kostspieliger, als ich mir dachte. Vielleicht ist die Milch so theuer! Indessen was kann da sein? Ich werde etwas weniger essen, wir werden nicht mehr in's Cafehaus gehen, mit Gottes Hilfe werde ich, wenn's nöthig ist, aufhören zu rauchen — — —"

Im Dunkeln stellte ich die Ziffern zusammen, addirte, subtrahirte — —. O Wonne! mir blieb noch ein kleiner Rest. Allein ich mochte dem tröstlichen Ergebniß dieser Arithmetik nicht trauen; keine der vier Species stimmte bei der schrecklichen Probe auf die Worte des Apothekers. Hier mußte ein Versehen sein. Ich fing nochmals von vorn an, addirte, subtrahirte, und immer blieb mir ein kleiner Rest. Endlich fand ich Schlaf und den Frieden.

VII.

In den ersten Stunden des nächsten Morgens kündete ein heftiges Klingeln einen außerordentlichen Besuch an — wahrscheinlich eine der drei Ammen, oder am Ende gar alle Drei zugleich! Ich selbst stand auf, um zu öffnen, und

Digitized by Google

erblickte zu meinem Erstaunen eine rothwangige und gesundheitstrotzende Masse, welche den ganzen Raum der Thür ausfüllte. Das dicke Bauerweib hatte ihren ohnehin schon mehr als üppigen Körper durch ihre Kleidung — sie trug u. A. mindestens drei Röcke über einander — höchst imposant in Scene gesetzt; sie trug ein seidenes Kopftuch und ein Paar riesiger Ohrringe, welche um das Vollmondsgesicht herumbaumelten.

„Ich bin die Amme," sagte sie, indem sie unaufgefordert in das Vorzimmer trat und dasselbe mit neugierigen Blicken musterte. „Mich schickt der Apotheker — — —"

Ich hörte weiter nichts. Mir war, als hätte mir im Augenblick Jemand die riesigen Ohrbommeln des Frauenzimmers eingehängt — so klangen mir die drei Worte des Apothekers im Ohr.

„Treten Sie näher," sagte ich, meine ganze Würde zusammennehmend, „treten Sie nur näher, liebe Frau."

„Liebe Frau," nannte ich sie nicht ohne Hintergedanken; ich fühlte mich diesem Riesenweibe gegenüber kleiner, und es schien mir angebracht, den Coloß aus dem Gesichtspunkt bescheidnerer Verhältnisse zu behandeln.

„Bin ich hier recht bei dem Advocaten — — dem Advocaten — — Acidi?"

„Placidi — — —"

„Na, Placidi oder Acidi ist ganz gleich. Sind Sie der Advocat?"

„Ja, ich bin's."

Ich faßte sie in's Auge, um zu sehen, wie sie diese Mittheilung aufnähme; allein nichts als ein leichtes Lächeln zeigte sich auf der glatten Oberfläche des Fleischklumpens von Gesicht. Ich ging weiter, und sie folgte mir; spähenden Auges bemerkte ich, daß sie sich fortwährend umsah und beim Durchschreiten des Speisezimmers die Tischdecke antastete, um den Stoff zu prüfen. Ich versprach mir nichts Gutes.

„Ist es erlaubt?" fragte ich an der Schwelle des Schlafzimmers, um der etwas ungeschlachten Person zu zeigen, wie sie sich bei uns zu benehmen habe. Sie verstand den Wink ganz gut; sie warf mir einen flüchtigen Blick zu, blieb stehen und trat erst ein, nachdem Evangelina gerufen hatte: „Herein!"

Dennoch war sie unverbesserlich; kaum eingetreten, prüfte sie mit schnellem Blick die Wiege, das Bett, den Schrank und die Gardinen und trat dann kerzengerade vor meine hoch erröthende Gattin. All' ihren Muth zusammenraffend, fragte Evangelina: „Wie heißen Sie, liebe Frau?"

„Benedetta heiß' ich, Benedetta Corti. Mein Mann ist Fuhrmann, aber er ist nicht daheim; meinen Sohn hat der Herr zu sich genommen, deshalb gehe ich als Amme. Es ist das zweite Mal, daß ich zu Herrschaften will."

Von ihrem verstorbenen Sohn hatte sie mit großer Seelenstärke gesprochen; bei dem Wort „Herrschaften" richtete sie nochmals einen flüchtigen Blick auf den Schrank. Was hätte ich jetzt darum gegeben, vergoldete Möbel und einen großen Geldschrank im Schlafzimmer zu haben, nur um diesen Coloß vom Lande mit meinem Reichthum erdrücken zu können!

„Also auch Ihr erstes Kind ist Ihnen gestorben?"

Digitized by Google

„Ja, gnädige Frau," antwortete dieses Weib, „wir armes Volk vertrauen auf des Himmels Barmherzigkeit, die uns nicht verläßt."

Des Himmels Barmherzigkeit — das heißt mit anderen Worten: die Sterblichkeit der Kinder! Und so denken und sprechen gar viele Mütter vom Lande, ohne besonders harten Herzens zu sein: sie lieben ihre Kleinen, solange dieselben leben; über ihren Verlust trösten sie sich mit der Barmherzigkeit, welche der Himmel gegen das arme Volk übt. Das Elend hat seine Logik, und der Mensch tröstet sich leicht mit einer Redensart.

„Und Sie können sogleich antreten?" fragte Evangelina.

Benedetta Corti lächelte, wobei sie zwei Reihen großer aber blendend weißer Zähne sehen ließ, und sagte: „Ja, ich weiß noch nicht — — je nachdem."

Ich verstand sie, Evangelina ebenfalls. „Wir wollen sehen," sprach ich, indem ich mich niedersetzte und den Körper rückwärts anlehnte, wie bei einer Audienz einem Clienten gegenüber, „wir wollen sehen! Was verlangen Sie?"

So geradezu auf's Korn genommen, hatte Benedetta Corti einen Augenblick der Schwäche; sie wiegte sich auf ihren Hüften, betrachtete die Stühle und die Bilderrahmen und fand in ihrer Verlegenheit um eine Antwort keine bessere als diese: „Sie haben mich geholt, und ich bin gekommen — ich bin nicht Schuld daran!"

Ich durchschaute die Sache und sagte nichts; Evangelina aber fragte: „Wie viel sollen wir Ihnen geben?"

„Ja, das ist so 'ne Sache — — — das Haus ist klein, aber ganz nett," antwortete Benedetta, „Sie meinen doch, wie viel monatlich? — — Fünfunddreißig Lire — — haben mir auch die anderen Herrschaften gegeben. Die Herrschaften wissen wohl, was Brauch ist?"

Evangelina und ich, wir sahen einander bedeutend an. „Ja, wir wissen's," erwiderte ich, „aber es ist doch immer besser, sich zu verständigen."

Benedetta war ganz meiner Meinung. „Also 35 Lire monatlich," begann sie, „hundert Lire beim ersten Zahn; wieder hundert Lire, sobald der Junge anfängt zu laufen, und schließlich fünfhundert Lire, wann er entwöhnt wird — — haben mir die anderen Herrschaften gegeben."

Evangelina verwandte kein Auge von mir; ich parirte diesen kräftigen Hieb, ohne mit den Augen zu zwinkern. Mein Entschluß war gefaßt.

„Finden Sie das viel?" fragte mich Benedetta Corti.

„Es scheint mir gerade genug, aber viel gewiß nicht," erwiderte ich mit Würde. Es machte mir Spaß, diesen ländlichen Coloß, was man so sagt, „hineinfallen" zu lassen. Sie ging auf den Leim, und nachdem sie, allerdings mit einer komischen Unsicherheit, einige prüfende Blicke umher gethan, verlangte sie noch zwei Anzüge für jede Jahreszeit, goldene Ohrringe, ein eben solches Medaillon und einen silbernen Kopfputz — — weiter nichts!

„Haben Sie auch nichts vergessen?" fragte ich, indem ich mich niedersetzte.

„Soviel ich weiß, nein," lautete die unverfrorene Antwort.

„Dann sind wir ja einverstanden," fuhr ich fort.

„Wirklich? — — Darf ich morgen antreten? — — Soll ich vielleicht dem Kleinen sogleich etwas geben?"

Digitized by Google

„Nein, es ist nicht nöthig; wir werden es uns überlegen und Ihnen durch den Apotheker Bescheid sagen lassen."

Benedetta Corti fiel aus den Wolken, allein sie that sich keinen Schaden. Sie lächelte, machte meiner Frau eine tiefe Verbeugung und ging feierlichen Schrittes hinaus. Auf der Schwelle wandte sie sich um, bat mich, keine Umstände zu machen, und verschwand.

Ich war mit mir zufrieden und eilte heiter lachend an das Lager meiner Evangelina. Die arme Mutter aber drückte das weinende Geschöpfchen an's Herz und bedeckte es mit Liebkosungen und Thränen.

VIII.

Sie sprach nichts, allein mein Herz las in dem ihren. Auch ich schwieg und ließ sie ruhig weinen; ich dachte, die Thränen würden ihr Erleichterung schaffen. Nach einiger Zeit schien es mir genug der Thränen und der Augenblick gekommen, ihr ein Wort des Trostes zu sagen. Ich beugte mich über unsern Kleinen, um mir Muth zu machen; denn jetzt fühlte ich, wie meine Heiterkeit einer tiefen Rührung wich, welche mir die Kehle zuschnürte. Ich wollte reden, und begann zu schluchzen. Ja, ich schluchzte — ich schäme mich nicht, es zu gestehen — ich schluchzte gerade in dem Augenblick, in welchem ich ein Mittel gefunden zu haben glaubte, die Thränen der armen Mutter zu trocknen. Dieses Mittel sollte darin bestehen, ihr vorzustellen, unserem Kinde werde die Landluft sehr wohlthun. In dieser Vorstellung schien mir einiger Trost zu liegen, obschon ich die bittere Ironie desselben wohl fühlte.

Evangelina war nichts weniger als eine Heldin: sobald sie aber augenscheinlich wahrnahm, daß sie auch nicht das Weib eines Helden sei, wuchs ihr der Muth, und sie ward plötzlich eine Andere. Ich hatte diese Erfahrung schon öfter gemacht und machte sie jetzt von Neuem. Sie küßte wiederholt den Kleinen, trocknete ihre Thränen mit dem Taschentuch und zeigte mir geröthete aber thränenleere Augen.

„Epaminondas," sagte sie, „nicht also! Du sollst Muth haben. Es ist mir schmerzlich, Dich weinen zu sehen!"

„Ein großer und starker Mann," erwiderte ich, „ein Mann in Amt und Würden soll Muth haben; er soll die Dinge nehmen, wie sie sind, darin hast Du ganz Recht. Uebrigens schaden ein paar Thränen selbst einem Advocaten nichts — — wenn nur seine Clienten sie nicht sehen! Und die meinen können sie nicht sehen, die sind in weitem Felde — — Gott weiß, wo!"

Ich wollte scherzen, wie man sieht; es gelang mir nur schlecht. Indessen hatte Evangelina unser kleines Kerlchen zum Schweigen gebracht. „Sind wir nicht reich genug?" sagte sie, und dann zu Auguste, von dem sie kein Auge wandte: „Papa und Mama sind recht traurig! Du wirst weit fort gehen; uns wirst Du vergessen und Diejenige lieb haben, welche Dich nährt!"

Darauf sagte ich: „Die Landluft wird ihm wohlthun. So viele steinreiche Leute geben ihre Kinder zur Ernährung auf's Land, aus Gesundheitsrücksichten, weil der Sauerstoff die Lungen erweitert. Frage die Aerzte: sie werden Dir

Digitized by Google

Alle sagen, daß Landluft für Kinder das Beste ist, und daß der Sauerstoff — — —"

Evangelina lächelte wehmüthig und sagte kein Wort; dennoch verstand ich sehr wohl, was sie mir erwidern wollte. „Mein lieber Epaminondas," wollte sie sagen, „hat nur gefürchtet mich zu betrüben; darum hat er den Vorschlag nicht selbst gemacht. Ach, und die Liebkosungen der Mutter thun dem Kleinen so wohl!"

Ich seufzte heimlich und schwieg. Später hatten wir uns so weit gefaßt, auf das Thema Benedetta Corti zurückzukommen und über sie und uns schlechte Witze zu machen.

„Fünfunddreißig Lire monatlich!" rief ich aus. „Wäre das nicht genug gewesen, mir das Rauchen für immer abzugewöhnen? Vielleicht hätte ich noch ein andres Opfer bringen müssen!"

„Und die hundert Lire beim ersten Zahn! Woher hätten wir denn die nehmen sollen?"

„Und die anderen Hundert beim Laufenlernen?"

„Und die letzten Fünfhundert? Und den silbernen Kopfputz und die goldenen Ohrbommeln?"

„Und die zwei Kleider für jede Jahreszeit?"

Wir drückten uns die Hand und lachten leise, um den Kleinen nicht aufzuwecken. „Armer August!" sagte ich, zu dem lieben Schläfer mich wendend, „du wirst nicht das Unmögliche von Papa und Mama verlangen, du wirst sie gleich lieb haben und gesund, stark und gut werden; du wirst, ohne dich bitten zu lassen, den ersten Zahn bekommen, wirst die ersten Schritte machen ohne zu fallen und ohne deine armen Aeltern in deinen Fall zu verwickeln. Nein, du wirst kein Ungethüm von Amme wie Benedetta Corti — — —" Da kam mir plötzlich ein ganz neuer Gedanke, und ich fragte meine Frau: „Gesetzt, wir hätten diesen Coloß vom Lande zu uns in's Haus genommen: wie hätten wir's angefangen, ihn zu ernähren? Hast Du wohl daran gedacht?"

Evangelina, die natürlich nicht daran gedacht hatte, blickte mich erstaunt an. Mein komischer Schreck erregte ihr ein Lächeln, und ich nahm den abgerissenen Faden meiner Ansprache an August wieder auf: „Nein, du wirst kein Ungethüm von Amme haben wie Benedetta Corti, die, um dich zu nähren, vielleicht deinen Vater aufgefressen hätte, sondern eine Junge, Frische, Hübsche, die dir freundlich zulächeln und süße Nahrung reichen wird. Du wirst ganz nah in einem Dorfe wohnen, die reine Landluft athmen, und wir werden alle Augenblicke kommen, dich zu sehen."

Das waren in der That beruhigende Gedanken, und Evangelina winkte mir mit den Augen ihren Dank.

Eine Stunde später meldete ich dem Apotheker an der Straßenecke, ich hätte mich getäuscht; ich hätte geglaubt, es würde gehen, es ginge aber nicht. Zugleich ersuchte ich ihn, mir Eine auszusuchen, die weniger colossal als Benedetta Corti, aber dafür hübscher und jugendfrischer wäre und in der Nähe von Mailand wohnte. Der brave Apotheker schien über die Aenderung meines Planes durchaus nicht erstaunt; er war sogleich bereit, meinen Wunsch zu erfüllen, er

Digitized by Google

habe mir Eine vorzuschlagen, eine „verheirathete Frau“ aus Musocco, die er sofort holen lassen werde.

Bald nachdem ich heimgekehrt, erschien auch sie in Begleitung ihres Mannes, und mit ihr schien die heitere Laune bei uns einzuziehen. Sie hieß Marianna und war eine kleine, weiße, stramme Person.

„Ich bin die Amme!“ Mit dieser, wie es scheint, amtlichen Anrede führte auch sie sich ein; allein sie begleitete dieselbe mit einem freundlichen Lächeln und fügte hinzu: „Wenn es Ihnen beliebt,“ worauf sie nochmals lächelte. Uns Beiden, Evangelina und mir, genügte ein Blick auf das nette Persönchen und ein Wink des Einverständnisses, uns für sie zu entscheiden. Wir richteten einige Fragen, bald an den Mann, bald an seine Frau; allein immer antwortete die Frau, während der Mann, selbst wenn er geradezu gefragt war, ohne etwas zu sagen dastand, bis Marianna lächelnd für ihn Antwort gab. Das niedliche Geschöpfchen lachte über Alles; ihr kleiner Mund schien nur zum Lächeln geschaffen, und ließ dabei zwei Reihen kleiner und blendend weißer Zähnchen sehen. Als ich sie schließlich fragte, ob es weit sei bis nach Musocco und ob man es ohne allzu große Anstrengung zu Fuß erreichen könne, antwortete sie lachend, es seien nur ein paar Schritte. Nach einer Viertelstunde waren wir über Alles einig, und Marianna besorgte das leckere Mahl für August, welcher dabei gar nichts zu lachen fand.

Es wurde beschlossen, daß die „Frau“ ein paar Tage bei uns bleiben, der Mann aber nach Musocco zurückkehren und später mit einem kleinen Wagen wiederkommen sollte, um sein Weib und den Säugling abzuholen.

„Ist's Euch so recht?“ — fragte ich den Gatten.

„Sehr recht,“ antwortete die Gattin auf meine Frage und wandte sich dann an ihren Eheherrn mit dem Befehl, jetzt zu gehen und nach zwei Tagen mit dem Wagen zurückzukehren. Und dabei lachte sie in Einem fort.

„Wie heißt Ihr Mann?“ fragte ich sie.

Diesmal schien der Herr das Unpassende zu empfinden, eine unmittelbar auf ihn sich beziehende Frage durch seine Gattin beantworten zu lassen. „Josef!“ sagte er, bei dem Klang seiner Stimme über und über erröthend; „Josef heiß' ich, zu dienen!“

Marianna lachte, wie über den witzigsten Spaß. Auch wir lachten, Josef aber wischte sich mit dem Aermel den Schweiß von der Stirn und that, als ob auch er lache, wobei er seine blendend weißen Zähne sehen ließ. In Wahrheit aber lachte er nicht, er wäre dessen in einem solchen Augenblicke nicht fähig gewesen.

„Ich gehe,“ sagte er Aber das war leichter gesagt als gethan! Einen Diener machen, sich umwenden, die Thür erreichen, sich nochmals umkehren — — o Gott! wie sauer wird Einem doch das Leben in so einem herrschaftlichen Hause gemacht! Der Aermste wußte nicht, was er mit sich anfangen sollte; er schaute hierhin und dorthin, nach einem Vorwand suchend, noch eine Frage an seine Frau zu richten.

„Ich gehe,“ wiederholte er, ohne andern Erfolg als, seine Verlegenheit zu vergrößern, da er sich nicht von der Stelle rührte. Jetzt nahm Marianna

Digitized by Google

unsern August von der Brust, legte ihn mit Anstand zu seiner Mutter in's Bett, stellte sich gerade vor ihren Mann hin und sagte lachend zu ihm: „Nun geh' doch! Worauf wartest Du noch?"

„Ich gehe schon," sagte Josef zum dritten Mal, und nun ging er wirklich, aber rückwärts, uns unverwandt anblickend und sich in Einem fort verbeugend, bis er schließlich mit dem Fuß an die Schwelle stieß. Da machte er plötzlich Kehrt, strich sich das Haar von der Stirn und verschwand. Marianna schlug ihr glockenreines Lachen auf, sagte: „Mit Erlaubniß!" — und folgte ihrem Gatten aus dem Zimmer.

Allein im Zimmer fühlten wir, meine Frau und ich, zunächst das Bedürfniß uns zu umarmen — vielleicht aus Nachahmungstrieb, da in demselben Augenblick Josef und Marianna im Vorzimmer genau dasselbe thaten.

„Mein Josef," sagte Marianna, als sie wieder eintrat, „mein Josef ist ein schüchterner, wie Sie wohl gemerkt haben werden, aber er ist ein guter Junge." Sie sagte das, ohne zu lachen, und fügte hinzu: „Jetzt ist er fort!" — Auch dabei lachte sie nicht. Als aber meine Frau ihr sagte: „Man sieht wohl, daß er Sie lieb hat," da fand Marianna ihre ganze Heiterkeit wieder.

„Das will ich meinen!" erwiderte sie, und begann von Neuem zu lachen und zu trällern.

Marianna war augenblicklich ganz heimisch bei uns; weder wir noch unsere Möbel imponirten ihr, sie nahm August auf den Arm, trug ihn den ganzen Tag herum und legte überall mit Hand an.

Die arme Evangelina ließ sie keine Minute aus den Augen. Stets hatte sie einen Vorwand, hinter ihr her zu sein, und hatte sie keinen, so that sie es dennoch ganz mechanisch. Immer war ihr zärtlicher Blick auf den Kleinen gerichtet, und streckte das Kind, wie verlangend, das Händchen nach der Mutter aus — das war eine Wonne, eine Seligkeit! Allein man mußte ihn an Marianna gewöhnen, damit es ihm später nicht zu schwer würde.

„Später!" — dachte ich. „Uebermorgen! Armes Mutterherz!"

August war artig und Marianna sehr nett. Er wird sich bei ihr gefallen und sie gern haben. Es schien zweifellos, daß unser Knabe, auch abgesehen von dem Nahrungsbedürfniß, gern bei seiner Amme sein würde.

„Ich hoffe, daß er sich an sie gewöhnen wird!" sagte Evangelina.

„Ich hoffe es ebenfalls," sagte ich, und war dessen sicher.

IX.

Die beiden Tage flogen schnell dahin. Unter fortwährendem Lachen beschrieb Marianna uns ihr Dorf, führte uns durch das Labyrinth ihrer Verwandtschaft und zählte uns die Nachbarn, Nachbarinnen sowie die häufigen Besucher des Stalles auf. Bei dem Stall angelangt, fand sie so bald kein Ende: sie gab uns eine beinahe zärtliche Beschreibung der einzigen weißen Kuh und des Pferdes mit der Bläße, so daß es mir war, als sähe ich die beiden „lieben Thiere" leibhaftig vor mir stehen; sie schilderte uns haarklein ihre Spinngesellschaften, die Unterhaltungen in denselben, die Ehen und die Liebschaften, welche alljährlich dort angeknüpft werden. Marianna schwatzte gern und angenehm, und wenn

Digitized by Google

sie von ihrem Stall redete, so glaubte man ihn vor sich zu sehen mit seinem Strohdach, seinem einzigen Fensterchen, dessen Rahmen mit Zeitungspapier zugestopft war; man glaubte die grauen Spinnrocken sich hin und her bewegen, die leuchtenden Augen der Verliebten in dem Schatten der Dunkelheit glänzen zu sehen und durch all' das Geschwätz und Geklätsch hindurch die wehmüthig ernste Stimme der Kuh zu vernehmen. Ich vernahm dann im Geiste noch eine andere Stimme, die meines lieben Kindes; wußte ich doch nur zu wohl, daß mein armer August in diesem Stall den Rest seines ersten Winters würde verbringen müssen.

An dem Morgen des Tages, an welchem Josef mit dem Wagen kommen sollte, um seine Frau und unsern Kleinen zu holen, bemerkte ich, daß Evangelina in geschäftiger Unruhe sich durch alle Zimmer, bald hier, bald da, zu thun machte. Sie lief hin und her, packte Hemdchen und Windeln, Windeln und Hemdchen, Häubchen und Wollenzeug zusammen und knüpfte die Packete ganz zwecklos bald zu, bald wieder auf. Vielleicht hätt' ich's ebenso gemacht; da ich aber nur müßig dabei stehen durfte, hatte ich August auf den Arm genommen und gab ihm mit leiser Stimme weise Verhaltungsregeln. Ich bat ihn artig zu sein, nicht zu weinen, gesund zu bleiben, Marianna und Josef recht lieb zu haben, aber auch den Papa und die Mama nicht zu vergessen!

Bei jedem Wagengerassel auf der Straße fühlte ich meinen Athem stocken; dann suchte ich Evangelina mit meinen Blicken und sah, daß auch sie unbeweglich und athemlos auflauschte.

Josef verspätete sich. Endlich kam er, als wir ihn kaum noch erwarteten, ganz geräuschlos an. Er versicherte seiner Frau, er habe geklingelt, aber so leise, daß Niemand es hörte; zu schüchtern, nochmals zu läuten, wollte er auf dem Hausflur sein Schicksal abwarten, welches sich auch nach einer halben Stunde sein erbarmte, indem es ihm durch eine Wasser holende Magd die Thür öffnen ließ.

Und der Wagen? War ihm vielleicht ein Rad gebrochen? Oder hatte das Pferd mit der Bläße sich beschädigt? Fast hoffte ich es einen Augenblick lang. Leider war nicht das geringste Unglück geschehen; dem Pferde ging es sehr wohl, und der Wagen stand unversehrt zu unserer Verfügung; lediglich um unsern Hausmeister nicht zu belästigen, der ihm den Thorweg hätte aufsperren müssen, hatte Josef Wagen und Pferd bei einem Gastwirth draußen vor dem Thor gelassen.

Die Stunde kam, es mußte geschieden sein. Die alte Pendeluhr schien es sehr eilig zu haben, unser Kind von uns gehen zu sehen!

Evangelina nahm August auf den Arm, brachte sein Häubchen und die Spitzen seines Hemdchens in Ordnung, damit er sich doch vor den Leuten sehen lassen könne, küßte ihn ein, zwei Mal, gab Marianna hundert Verhaltungsregeln und küßte den Kleinen noch zehn Mal. In diesem Augenblick erschien sie mir wie ein Heldenweib.

„Sie werden sehen, daß es ihm sehr gut gehen wird," versicherte Marianna zu wiederholten Malen.

„O gewiß! Ganz gewiß!" setzte Josef mit voller Stimme hinzu; „es wird ihm sehr gut gehen."

Digitized by Google

Ich fühlte mein Blut stocken, nahm Evangelina's Hand in die meine und sagte in stürmender Hast: „Nun geht — — schnell, schnell! — — Wir kommen recht bald, um zu sehen, wie's steht! — — —"

Die Amme verstand mich; sie zog ihren Mann am Rockschoß mit sich fort und ging die Treppe hinab. In diesem Augenblick vermochte Evangelina sich nicht länger aufrecht zu halten. Sie fiel mir um den Hals und benetzte mein Antlitz mit Thränen; dann riß sie sich plötzlich los und lief auf den Hausflur — — sie wollte ihr Kind noch einmal sehen, allein die Amme war schon die Treppe hinunter.

„Soll ich sie zurückrufen?" fragte ich mit zitternder Stimme.

„Ja! — — oder lieber Nein; es ist besser, daß ich ihn nicht sehe, ich würde mich nicht trennen können. Es ist auch wohl für ihn besser, daß er mich nicht weinen sieht; es könnte ihm am Ende schaden."

Ich ließ sie dabei und hütete mich wohl, ihr ihre liebenswürdige Einbildung zu zerstören. Wir gingen zum Fenster, um ihm nachzuschauen — — sieh, da kommt er, Marianna hält ihn im Arm! Das gute Frauenzimmer hob ihn mit beiden Armen hoch; wahrscheinlich forderte sie ihn auf, nach dem Fenster im vierten Stock hinauf zu blicken, er aber kümmerte sich nicht darum. Noch sehen wir das rosige Gesichtchen, dann das weiße Kleidchen, dann den äußersten Saum und die blauen Schleifen desselben — — endlich nichts mehr, außer den neugierigen Augen der Nachbarn an den Fenstern gegenüber. Da nahm ich mein Weib in den Arm und zog sie mit sanftem Zwange von der Fensterbrüstung zurück; dann schloß ich das Fenster mit der einen Hand, mit der andern führte ich sie fort.

„Evangelina!" rief ich.

„Epaminondas!"

„Wie ist Dir?"

Sie lächelte wehmüthig, als wollte sie sagen: „Du kannst Dir wohl denken, wie mir zu Muthe ist!"

„Er ist fort," so suchte ich sie zu trösten — „aber doch nicht weit; wir werden ihn recht oft sehen können — — wöchentlich — täglich."

Evangelina hörte mir nicht zu; widerstandslos war sie mir in mein Studirstübchen gefolgt und hatte nur im Vorübergehen einen trostlosen und matten Blick in das Schlafzimmer geworfen. Plötzlich fragte sie mich: „Wo liegt Musocco?"

„Vom Thor aus nur wenige Kilometer, zehn Minuten mit der Eisenbahn, zu Fuß, wie Du selbst gehört hast, nur „ein paar Schritt". Wir werden den Weg gern und oft machen — wenn Du willst, schon morgen."

Evangelina achtete nicht auf meine Rede, sie war an die Wand getreten, wo eine Karte von Italien hing; auf dieser suchte sie Musocco. Wehe! Musocco war nicht darauf; der Zeichner der Karte hatte kein Kind in Musocco!

„Hier muß es liegen," sagte ich, das Versehen des Geographen mit dem Rothstift verbessernd. „Siehst Du? Hier ist Rho, da ist Mailand, Musocco liegt in der Mitte."

Digitized by Google

Evangelina betrachtete den Punkt, den ich mit dem Rothstift auf der Karte bezeichnet hatte, dann sah sie mich an und lächelte.

„Es ist kalt!“ sagte sie fröstelnd.

Es war wirklich kalt in unserer verlassenen Wohnung.

X.

Wohl eine Stunde lag ich wachend aber still im Bett und betrachtete trotz der Dunkelheit der Nacht die mir wohlbekannten Gegenstände in unserem einsamen Zimmer; sie sahen alle traurig aus, denn die Wiege war leer. Ich überließ mich gänzlich meiner trüben Stimmung, indeß Evangelina schlummerte. Kaum war sie erwacht, da rief ich ihr, damit sie mir nicht die schwarzen Gedanken von der Stirn lesen und ebenfalls davon erfaßt werden sollte, mit heiterer Stimme zu: „Liebste Evangelina, wollen wir heut Morgen nach Musocco?“

So hatte sie nicht Zeit, ihrer mütterlichen Beängstigung zu gedenken, ohne das wirksamste Mittel dagegen in Händen zu haben.

„Wir müssen stark sein,“ antwortete sie mit zitternder Stimme. „Es ist vielleicht besser, noch zu warten und dem Kinde Zeit zu gönnen, sich an seine neue Lebensweise zu gewöhnen.“

Bei diesen Worten sah sie im Geist unsere liebe kleine Unschuld in einer großen Kammer in einer Wiege aus Weidengeflecht liegen, zur Seite eines riesigen mit einer rothgeblümten Decke geschmückten Bettes; sicherlich erschien das Alles vor ihrer Phantasie, denn plötzlich seufzte sie: „Wie mag er nur die Nacht zugebracht haben?“

„Gehen wir nach Musocco?“ fragte ich wiederum.

„Es ist doch wohl besser, noch zu warten. Wenn August uns sieht, weint er sicher, leidet, wird am Ende gar krank“ — — —

Allein der Gedanke war einmal angeregt und so verlockend, daß jeder Widerstand dagegen verstummen mußte, und als ich zum dritten Male fragte: „Gehen wir nach Musocco?“ — da waren wir fast schon vor der Thür und unterwegs. Wir reisten, aber nicht, wie ich, um meinen Vorschlag recht schön auszumalen, gesagt hatte, die Hauptstraße entlang unter wilden Akazien, sondern, um schneller fortzukommen, auf der Eisenbahn. Unser Erscheinen auf der Straße von Musocco setzte die Bewohner des Fleckens in das größte Erstaunen. An vielen Fenstern wurden die aufgeregten Gesichter neugieriger Mädchen sichtbar, und aus einer Thür sah ich ein Köpfchen hervorlugen und vernahm die Worte: „Das sind die Herrschaften von Marianna, sie gehen zu ihr.“

Eine gutmüthig aussehende Frau lief an uns vorüber.

„Ich wette,“ sagte ich etwas ärgerlich, „ich wette, die läuft zu Marianna, um sie zu benachrichtigen, damit sie nicht von den Herrschaften überrascht werde, sondern Zeit habe, unsern Kleinen einigermaßen in Scene zu setzen.“

Meine Frau seufzte und sagte kein Wort. „Uebrigens,“ setzte ich hinzu, „finde ich es ganz natürlich.“

Wir gingen auf's Gerathewohl vorwärts; an einer Ecke blieben wir stehen, da wir den Weg nicht kannten. Da rief ein altes Weib uns zu: „Auf dieser Seite, das dritte Haus!“

Digitized by Google

Ich sah mich um, verwundert, daß Jeder im Dorfe wußte, wer wir waren und wohin wir wollten. Die gute Frau, welche meine Verwunderung bemerkte, kam näher und wiederholte: „Auf dieser Seite das dritte Haus — — doch da kommt ja Marianna selbst!"

In der That kam sie uns entgegen, August auf dem Arm, und lachte. Evangelina wollte den Kleinen nehmen, vor all' den Neugierigen und auf die Gefahr, sich ihre Mantille zu verderben; allein sie hielt an sich und wir gingen nach dem Hause.

Nachdem wir den Kampf mit einem Heer von Dorf-Amazonen jeglichen Alters, die sich wie alte Bekannte nach unserem Befinden erkundigten, ruhmvoll bestanden und auch die Vorstellung der ganzen Verwandtschaft und Bekanntschaft glücklich überwunden hatten, fragte ich, um endlich zum Schluß zu kommen, nach Josef und trat, da ich hörte, daß er auf Arbeit sei, ohne Weiteres in das Gemach. Hier waren wir wenigstens einigermaßen frei; manche Bäuerin, die sich allzu sehr herangedrängt, war einem Rippenstoß, welchen sie von einer Jugendfreundin empfangen, gewichen. Evangelina küßte unsern Sohn wieder und wieder; ich hatte ihm eine meiner Hände auf das Köpfchen gelegt und schaute mich um.

Das Zimmer war ganz so, wie ich es im Traum gesehen, nur daß die Wiege nicht von Weidengeflecht, sondern von Holz, und die Bettdecke nicht roth, sondern gelb geblümt war; außerdem befand sich auf der einen Seite ein riesiger Kasten, auf der andern ein großer Haufen Samenkorn.

Und wie war's bisher gegangen?

Ausgezeichnet. August befand sich wohl, war sehr klug und hatte viel Hunger. Die Nacht war sehr gut gewesen; er hatte getrunken, geschlafen und keine Thränen vergossen.

„Und Sie?" fragte Evangelina.

Zuerst lachte die Amme (dazu war sie ja auf der Welt) von Herzen, dann erwiderte sie: „Mir geht's sehr gut, mein armes Engelchen!"

Das „arme Engelchen" sah sehr zufrieden aus; er blickte erstaunt um sich, mir schien's, als ob er lächelte — weiter nichts. Darauf gab er deutliche Zeichen von Hunger, und Marianna schickte sich an, denselben zu stillen.

„Er hat nur wenig getrunken," sagte Marianna, „aber das thut nichts."

August barg sein rosiges Gesichtchen in dem Busen seiner Ernährerin und schlief ein; der Hunger war nur ein Vorwand gewesen. „Er ist ein Schelm!" sagte Marianna, „ich bin das schon gewohnt."

Warum der Gedanke, mein Sohn sei ein Schelm, etwas so Tröstliches für mich hatte, weiß ich nicht.

Viel Zeit hatten wir nicht zu verlieren, da wir den Eisenbahnzug benutzen wollten. Ohne uns von dem Kleinen zu trennen, besichtigten wir den Stall, wo Marianna uns die weiße Kuh vorführte; das Pferd war mit Josef auf Arbeit.

„Schade!" sagte Marianna.

„Ein ander Mal," entgegnete ich, um sie zu trösten. Sie tröstete sich — und lachte. Doch die Zeit drängte, und wir mußten uns wieder von unserem

Digitized by Google

Kinde trennen. Diesmal waren wir ruhiger und ergebener; heimlich aber that es uns leid, daß August, den unsere letzten Liebkosungen aus dem Schlaf gestört hatten, übler Laune zu sein schien und unsere Küsse und unser Lächeln kaum erwiderte.

„Leb wohl!“ sagte Evangelina zum letzten Mal an der Wagenthür.

„Leb wohl!“ wiederholte ich leise und grüßte noch von fern meinen Sohn, der wie ein weißer Punkt am Horizont verschwand. Darauf sah ich eine weibliche Gestalt, die sich auf der Hauptstraße mehr und mehr entfernte. Es war Marianna, meinen August vermochte ich nicht mehr zu unterscheiden. Die Fahrt war kurz und schien lang, denn es wurde kein Wort gesprochen.

„Wie ist Dir? Woran denkst Du?“ fragte ich Evangelina, als wir, daheim angekommen, die Treppe zu unserer Wohnung hinaufstiegen.

„Mir ist, als hätte ich einen Dorn im Herzen,“ antwortete sie traurig, „ich denke, unser Kind hat uns nicht mehr lieb.“

„Sprich nicht solches Zeug,“ flüsterte ich ihr in's Ohr, indem ich sie auf dem Hausflur an meine Brust zog, „sage vielmehr, daß er uns noch nicht liebt.“

Auch dies war ihr ein Trost. Drinnen im Zimmer fanden wir noch einen andern: es war ein Mann von plumpem aber stattlichem Aussehen, ein Pächter vom Lande, der mir einen verwickelten „Fall“ auseinandersetzen und nicht fortgehen wollte, bevor er mich um Rath gefragt.

Ich ließ mir die Sache zweimal erklären. Ich hatte große Lust, ihn zu fragen, woher mein Name und meine Adresse ihm bekannt seien; allein ich dachte, daß man das Geheimniß der Clienten achten müsse, und widerstand meinem Gelüst wie ein Held.

„Treten Sie näher,“ bat ich ihn höflich und schritt ihm mit stolzer Würde in mein Zimmer voran; dort angelangt, bat ich ihn, einen Augenblick zu verziehen, bis ich Hut und Mantel abgelegt. Ich legte aber nichts fort, sondern warf Alles hoch in die Luft und meldete meiner Evangelina mit einem herzhaften Kuß die Entdeckung, welche ich so eben gemacht hatte.

„Der Himmel,“ sagte ich, „weiß doch Alles gut zu machen; auf jeden Schmerz setzt er eine Freude.“

„Was für eine Freude?“ fragte sie.

„Hast Du's ihm denn nicht gleich angesehen? Er ist's ja; wie ich Dir sage, er ist's — mein erster Client!“

Digitized by Google

Bau und Finanzirung der Nebenbahnen.

Von

Friedrich von Sybel, Landrath.

Mannigfache Umstände haben bis vor Kurzem in Deutschland, und besonders in Preußen, verhindert, daß die schwächer bevölkerten und verkehrsärmeren Gebietstheile des Landes in erheblichem Umfange der Wohlthat der Eisenbahnverbindung theilhaftig werden konnten. Jetzt endlich bietet sich unter der Fürsorge der Staatsregierung und unter dem Drucke der öffentlichen Meinung die Möglichkeit, gegen einen Mißstand anzugehen, dessen längere Fortdauer große Mengen der Bevölkerung einem unabsehbaren wirthschaftlichen Rückgang preisgegeben haben würde. Der Besitz einer Bahnverbindung bietet eben für alle Arten gewerblicher Thätigkeit so außerordentliche Vortheile theils zur Bewältigung von Frachten, theils zur Pflege persönlicher Beziehungen, daß in deren Ermangelung selbst das kräftigste Streben den gewerblichen Wettkampf kaum noch aufzunehmen vermag. Die großen Privatbahngesellschaften und die meist in gleichem Geiste verwalteten früheren Staatsbahncomplexe waren nicht befähigt, auf den Bau von Nebenbahnen befruchtend einzuwirken; sie erblickten ihre Aufgabe darin durch den Bau und Betrieb der Hauptlinien einen möglichst hohen Zinsgewinn zu erzielen. Daß die staatlichen Privilegien, welche das Zustandekommen solcher Unternehmungen doch erst ermöglichten, dazu hätten führen müssen, den Bahnbau wirksam dem öffentlichen Interesse im weitesten Sinne dienstbar zu machen, kam allzuwenig zur Geltung. Nebenbahnen vermögen bei sachgemäßer Gestaltung wohl eine angemessene Verzinsung, selten jedoch eine höhere Dividende zu gewähren; daher konnten die großen Bahngesellschaften keine Neigung spüren, durch Aufnahme solch minderwerthigerer Linien die Rente des Gesammtunternehmens herabzudrücken. Wenn auch die Vermehrung der Zufuhrstrecken ein Anwachsen der Frachtmassen überhaupt erwarten ließ, so konnte doch auf der anderen Seite die Verdichtung des Bahnnetzes leicht zu einer Concurrenz der verschiedenen Strecken ein und derselben Gesellschaft untereinander führen und so überließ man den Verfrachtern die Sorge, ihre Güter auf die zweckmäßigste Weise an die Hauptbahn heranzubringen.

Zuweilen haben die Privatgesellschaften zum Bau von Nebenbahnen übergehen müssen, weil sie bei Gesuchen um Concessionirung gut rentabler Strecken von der Staatsregierung genöthigt wurden, Concessionen für minderwerthigere Linien mit in Kauf zu nehmen. Wesentliche Erfolge sind hiermit nicht erzielt worden. Hatten doch die großen Gesellschaften, wenn sie die Concessionen einmal erhalten, selbst Mittel und Wege genug, den Ausbau der ihnen aufgedrungenen Nebenbahnen zu verschleppen, wenn nicht ganz zu vereiteln. Entschloß sich einmal eine Gesellschaft freiwillig zum Bau einer Nebenbahn, so begnügte sich dieselbe nicht damit, von den Nächstbetheiligten so viele Verlustzuschüsse zu fordern, daß die Anlage zu einer angemessenen Rentabilität hergestellt werden konnte, sondern sie verfuhr ganz nach kaufmännischen Gesichtspunkten und suchte soviele Zuschüsse zu erhandeln, als nur immer zu erlangen waren.

Eine kleine Industriestadt z. B. mußte kürzlich, nachdem der Staat einen Verlustzuschuß in der Höhe eines Fünftels des Anlagecapitals gegeben, selbst auch einen

Digitized by Google

gleichen Verlustzuschuß übernehmen und außerdem noch einen Cursverlust in der Höhe eines Siebentels des Anlagecapitals tragen. Dabei ersparte die bauende Gesellschaft während der Ausführung fast ein Drittel der anschlagsmäßigen Bausumme, gewährte aber hiervon der Gemeinde nur eine geringe Rückvergütung. In anderen Fällen ist den Interessenten ohne Rücksicht auf die Rentabilität des Unternehmens die Uebernahme eines Verlustzuschusses in der Höhe eines Viertels oder Drittels der Anschlagssumme angesonnen worden. Eine große Bahngesellschaft hat kürzlich in Aussicht genommen, zur Beförderung des Baues von Nebenbahnen innerhalb ihres Verkehrsbezirkes beschränkte Zinsgarantie zu geben und zwar bis zu einem Viertel! Das Verhalten einer anderen großen Gesellschaft in der Secundärbahnfrage hat kürzlich im Landtage lebhafte Mißbilligung erfahren. Der geringe Fortgang des Baues von Nebenbahnen unter der Herrschaft der Privatbahngesellschaften beweist zur Genüge, wie wenig die letzteren zur Lösung dieser Aufgabe berufen und befähigt gewesen sind. Da sich ihr Interesse nur auf die Ausbeutung der die großen Verkehrspunkte verbindenden Hauptlinien richtete, so herrschte auch in technischen Kreisen nur Sinn und Blick für eine den Hauptbahnen angepaßte Gestaltung und Ausstattung der Projecte. Unterschiedslos wurde bei allen Linien die einmal üblich gewordene Form zur Anwendung gebracht und sehr häufig eine ganz zwecklose Verschwendung ausgeübt. Es wäre verkehrt, hierfür die staatlichen Aufsichtsbehörden verantwortlich zu machen; sind doch z. B. schon vor langen Jahren der Straßenbahn im Bröhlthal staatlicher Seits alle diejenigen Erleichterungen gewährt worden, welche für ein solches Unternehmen erforderlich waren. Vielmehr hat es innerhalb der technischen Kreise eines langen und nachhaltigen Kampfes durch aufgeklärte Fachleute wie Hartwich und v. Weber bedurft, um der Auffassung Raum zu verschaffen, daß die Ausstattung einer jeden einzelnen Bahnanlage so durchgebildet werden müsse, wie es nach den örtlichen Verhältnissen und der zu erwartenden Frachtmenge zur Erlangung der erforderlichen Rentabilität am angemessensten erschiene.

Leider schießen jetzt manche Techniker über das Ziel hinaus und verlangen, daß in allen Fällen, wo es sich nicht zweifellos um eine sogenannte Vollbahn handele, unbedingt die ganze Anlage so einfach und so billig hergestellt werden müsse, als es nur irgend möglich sei. Mit besonderer Vorliebe greifen Viele zur Schmalspur, auch da, wo eine Normalspurbahn nicht nur rentabel, sondern im allgemeinen Verkehrsinteresse durchaus angezeigt sein würde.

Ein im Gebiet des Secundärbahnwesens sehr erfahrener Techniker, Horstmann, sagt ganz zutreffend, daß in Deutschland mit Rücksicht auf die Interessen der Landesvertheidigung und das Vorhandensein eines großen Normalspurnetzes in jedem einzelnen Falle zunächst versucht werden müsse, eine jede Nebenbahn normalspurig zu projectiren. Leider findet dieser Satz in der Praxis allzuwenig Beachtung; man wendet u. A. ein, daß bei billig zu bauenden Nebenbahnen normaler Spur oft sehr enge Curven eingelegt werden müßten, welche doch den Uebergang von Wagen der Hauptbahn verhinderten. Ein lebhafter literarischer Kampf kann seit Jahren nicht darüber zur Ruhe kommen, ob Abweichungen von der normalen Spurweite zugelassen werden sollen oder nicht. Während man im Königreich Würtemberg sich entschlossen hat, Schmalspuren nur in besonders geeigneten Ausnahmefällen zuzulassen, verfährt man im Königreich Sachsen gerade umgekehrt und wendet bei Nebenbahnen in der Regel eine schmalere Spur an. Mit leidenschaftlicher Schärfe wird von manchen Technikern die letztere Richtung vertreten. Wie unklar die dabei herrschenden Vorstellungen sind, geht wohl daraus hervor, daß wiederum ein lebhafter Streit darüber herrscht, welches Schmalspurmaß das zweckmäßigste sei, und daß jeder Techniker diejenige Weite, welche er auf Grund einschlagender Berechnungen als die richtige glaubt erkannt zu haben, zur alleinigen Anwendung empfiehlt. Die Maschinenfabrik von Kraus in München allein hat in den letzten zwölf Jahren Locomotiven für Schmalspuren nach nicht weniger als fünfundvierzig verschiedenen Spurbreiten herstellen müssen.

Digitized by Google

Daß eine Schmalspur sehr häufig zu billigerem Preise wird hergestellt werden können, als eine Normalspur, unterliegt keinem Zweifel; daß aber unter Umständen der beim Bau erzielte finanzielle Vortheil vollständig aufgewogen wird durch die finanziellen Nachtheile des gesonderten Betriebes, und daß der Betrag der letzteren geeigneten Falles ausreichen würde, um die Mehrkosten einer Normalspur mit auskömmlichen Curven zu verzinsen, kann an einem einfachen Beispiel nachgewiesen werden.

Im Oberbergischen ist kürzlich ein Normalspurproject von 47 Kilometern Länge unter starker Straßenbenutzung ausgearbeitet worden, bei welchem sich der Anschlag einschließlich der Kosten mehrerer größerer Brücken auf 51,000 M. für den Kilometer belief; bei einem anderen in dortiger Gegend in gleichen Terrainverhältnissen ausgearbeiteten Schmalspurproject, welches eine stärkere Straßenbenutzung und fast gar keine Kunstbauten aufwies, wurden dagegen nach der niedrigsten Schätzung die Kosten einschließlich des kleinen Wagenparks auf 33,000 M. für den Kilometer ermittelt. Um letzteres normalspurig zu projectiren, wäre also ein Mehraufwand von 18,000 M. für den Kilometer, oder im Ganzen von 216,000 M. nothwendig gewesen. Zur Verzinsung dieser Summe zu vier Procent würden aber jährlich nothwendig sein 8640 M. Die im Oberbergischen in Betrieb befindliche Schmalspurbahn im Bröhlthal berechnet nun für das Umladen eines Waggons 75 Pfennige; legt man diesen Satz zu Grunde, so ergibt sich bei einem täglichen Verkehr von 36 Waggons an 300 Arbeitstagen eine Gesammtsumme von 8100 M., welche von den Verfrachtern jährlich für Umladen zu zahlen ist, und welche also ungefähr ausreichen würde, die Zinsen der Mehrkosten einer Normalspur zu decken, ohne daß eine höhere Gesammtfrachtgebühr entrichtet zu werden brauchte. Dabei würde für Personen- wie für Güterverkehr eine raschere Beförderung gewonnen sein, die versandten Waaren aber blieben von der beim Umladen niemals ganz vermeidlichen Beschädigung bewahrt. Da die Umladegebühr nur einmal zu zahlen ist, mag die Schmalspurstrecke von größerer oder geringerer Ausdehnung sein, so wird die Annahme der Schmalspur um so unvortheilhafter, je kürzer die zu bauende Linie ist. Auf kleinere Entfernungen kann auch das Rollfuhrwerk viel eher der Nebenbahn erfolgreiche Concurrenz machen. Die schmalspurige Bröhlthalbahn z. B., welche eine Länge von 30 Kilometern besitzt, hat in neuerer Zeit wiederholt die Verfrachtung von großen Quantitäten des leicht umzuladenden Grubenholzes verloren, welche dicht an ihrem Anfangspunkt vorbei mit Rollfuhrwerk zur Station der Hauptbahn gefahren worden sind. In übertriebener Weise wird ferner der Benutzung des Straßenbankets zu Bahnanlagen das Wort geredet und verabsäumt, die hierdurch entstehenden Nachtheile gegenüber den Ersparnissen an Grunderwerb genügend abzuwägen. Ein hervorragender Techniker, Bureisch, glaubt, daß unter Umständen durch Straßenbenutzung bis zu 33 Procent des Anlagecapitals gespart werden könnte, verweist aber nachdrücklich auf die großen Nachtheile der Straßenbahnen hin. Oft müssen höchst ungünstige Alignements- und Steigerungsverhältnisse mit in Kauf genommen werden, welche die Einstellung schwererer Maschinen und damit einen stärkeren, also kostspieligeren Oberbau bedingen; in den Ortschaften kommt die Linie näher an die Wohngebäude zu liegen, die Feuersgefahr sowie die Möglichkeit des Zusammenstoßes mit fremden Körpern steigt in hohem Maße, so daß besondere Schutzvorkehrungen nothwendig werden. Als Hauptübelstand muß aber hervorgehoben werden, daß die Fahrgeschwindigkeit dauernd auf das niedrigste Maß eingeschränkt bleibt und daß bei Zunahme des Verkehrs eine intensivere Ausnutzung der Strecke durch schnelleres Fahren völlig ausgeschlossen bleibt. Besonders bei normalspurigen Bahnen sollte daher nur unter ganz besonders günstigen Bedingungen zur Benutzung der Straßen geschritten werden, also z. B. da, wo die Breite derselben die völlige Abtrennung des Bankets zu Bahnzwecken gestattet. Die schweren Maschinen, welche zeitweise Dampfabsperrung nur in geringem Maße gestatten und lange Züge von großen Waggons schleppen, bilden eine viel größere Gefährdung und Behinderung des Straßenverkehrs, als die kleinen Züge der Schmalspur, welche streckenweise ohne Dampfablassung zu fahren vermögen.

Digitized by Google

Ehe daher zur Benutzung von Straßenbankets geschritten wird, ist jedesmal sorgfältig zu prüfen, ob es nicht vortheilhafter bleibt, die Kosten für den Grunderwerb anzulegen. Da es sich meist um geringer bevölkerte, und weniger wohlhabende Districte handelt, so werden in der Regel die Ankaufspreise nicht allzuhoch ausfallen. Sehr häufig ist aber auch die unentgeltliche Hergabe des Grund und Bodens zu erreichen. Wenn gleichwohl an vielen Orten einfachere und billigere Anlagen mit Straßenbenutzung und Schmalspur projectirt werden, an deren Stelle sich recht wohl besser ausgestattete Unternehmungen empfehlen würden, so wirkt hierauf noch ein anderer Umstand hin. Die Nächstinteressirten selbst sind sehr selten in der Lage, das erforderliche Capital für eine Nebenbahn aus eigenen Kräften aufzubringen, selbst wenn eine angemessene Verzinsung in sicherer Aussicht steht. Der Capitalmarkt ist aber zur Hilfe nur bereit, wenn sich außer einer guten Verzinsung bei der Finanzirung oder beim Bau ein Unternehmergewinn verdienen läßt. Dieser muß von den Nächstinteressirten aufgebracht werden; sie können aber meist nur geringe Opfer bringen und so muß die ganze Anlage möglichst einfach und billig gestaltet werden, damit der geforderte Zuschuß in ein entsprechendes Verhältniß zum Gesammtanlagecapital zu stehen kommt.

Alte Schienen werden ohne Schwellen auf dem Banket in Kies eingestampft, zwei Locomotiven nebst einigen Waggons sind rasch erworben und die Eisenbahn ist fertig. Mag auch nach Jahren sich die Anlage als unzulänglich erweisen und des Umbaues bedürfen: hierfür bleibt es Andern überlassen zu sorgen, wenn der Unternehmer nur beim Bau sein Geschäft gemacht hat. Das willkürliche, nur dem augenblicklichen Geschäftsinteresse nachgehende Verfahren privater Unternehmer hat schon bei Entstehung der Hauptbahnen so großen Schaden durch Errichtung verkehrter und zweckloser Anlagen verursacht, daß die Vermeidung des gleichen Fehlers bei Ausbildung des Secundärbahnnetzes dringend wünschenswerth wäre. Und doch wird von Vielen eifrig dahin gearbeitet, den Bau der Nebenbahnen nach Möglichkeit der Privatindustrie in die Hände zu liefern. Man versteigt sich zu der Behauptung, daß Nebenbahnen eigentlich gar keine Eisenbahnen, sondern nur eine Art verbesserten Chausseeverkehrs von rein localer Bedeutung seien, welche, wie jedes andere Gewerbe, zweckmäßiger in Privathänden blieben.

Ob eine Schienenstrecke billiger oder kostspieliger ausgestattet ist, ob sie langsamer oder schneller befahren wird, bleibt für die Frage, ob ein bahn- oder straßenmäßiger Betrieb vorliegt, völlig gleichgültig. Das Wesentliche ist, daß die Fahrzeuge mit Dampfmaschinen auf festen Geleisen fortbewegt werden und zwar mit erheblich größerer Geschwindigkeit als gewöhnliche Lastfuhrwerke. Damit ist der eisenbahnmäßige Charakter gegeben und auch die allgemeine Norm für Bau und Betriebsgestaltung. Um einen Verkehr rein localer Art handelt es sich ferner auch bei Nebenbahnen nur in den seltensten Fällen. Die heutzutage üblich gewordene Versendung von Verzehr- und Verbrauchsgegenständen jeder Art nach allen Richtungen, die gesteigerte Entwickelung der industriellen Thätigkeit jeden Zweiges, der Vertrieb der Rohproducte, der halb- und ganzfertigen Artikel nach den verschiedensten Orten bringt auch Gegenden von geringerer wirthschaftlicher Entwickelung mit einer Menge mehr oder weniger weit entlegener Punkte in Verkehr. Die Stationen einer Nebenbahn müssen daher mit einer großen Zahl von Stationen anderer Bahnen des Inlandes sowohl wie des Auslandes in Beziehung treten, und empfiehlt es sich also auch, die Nebenlinien in möglichster Uebereinstimmung mit dem großen Bahnnetze zu projectiren. Die Berücksichtigung der besonderen örtlichen Verhältnisse soll dabei gewahrt bleiben; hierzu ist aber die Staatsverwaltung mindestens ebensogut befähigt, wie ein Privatunternehmer; dieselbe besitzt doch Localbehörden von größerem und kleinerem Wirkungskreise, welchen die Pflege der örtlichen Interessen zur Hauptpflicht gemacht ist. Wenn man z. B. darauf hinweist, daß die Locomotivfabrik von Kraus in München die Feldabahn in Thüringen in sehr sachgemäßer Weise gebaut und in Betrieb gesetzt habe, so ist doch nicht einzusehen, warum nicht die Ingenieure der sächsischen Staats-

Digitized by Google

bahnverwaltung die Aufgabe ebenso befriedigend zu lösen im Stande gewesen wären, wie der Techniker der Münchener Firma. In Preußen hat die Staatsbahnverwaltung eine Anzahl Nebenbahnen recht zweckmäßig projectirt und zur Ausführung gebracht; sie werden im engsten Anschluß an die Hauptbahnen betrieben und leisten allen berechtigten Anforderungen Genüge. Es liegt daher kein Grund vor, die Staatsbahnverwaltung bei Seite zu schieben und den Bau der Nebenbahnen möglichst der Privatindustrie zuzuweisen, welche dieselben nur als „verbesserten Chausseeverkehr" unter Loslösung von dem allgemeinen Eisenbahnbetrieb herstellen soll.

Wenn dabei auf eine grundsätzliche Erleichterung der Concessionsbedingungen gerechnet wird, so dürfte eine solche bezüglich einzelner wesentlicher Punkte kaum in Aussicht stehen. Dies gilt vor Allem von den Vorschriften, welche eine durchaus reelle Finanzirung der Projecte zu sichern bestimmt sind. Hier lautet die Parole: lieber gar keine neuen Bahnen, als unsolid fundirte Unternehmungen. Generalentreprise und Gründerthum sollen gänzlich ausgeschlossen bleiben. Nach sorgfältiger Prüfung des Kostenanschlages und des Finanzplanes wird je nach Umständen die Einzahlung selbst des ganzen Anlagecapitals an eine öffentliche Casse vorgeschrieben und die Bezahlung gemachter Arbeiten erst nach Revision durch einen Staatsbaubeamten genehmigt. Ferner muß die Aufsichtsbehörde an den Concessionsbedingungen festhalten, welche bezwecken, den betreffenden Unternehmern eine den örtlichen Verhältnissen und den allgemeinen Verkehrsinteressen entsprechende Gestaltung zu sichern. Wenn einerseits ein jedes Project so zu entwerfen ist, daß das Anlagecapital eine angemessene Verzinsung zu erzielen vermag, und also bei sehr geringem Verkehr eine möglichst billige Ausstattung, geeigneten Falles unter Benutzung der Straßenbankets und Anwendung der Schmalspur gewählt werden muß, so ist andererseits unbedingt darauf zu halten, daß unter allen Umständen eine möglichst harmonische Einfügung der Linie in das Bahnnetz gewahrt bleibt. Einschränkende Bestimmungen der Staatsregierung werden freilich nicht genügen, um das wünschenswerthe Ziel zu erreichen; manches Project wird sich den gestellten Anforderungen zu fügen vermögen, manches dagegen wird sich denselben nicht unterwerfen können oder auch nicht unterwerfen wollen. Sollen daher an vielen Orten nicht nützliche und nothwendige Unternehmungen unausgeführt bleiben, so muß der staatlichen Beaufsichtigung die staatliche finanzielle Unterstützung ergänzend zur Seite treten. Viele Linien hat ja bereits die Staatsbahnverwaltung selbständig in die Hand genommen; seit dem Herbst 1880 sind nicht weniger als 28 Linien in einer Gesammtlänge von 1430 Kilometern der Ausführung näher gebracht und zum Theil schon dem Betrieb übergeben worden; der Landtag hat sich in diesem Jahre mit einer großen Menge anderer Projecte zu befassen gehabt. Die Privatspeculation ganz von diesem Gebiet auszuschließen, erscheint nicht angängig, schon weil die Gesetzgebung Privateisenbahnunternehmungen als zulässig anerkennt, sodann weil die Staatscasse kaum in der Lage sein würde, alle Secundärbahnprojecte grundsätzlich sich allein zur Ausführung vorzubehalten. Welcher Seite nun auch im einzelnen Falle ein Unternehmen zufallen mag, immer wird der Punkt den Gegenstand sorgfältigster Erwägung zu bilden haben, in welcher Weise die Kosten des Baues auf den Staat, die Unternehmer und die Localinteressenten zu vertheilen sind.

Nebenbahnen dienen im obenentwickelten Sinne einem durchgehenden Verkehr, haben daher nicht nur für den anliegenden Bezirk, sondern für alle erdenklichen Stationen des ganzen Landes Bedeutung; die nächsten Anwohner haben gleichwohl besondere Vortheile von der erworbenen Schienenstraße und ist es daher nicht mehr als billig, daß sie erforderlichen Falles für dieselbe besondere Opfer bringen. Wenn der zu erwartende Verkehr nicht mit einiger Sicherheit einen solchen Ertrag in Aussicht stellt, daß derselbe zur landesüblichen Verzinsung und der erforderlichen Amortisation des Anlagecapitals auszureichen vermag, so müssen die Nächstbetheiligten durch Verlustzuschüsse die entsprechende Verminderung des zu verzinsenden Capitals bewirken; sie werden unter Umständen nicht nur die kostenfreie Hergabe des Grund und Bodens, sondern auch die Zahlung von Geldbeiträgen zu übernehmen haben. Die Staats-

Digitized by Google

bahnverwaltung kann in letzterem Falle die sehr wesentliche Erleichterung gewähren, daß sie für die Abtragung der Zuschüsse Ratenzahlungen auf eine größere Zahl von Jahren gestattet. Die Gemeinden brauchen alsdann nicht zu Eisenbahnzwecken große Anleihen aufzunehmen und zu amortisiren, und erhalten sich eine größere Creditfähigkeit für andere communale Zwecke. Während in Preußen dieser Modus als der zweckmäßigste anerkannt ist, hat man in andern Ländern, z. B. in Ungarn, durch Gesetz vom Jahre 1880 den Ortsgemeinden die Befugniß eingeräumt, sich an der Finanzirung von Nebenbahnen durch Uebernahme zeitlich beschränkter Zinsgarantien zu betheiligen. Hierbei brauchen allerdings die Interessenten während des Baues und im Falle eines günstigen Betriebsergebnisses auch später keine Opfer zu bringen; auch können etwaige Ausfälle zunächst durch Frachterhöhungen auf die Erstbetheiligten abgewälzt werden. Bedenklich bleibt es jedoch, die Gemeindehaushaltungen von Jahr zu Jahr vor die Möglichkeit eines Zuschusses zu stellen, dessen Höhe sich gar nicht voraussehen läßt. Es wird Schwierigkeiten machen, am Schlusse eines jeden Jahres gerecht und billig die Frage zu entscheiden, ob die Bilanz des Unternehmens zu einem Anspruch an die Gemeinden Grund gibt oder nicht; eine Reihe endloser, sich von Jahr zu Jahr wiederholender Streitigkeiten zwischen Bahnverwaltung und Gemeindevertretung kann sich allzuleicht entwickeln.

Haben Privatunternehmer die Concession zur Ausführung einer Linie erhalten, welche mit Hilfe der Nächstbetheiligten das Capital nicht vollständig aufzubringen vermögen, so wird die staatliche Hilfe am besten in Gestalt von Actienübernahme zu gewähren sein. Verlustzuschüsse können doch immer nur einen geringen Theil des Gesammtanlagecapitals ausmachen und daher zu dessen Ergänzung nur wenig beitragen. Gegen die Bewilligung von Zinsgarantien sprechen auch hier die oben entwickelten Momente. Die Capitalbeschaffung auf solider Grundlage ist die Schwierigkeit, welche sich allenthalben dem Bau von Nebenbahnen durch Privatunternehmer in den Weg stellt, mag auch im einzelnen Fall eine reichliche Verzinsung in sicherer Aussicht stehen. Gegen allzuhohe Belastung der Ortsgemeinden mit Eisenbahnpapieren spricht der Umstand, daß im Laufe der Zeit auch die Mehrzahl der Privatnebenbahnen in die Hand des Staates übergehen wird; haben dann die Gemeinden im Laufe der Jahre ihre Eisenbahnschulden amortisirt, so erhalten sie dann plötzlich bei Verstaatlichung der betreffenden Strecke eine große Capitalsumme, für welche das Gemeindebudget keine Verwendung hat. Richtiger erscheint es daher von Anfang an, auf eine auskömmliche Actienbetheiligung des Staates Bedacht zu nehmen.

In Preußen hat man in einzelnen Fällen ein Sechstel der Actien für Rechnung der Staatscasse übernommen; will indessen die Aufsichtsbehörde wirksam verhüten, daß Nebenbahnen entstehen, welche nicht die im öffentlichen Interesse erforderliche Gestaltung und Ausstattung besitzen, so muß wohl eine stärkere Betheiligung an der Finanzirung solcher Unternehmungen in's Auge gefaßt werden. Unwesentlicher erscheint es, daß die Privilegien der Kriegsverwaltung und des Post- und Telegraphenwesens noch mehr beschränkt oder, wie Manche fordern, ganz beseitigt würden. Nebenbahnen berühren meist schwach bevölkerte Gegenden, in denen nur selten Garnisonen stehen; Militärtransporte in Friedenszeiten werden also zu den Seltenheiten gehören. Mehr fallen schon die Ansprüche der Postverwaltung in's Gewicht; wo es sich täglich überhaupt nur um die Bewegung von 20—30 Waggons handelt, ist es für die Rentabilität nicht ohne Bedeutung, ob täglich ein oder zwei Waggons unentgeltlich gefahren werden müssen. Zum Zweck der erleichterten Capitalbeschaffung würde indeß mit Beseitigung dieses Privilegs wenig gewonnen sein; ob ein Nebenbahnunternehmen 4 oder $4^1/_2$ Procent Rente in Aussicht stellt, ist für den großen Capitalmarkt ziemlich gleichgültig; er wird sich wegen des halben Procentes, welches übrigens auch die andern Verfrachter durch Zahlung etwas höherer Tarife aufbringen könnten, nicht mit mehr Vorliebe derartigen Projecten zuwenden. Der Reichskanzler besitzt übrigens die Ermächtigung im einzelnen Falle, Erleichterung bezüglich der erwähnten Privilegien zu gewähren.

Digitized by Google

Genügende Sicherheit für sachgemäße Ausbildung des Secundärbahnnetzes kann nur in einer reichlichen finanziellen Betheiligung der Staatsregierung gefunden werden und erscheint es auch ungeeignet, diese Last ganz oder theilweise auf die Provinzialverbände abzuwälzen. Man hat vielfach betont, daß durch Erbauung von Localbahnen sehr häufig Chausseestrecken eine erhebliche Entlastung erfahren würden, und daß es daher angezeigt sei, die hierdurch entstehenden Ersparnisse von Provinzialstraßen solchen Eisenbahnunternehmungen zuzuwenden. Ein hierhin zielender Gesetzentwurf ist indessen bis jetzt glücklicher Weise nicht zur Geltung gekommen. Wenn in Folge neuer Bahnanlagen auch einzelne Chausseestrecken eine erhebliche Entlastung erfahren mögen, so werden hingegen wieder andere Straßen, welche zu den Bahnstationen hinführen, stärker in Anspruch genommen werden und größere Unterhaltungskosten erheischen, als früher; allenthalben wird sich das Bedürfniß regen nach Schaffung neuer Zufuhrstrecken und guter Unterhaltung der vorhandenen. Die hier und da vielleicht zu machenden Ersparnisse würden daher zweckmäßig zur Verstärkung des von der Provinz verwalteten Communalwegebaufonds Verwendung finden. Nicht nur in den östlichen Provinzen, sondern auch in vielen Theilen der westlichen Provinzen läßt überhaupt der Zustand des Communalwegebauwesens noch so viel zu wünschen übrig, daß große Mittel erforderlich sind, um Alles, was im Interesse des Verkehrs nöthig ist, zu schaffen. Die den Provinzialverbänden hierzu überwiesenen Unterstützungsfonds reichen zu dem Zwecke lange nicht aus und bedürften dringend einer Verstärkung. Würden statt dessen die Provinzen mit Ausgaben für Eisenbahnen belastet, so könnten die Ortsgemeinden für den Wegebau noch weniger Unterstützung finden als bisher, und müßten auf erneute Erhöhung ihrer Abgaben Bedacht nehmen. Mittelbar würde also die Subventionirung des Secundärbahnwesens auf die Gemeindeverbände zurückfallen.

Die Provinzialverwaltungen sind aber auch nach der ihnen gesetzlich im Staatsorganismus zugewiesenen Stellung und nach ihrer Verfassung und Beschaffenheit nicht in der Lage, die im Interesse des Verkehrs erforderliche Einwirkung auf die Gestaltung der einzelnen Nebenbahnprojecte sachgemäß ausüben zu können, während ihnen doch durch Uebernahme der finanziellen Unterstützung derselben die wirksamste Handhabe zur Beeinflussung zufallen würde. Es fehlt den Provinzen sowohl an der Centralstelle, wie in den Kreisen und Gemeinden an den erforderlichen Behörden, um einer solchen Aufgabe mit Erfolg entgegengehen zu können.

In der Rheinprovinz hat sich dies bereits zum Nachtheil mehrerer Projecte fühlbar gemacht, bei denen auf die Benutzung der Bankets von Chausseen gerechnet worden war. Die Provinzialbehörde knüpfte an die hierzu erforderliche Genehmigung Bedingungen, welche darauf hinzielten, den betreffenden Gesellschaften, obwohl dieselben unter staatlicher Verwaltung standen, Vorschriften in bau- und betriebspolizeilicher Hinsicht zu ertheilen. Nach vielfachen Verhandlungen hat zwar der Landtag die Vorschriften so ermäßigt, daß die Projecte zur Ausführung gebracht werden konnten; es erscheint aber doch durchaus unhaltbar, daß eine aller polizeilichen Befugnisse ermangelnde Corporation im Wege privater Abmachungen dem Minister für öffentliche Arbeiten als Chef der Bahnverwaltung Vorschriften zu machen versucht, welche zum Ressort der Landespolizei- und der Eisenbahn-Aufsichtsbehörde gehören. Die Provinzen, welchen die bautechnische Verwaltung der ehemaligen Staatsstraßen durch Gesetz übertragen worden ist, müssen sich bei Inanspruchnahme von Straßenbankets zu Nebenbahnen auf solche Vorbehalte beschränken, welche für die Straßenbauleitung von Wichtigkeit sind, und z. B. die Anlage von Materialdepotplätzen, die Entwässerung der Straßen betreffen. Für die im öffentlichen Interesse zu stellenden Anforderungen bezüglich des Baues und Betriebes haben die hierzu berufenen staatlichen Organe zu sorgen, einer concurrirenden Mitwirkung der Provinzialverwaltungsbehörden bedarf es hierbei nicht.

Digitized by Google

Literarische Rundschau.

Neuere musikalische Literatur.

1. Joseph Haydn. Von C. F. Pohl. 2. Halbband. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1882.

Im Vorwort zum ersten Halbbande[1]) hatte Pohl die Hoffnung ausgesprochen, mit Ende des Jahres 1878 den Schluß des Werkes vorlegen zu können. Das ganze Material lag nach seinen eigenen Worten bereits vor. Sieben Jahre sind seitdem verflossen. Bei Thayer sind wir an ähnliche Fristen gewöhnt, um von Chrysander zu schweigen, dessen letzter Händelband 1867, also vor fünfzehn Jahren, erschien. Der Verfasser hat diesem neuen Band kein Wort der Erklärung für seine Verspätung mitgegeben, und so können wir nur annehmen, daß der Verlagswechsel (der erste Band war bei A. Sacco Nachf. erschienen) die Hauptschuld trägt.

Der erste Band schloß mit Haydn's Antritt der Capellmeisterschaft in Esterház, dem vom Fürsten aus einem Sumpf zu einem zweiten Versailles verwandelten Lustschloß. Da Haydn fast ein Vierteljahrhundert, von 1767—1790, an diesem Ort geblieben, so fällt in diese bisher dunkelste Zeit seines Lebens die eigentliche Entwickelung seiner schöpferischen Thätigkeit. Mit Recht schreibt Otto Jahn an Sonnleithner: „Die schwierige Aufgabe ist es, den heranwachsenden und sich ausbildenden Haydn darzustellen, da man von diesem und den obwaltenden Verhältnissen und Einflüssen bis jetzt so gut wie gar nichts weiß. Der Haydn, den Alle kennen, ist nicht Mozart's Vorgänger, sondern sein Zeitgenosse und Nachfolger." Pohl hat hier das mannigfaltigste Material zusammen zu tragen verstanden, so daß man das Leben und Treiben in Esterház und Haydn's Thätigkeit bis in die geheimsten Winkel verfolgen kann. Hier spielte sich auch das Verhältniß Haydn's zur Sängerin Luigia Polzelli ab. „Er hatte an seinem Weibe die Hölle im Haus," schreibt Pohl, „der Sängerin war ein ähnliches Loos in ihrem Manne beschieden — kein Wunder, daß die Herzen sich zusammenfanden." Es scheint ein mehr auf Leidenschaft, als auf Werthschätzung gegründetes Verhältniß gewesen zu sein, das für Haydn mit großen Geldopfern verbunden war. Von den beiden Söhnen der Polzelli wird der jüngere, Antonio, welcher erst 1855 als nicht hervorragender Musiker gestorben ist, Haydn zugeschrieben. Eine ungleich edlere und reinere Beziehung hatte Haydn zu Frau von Genzinger, einer kunstsinnigen und feingebildeten Dame, mit der er eine rege Correspondenz führte, welche Dr. von Karajan 1861 herausgegeben hat.

Obgleich das Leben in Esterház geräuschvoll und aufreibend war, hat Haydn während seines Dortseins ein Dutzend italienischer Opern, 63 Sinfonien, 44 Streichquartette, die verschiedenartigste Kirchenmusik, darunter fünf Messen, das Oratorium „Il ritorno di Tobia", die „Sieben Worte am Kreuz", Ouverturen, Divertimenti, Concerte, ungezählte Kammermusik und Lieder geschrieben. Daneben unterrichtete er, hielt Proben mit Orchester und Sängern ab, und schlichtete Streitigkeiten. Hierher gehört die rührende Geschichte seiner „Abschieds-Sinfonie". Pohl erzählt sie, abweichend vom Mythus, so: Der Fürst hatte aus Raummangel den Musikern befohlen, Weib und Kinder aus Esterház zu entfernen und sie nach dem benachbarten Eisenstadt zu schaffen. Von diesem Verbannungsdecret nicht getroffen waren nur die Familien einiger Lieblinge des Fürsten und die Haydn's, obwohl dieser am wenigsten unter solcher Trennung gelitten hätte. Vergebens wandten sich die armen Ehemänner an ihren Papa Haydn, der es diesmal nicht unternahm, ihr Fürsprecher beim Fürsten

[1]) S. „Deutsche Rundschau", Bd. VI, S. 133.

Digitized by Google

zu sein, sondern nur ein schalkhaftes Lächeln für sie hatte. Erst bei der nächsten Orchesterprobe wurde ihnen der witzig gemüthvolle Ausweg ihres Führers klar. Es ist bekannt, wie sich im letzten Satze der Sinfonie die Musiker, einer nach dem andern, von ihren Pulten wegstehlen und die Lichter löschen, bis zuletzt nur noch zwei Geigen übrig bleiben. Als sich nun Haydn anschickte, den Letzten zu folgen, trat der Fürst gerührt an ihn heran und sagte: „Ich habe Ihre Absicht wohl durchschaut. Die Musiker sehnen sich nach Hause, nun gut, morgen packen wir ein." In dieser kleinen Geschichte hat für mich immer der ganze Zauber der Haydn'schen Natur gelegen; es ist, als mischte sich in ihr die herzliche Melodie des Haydn'schen Adagios mit dem Humor seines Menuetts. Hier sei auch, als einer Schwester, der „Kinder-Sinfonie" erwähnt. Ein Scherz, nichts weiter; aber einer, wie er nur von diesem Manne kommen konnte.

Haydn's Art zu dirigiren muß wie sein ganzes Wesen verbindlich und gemüthvoll gewesen sein. Er vermied heftige Bewegungen, wurde nie laut und verletzend. Die Mitglieder seiner Capelle nannte er seine Kinder, wie sie ihn ihren Papa nannten. Bei humoristischen Stellen, an denen seine Musik so reich ist — man denke hier nur an den unvergleichlich neckischen Wiedereintritt des Thema's im Finale seiner G-dur-Sinfonie Nr. 58 —, pflegte er zu schmunzeln und den Eindruck zu beobachten. Selbsteigene Verzierungen erlaubte er weder Sängern noch Instrumentalisten. Er sagte einmal: „Ich kann das schon auch, und wenn ich es gewollt hätte, würde ich es so geschrieben haben." Er componirte nicht, wie von ihm erzählt wird, am Clavier, aber er hatte die Gewohnheit, sich am Clavier anzuregen, ehe er componirte. „Hatte ich eine Idee erhascht," äußerte er einst, „so ging mein ganzes Bestreben dahin, sie den Regeln der Kunst gemäß anzupassen und zu souteniren. So suchte ich mir zu helfen, und das ist es, was so vielen unserer neuen Componisten fehlt, sie reihen ein Stückchen an das andere, brechen ab, wenn sie kaum angefangen haben, aber es bleibt auch nichts im Herzen sitzen, wenn man es angehört hat." Er war kein Geschwindschreiber, sondern arbeitete bedächtig. Von der Melodie hatte er eine sehr hohe Meinung. „Es ist die Melodie," sagte er einmal, „welche der Musik ihren Reiz gibt, und sie zu erzeugen ist höchst schwierig; das Mechanische in der Musik läßt sich durch Ausdauer und Studien erlernen, doch die Erfindung einer hübschen Melodie ist das Werk des Genies, und eine solche bedarf keiner weiteren Ausschmückung, um zu gefallen; willst du wissen, ob sie wirklich schön ist, so singe sie ohne Begleitung." Er war auch kein Quinten- und Quartenjäger, wie ihm denn alle Pedanterie zuwider war. Gegen die Strenge Albrechtsberger's rief er aus: „Was heißt das? Die Kunst ist frei, und soll durch keine Handwerksfesseln beschränkt werden. Das Ohr, versteht sich ein gebildetes, soll entscheiden, und ich halte mich für befugt wie irgend Einer, hierin Gesetze zu geben. Solche Künsteleien haben keinen Werth." Von Mozart's gewagter Einleitung zum C-dur-Quartett soll er classisch gesagt haben: „Hat Mozart es geschrieben, so hatte er seine gute Ursache dazu." Der beständige Verkehr mit dem Orchester kam seinem Schaffen sehr zu statten. Pohl bemerkt hübsch: „Das Orchester war ihm eine lebendige Partitur, in der er nach Belieben streichen und zusetzen konnte." Die Unfehlbarkeit einiger unserer jetzigen Componisten wäre ihm wie Aberwitz erschienen, wie er sich der Kunst gegenüber denn immer als Schüler, nie als Meister fühlte. Alles Schaffen ist Progression, weshalb in der Kunst nichts gefährlicher ist, als das Meistergefühl.

Die „Wiener Chronik" dieses Bandes, die Zeit von 1767—1790 umfassend, bringt viel Interessantes, aber auch wieder manches Stück trockener Archivforschung. Es ist dies, wie ich schon beim ersten Bande bemerken mußte, die Klippe des Pohl'schen Buches. Der Verfasser hat mit Recht geglaubt, den Helden seines Buches nur auf dem culturhistorischen — er liebt das Wort nicht — Hintergrunde seiner Zeit zeichnen zu können. Es fragt sich nur, wie weit der Begriff Hintergrund hier gefaßt werden darf. Ein Hintergrund muß ruhige und große Linien haben, er darf nicht zuviel Detail bringen, wenn er nicht die Wirkung des Vordergrundes schmälern soll.

Digitized by Google

Ich meisse hier allerdings mit künstlerischem Maß, aber eine gute Biographie muß gewisse Gesetze des Kunstwerkes einhalten, und zu ihnen gehört es, daß die Hauptfigur sich sicher von der Bildfläche der Zeit abhebt. Die „Wiener Chronik" wird zwar wie ein culturhistorischer Zwischenact eingeschoben, und so könnte man für ihn auch die Ungebundenheit eines solchen beanspruchen, aber auch in der Periode „Esterházy" finden sich Anschoppungen von Details, welche den Vortrag belästigen und besser in den Anhang gepaßt hätten. Die Chronik berichtet über die Musikpflege bei Hofe, in Privathäusern und beim Adel, über die Theater und das Ballet, über Kirchenmusik und deren Einschränkung, über Vereine und musikalische Akademien, endlich über Musikalienhandel und Clavierbau. Kaiser Joseph's Geschmack wurzelte in der italienischen Musik, sein Abgott war Salieri. So wird es denn Niemand wundern, daß bei der Auswahl von Streichquartetten sein Kammerdiener Struck nicht ohne Einfluß war, Mozart und Haydn aber vom fürstlichen Repertoire so gut wie ausgeschlossen waren. In jenen Zeiten konnte der schlechte Geschmack eines Fürsten das Kunstleben nachtheilig schädigen, was jetzt kaum mehr möglich ist.

Unterdessen begann Haydn in Paris, London, und seltsamer Weise in Spanien, Aufsehen zu erregen. Man führte seine Werke auf, für deren Verbreitung durch die bedeutendste Wiener Musikhandlung, Artaria, gesorgt war. Von Paris hatte Haydn den naiven Auftrag erhalten, eine Vocalcomposition im Stile Lulli's oder Rameau's zu schreiben, worauf er erwiderte: „Wenn man etwas nach der Manier des Lulli oder Rameau verlange, möge man sich an diese selbst, oder ihre Schüler wenden, Haydn vermöge leider nur Haydn'sche Musik zu schreiben." Das Kerngesunde, das in Haydn's wie Mozart's Natur lag, führte zwischen Beiden ein Verhältniß reinster Werthschätzung herbei, wie es unter Künstlern nicht sehr häufig ist. Nicht ohne Rührung lesen wir, die in Tagen der Rücksichtslosigkeit und des unwürdigen Neides leben, wie jene Männer sich gegenseitig schätzten und bewunderten. Als Kotzeluch in Mozart's Gegenwart an den Quartetten Haydn's zu mäkeln wagte, rief dieser ihm heftig zu: „Herr, wenn man uns Beide zusammenschmilzt, wird noch lange kein Haydn daraus." Und als Jener bei einer ähnlichen Veranlassung meinte: „Das hätte ich nicht so gemacht," entgegnete ihm Mozart: „Ich auch nicht, und wissen Sie, warum? Weil weder Sie noch ich auf diesen Einfall gekommen wären." Von Haydn erzählt man, daß er nach einer Aufführung des „Don Juan" in einer Gesellschaft, welche Vieles an der Oper zu tadeln gefunden, um seine Meinung gefragt, erwidert haben soll: „Ich kann den Streit nicht ausmachen, aber das weiß ich, daß Mozart der größte Componist ist, den die Welt jetzt hat." Als Haydn, von dem Concertunternehmer Salomon engagirt, am 15. December 1790 seine Reise nach London antrat, hatte Mozart Bedenken und meinte: „Papa, Sie sind nicht für die große Welt erzogen und reden zu wenig Sprachen." Worauf Haydn antwortete: „Aber meine Sprache versteht man in der ganzen Welt." Der Abschied war bewegt und Mozart sagte ahnungsvoll: „Ich fürchte, mein Vater, wir werden uns das letzte Lebewohl sagen." Mozart starb in Jahresfrist.

Den Schluß des Bandes bildet eine meisterhafte Kritik der in dieser Zeit von Haydn geschriebenen Werke. Der Verfasser darf hier auf die traditionelle Nachsicht verzichten, welche man dem Verhältniß des Biographen zu seinem Helden gut zu schreiben pflegt. Er ist warm, aber nicht blind. Vorgedruckt ist dem Buche ein Lichtdruck nach einem in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre auf Elfenbein gemalten Aquarellporträt.

2. Die Musik-Aesthetik in ihrer Entwickelung von Kant bis auf die Gegenwart. Ein Grundriß von H. Ehrlich. Leipzig, Leuckart. 1881.

Wer es unternimmt, die Entwickelung der musikalischen Aesthetik vom Anfang dieses Jahrhunderts bis auf die Gegenwart auf 176 Seiten zu schildern, der muß es verstehen, comprimirt zu schreiben. Der Verfasser ist ein belesener und vielseitig

Digitized by Google

gebildeter Mann, welcher gut und fließend, mitunter vielleicht etwas zu fließend schreibt. Seine kritische Feder hat sich einen guten Namen erworben. Seine Kunstanschauungen sind gesund; er verliert in dem unendlichen Getriebe der ästhetischen Meinungen, die sich wie das Wurzelgeflecht eines noch jungfräulichen Waldes hinziehen, nie den Faden. Es liegt in der Natur solcher Arbeiten, daß kein Leser mit allen Urtheilen des Verfassers übereinstimmen wird. Es ist dieses auch nicht nöthig, kein Schriftsteller braucht immer Recht zu haben. Alles kommt darauf an, daß ein solches Buch von keinem Parteistandpunkt geschrieben ist, denn alles Parteiwesen macht dumm. Es kommt ferner darauf an, daß der Verfasser ein ehrlicher Mann ist, daß er seine Meinung nicht zurückhält, noch eine fremde für die eigene ausgibt. Wir rechnen es ihm hoch an, daß er sein einst schroffes Urtheil über Spitta gemildert hat. Es ist ehrenhaft und nicht die Sache enger Köpfe, eine Uebertreibung, vielleicht sogar eine Ungerechtigkeit, wenn auch nur stillschweigend zurückzunehmen. Und eben weil Ehrlich dies gethan hat, hoffen wir, daß er einst auch über einen anderen Mann, Chrysander, gerechter sein und neben die Anklage die Ehrenrettung setzen wird. Man kennzeichnet einen Schriftsteller wie ihn nicht dadurch, daß man nur von seinen Fehlern spricht. Chrysander's Fehler liegen offen zu Tage; Niemand wird seine Art von Polemik, seine Ausfälle gegen Otto Jahn und Helmholtz, die in ihrer Heftigkeit an den Ton Dühring's erinnern, gutheißen wollen. Man mag ihm Härte und Einseitigkeit vorwerfen, Chrysander aber ist ein Mann, der sein Leben an eine ungeheure Aufgabe mit ungeheurer Kraft gesetzt hat, und davor soll man Achtung haben. —

Wie vortrefflich ist dagegen die Charakteristik von A. B. Marx. Es ist schwer, ganz unparteiisch zu sein, wer aber den Beruf und den Muth dazu gezeigt, der darf sich nicht wundern, wenn man an ihn die höchsten Ansprüche stellt.

Louis Ehlert.

Neuere erzählende Literatur.

1. Die Uhr. Aufzeichnungen eines Hagestolzen. Von Karl Frenzel. Leipzig, Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. (Universal-Bibliothek).

Uns ist kein zweites Buch von Frenzel bekannt, aus welchem wir den Eindruck dessen, was er als Novellist vermag, reiner empfingen, als aus dieser kleinen, ergreifenden Erzählung. Die Composition ist geschickt, die Charakteristik scharf, die Handlung bewegt; Alles aus einem Guß. Zwischen drei Personen spielt die Geschichte sich ab. Der Erzähler oder Verfasser der Aufzeichnungen ist ein Geheimer Medicinalrath Werben, ein Hagestolz, der nach manchem Jahr nützlicher und erfolgreicher Berufsthätigkeit sich von der Praxis zurückgezogen hat, um, in guten Verhältnissen, den Rest seiner Tage seinen Lieblingsneigungen, dem Studium und einer ruhigen Beschaulichkeit zu widmen; er ist kein Mann der Welt, ob er sie gleich gut genug kennen gelernt, und er hat nicht viele Bedürfnisse. Seine Jugend war herb, voll von Entbehrungen, wie sein späteres Leben voll von Arbeit. Nun kann er sich nichts Schöneres denken, als in seinen zwar bescheidenen, aber mit Geschmack eingerichteten Zimmern zu sitzen zwischen seinen Kupferstichen und Büchern, an seinem Schreibtisch, wo die peinlichste Ordnung herrscht, in einem stillen Hause, in welchem keine kleinen Kinder und keine Claviere sind, in einer stillen Straße, die von dem Geräusch der Weltstadt nicht erreicht wird. Hier ist er zufrieden; ein großes Glück — wenn er es einmal flüchtig geträumt — hat er doch ernsthaft niemals gewollt. Aber einen ehrenvollen Platz in der Gesellschaft hat er sich erworben, ein seinen Wünschen angemessenes Heim sich geschaffen; Nichts verdankt er der Gunst oder dem Zufall, Alles sich selbst. Er hat das Gefühl des Mannes, der im Hafen angekommen, für den die stürmische See keine Gefahr, die verschleierte Ferne keine Reize mehr birgt. Ein Tag vergeht wie der andere; keiner bringt eine Ueberraschung und

Digitized by Google

Nichts unterbricht, Nichts stört den gleichmäßigen Gang seiner liebgewordenen Gewohnheiten. Eines Abends, zur gewohnten Stunde kehrt er aus dem schweren, trüben Octoberwetter nach Hause zurück. Er steigt die Treppe hinan, er tritt in seine Wohnung. „Die Lampen brannten, eine behagliche Wärme in allen Gemächern, kein unangenehmer Brief war eingelaufen. Wie immer stand mein Nachttrunk bereit: daneben lagen die Abendzeitungen, zwei oder drei medicinische Zeitschriften. Ich hatte mich in meinen Stuhl gesetzt und ein Zeitungsblatt in die Hand genommen. Aber was ist das? ich vermag nicht zu lesen. Ein scharfes anhaltendes Geräusch unterbricht und belästigt mich. Ich blicke auf — mir gegenüber still und starr von der Ampel hell beleuchtet, hängt eine marmorne Nachbildung der bekannten rondaninischen Meduse; ich horche hin: dahinter ist die Ursache des Geräusches: eine Uhr..." Mit vieler Kunst ist so die Stimmung für das Wunderbare oder Außerordentliche gegeben, welches wir nunmehr in das Leben des Hagestolzen eintreten sehen. In die Wohnung neben der seinigen ist seit Kurzem eine junge Schauspielerin, Fräulein Elsa Themar eingezogen, und der Pendelschlag der schicksalsvollen Uhr, welche auf der andern Seite der Wand steht, vermittelt die Bekanntschaft. Widerstrebend empfindet der Medicinalrath den Zauber, welche die jugendlich holde Erscheinung auf ihn ausübt, wiewohl das Verhältniß sich lang in den Grenzen einer ruhigen Freundschaft erhält und Elsa, welche nur durch äußerliche Gründe bewogen zum Theater gegangen ist, noch mehr mit Pietät und Dankbarkeit zu dem trefflichen Mann aufblickt, dessen Lebenserfahrung und seines künstlerisches Urtheil bildend und erziehend auf sie wirken. Doch das dämonische Element fehlt nicht, welches — indem es in das Geschick Elsa's eingreift — auch dasjenige des Medicinalraths aus dem Gleichgewicht reißt. Hier abermals, bei der Einführung des Herrn von Lüttow, haben wir zu bewundern Gelegenheit, wie sehr Frenzel es verstanden hat, durch kluge Benutzung des Alltäglichen auf ein kommendes Ungewöhnliches vorzubereiten, und allmälig, sei es durch die Beleuchtung, sei es durch einen andern Umstand der äußeren Natur, das Gefühl des Unheimlichen in uns so zu steigern, daß selbst der fatalistische Zug, welcher die Zukunft dreier Menschen von dem Gang einer Uhr abhängig macht, das Unwahrscheinliche verliert. Es ist ein Zug in Frenzel, welcher auf eine gewisse Verwandtschaft mit E. T. A. Hoffmann hindeutet — die Vorliebe für das düster oder schreckhaft Phantastische. Sie dominirt nicht, wie bei diesem; auch ist sie, wenn man so sagen darf, in's Moderne gewendet: sie bleibt nicht bei dem einfach Unglaublichen stehen, sondern sucht es plausibel zu machen, und läßt den Einfluß des Dämonischen sich auf natürlichem Wege vollziehen. In dieser Novelle tritt es uns in der Erscheinung des genannten Herrn von Lüttow entgegen; seine Leidenschaft für Elsa Themar hat etwas Grauenerregendes, zugleich Abstoßendes und Verstrickendes. Das Blut eines Freundes, um Elsa's willen vergossen, lastet auf seiner Seele; scheint diese beiden zu trennen und kettet sie doch wieder aneinander wie mit einem magischen Zauber. Herr von Lüttow hat Elsa gekannt noch bevor sie Schauspielerin war und als einzige Tochter eines sehr reichen Finanzmannes in glänzenden Verhältnissen lebte. Damals, ohne daß es zur entscheidenden Erklärung zwischen ihm und Elsbeth Asser gekommen, haben ihre Wege sich getrennt; nicht lange darauf fallirte der Commerzienrath, starb aus Kummer, und Elsbeth, welche frühe schon die Mutter verloren, stand hinfort allein und arm in der Welt, nachdem sie das eigene Vermögen in ehrenhafter Weise darauf verwandt, die Verpflichtungen des Vaters einzulösen. Sie geht zum Theater und hier, in Elsa Themar, erkennt Lüttow die verloren Geglaubte wieder; vor der Raserei seiner Liebe schrickt sie zurück, und doch ist es unmöglich vor ihm zu fliehen. Sie kann sich aus seinem Bann nicht befreien, indessen sie doch vor ihm und vielleicht auch vor sich selber Schutz sucht in der stilleren Neigung des Medicinalraths. Das Wachsen dieser Neigung, mit ihren Zweifeln, Kämpfen und endlichem Triumph ist sehr reizend geschildert; während man auf der andern Seite wohl fühlt, ohne daß es uns ausdrücklich gesagt wurde, wie schwer der Entschluß dem Mädchen wird. Nur noch einmal zu einer letzten Auseinandersetzung will Elsa den Mann sehen, vor welchem das Herz sie warnt, um sich

Digitized by Google

dann für immer von ihm loszumachen, indem sie dem älteren Freunde die Hand reicht. Auf einem Maskenballe, dem auch der Medicinalrath beiwohnt, findet die Begegnung Statt, welche verhängnißvoll wird. Elsa's erregtes Herz erträgt den Anblick nicht, mitten im Festlärm bricht sie zusammen, ein Tumult entsteht, und der Medicinalrath kommt gerade noch frühe genug, um der Besinnungslosen die erste Hilfe zu bringen. Man geleitet sie heim und an dem Lager der gefährlich Erkrankten wacht ihr Beschützer. Plötzlich durch die Stille der Nacht vernimmt er wieder das Tick-tack der Uhr, deren Platz inzwischen gewechselt worden ist: so daß er sie zum ersten Male sieht, nachdem er sie zuvor immer nur gehört hat. Er erkennt sie wieder: diese Uhr hat vor langen Jahren die Stunden eines Glückes gezeigt, welches kurz war, aber keine Reue zurückgelassen hat; einer Liebe, die wohl eingestanden worden, aber frei von Schuld geblieben ist. Aus dem Erbe der Eltern ist diese Uhr das einzige Stück, welches Elsa gerettet; und sie selber ist die Tochter jener Frau, welche Gotthold Werben einst geliebt hat. Die langsam Genesende, welche diese Wendung noch nicht ahnt, findet Trost in dem Gedanken, daß in der Verbindung mit dem Gealterten die ersehnte Ruhe winke. Doch er entsagt nunmehr dem Glücke, das so nahe schien — nimmermehr kann die Tochter Derjenigen, die er geliebt hat, die Seine werden. Er sinnt darauf, zwischen Lüttow und Elsa zu vermitteln — aber in einer heftigen Scene weist Elsa den bis zur Gewaltsamkeit entflammten Mann zurück — die Uhr stürzt zu Boden und zersplittert in Scherben — und während Elsa, die Arme nach der Thür ausbreitend, durch welche der Fortgewiesene für immer gegangen ist, mit dem Schrei hinsinkt: „Egon, Egon, ich liebe Dich!" kracht von unten der Schuß herauf, mit welchem Lüttow seinem Leben ein Ende macht.

Erschütternd auf dieser letzten Seite der Geschichte wirkt dieses Bekenntniß ihrer Liebe, welches zugleich der Entsagung Werben's ihr Relief gibt. „Entsagen sollst Du, sollst entsagen!" — so heißt auch hier der bittere Schluß, der wenig Versöhnendes hat. Für Werben ist es nun Abend geworden, aus Elsa hat die Tragik ihres Schmerzes eine große Schauspielerin gemacht, und einsam sind Beide. Nicht bei dem äußerlichen oder zufälligen Eingreifen der Uhr in das Schicksal bleibt der Dichter stehen, er gibt vielmehr ihrer Existenz etwas Sinnbildliches und deutet ihr Aufhören symbolisch. Die dürftigen Scherben ihres Zifferblattes, die Reste des Werkes, sagt er, werden sich niemals wieder zu jenem Ganzen zusammenfügen, welches mit seinem Scheine von Leben das wirkliche Leben begleitete. „So behalten wir von all' unseren Geschicken, Empfindungen und Erfahrungen gleichsam auch nur Trümmer in der Hand und wundern uns dann, daß sie, wie wir sie auch wenden und drehen, nicht mehr zusammenstimmen wollen, weil sie den Klang verloren haben, der einst in ihnen war und sie verband."

2. Littauische Geschichten von Ernst Wichert. Mit dem Porträt des Verfassers in Radirung. Leipzig, Verlag von Carl Reißner. 1882.

Seit Jeremias Gotthelf seine Emmenthaler Geschichten in die Welt gehen ließ, ist wohl so ziemlich in jeder Gegend Deutschlands, die sich durch irgendwelche Besonderheit der Lage, der Geschichte oder ihrer Bewohner auszeichnet, ein Schriftsteller erstanden und hat diese Eigenheiten in Schilderungen oder Erzählungen wiederzugeben versucht. Die bereits eingetretene Erschöpfung des Stoffes documentirt sich äußerlich dadurch, daß, wer auf diesem Gebiete noch irgend etwas erreichen will, schon an die äußerste Grenze Deutschlands, ja über diese hinaus gehen muß: Pantenius hat kurländische Erzählungen geschrieben, Ernst Wichert schreibt littauische. Er schickt seinen Geschichten eine Vorrede voran und erzählt darin, daß der preußische Littauer im Kampfe gegen das deutsche Element unweigerlich seine Nationalität verlieren muß und sich ökonomisch nicht halten kann. Mit Recht sagt der Verfasser, daß dieses letzte Kämpfen um die nationale Existenz, dieses schrittweise Verdrängtwerden aus den Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende alten Stammsitzen, dieses Absterben bei an sich noch kräftigem Leibe, dieses sittliche Verderben in Folge gänzlicher Rathlosigkeit, sich

Digitized by Google

mit ehrlichen Mitteln wirthschaftlich zu behaupten, des tragischen Charakters nicht entbehrt; daß der Proceß merkwürdig ist für den Volkspsychologen, aber auch dem Dichter reichliches Material gibt zu novellistischer Ausprägung. Allerdings sind diese Verhältnisse im höchsten Grade interessant, aber doch von einer Art, daß dieser Untergang des Stammes eher einen traurigen als tragischen Anstrich bekommt. Freilich waltet hier — und darin hat ja die Dorfgeschichte einen so bedeutenden Vorzug — die Leidenschaft stärker, und Gut und Böse liegen näher bei einander; aber ein Volk, das trotz aller Verschlagenheit und Klugheit namentlich an wirthschaftlicher Beschränktheit zu Grunde geht und in dieser Sache durchaus keine Vernunft annehmen will, erregt wohl unser Mitleid, flößt uns jedoch keine Sympathie ein. Durch uralte wirthschaftliche Institutionen bedingtes und durch das Hereintreten einer tüchtigen Race dermaßen geschärftes sociales Elend, daß sich ihm der Einzelne absolut nicht entziehen kann und hilflos enden muß — das ist seltsam poetisch, mag es auch für einen Nationalökonomen ebenso interessant sein, wie für den Ethnographen eine aussterbende Völkerschaft, die den Kampf um's Dasein nicht aushalten konnte und deren Reste nun von den Gelehrten mit gebührendem Respect in Spiritus gesetzt werden.

Das Motiv, wie die Verkettung unheilvoller wirthschaftlicher Gebräuche einen tüchtigen Littauer, welcher der Concurrenz des deutschen Gutsbesitzers nicht Stand zu halten vermag, ins Verderben bringt, liegt der ersten der drei Novellen zu Grunde. Erdrückt von der Last der in Littauen üblichen Altentheile vermag Ansas Wanags das vom Vater übernommene Gut nicht zu behaupten; er wandert, da es ihm gerichtlich mit Beschlag belegt wird, zu Fuß nach Berlin, um beim Kaiser Recht zu suchen, der natürlich dem Gesetze den Weg frei hält. Inzwischen hat Ansas' Braut die alte proceßsüchtige Urta Karalena, die Inhaberin des einen Altgedings, mit Arsenik vergiftet. Der in die Heimath Zurückkehrende findet sein Haus schon in fremden Händen. Er brennt es nieder, wodurch dem neuen Besitzer bloß ein Gewinn erwächst, da er es doch niedergerissen hätte, gräbt sich neben der Brandstätte ein Loch und lebt mit seiner Grita darin. Er kann es durchaus nicht fassen, daß der von den Vätern ererbte Grund nicht mehr sein rechtmäßiges Eigenthum sein sollte und droht Jeden niederzuschießen, der ihn vertreiben will. Schließlich ausgehungert zieht er sich, nachdem er all' die gutgemeinten Anerbietungen des deutschen Besitzers von der Hand gewiesen, nach der Grenze, wo er als Schmuggler von russischen Soldaten erschossen wird. Grita nimmt Gift und stirbt neben ihm.

Giftmord, Schmuggel, Proceßsucht kehren in der zweiten Erzählung „Ewe" wieder, doch ist der Hintergrund socialen Zugrundegehens vermieden; Alles entwickelt sich aus dem Zusammenstoß der ungehemmten Leidenschaft. Die dritte Erzählung, „Der Schaktarp", weist die originellsten Situationen auf, steht aber rücksichtlich der Ausführung hinter den beiden anderen zurück. Alle drei sind in einfacher Sprache vorgetragen, schmucklos vielleicht, aber niemals geschmacklos, was in heutigen Zeitläuften schon Etwas sagen will. Der mit Güterberechnung angelegten Handlung entspricht eine durchsichtige Motivirung, wobei denn freilich der Kriminalist den Dichter-Psychologen mitunter etwas beeinträchtigt; er zeigt uns den Verbrecher und die Verbrecherin zu sehr vom Standpunkt des Richters aus, er verleiht ihnen fast nirgends auch den Reiz der Sünde. Wichert ist freilich im erfreulichen Gegensatz zu manchen vielgelesenen Autoren immer ein ehrlicher Darsteller; wir haben die Empfindung, auf festem Boden zu stehen und wahres Menschenschicksal kennen zu lernen, nicht erkünsteltes, sensationell aufgebauschtes. Um dieser Eigenschaften willen, welche den Lesern der „Rundschau" ja hinlänglich bekannt sind, empfehlen wir sein neues Buch ihrer Aufmerksamkeit.

Adolf Frey.

3. Die letzten Humanisten. Historischer Roman von Adolf Stern. Leipzig, Bernhard Schlicke. 1881.

Der historische Roman der neuen Zeit unterscheidet sich vielfach von demjenigen Walter Scott's. Man interessirt sich in unseren Tagen mehr für eine bestimmte

Digitized by Google

Culturepoche als für die historischen Daten, durch die vielleicht jene Cultur bestimmt oder doch mindestens deutlich beeinflußt worden ist; und nur in diesem Sinne ist das Buch von Adolf Stern ein historischer Roman. Hier ist nirgends von einem einzelnen Factum, nirgends von einem besonderen Datum die Rede; es spielt die Handlung in einer bedeutsamen Zeit, und was dieser den Charakter gab, in jenen Landen, zu denen ihr Schauplatz gehört, das erfahren wir hier nicht nur in überzeugender, nein, auch in tief ergreifender Weise. Nur weil die Bewegung jener Zeit eine gewaltige gewesen, weil in ihr im Streite lag, was überhaupt als Wesentlichstes in der Geschichte der Menschen bezeichnet werden kann: der Wahn mit der Erkenntniß, darum ist dieses Stern'sche Buch in seiner historisch-treuen und dennoch dichterisch inspirirten Darstellung, trotz seines geringen Umfanges, ein historischer Roman großen Stiles zu nennen.

Wir begegnen Adolf Stern nicht zum ersten Male als Erzähler auf historischem Gebiete; wohl aber erhebt sich sein neuestes Werk in bemerkenswerther Weise über alle seine früheren dichterischen Schöpfungen. Es ist das reifste Werk, welches wir von ihm jetzt haben.

Auf der Insel Rügen ist der Schauplatz der Handlung; die Zeit ist der Ausgang der Reformation, jene Zeit, in der nach dem Bruche mit der Priesterherrschaft eine andere finstere Gewalt ihr unheilvolles Wesen trieb — der Wahnglauben der Dämonologie, der in den deutschen Landen unzählige Scheiterhaufen nach dem Urtel gelehrter Hexenrichter entzündete, gleich dunklen Qualm zur größeren Ehre Gottes zum Himmel sendend, wie einst die Flammen der Inquisition es gethan. Der landschaftliche Hintergrund ist in seiner ganzen trostlosen Großartigkeit mit künstlerischer Treue geschildert, die Handlung beginnt und endet in epischem Vollton.

Hie Luther — hie Calvin! Hie Melanchthon — hie Flacius! erscholl es damals; dort und da aber war das Ergebniß eine starre Orthodoxie, die sich zelotisch wider jede Freude an dem Schönen, wider die freien Regungen des nicht durch Satzungen beschränkten humanen Sinnes, wie beides die auf Studium der Antike basirten gelehrten Schulen verkündeten, wandte. — Nach dem Gutshofe eines pommerschen Edelmannes sehen wir in dem Stern'schen Buche, einen glühenden Anhänger des Horaz, einen Magister der humanistischen Schule, mit seinem Jünger ziehen; weil er ein Herz sich gewahrt für die leibliche Noth der Menschen, weil er lebendiges, beredtes Zeugniß gab von besseren Tagen, in denen Seelen und Sinne der Menschen noch nicht erstorben waren in dem Wuste doctrinärer Gottesgelahrtheit, darum ist er geächtet und heimathlos geworden, der alte Magister Theodosius, der nun mit seinem treuesten Schüler und Genossen, Gerhard Friesen, Schutz und Brot suchte unter dem Dache des einstigen Studienfreundes, Cornelius von der Lancken. Aber auch hier finden die beiden müden Wanderer in dem Pfarrer des Ortes, in Paulus Möller, einen felsenfesten und kieselharten „Streiter des Herrn", dem der Buchstabe Alles, der Geist Nichts galt. Und der Kampf, der jene Zeit bewegte, beginnt auch unter diesem Dache — wir lernen ihn hier besser verstehen, weil er sich in engeren Grenzen bewegt; er spitzt sich zu bis zu der schaurigen Höhe, die in den Teufelsbeschwörungen und Hexenprocessen sich kund that — Agnes, die holde Tochter des Ritters von der Lancken, soll ihm, des Umgangs mit dem Bösen angeklagt, zum Opfer fallen.

In kräftigem, schwungvollem Stile, wie schon bemerkt, oft in epischem Vollton, sind die Vorgänge berichtet, dazwischen taucht auch die interessante Gestalt Giordano Bruno's, dieses Märtyrers der Sache der Humanität, auf und gleichsam als versöhnendes Moment, als Offenbarung, daß nimmer und nirgends, trotz alles Kämpfens und Ringens, die Liebe ihr Recht verloren hat, zieht durch das Ganze sich ein Liebesidyll; es ist die nicht am wenigsten gelungene Seite dieses Romans, welcher als ein tüchtiges und ernstes Werk Anspruch auf dauernde Geltung hat.

Albert Weigert.

Digitized by Google

o3 **Goethe-Jahrbuch.** Herausgegeben von Ludwig Geiger. 3. Band. Frankfurt a. M., Literar. Anstalt, Rütten und Loening. 1882.

Den funfzigjährigen Todestag Goethe's zu feiern, kann das Jahrbuch seinen Lesern eine seltene Gabe bringen: das Weimarer Goethe-Archiv hat sich aufgethan und die Enkel des Dichters veröffentlichen durch Professor Bratanek's Vermittlung eine Reihe werthvoller Briefe aus der Correspondenz Goethe's mit Klinger und mit der Fürstin Galizin. Eine Fortsetzung dieser Publication ist für den vierten Band versprochen, und es ist zu hoffen, daß sie eine weitere Lösung des Bannes mit sich tragen wird, der bis heute auf dem Nachlaß des Dichters geruht hat. Das Jahrbuch bringt weiter Briefe Goethe's an den Kanzler von Müller, an Heinrich Meyer und andere Correspondenten, mit sechs „Abhandlungen und Forschungen" (die früher beliebte Scheidung zwischen diesen beiden Kategorien ist jetzt mit Recht aufgegeben), Ludwig von Urlichs handelt über Goethe und die Antike, vielfach belehrend, wenn auch nicht sehr tiefdringend; der Aufsatz hält sich eng auf archäologischem Boden und sieht von Goethe's Verhältniß zur Antike im weiteren Sinne leider ab. Alois Brandl gibt ausführliche, an wissenswerthem Detail reiche Mittheilungen von der Aufnahme Goethe'scher Jugendwerke in England, Erich Schmidt eine eindringende Betrachtung „Faust und das 16. Jahrhundert". Sehr geistreich handelt Scherer über den tieferen Sinn in der Anordnung Goethe'scher Schriften. Daniel Jacoby veröffentlicht einige unbezweifelbare und einige sehr bezweifelbare Nachweise von Einflüssen Goethe's auf Schiller, besonders in der Lyrik. Miscellen und Bibliographie beschließen das Jahrbuch, das auch diesmal (neben manchem minder Rühmenswerthen) eine Fülle von Belehrung und Anregung bringt, und der weitesten Verbreitung werth erscheint.

r **Dramaturgie der Classiker.** Von Heinrich Bulthaupt. Lessing, Goethe, Schiller, Kleist. Oldenburg, Schulze'sche Hof-Buchhandlung (C. Berndt & A. Schwartz). 1882.

Das Buch könnte recht hübsch sein, wenn es nur etwas origineller wäre. Der Verfasser schreibt einen ziemlich resoluten Stil, aber er versagt sich nicht bequeme Wendungen, die ein Autor, der auf sich hält, lieber durch gewähltere ersetzen sollte. Er geht auch den Dingen mit einer gewissen Rücksichtslosigkeit zu Leibe und bekümmert sich nicht allzu viel um das, was andere vor ihm gesagt haben. Jene vollständige Vorbereitung, die nicht bloß Gelehrtenpflicht ist, der ernstliche Entschluß, die Vorgänge einigermaßen erschöpfend kennen zu lernen und Wiederholungen möglichst zu vermeiden, dünkt ihm offenbar nicht so nöthig, wie es uns erscheint. Desbalb begegnen wir bei ihm manchen Ansichten, welche keineswegs durch Neuheit überraschen. Und wo er wirklich Neues vorbringt, geschieht es nicht immer mit Glück. In Lessing's „Nathan" glaubt er gefunden zu haben, daß die Erzählung von den drei Ringen eigentlich störe: „die Parabel ist ein gezwungen herbeigeführtes Intermezzo. Gezwungen, ja!" so bekräftigt er noch einmal. Es lohnt gar nicht, darüber zu discutiren. Er stellt sich doch sonst so gern auf den praktischen Theaterstandpunkt: hat er sich denn nicht gefragt, wie es möglich sei, daß eine Scene, der er „unorganische Absichtlichkeit" vorwirft, regelmäßig die stärkste Wirkung thut? Daß man den Charakteren im Nathan nicht gerecht werden kann, „ohne sich mit der Idee, wenn man will, mit der Tendenz des Stückes zu beschäftigen", hätte er Anderen nicht nachschreiben sollen; die Wahrheit ist, daß man umgekehrt die Charaktere auf das schlimmste verkennen wird, wenn man sie aus der sogenannten „Idee" heraus (wollen wir diesen abgetakelten Begriff nicht endlich fallen lassen?) zu beurtheilen sucht. — Der Verfasser bespricht in losen Skizzen vier Stücke von Lessing, acht von Goethe, elf von Schiller, drei von Heinrich von Kleist; ein zweiter Band wird ausschließlich Shakespeare gewidmet sein.

ϱ **Berthold Auerbach.** Ein Gedenkblatt zum 28. Februar 1882. (Der volle Reinertrag dieser Schrift ist zur Begründung einer „Berthold Auerbach-Stiftung für Nordstetter Arme" im Heimathsdorfe des Dichters bestimmt.) Berlin, A. B. Auerbach. 1882.

Berthold Auerbach. Eine Biographie. Dem deutschen Volke erzählt von Dr Ludwig Salomon. Stuttgart, Lewy & Müller. 1882.

Die erste, breiter angelegte und reicher ausgestattete dieser beiden Schriften war zu Berthold Auerbach's siebenzigstem Geburtstag bestimmt. Sie trägt noch ganz den Charakter der Festschrift und bringt uns durch den herben Gegensatz den Verlust, den wir erlitten, um so näher. Den Texte von Eugen Zabel ist eine Reihe von Porträts des Dichters aus dem Jahre 1832 bis 1878 beigegeben; eines derselben nach dem im Jahre 1846 von Julius Hübner gemalten Bilde. Hübner war der langjährige Freund Auerbach's und seit 1855 hat er jeden Geburtstag desselben durch ein Sonett gefeiert. Wir erhalten eine Auswahl dieser Dichtungen, welche wehmüthig abbricht mit dem schwarzumränderten Trauer-Sonett. Der warmempfundene, schöne Nachruf, welchen Karl Frenzel unter dem ersten Eindruck der Todesbotschaft in die Nationalzeitung schrieb und ein Auszug aus F. Th. Vischer's Grabrede schließen das zu ernster Sammlung und Betrachtung einladende Werkchen.

Anspruchsloser tritt die kleine Schrift von Ludwig Salomon auf: sie will dem Volk erzählen, was es an Auerbach besessen; mit wenigen, aber kräftigen Strichen, mehr biographisch als kritisch, stellt sie Wesen und Eigenart des Dichters vor uns hin und gibt in schlichter Weise, in einfachem, aber herzlichem Tone der Verehrung und Liebe für denselben Ausdruck. Den eigentlichen Kern dieser mit einem guten Porträt Auerbach's geschmückten und der weitesten Verbreitung werthen Gedenkblätter hat der Verfasser seiner „Geschichte der deutschen Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts" entnommen, welche wir bei dieser Gelegenheit unsern Lesern in Erinnerung bringen.

ϱ Von der **„Collection of British Authors"** (Leipzig, Bernhard Tauchnitz), deren zweitausendsten Band wir kürzlich anzeigten, erhielten wir seitdem eine Reihe neuer bemerkenswerther Erscheinungen; und zwar: zwei Bände von

Digitized by Google

Francis Elliot: „The diary of an idle woman in Sicily“ und „Pictures of old Rome“. Ferner die Romane: „Christowell“ von R. D. Blackmore (2 Bände); „His little mother“, von der Verfasserin von „John Halifax, Gentleman“ (1 Band); „A grape from a thorn“ von James Payn (2 Bände) und „Aunt Serena“, von Blanche Willis Howard (1 Band). — Die „Collection of German Authors“ (Leipzig, Bernhard Tauchnitz) bringt: „Spinoza.“ A novel by Berthold Auerbach. From the German by E. Nicholson (2 Bände) — ein Kranz mehr auf das Grab unsres betrauerten Dichters!

℘ **Album deutscher Dichter.** Herausgegeben von Hermann Klette. Erste Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1882.

Eine vorzügliche Sammlung neuerer deutscher Dichtung, eine der vorzüglichsten, die wir überhaupt kennen, und in ihrer wahrhaft prachtvollen Ausstattung mehr als irgend eine andre geeignet, ein Schmuck des Büchertisches im Familienzimmer zu sein. Ein Dichter, einer der sinnigsten und gemüthvollsten unter den lebenden, hat die Auswahl getroffen mit jener feinen Empfindung und Reife des Geschmacks, jener Pietät für das Aeltere, jener frischen Empfänglichkeit für das Neue, welche sich wohlthuend auf jeder Seite dieses schönen Buches documentiren. Keiner von den Lieblingen, welche so zu sagen ein historisches Recht haben, in einer solchen Sammlung zu erscheinen und die man immer gern auf's Neue liest, fehlt darin; und diesen schließen sich in reicher Zahl die Jüngeren an, welche bereits mit Erfolg den Beweis geliefert haben, daß die Kunst des Gesanges in Deutschland nicht ausgestorben ist, noch so bald aussterben wird. Ein Stahlstichporträt des jungen Goethe (G. O. May pinx. 1779) gibt diesem „Album deutscher Dichter“ gleichsam die Weihe.

℘ **Publicationen des deutschen Clubs in Brünn.** Nr. 1: **Carl Freiherr vom und zum Stein in Brünn:** Von Dr. Gustav Trautenberger. Brünn, Verlag des deutschen Clubs (Commissionär: R. Knauthe). 1882.

Der deutsche Club in Brünn hat sich die preiswürdige Aufgabe gestellt, durch die Verbreitung guter und volksthümlicher Schriften der gefährdeten Sache des Deutschthums in Mähren zu Hilfe zu kommen. Nicht besser konnte die Reihe der Publicationen eingeleitet werden, als durch die oben genannte Schrift, in welcher der durch tüchtige Geschichtskenntniß und warme Beredtsamkeit ausgezeichnete Verfasser den unübertroffenen deutschen Staatsmann, den treuesten Freund Oesterreichs, gleichsam als Zeugen an die Spitze dieses Unternehmens stellt. Aber auch abgesehen von seinem löblichen Zweck, empfiehlt sich das Schriftchen um seiner selbst willen: geschrieben in einer kernigen und eindringlichen Sprache, schildert es die trübste Zeit im Leben des großen Patrioten, während welcher er, von Napoleon geächtet, im Jahre 1809 und ein zweites Mal im Anfange des Jahres 1810 hier, in der Hauptstadt Mährens ein Asyl fand. Mit pietätvoller Hand hat der Verf. Alles gesammelt, was sich auf diesen Aufenthalt Stein's in Brünn bezieht, und seine Arbeit enthält daher manches werthvolle Neue, das weit über das bloß locale Interesse hinausgeht. Wenn der deutsche Club von Brünn in dieser Weise fortfährt, so wird er sich nicht nur im nationalen, sondern auch im literarischen Sinne verdient machen.

℘ **Fünfundachtzig Jahre in Glaube, Kampf und Sieg.** Ein Menschen- und Heldenbild von Oscar Meding. Mit Illustrationen nach den von des Kaisers und Königs Majestät Allergnädigst zur Benutzung verstatteten Aquarellen als Festgabe für das deutsche Volk herausgegeben von Carl Hallberger. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt (vorm. Eduard Hallberger). 1882.

In der schönsten Ausstattung und merkwürdig namentlich durch seinen Bilderschmuck, wird uns hier eine Lebensbeschreibung unsres Kaisers geboten, welche den weitesten Kreisen empfohlen zu werden verdient. Nicht ohne Rührung wird man die mannigfachen Darstellungen aus der Kindheit und Jugend des Monarchen, mit patriotischem Stolz die Blätter betrachten, welche ihn auf der Höhe seiner historischen Bedeutung, in den Schlachten und nach dem Siege zeigen. Der familienhafte Zug, der die Person unsres Kaisers seinem Volke so besonders nahe bringt, tritt aus mehreren großen Bildern (goldene Hochzeit, Louisenwahl, 22. März) dem Beschauer freundlich entgegen, und das Ganze in seinem festlichen Gewande von „Korndlau“ wird überall ein herzliches Willkommen finden.

℘ **Weisheit und Witz in altdeutschen Reimen.** Gesammelt vom Herausgeber von „Altdeutscher Witz und Verstand“. Berlin, Th. Chr. Fr. Enslin. (Adolph Enslin.) 1881.

Eine willkommene Vermehrung jenes Schatzes epigrammatischer Poesie, wie wir sie früher in den „Deutschen Inschriften an Haus und Geräth“ und „Wahl- und Wappensprüchen“ von andrer Seite empfangen und an dieser Stelle gewürdigt haben. Den Inhalt der vorliegenden Sammlung bildet die Spruchweisheit unserer Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts. Für einen weitern Kreis und zumal für den Hausgebrauch bestimmt, verfolgt diese Arbeit keinerlei literarhistorischen Zweck; dennoch, wenn Anmerkungen auch nicht vermißt werden, wäre die Beigabe von Autorennamen erwünscht gewesen und dürfte für eine künftige Auflage vielleicht räthlich erscheinen.

Digitized by Google

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 14. April zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Adrefsbuch von Europa, enthaltend Adressen von Fabrikanten, Kaufleuten, Beamten, Künstlern, Handwerkern, Privatpersonen ꝛc. ꝛc. nach Ländern, Provinzen und Branchen alphabetisch geordnet und zusammengestellt von H. G. Merkel. Bd. 1. Deutsches Reich. Anhalt. Oberstedt-Wulfen. Lfg. 1. Dresden, H. G. Merkel.

Arálto. — Artista e critico. Corso di studi letterari del Prof. Pietro Ardito. Napoli, Dom. Morano 1880.

Binde. — Das Soll und Haben der Menschheit. Kritische Einleitung in die Philosophie der Geschichte von Dr. Robert Binde. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhdlg. 1880.

Blätter, lose, aus dem Geheim-Archive der russischen Regierung. Ein aktenmäßiger Beitrag zur neuesten Geschichte der russischen Verwaltung und Beamten-Corruption. Leipzig, Duncker & Humblot. 1882.

Bossert. — Goethe, ses précurseurs et ses contemporains. Klopstock, Lessing, Herder, Wieland, Lavater; la jeunesse de Goethe par Prof. A. Bossert. Ouvrage couronné par l'Académie française. Deuxième édition. Paris, Hachette & Cie. 1882.

Brendicke. — Grundriss zur Geschichte der Leibesübungen. Von Dr. Hans Brendicke. Köthen, P. Schettler's Verlag. 1882.

Brockhaus' Conversations-Lexikon. Dreizehnte, vollständig umgearbeitete Auflage. Mit Abbildungen und Karten auf 400 Tafeln und im Texte. Heft 16—18. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1882.

Cassel. — Die Symbolik des Blutes und „Der arme Heinrich" von Hartmann von Aue. Von D. Paulus Cassel. Berlin, A. Hofmann & Comp. 1882.

Chaillu. — Im Lande der Mitternachtssonne. Sommer- und Winterreisen durch Norwegen und Schweden, Lappland und Nord-Finnland. Nach Paul B. Du Chaillu frei übersetzt von A. Helms. Mit 48 Tondibern und 200 Holzschnitten im Text. Mit einer großen Ansicht von Stockholm und Karte. Lfg. 8—10. Breslau, Ferd. Hirt & Sohn.

Collection Spemann. Deutsche Hand- und Hausbibliothek. Bd. 18. Thomas Platter's Leben. Herausgegeben von Heinrich Düntzer. — Bd. 19. Die Alhambra oder das neue Skizzenbuch von Washington Irving. Mit einer Einleitung von L. Pröscholdt. — Bd. 20. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1794 bis 1805. I. Bd. (1794 bis 1797). Eingeleitet und revidirt von R. Borberger. — Bd. 21. Feldrain und Waldweg. Von Ludwig Anzengruber. Mit einer Einleitung von Joseph Kürschner. Stuttgart, W. Spemann.

Curci. — Das neue Italien und die alten Jeloten. Studien zum Nutzen der Ordnung der Parteien im italienischen Parlament. Von Priester C. M. Curci. Autorisirte deutsche Ausgabe von Dr. phil. F. Boock-Arkossa. 1. Bd. Leipzig, O. Gracklauer. 1882.

Darwinistische Schriften. No. 12. Die Macht der Vererbung und ihr Einfluss auf den moralischen und geistigen Fortschritt der Menschheit. Von Professor Dr. Ludwig Büchner. Leipzig, E. Günther's Verlag. 1882.

Dittmar. Gottlob Dittmar's Deutsches Lesebuch für die sittliche Jugend in Schule und Haus. Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage. 1. Theil bearbeitet von Dr. W. Boehm, Oberlehrer an der Sophienschule in Berlin. Berlin, Wiegandt & Grieben.

Dostojewskij. — Raskolnikow. Roman von F. M. Dostojewskij. Nach der vierten Auflage des russischen Originals übersetzt von Wilhelm Henckel. 3 Bde. Leipzig, W. Friedrich. 1882.

Dunger. — Wörterbuch von Verdeutschungen entbehrlicher Fremdwörter mit besonderer Berücksichtigung der von dem großen Generalstabe im Postwesen und in der Reichsgesetzgebung angenommenen Verdeutschungen. Mit einer einleitenden Abhandlung über Fremdwörter und Sprachreinigung von Dr. Hermann Dunger. Leipzig, B. G. Teubner. 1882.

Encyklopaedie der Naturwissenschaften. Herausgegeben von Prof. Dr. G. Jäger, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. Ladenburg, Prof. Dr. von Oppolzer, Prof. Dr. Schenk, Geh. Rath Prof. Dr. Schlömilch, Prof. Dr. G. C. von Wittstein, Prof. Dr. von Zech. 1. Abthlg., 29. Lfg. Enthält: Handbuch der Botanik. 10. Lfg. Breslau, Ed. Trewendt. 1882.

Erbauungsbuch, nationales, für das Deutsche Volk in Oesterreich. Herausgegeben vom Deutschen Club in Brünn. 1882.

Erckmann-Chatrian. — Ausgewählte Werke von Erckmann-Chatrian. Autorisirte Uebersetzung. Eingeleitet und zusammengestellt von Ludwig Pfau. Lfg. 1. 2. Stuttgart, Rieger'sche Verlagshandlung. 1882.

Erdmann. — Reflexionen Kant's zur kritischen Philosophie. Aus Kant's handschriftlichen Aufzeichnungen herausgegeben von Benno Erdmann. 1, 1. Reflexionen zur Anthropologie. Leipzig, Fues's Verlag (R. Reisland). 1882.

Gantier. — La conquête de la Belgique par Jules César. Par Victor Gantier. Bruxelles, Lebègue et Cie. 1882.

Gewerbehalle. Organ für den Fortschritt in allen Zweigen der Kunstindustrie, unter Mitwirkung bewährter Fachmänner redigirt von Ludwig Eisenstyr und Carl Weigle, Architekten in Stuttgart. 20. Jahrg. Heft 4. Stuttgart, J. Engelhorn. 1882.

Goldschmidt. — Ideen über weibliche Erziehung im Zusammenhange mit dem System Friedrich Fröbel's. Sechs Vorträge von Henriette Goldschmidt. Leipzig, C. Reißner. 1882.

Goethe-Jahrbuch. Herausgegeben von Ludwig Geiger. III. Bd. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten & Loening. 1882.

Göttinger. — Reallexikon der deutschen Alterthümer. Ein Hand- und Nachschlagebuch für Studirende und Laien, bearbeitet von Ernst Göttinger. Heft 10. Leipzig, W. Urban.

Gouthon. — Gesundheitspflege derjenigen Berufsarten, welche vorwiegend mit geistiger Arbeit beschäftigt sind oder eine sitzende Lebensweise führen. Autorisirte deutsche Ausgabe von Dr. Richald's: Hygiène des professions libérales. Eine freie, auf Grund der vierten Auflage vorgenommene und durch mannigfache Zusätze erweiterte Uebersetzung von H. Goulion, Dr. med., praktischem Arzte zu Weimar. Cöthen, P. Schettler's Verlag. 1882.

Guttmann. — Friedrich II., König von Preußen (als Staatsmann), nach seinen Schriften. Bearbeitet von Dr. jur. S. Guttmann, Docent der Staatswissenschaft. Berlin, H. R. Meckelburg. 1882.

Handbuch für das **Deutsche Reich** auf das Jahr 1882. Bearbeitet im Reichsamt des Innern. Berlin, C. Heymann's Verlag. 1882.

Heimgarten. Eine Monatsschrift, gegründet und geleitet von P. K. Rosegger. VI. Jahrg. Heft 7. März 1882. Graz, Leykam-Josefsthal.

Heinze. — Dr. Heinze's Anklageschrift „Hungarica" im Lichte der Wahrheit. Pressburg, C. Stampfel. 1882.

Henzen. — Die Geister. Lustspiel in drei Acten. Von Wilhelm Henzen. Berlin, Fr. Luchhardt. 1882.

Hübbe-Schleiden. — Weltwirthschaft und die sie treibende Kraft. Vortrag von Hübbe-Schleiden. Hamburg, L. Friederichsen & Co. 1882.

Hilgerth. — Franz Rákóczy I. Tragödie in fünf Acten von Heribert Hilgerth. Leipzig, W. Friedrich. 1882.

Keil. Goethe, Weimar und Jena im Jahre 1806. Nach Goethe's Privatacten. Am fünfzigjährigen Todestage Goethe's herausgegeben von Richard und Robert Keil. Leipzig, E. Schloemp. 1882.

Kepert. — Neue Generalkarte von Unter-Italien mit den Inseln Sicilien und Sardinien von Heinrich Kiepert. Berlin, Dietr. Reimer. 1882.

Kleinpaul. — Rom in Wort und Bild. Eine Schilderung der ewigen Stadt und der Campagna von Dr. phil. Rud. Kleinpaul. Mit 368 Illustrationen. Lfg. 13—16. Leipzig, H. Schmidt & C. Günther. 1882.

Kossuth. — Meine Schriften aus der Emigration. II. Bd. Lfg. 26—28. Autorisirte deutsche Ausgabe. Pressburg, C. Stampfel. 1881.

Kreyssig. — Literarische Studien und Charakteristiken von Friedrich Kreyssig. (Nachgelassenes Werk.) Mit einer Einleitung von Dr. Julius Rodenberg. Berlin, A. Hofmann & Comp. 1882.

Leixner. — Illustrirte Geschichte der fremden Literaturen in volksthümlicher Darstellung. Herausgegeben von Otto von Leixner. Mit über 300 Textillustrationen und zahlreichen Tondibern ꝛc. Lfg. 8—11. Leipzig, C. Spamer. 1881.

Lippert. — Christenthum, Volksglaube und Volksbrauch. Geschichtliche Entwickelung ihres Vorstellungsinhaltes. Von Julius Lippert. Berlin, Th. Hofmann. 1882.

Löffler. — Mutter und Kind. Rathgeber für die Wochenund Kinderstube. Von Helene Löffler Leipzig, Hoffmann & Ohnstein. 1882.

Marchand. — Moines et nonnes. Histoire constitution, regle, costume et statistique des ordres religieux. Par Alfred Marchand. II. Paris, G. Fischbacher. 1882.

Mauthner. — Der neue Khasver. Von Fritz Mauthner. 2 Bde. Dresden, H. Minden. 1882.

Milow. — Gedichte von Stephan Milow. Neu durchgesehene und beträchtlich vermehrte Gesammtausgabe. Stuttgart, Ad. Bonz & Comp. 1882.

Digitized by Google

Moecke. — Patentirtes selbstthätiges Mittel und einfaches Verfahren gegen Inundation bezw. Ueberfluthung und normale Wassererscheinungen für Grund- und Hausbesitzer, auch Bewohner, Staats-, Stadt- und Landgemeinden, bezw. Behörden aller Culturländer vom Ingenieur O. Moecke zu Halle a. S. Halle a. S., Plötz'sche Buchdruckerei.

Moldenhauer. — Das Weltall und seine Entwickelung. Darlegung der neuesten Ergebnisse der kosmologischen Forschung von C. F. Theodor Moldenhauer. Lfg. 7. Köln, E. H. Mayer. 1882.

Morgenstern. — Friedrich Fröbel. Festschrift zur hundertjährigen Geburtstagsfeier von Lina Morgenstern. Berlin, Walther & Apolant.

Naaff. — Von stiller Insel. Lieder und Gedichte von A. August Naaff. Leipzig, W. Friedrich. 1882.

Nordlandsfahrten. — Malerische Wanderungen durch Norwegen und Schweden, Irland, Schottland, England und Wales. Mit besonderer Berücksichtigung von Sage und Geschichte, Literatur und Kunst. Herausgegeben von Prof. Dr. A. Brennecke, Francis Broemel, Dr. Hans Hoffmann, R. Oberländer, Joh. Proelß, Dr. Adolf Rosenberg, Hugo Schrader, H. von Wobeser. Illustrirt durch mehrere hundert Holzschnitte nach Original-Zeichnungen, von den bewährtesten Künstlern an Ort und Stelle eigens für dies Werk aufgenommen. Lfg. 19. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn.

Norrenberg. — Allgemeine Literaturgeschichte von Dr. Peter Norrenberg. 1. Band. Lfg. 3—7. Münster, Adolph Russell's Verlag. 1881.

Prel. — Entwickelungsgeschichte des Weltalls. Entwurf einer Philosophie der Astronomie. Von Dr. Carl du Prel. Dritte vermehrte Auflage der Schrift: Der Kampf ums Dasein am Himmel. L. Günther's Verlag. 1882.

Publikationen des Börsen-Vereins der Deutschen Buchhändler. Neue Folge. Archiv für Geschichte des Deutschen Buchhandels. Herausgegeben von der Historischen Commission des Börsen-Vereins der Deutschen Buchhändler. VII. Leipzig, Verlag des Börsen-Vereins der Deutschen Buchhändler. 1882.

Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der germanischen Völker. Herausgegeben von B. Ten Brink, E. Martin, W. Scherer. XI. VII. Heft. Das deutsche Haus in seiner historischen Entwickelung von Rudolf Hennings. Mit 84 Holzschnitten. Strassburg, Karl J. Trübner. 1882.

Rapp. — Wittekind. Eine Erzählung aus den Sachsenkriegen Karl's des Großen. Von Georg Rapp. 2. Aufl. Bearbeitet und mit einem Vorwort begleitet von Armin Stein. Leipzig, Joh. Lehmann. 1882.

Report, first of the royal commissioners on technical instruction. London. 1882.

Reschauer. — Geschichte des Kampfes der Handwerkerzünfte und der Kaufmannsgremien mit der österreichischen Bureaukratie. (Vom Ende des 17. Jahrhunderts bis zum Jahre 1860.) Von Heinrich Reschauer. Wien, Manz'sche k. k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung. 1882.

Resolution, die, der Pancsovaer Bürger gegen den „Deutschen Schulverein". Hermannstadt, Jos. Drotleff. 1882.

Reuß. — Deutsche Novellen. Von Jos. von Reuß. 2 Bde. Zweite Ausgabe. Norden, D. Soltau's Verlag. 1882.

Rosenthal-Bonin. — Das Gold des Orion. Roman von H. Rosenthal-Bonin. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1882.

Rundschau, Deutsche, für **Geographie** und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Karl Arendts in München. IV. Jahrg. Heft 6. Wien, A. Hartleben. 1882.

Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Nr. 74. Die Erziehung auf nationaler Grundlage. Von Julius Lippert. Prag, Deutscher Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff. XVII. Serie. Heft 385. Gedächtnißrede auf Goet. Von A. B. Meyer. Heft 386. Das deutsche Haus zur Zeit der Renaissance. Von Theodor von Huber-Liebenau. Berlin, C. Habel. 1882.

Sammlung von Vorträgen. Herausgegeben von W. Frommel und Friedr. Pfaff. VII. 1. Ginsberg, Die Entwickelung des Christenthums auf Krieg und Kriegführung. Von G. Fitzgabo. Divisionspfarrer in Rastatt. — VII. 2. Victoria Colonna. Von Albert Hauck, a. o. Prof. der Theol. in Erlangen. — VII. 3. 4. Großes und Kleines in Raum und Zeit. Von Dr. Friedrich Pfaff, o. Prof. an der Universität zu Erlangen. — VII. 5. Das Christenthum und das Geld. Vortrag von Dr. theol. G. Uhlhorn, Abt zu Loccum. Heidelberg, C. Winter's Univ.-Buchhdlg. 1882.

Schmid. — Die Kapital-Anlage in Werthpapieren. Für Kapitalisten und Vermögensverwalter in 2. Auflage vollständig neubearbeitet von A. Schmid. Landsberg a. L., G. Veren's Buchhdlg.

Schwebel. — Kulturhistorische Bilder aus der Deutschen Reichshauptstadt. Von Oskar Schwebel. Berlin, Adenheim'sche Verlagsbuchhdlg. (G. Joel.) 1882.

Schweichel. — Berthold Auerbach. Gedächtnißrede von Robert Schweichel. Berlin, A. B. Auerbach. 1882.

Schweiger-Lerchenfeld. — Griechenland in Wort und Bild. Eine Schilderung des Hellenischen Königreiches von A. von Schweiger-Lerchenfeld. Mit ca. 200 Illustrationen. Lfg. 6. Leipzig, H. Schmidt & C. Günther. 1882.

Semmig. — Kultur- und Litteraturgeschichte der Französischen Schweiz und Savoyen. Mit Auszügen aus den einheimischen Schriftstellern. Von Dr. Hermann Semmig. Zürich, Trübner Buchhdlg. (Th. Schröter.) 1882.

Shakespeare's sämmtliche Werke. Illustrirt von John Gilbert. Lfg. 18—28. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Gd. Hallberger). 1882.

Stackelberg. — Otto Magnus von Stackelberg. Schilderung seines Lebens und seiner Reisen in Italien und Griechenland. Nach Tagebüchern und Briefen dargestellt von R. von Stackelberg. Mit einer Vorrede von Kuno Fischer, Geh. Rath u. Professor a. d. Universität Heidelberg. Mit Stackelberg's Bild nach Vogel von Vogelstein. Heidelberg, C. Winter's Univ.-Buchhdlg. 1882.

Sylva. — Jehovah, Von Carmen Sylva. Leipzig, W. Friedrich. 1882.

Sylva. — Ein Gebet, Von Carmen Sylva. Berlin, Al. Duncker, königl. Hofbuchhdlg. 1882.

Teutsch. — Schwarzburg. Historische Erzählung aus dem Siebenbürger Sachsenlande. Von Traugott Teutsch. Lfg. 12/13. Kronstadt, H. Trefsnandt. 1882.

Verträge herausgegeben vom deutschen gesellig-wissenschaftlichen Vereine von New-York. Nr. 1. Ueber die volkswirthschaftlichen Fragen in den vereinigten Staaten. Vortrag von J. Schoenhof. New-York, E. Steiger & Co. 1882.

Weitbrecht. — Verirrte Leute. Sechs Novellen von Carl Weitbrecht. Stuttgart, Ad. Bonz u. Co. 1882.

Winckelmann. — Johann Joachim Winckelmann's Geschichte der Kunst des Alterthums nebst einer Auswahl seiner kleineren Schriften. Mit einer Biographie Winckelmann's und einer Einleitung versehen von Prof. Dr. Leising. 2. Aufl. Heidelberg, G. Weiß, Univ.-Buchhdlg. 1882.

Winterlin. — Die Bürgermeisterin von Schorndorf. Lustspiel in 5 Aufzügen von August Winterlin. 2. Aufl. Mit einem Anhang: Schwäbische Weinlese in 25 Epigrammen. Stuttgart, J. G. Grüninger. 1882.

Wissen, das, der Gegenwart. Deutsche Universal-Bibliothek für Gebildete. 1. Band: Geschichte des dreißigjährigen Krieges in drei Abtheilungen von Anton Gindely. 1. Abthlg.: Der böhmische Aufstand und seine Bestrafung 1618 bis 1624. Mit 3 Doppelvollbildern, 1 Vollbild und 4 Porträts in Holzstich. Leipzig, G. Freytag. 1882.

Zeit- und Streit-Fragen, deutsche. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. In Verbindung mit Prof. Dr. von Kluckhohn. Redacteur A. Lammers. Prof. Dr. J. B. Meyer und Prof. Dr. Paul Schmidt herausgegeben von Franz von Holtzendorff. Jahrg. XI. Heft 161. J. C. Bluntschli und seine Verdienste um die Staatswissenschaften. Von Franz v. Holtzendorff (München). Mit dem Bildniß Bluntschli's. — Heft 162. Die Münzfrage. Von Dr. A. G. Pierson. Berlin, C. Habel. 1882.

Zeitungsstimmen, magyarische, über die Bewegung in Deutschland. Hermannstadt, Jos. Drotleff. 1882.

Zola. — Der häusliche Herd. (Pot-bouille.) Roman von Emile Zola. Aus dem Französischen übersetzt von Armin Schwab. Mit dem Porträt des Verfassers. 1. Band. — 9. Bd. Budapest, G. Grimm.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin.

Für die Redaction verantwortlich

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser

Peerke von Helgoland.

Novelle

von

Hans Hoffmann.

Einsam in der Nordsee liegt das kleine Felseneiland, frei brausen alle vier Winde über seinen Scheitel und dulden nicht, daß sich volleres Laubwerk auf ihm erhebt als demüthiges Gras und wenige, auch für Menschen nahrhafte Kräutchen; frei schlagen von allen vier Seiten die Wellen an den Fuß des nackten rothen Steins und nagen und wühlen an dem harten Fels wie an der vorgelagerten sandigen Düne. Nicht ohne langsamen Erfolg: alle paar Jahrzehnte stürzt ein längst gelöster schlanker Steinpfeiler zusammen und verschwindet in den mahlenden Fluthen; alle paar Jahrhunderte wird ein Stück der niedrigen Düne zerrissen und hinweggespült; aber tapfer und trotzig harrt das verlassene Fleckchen Erde aus, und noch mag ein und das andere lebenslustige Jahrtausend darüber hingehen, ehe es erliegt und für immer in den Wassern versinkt.

Und ein einsames Völkchen wohnt seit uralter Zeit auf dem Eiland, eigen geartet in Sprache und Sitte; und doch wußten die umwohnenden Völker der Nordsee von jeher das Ländchen zu finden und für ihre Zwecke zu nutzen, und wechselnd wehten die Banner benachbarter und entfernterer Fürsten oder Städte auf seiner Höhe. Solcher Wechsel ging denn nicht immer ohne Gewaltsamkeit und Blutvergießen vor sich; selten aber wurden die Helgoländer selbst beträchtlich in Mitleidenschaft gezogen oder thätig in die Händel verwickelt: sie fügten sich meist geduldig dem siegreichen Regiment, mochte sich nun die schleswig'sche oder hamburgische, oder dänische oder britische Fahne über ihnen blähen. Darunter stand ja doch allezeit ihr eigenes sicheres Banner unveränderlich fest:

Grün ist das Land,
Roth ist die Wand,
Weiß ist der Sand:
Das sind die Farben von Helgoland.

Digitized by Google

Vor nun zweihundert Jahren war es, da hieß der Herzog Christian Albrecht von Schleswig-Holstein Herr über Helgoland. Weil aber die Herzogthümer schon damals in stets erneuerter Fehde mit dem dänischen Nachbar lagen und dieser in den schwedischen Kriegen der jüngsten Zeit zur See gar mächtig geworden war, so war eine wehrhafte Besatzung auf die Insel gelegt, und ein Wall mit Schanzpfählen und achtzehn schweren Kanonen längs der Ostseite des Oberlandes vertheidigte den Treppenaufgang, der dazumal durch ein dreifaches Thorwerk wider feindliche Ueberfälle gesichert war. Die Einwohner sträubten sich wohl gegen den kriegerischen Zuwachs der Bevölkerung und verhießen selbst die tapferste Vertheidigung ihres Landes; dieser Protest aber fand kein Gehör, und so gingen sie seitdem unter militärischer Obhut ihrem friedlichen, wenn auch weder weichlichen noch gefahrlosen Gewerbe als Fischer und Lootsen nach.

Wo es aber Mühen und Gefahren gibt, da ist es natürlich, daß tüchtige Kräfte vor den mittelmäßigen und geringeren sich leicht hervorthun und rasch zu besonderer Geltung gelangen. So machte seit einiger Zeit der junge Hans Frank Jaspers häufig von sich reden und nie etwas Anderes denn Rühmliches. Schon bei seiner allerersten Ausfahrt als Lootse zeigte er eine so ungewöhnliche Sicherheit des Blickes und so besonnene Kühnheit, daß er alsbald mit stillschweigendem Beschluß zu der Zahl der bewährtesten Männer gerechnet und öffentlich mit solchen zusammen genannt wurde.

Damals nun, am Tage selbst nach dieser ersten Lootsenthat geschah es, daß der Jüngling im Vollgefühl seiner frisch erkannten Mannestüchtigkeit über die breite Grasfläche des Oberlandes wandelte und ihm in seiner sinnenden Einsamkeit von ungefähr der Gedanke kam, zu einem tüchtigen und reifen Manne sei wohl als Ergänzung eine eheliche Genossin erforderlich oder doch ziemlich wünschenswerth. Und er beschloß, die vorhandenen Jungfrauen des Landes einer eiligen Musterung zu unterziehen. Deshalb drehte er sich kurz herum, nach dem Städtchen zurückzukehren, brauchte aber noch lange nicht so weit zu gehen, da erblickte er vor sich ein junges Dirnchen Namens Peerke Reimers, eben zu jungfräulicher Reife erblüht, aber freilich noch nicht wie Hans Frank in großen Thaten bewährt, daher ihr denn noch ein knospenhaft schüchternes Wesen anhaftete, das er seit gestern mit raschem Schwunge von sich abgestreift hatte.

Peerke hielt einen Eimer in der Hand und schickte sich an, eines der vielen hier angepflöckten Schafe zu melken. Als aber Hans Frank näher trat, erschrak dieses thörichte Thier vor der Heldengröße des Mannes und begann in hastiger, doch ewig vergeblicher Flucht an dem langen Stricke um seinen Pflock zu kreisen. Der Jüngling schien an den bangen Geberden des Geschöpfes ein Wohlgefallen zu finden, denn er trieb und hetzte es nunmehr muthwillig immer weiter herum, bis es sich so nahe an den Pflock herangedreht hatte, daß ihm die weitere Bewegungsfähigkeit genommen war und es sich in alle ihm bevorstehenden Schrecken hilflos ergab.

Peerke schaute diesem Spiele mit vollkommenster Geduld und nicht ohne freundliche Bewunderung zu und wartete, bis die Aufdrehung des Strickes ihm von selbst ein Ende machte. Dann trat sie still hinzu und melkte das gefesselte Thier. Eine so bescheidene und friedliebende Sinnesart gefiel dem Hans Frank,

Digitized by Google

er schob die Hände in die Taschen und schaute dem Mädchen schweigend bei seinem Werke zu. Es konnte ihm aber nicht entgehen, daß Peerke auch jetzt unterweilen stumm bewundernd zu ihm aufblickte: es war deutlich, sie fühlte sich geschmeichelt durch die Theilnahme eines so bedeutenden Mannes; und das vermehrte wiederum sein Wohlwollen. Und als sie ihre Arbeit langsam und sorgfältig vollbracht hatte, ging er neben ihr her und freute sich, wie sicher und gewandt sie den gefüllten Eimer zu tragen wußte; ohne daß er sich jedoch über diesen oder einen andern Gegenstand laut geäußert hätte. Erst als Peerke bei ihrem väterlichen Hause angekommen war, sagte er „Guten Morgen, Peerke!" und begab sich an den östlichen Rand des Oberlandes, Fallem oder Falm genannt. Dort legte er die Arme auf die niedrige Brustwehr, welche die Fortsetzung des Hauptwalles bildete, spreizte die Beine breit und kräftig von einander und blickte recht aufmerksam in's Weite. Nachdem er einige Stunden so gestanden, ohne daß sich auf Meer und Land etwas Bedenkliches ereignet hätte, sprach er ruhig zu sich selbst:

„Ja, warum sollte ich sie nicht heirathen?"

Worauf er langsam zu Peerke's Wohnung zurückkehrte und ihr seinen Entschluß ehrlich kund that. Das junge Kind erschrak und ahmte das vorige Gebahren des Schafes nach, indem es gleichfalls vor der Heldengröße des Mannes entfloh, doch mit besserem Erfolg, denn es war an keinen sichtbaren Pflock gefesselt; und so entging es ihm. Auch das Mädchen begab sich an den Rand des Felsens, nur etwas weiter abseits von der Stadt, setzte sich nieder und blickte seinerseits eine beträchtliche Zeit in die freie Ferne hinaus. Dann erhob es sich und sagte:

„Ja, dann muß ich ihn ja wohl heirathen."

Hierauf verlobten sich Peerke Reimers und Hans Frank Jaspers, und nachdem sie eine Zeit lang mit einander gegangen und sich gut vertragen hatten, ließen sie sich mit Einwilligung der Eltern kirchlich zusammensprechen. Und seitdem hatten sie nun zwei Jahre als Ehegatten gelebt und vertrugen sich immer noch gut miteinander.

Nun ereignete es sich in einer stürmischen Mainacht des Jahres 1684, daß ein Orlogschiff des Herzogs Christian Albrecht in der Nähe der Insel in arge Noth gerieth und bereits in der äußersten Gefahr schwebte, auf die mörderischen Klippen geworfen zu werden. Da fuhr Hans Frank mit anderen der kühnsten Männer als Lootse hinaus: und als er wiederkam, war das Schiff sicher vorbeigeführt, und er war vor allem Volk der gefeierte Held des Tages, dem Keiner bestritt, daß allein seiner Verwegenheit das Schiff, und seiner Vorsicht allein die Lootsen ihre Rettung verdankten.

Stolz erhobenen Hauptes betrat er, nachdem er einen rauschenden Triumphzug durch die engen Gassen gehalten, seine stille Hütte: hier aber bemerkte er mit einigem Mißvergnügen, daß sein junges Weib ihm mit einer Miene entgegentrat, die mehr ein mühsames Aufathmen von großer Angst zu erkennen gab als ein herzliches Entgegenjauchzen und rechten Stolz auf den Besitz eines so vornehm gearteten Mannes. Derselbe nahm nun zwar an seinem häuslichen Tische Platz, ließ sich auch die rasch aufgetragene Mahlzeit wohlbehagen; sobald

Digitized by Google

er aber die leiblichen Bedürfnisse befriedigt hatte, machte er ein verdrossenes und gelangweiltes Gesicht und verrieth deutlich eine Unruhe und heftige Sehnsucht, sich draußen wieder dem Volke zu zeigen und die laute Bewunderung einzuheimsen, die ihm von seinem undankbaren Weibe leider versagt wurde.

Zum Glücke aber brauchte er sich nicht einmal diese Mühe zu geben. Die öffentliche Anerkennung kam, ihn in seinem eigenen Heim aufzusuchen, und zwar in der allernachdrücklichsten Gestalt des herzoglichen Commandanten Herrn von Buchwald selber, sowie seines ersten Officiers, des tapferen und bei Freund und Feind gleich gefürchteten Lieutenants Frobös.

Herrn von Buchwald gelang es nur mit einiger Anstrengung, das Thürchen zu durchschreiten und in das niedrige, wenngleich höchst saubere und wohlgeordnete Gemach zu gelangen, denn er war ein schwerer Mann von einem Leibesumfange, wie solcher den Landeskindern nimmer zu erreichen vergönnt war. Nach vorsichtiger Prüfung vertraute er sich einem Stuhle an und hieß seinen Lieutenant sowie den Hausherrn selber das Gleiche thun, während Frau Peerke, obwohl nicht wenig erschrocken über einen so ansehnlichen Besuch, nach einigem unsichern Umherirren und Tasten drei stattliche Kannen Husumer Bieres herbeitrug und den Männern vorsetzte.

Der Commandant trank und hielt eine kurze, aber eindringliche Lobrede auf die Verdienste des wackern Lootsen Hans Frank Jaspers, der dem Herzog eines seiner schönsten Schiffe gerettet, und kam schnell zu der Hauptsache, demselben als einen klingenden Lohn eine erfreuliche Anzahl von Silberthalern auf den Tisch zu zählen. Hans Frank verfiel darüber beinahe in den Fehler seiner Frau, sich verschüchtern zu lassen, zumal auch Herr Frobös ein recht ingrimmiges Gesicht dazu machte und anzudeuten schien, daß der ausgeworfene Lohn nach seiner Ansicht viel zu hoch gegriffen sei. Herr von Buchwald dagegen zeigte ein desto menschlicheres Gebahren, verwickelte den beglückten und allmälig auch wieder kecker auftretenden Hauswirth in allerhand leutselige Conversation und trank dazu auch eine Kanne Bier nach der andern, so daß Frau Peerke in beständiger Bewegung gehalten wurde und keine Zeit fand, verlegen und überflüssig zu werden. In den kurzen Ruhepausen aber ließ sie von der Ofenecke her heimliche Blicke beglückten Stolzes auf ihrem Gatten ruhen; die sah aber Niemand und er selber auch nicht.

Der Commandant gerieth indessen bald in eine kräftig erheiterte Stimmung, wie sie ihn bei seiner menschenfreundlichen Sinnesart gar leicht überkam, und versuchte mit Frau Peerke ein zwar unschuldiges und tadelfreies, aber doch ziemlich täppisches Caressiren anzufangen, indem er sie um Kinn und Wangen streichelte und dazu versicherte, daß sie ein wohlgebildetes und sehr niedliches Weibchen sei; worin er sich von der Wahrheit um keinen Schritt entfernte. Das junge Weib hatte aber kein Verständniß für solche Huldigung eines Cavaliers, sondern wich heftig und auch ohne anmuthigen Anstand zurück, erröthete dazu mehr als gebührlich und zeigte sich so recht in der ganzen thörichten Hilflosigkeit ihres Wesens.

Darob ward Herr von Buchwald eine kurze Zeit lang ärgerlich und meinte, ein Mann wie Hans Frank Jaspers hätte wohl von Rechtens wegen ein klügeres

Digitized by Google

und luſtigeres Weib verdient: ſtatt deſſen ſcheine ihm nur ein rechtes Haſenfüßlein und armſelig Ding zu Theil geworden. Hans Frank machte ein finſter trauriges Geſicht; denn wenn ihn auch einen Augenblick ein eiferſüchtiges Zorngefühl wider den hohen Herrn ſelber überwallt hatte, ſo ward doch die Kränkung über ſeines Weibes ungeſchicktes Benehmen größer: war es doch klar, daß der luſtige Commandant nichts Böſes im Schilde führen konnte mit dem, was er im eigenen Beiſein des Ehegatten that. Zu gleicher Zeit aber ließ ſich aus der Ofenecke ein leiſe ſchluchzender Ton vernehmen; und unverzüglich entwich aus der Bruſt des Commandanten der Aerger, welcher von je bei ihm ein kurzlebiges Gefühl geweſen, und er verſuchte die beiden gekränkten Gemüther ernſtlich wieder zu begütigen.

„Du mußt Dir ſo ein raſches Wort nicht zu Herzen ziehen, Hans," ſagte er, „und Du auch nicht, Peerke, denn bös war es nicht gemeint. Es können am Ende nicht alle Menſchen gleich ſein, und alle Frauen auch nicht: mir aber ſtand zum Vergleich eine Andere im Sinne, meine weiland Traute, die reizende Gundula von Wismar, die damals zu Tönningen um mich war. Die war freilich anders geartet, ganz Leben und Feuer und Luſtigkeit, vom Wirbel bis zur Zehe; wer ſie nur anſah, dem lachte das Herz im Leibe. Fragt nur hier Herrn Frobös, was für Augen ſie im Kopfe hatte, ſchwarz und funkelnd, und was für Zähne, wenn ſie lachte, und ſie lachte faſt immer! Und nimmermehr hätte ſie ſich ſo ſchreckhaft erwieſen, wenn ſich einmal ein guter Freund einen harmloſen Scherz mit ihr machte: ſie ſah mich nur heimlich an, ob ich's erlaubte, und wenn ich lachte und leiſe nickte, dann wehrte ſie auch ein Küßchen nicht allzuſtreng. Du ſollſt aber nun hören, Frau Peerke, was ſie nachher für mich, ihren Liebſten, gethan: Frobös, erzählet es doch dem jungen Weibe zu Nutz und Frommen."

Hätte nun aber Herr Frobös auch das dringendſte Verlangen hierzu bezeigt, er wäre gegen die erwachte Erzählungsluſt ſeines Vorgeſetzten doch nicht aufgekommen. Dieſer fuhr vielmehr ohne ſich zu unterbrechen ſelber fort, ſeine Geſchichte vorzutragen:

„Das war damals um Tönningen," ſagte er, „die Dänen ſetzten uns hart zu, denn Herr Paulſen commandirte ſie, ein gewaltiger Kriegsmann zu Waſſer und zu Lande, aber grimmigen und unbeugſamen Sinnes, wie ich faſt zu meinem eignen Lebensſchaden erfahren hätte. Denn bei einem Ritte vor den Mauern der Stadt wurde ich mit zwei tapfern Kameraden abgeſchnitten und, nachdem unſere Pferde erſchoſſen waren, gefangen vor Paulſen geführt. Dem waren wir ſehr willkommene Beute, weil ihm eben zuvor etliche Spione abgefangen waren und ſtracks gehenkt werden ſollten. Paulſen aber wünſchte heftig ſie zu retten um ihrer fürtrefflichen Dienſte willen und ließ uns Drei für ſie zur Auswechſelung anbieten, dräuete auch ernſtlich und ſcharf, wenn ihm ſeine Kundſchafter gehangen würden, wolle er am ſelbigen Tage uns ohne Federleſen mit Pulver und Blei vom Leben zum Tode bringen. Uns Dreien war nicht wohl zu Muth bei dieſer Drohung, denn wir hatten zu viel ſagen hören von Herrn Paulſen's greulicher Sinnesart. Jedoch hofften wir auf unſern General, der uns nicht fahren laſſen würde um der elenden Späher willen. Darinnen

Digitized by Google

aber täuschte uns unsere Zuversicht. Der General war zu hart erbittert gegen jene, die ihm durch ihre verrätherische Kundschafterei gar vielen Schaden gethan, und meinte wohl nicht, daß es uns so ernsthaft an den Kragen gehen möchte.

Es geschah aber dennoch. Sobald die Spione bei uns drüben gehenkt waren, verlas man uns gleichfalls das Urtel, wonach wir ohne Verzug mußten erschossen werden. Auch ward diese Mordthat an meinen beiden Kameraden in aller Hast wirklich vollbracht, wodurch Herr Paulsen aller Welt kund gethan hat, welch ein fluchwürdig grausamer Tyrann und Eisenschädel er ist. Ich aber ward wider alles Verhoffen im letzten Augenblick vom Tode gänzlich absolvirt und sogar vollends in die Freiheit gesetzt.

Wie ich nun in hurtiger Freude das feindliche Lager durchschritt und den Ausgang zu gewinnen trachtete, sah ich mit großer Verwunderung neben Herrn Paulsen vor dessen Zelt meine traute Gundula stehen. Da dachte ich: Aha! Denn es ward mir sogleich klar, wie Alles zugegangen. Meine Gundula war als eine andere Judith mitten durch die Feinde zu deren schrecklichem Hauptmann hinausspaziert und hatte durch ihre Bitten und die Lieblichkeit ihrer natürlichen Reize den harten Sinn dieses neuen Holofernes erweicht und zu meinen Gunsten gewandt, also daß sie mein Leben aus seiner Hand durch ihr Verdienst errettete. Leider nur, daß sie seinen Kopf nicht mitbrachte, als sie am andern Tage zu mir zurückkehrte: vielmehr merkte ich, daß sie in sehr gutem Frieden von einander geschieden waren. Darum vermochte ich es auch fortan nicht mehr über mich, sie als meine Traute zu halten, sondern nur noch als Freundin und gutmüthige Retterin. Und als sie das nicht zufrieden war, verließ sie mich ganz und blieb bei Herrn Paulsen. Mein Leben aber war mir auf solche Weise geblieben, und ich will ein Hundsfott heißen, wenn ich's der Gundula nicht bis an mein Lebensende gedenke. Was meinst Du aber, schöne Frau Peerke, würdest Du auch wohl solch Heldenstücklein zu vollbringen wagen, wenn ich etwa heutigen Tages Hand an Deinen Mann legte, ihn in Ketten mit mir führte und morgen zu spießen, zu rädern oder auch zu viertheilen verhieße? Oder würdest Du mir auch noch wehren, Deine Wangen zu streicheln, wenn Du sein Leben damit lösen könntest?"

Peerke war sehr roth geworden bei dieser Frage und rief schaudernd:

„O Herr, Ihr werdet ihm niemals solches Leid anthun, und er wird niemals etwas begehen, das ihn dessen werth machte. Ich weiß, ich wäre viel zu schwach und unklug, um mit Schmeicheln oder List oder Gewalt etwas für seine Rettung thun zu können."

Da lachten die beiden Cavaliere herzlich über ihr thörichtes Geständniß, und es war dem armen Geschöpfe in seiner Angst und Verlegenheit wohl anzusehen, daß es von der Natur schlecht für heldenhafte Thaten ausgerüstet war.

Hans Frank aber biß sich zornig die Lippen, denn er hatte nun wirklich erkannt, daß seine Wahl keine rechte gewesen und sein junges Weib seiner nicht würdig sei. Er fand deswegen auch keine rechte Freude mehr an dem glänzenden Ehrenlohn, sondern verschloß ihn mürrisch im Kasten und sprach kein Wort des Abschieds zu seiner Frau, als er Herrn von Buchwald das Geleite heimwärts

Digitized by Google

gab: denn es stand allerdings schon so um diesen, daß er einer starken Stütze von beiden Seiten bedurfte, um nicht gleich einer gefällten Buche zu Boden zu sinken. Man soll ihn aber deshalb nicht allzu hart verdammen, weil er nur den landläufigen Sitten seines Säculums folgte; es war eine rauhe und durstige Zeit, eine Zeit, in welcher — um ein vornehmes Exempel zu wählen — von einem nordischen Fürsten berichtet wird, er sei ein feingebildeter Herr gewesen, auch dem allgemeinen Laster wüster Trinkgelage ganz abhold, jedennoch aber fast jeden Tag betrunken.

Darnach schlich nun Hans Frank recht niedergeschlagenen Sinnes einige Stunden ohne Ziel umher, denn es kränkte ihn herzlich, daß er sein Weib verachtet und getadelt sehen mußte von einem so hohen und welterfahrenen Herrn, und das leider mit Recht; hatte es sich doch allzu klar erwiesen, wie ganz zaghaften Herzens und wie thörichten Sinnes obenein sie war. Auch schien es ihm nunmehr offenbar geworden, daß sie ihm nicht mit der rechten Liebe zugethan sei, denn sonst könnte sie ihn nicht in Todesgefahr feige und gleichgültig umkommen lassen, wie sie doch eben mit offenen Worten verheißen hatte. Bei dieser letzten Betrachtung ward er von einer so bitteren und wehleidigen Stimmung übermannt, daß er sich deren alsbald selber zu schämen begann, denn es schien ihm nicht angemessen, daß einen ehrengekrönten Seehelden so etwas anwandeln durfte um eines Weibes willen, dem er doch nur aus Irrthum eine so große Liebe zugewandt hatte. Darum sammelte er sich zur Abwehr in seinem Herzen hastig einen guten männlichen Trotz und Stolz und trat daheim seiner Hausfrau entgegen, wie es sich gebührte, als ein ruhiger, ernster, verschlossener Mann.

Peerke hatte verweinte Augen und schritt mit demüthiger Liebe auf ihn zu; als sie aber sein Antlitz in so gleichgültige und vornehme Falten geordnet sah, da wandte auch sie sich leise trotzend ab und verrichtete ihre letzte Tagesarbeit mit dumpfer und unfreudiger Miene. Sie zankten sich nicht und schmähten sich nicht, sie vertrugen sich immer noch mit einander, und nicht leicht hätte Jemand von außen bemerken können, daß in ihren Herzen Alles anders geworden, als es zuvor gewesen.

In solchem faulen Frieden hätten sie nun vielleicht bis an ihr Ende ohne sonderliche Feindseligkeiten neben einander hinleben können, wenn nicht ein großes politisches Ereigniß auch dies stille Haus auf dem Helgoländer Oberlande mit einem gewaltigen Sturme getroffen und aus der kläglichen Windstille aufgerüttelt hätte.

An einem schönen Junimorgen dieses Jahres 1684 segelte die Helgoländer Fischerflotte, die damals weit stattlichere Schiffe zählte als heutzutage, bei luftigem Winde nach Westen hinaus und gedachte einen guten Fang zu thun, wußte aber nicht, daß statt dessen ihr selbst Netze gestellt waren und sie diesmal armen Fischen gleich in's Garn gehen sollten.

Es war Nachmittags, als Peerke allein draußen bei ihrem angepflöckten Schafe stand und auf's Meer hinausblickte. Das Wasser war munter bewegt, mäßige Wellen tanzten glänzend im Sonnenschein; nicht das leiseste Anzeichen konnte auf Sturm und Gefahr deuten. Dennoch war ihr beklommen und traurig

Digitized by Google

um's Herz: Hans Frank war heute zum ersten Mal von ihr gegangen, ohne ihr die Hand zum Abschied zu reichen. Wohl hatten sie Beide nie ein sonderlich thränenreiches Wesen mit ihrer Trennung gemacht; aber diesmal war das doch noch ganz anders wie sonst. Am fernen Horizonte schwebten die braunen Segel in großer Zahl, ein heiterer und hoffnungsvoller Anblick; aber Peerke wandte die Augen trübe davon ab und blickte theilnahmlos nach anderer Richtung in's Weite.

Im Norden erblickte sie einige andere leuchtend weiße Segel und hielt mit leichter Spannung eine Zeitlang das Auge darauf geheftet. Sie wuchsen schnell, und daran erkannte Peerke, daß sie ihren Curs wohl gerade auf die Insel zuhielten. Schon konnte sie deutlich die schwarzen Rümpfe unter den Segeln erkennen. Es waren vier sehr große Schiffe. Und alle zugleich auf Helgoland steuernd, das war auffallend. Also nicht nach Hamburg oder Bremen. Was konnten sie auf der kleinen Insel zu suchen haben? Ganz umsonst begaben sie sich doch sicher nicht in die Nähe der gefürchteten Riffe.

Plötzlich änderten sie alle vier ihren Curs und steuerten in südwestlicher Richtung abseits. Also doch nach der Wesermündung; so mußten sie in nächster Nähe bei der Fischerflotte vorbei. In der That, sie gingen in geradester Linie neben einander darauf los; und das war wieder nicht mehr die Richtung nach der Weser. Ja so, sie suchten einen Lootsen: das gab für Hans Frank Arbeit und besseren Verdienst, als die Fischerei ihn brachte. Jetzt lagen sie in breiter Linie hintereinander im Westen der Insel; Peerke sah, es waren riesige Schiffe, hohe geschwungene Rümpfe, gewaltig ragende Masten — es waren Kriegsschiffe. Doch die Flagge war nicht zu erkennen.

Auf einmal stiegen von allen vieren zugleich schwarze Rauchwolken in die Höhe, gleich darauf tönte ein dumpfes Dröhnen herüber . . . und fast im selben Augenblick ein donnernder Knall auf der Insel selbst: das war die Lärmkanone von der Befestigung.

Peerke erbebte, ohne sich doch recht klar zu machen, was das bedeutete. Mit ängstlicher Sorge verharrte sie an ihrer Stelle und beobachtete die Bewegungen der Schiffe. Da sah sie denn bald, wie diese von Neuem ihr Ziel wechselten und abermals geradeswegs auf die Insel losfegelten. Es folgten ihnen aber sämmtliche Helgoländer Boote und Galioten in unmittelbarer Nähe.

In gebührlicher Entfernung vom Lande und den Festungswerken ging das fremde Geschwader vor Anker, und es war deutlich zu sehen, wie die Fahrzeuge der Fischer an den großen Schiffen befestigt und die Leute an Bord geschafft wurden. Auch erkannte Peerke jetzt die dänische Flagge.

Nicht lange darnach ward von dem größten der Schiffe ein Boot ausgesetzt und näherte sich mit raschen Ruderschlägen dem flachen Strand des Unterlandes. Nun endlich eilte das junge Weib hastig dem Städtchen zu, um sicher zu erfahren, um was es sich handelte. Sie fand alle Gassen in Aufregung; die Thore an der Treppe waren geschlossen, und Niemand ward ohne besondere Erlaubniß mehr hinab- oder hereingelassen.

Die Abgesandten der Dänen waren gelandet und wurden auf's Oberland zur Wohnung des Commandanten geführt. Sie machten aber schon draußen

Digitized by Google

vor dem Volk kein Geheimniß daraus, welchen Auftrag sie auszurichten hätten: der dänische Contre-Admiral Paulsen schickte die einfache Botschaft, wenn nicht binnen hier und sechs Stunden die Insel Heiligland mitsammt ihren Befestigungen, Kanonen und bewaffneten Mannschaften Seiner dänischen Majestät Christian V. zum Eigenthum sich ergeben haben werde, wolle genannter Admiral Paulsen sämmtliche gefangenen Fischer jeglichen am Mast seines Schiffes aufknüpfen lassen.

Auf diese schreckhafte Kunde verbreitete sich ein unendliches Jammergeschrei unter dem armseligen Völkchen, das nun zum weitaus größeren Theile aus Weibern und Kindern bestand, in wirrer Gedankenlosigkeit rannte Alles durcheinander, und die Zahl derer war nicht sehr groß, welche auch nur so viel Besinnung behielten, die Abgesandten zum Hause des Commandanten zu begleiten und dessen Bescheid daselbst zu erwarten.

Auch währte es eine lange sorgenvolle Weile, bis dieser Bescheid ergangen war. Denn Herr von Buchwald war ein guter und wohlmeinender Mann, und darum schien es ihm eine bitterböse Wahl, vor die er sich gestellt sah, daß er entweder wie ein verrätherischer Knecht ohne Schuß und Schwertstreich ein Eigenthum seines Herrn, des Herzogs, dem Feinde ausliefern oder aber die meisten und besten Bürger des seiner Obhut befohlenen Erdenfleckchens einem jämmerlichen und schmachvollen Tode preisgeben mußte. Kannte er doch Herrn Paulsen gar zu gut, den er neuerlich nicht ohne Ursach einen fluchwürdigen Tyrannen und Eisenschädel geheißen hatte. Darum bekümmerte ihn diese Noth nicht wenig, und er vermochte schwer zu einem Entschlusse zu gelangen.

„O Frobös, Frobös," hörte man ihn mehrfach zu seinem Lieutenant seufzen, „es ist eine allzu böse Schlinge, in die wir gerathen sind. Wollte ich doch lieber, daß ich an Händen und Füßen gebunden im tiefsten Kerker säße und solchergestalt dieser schrecklichen Entscheidung frei und enthoben wäre."

Frobös aber mißbilligte scharf diese Rede und meinte, wenn sein Commandant so überweichen Herzens sei und etwa bei dem Wunsche beharre, an Händen und Füßen gebunden und dafür der Gewissensbürde entledigt zu werden, so sei er gerne bereit, ihm diesen Liebesdienst zu erweisen, gedenke seinerseits aber dann um so fester an seiner Soldatenpflicht festzuhalten, man solle ihn nur mit seinen Leuten sich wehren lassen, er sei im äußersten Falle bereit wie Simson unter den Philistern zu fallen. Uebrigens aber sei er der Ansicht, daß Soldatenblut nicht schlechter sei als Fischerblut, darum solle man den Gefangenen die Ehre, für das Vaterland gehangen zu werden, nicht mißgönnen.

An dieser kraftvollen Ansprache seines Lieutenants erkannte Herr von Buchwald, daß er nicht wohl anders könne als seine Brust dem Mitleid gänzlich zu verschließen und sich mit aller Kraft an die Vertheidigung seines Postens zu geben, wollte er nicht schnöder Feigheit und Verrathes geziehen werden. Darum erklärte er den Dänen in sehr hastigen und zornigen Worten seinen Entschluß, unter keinen Umständen seinen wohlverwahrten Platz zu übergeben, und wenn auch die Bürger, Bauern und Adeligen beider Herzogthümer Schleswig und Holstein insgesammt vor seinen sichtlichen Augen rund um die Insel herum sollten gehenkt werden.

Digitized by Google

Mit diesem rauhen Abschied wurden die Gesandten entlassen, stiegen zu Schiff und ließen das Ländchen in der elendesten Verzweiflung zurück.

Während nun alle die armen Weiber in rathlosem Jammer die Gäßchen auf- und abliefen wie ein Volk aufgescheuchter Seevögel, hatte sich Peerke in ihr Häuschen zurückgezogen, denn sie war fast ebenso verschüchtert von dem Lärm der Menschen als von dem drohenden Verhängniß. Drinnen aber, da Niemand sie sah, benahm sie sich nicht minder thöricht und zwecklos wie alle andern auch. Erst vollbrachte sie gedankenlos ihre gewöhnliche Tagesarbeit, putzte ihre Töpfe, machte dann Feuer an und begann für zwei zu kochen, als wenn es schon Abend wäre; als ihr aber einfiel, daß ihr Hans Frank wahrscheinlich kaum noch einer Mahlzeit bedürfen würde, sank sie in die Kniee, weinte und betete, vermochte aber keines kräftigen Gedankens mächtig zu werden. Zuletzt sprang sie wieder hastig auf und fuhr fort zu wirthschaften und allerhand unnöthige Ordnung zu schaffen, als ob sie sich einen andern Gast und nicht den Tod in's Haus erwartete.

Mitten unter diesem wirren Treiben ward sie durch einen dumpfen Kanonenschlag aufgeschreckt: das war das zuvor angekündigte Signal der Feinde, welches zur Warnung kund thun sollte, daß die erste Stunde der gestellten Galgenfrist abgelaufen sei. Nur noch fünf andere Stündlein, und Hans Frank Jaspers mußte mit all seinen Genossen am Mast seines eigenen Bootes elendiglich hängen.

O mein Hans, dachte Frau Peerke, daß du doch so schmählich enden mußt, der du so manchem Mann das Leben gerettet hast und immerdar der kühnste und herrlichste Mann auf Helgoland gewesen bist! Wieviel besser wäre es, wenn ich statt deiner stürbe, die ich doch wenig nutz bin im Lande und nimmer deiner würdig war!

Dieser Gedanke fuhr nun fort sich langsam in ihrem Kopfe festzusetzen; nichts dünkte sie herrlicher, als wenn sie durch einen freiwilligen Tod ihrem Gatten zu guter Letzt noch beweisen könnte, daß sie doch nicht so ganz verstockt furchtsamer Art sei. Und wenn sie hier auf der Stelle in ihrem Hause verborgen für ihn hätte sterben können, sie hätte sich wohl keinen Augenblick besonnen. Aber so leicht war das freilich nicht gethan; und vergeblich brütete sie lange, lange thatlos und zitternd über einen erlösenden Entschluß.

Da verkündete ein zweiter Schuß, daß der gefürchtete Augenblick abermals um eine Stunde näher gerückt sei.

Die schauerliche Mahnung riß sie endlich aus ihrem gefahrvollen Hinzaudern, und sie gedachte der Worte, die jüngstens Herr von Buchwald spottend zu ihr geredet, und der Geschichte, die er von der schönen Gundula aus Wismar erzählt hatte. Und alsobald raffte sie sich zusammen, verließ das Haus und eilte, den Commandanten in seiner Burg um Hilfe anzugehen.

Die Burg, welche indessen nichts anderes war als ein mäßiges, halb hölzernes Gebäude, fand sie umlagert von weinenden Frauen, welche durch ihre Seufzer das Herz des Commandanten noch zu erweichen versuchten. Derselbe hatte sich aber weislich vor solchem moralischen Zwange geborgen, die Thüren und Fenster waren geschlossen und fest verwahrt, und eine gedoppelte Anzahl

Digitized by Google

Schildwachen hütete seine patriotische Unerschütterlichkeit und verwehrte auf's Strengste jedem Unbefugten den Eingang.

Nun war aber Peerke's Erfindungskraft einmal in Fluß gekommen und gab ihr, von der steigenden Noth befeuert, langsam einen neuen, nicht unweisen Anschlag ein. Sie entsann sich, daß Herr von Buchwald sich bei seinem Besuche als ein geringer Feind eines frischen Trunkes erwiesen hatte, und baute auf diese Wahrnehmung einen kecken und abenteuerlichen Plan. Sie entnahm von dem Schenkwirth Janssen, dessen Wohnung nicht zu weit entfernt war, auf Borg ein Fäßlein Husumer, legte es auf ihre Schulter und spazierte mit tapferen Schritten zur Burg zurück. Als sie durch die Menge der Weiber mühsam bis zur Thürwache gedrungen war, vermeldete sie, daß sie ein Fäßlein Husumer zu übergeben beauftragt sei, welches der Commandant zu seines Lebens Unterhalt bestellt habe.

Die Wache machte ein verwundertes Gesicht und bemerkte, daß an diesem selben Morgen erst ein nicht unbeträchtliches Faß Bier hereingebracht sei und nicht wohl angenommen werden könne, es sei bereits anjetzt bis zum Grund ausgezapft. Bei dieser Nachricht erschrak Peerke recht ernstlich, denn sie fürchtete sich auf einer Lüge ertappt zu werden und daß sie einen schimpflichen Rückzug thun müßte; die Noth des Augenblicks aber gab ihr Kraft, und sie fing an, sehr barsch mit dem Menschen zu reden, meinte, der Schenkwirth Janssen sei nicht gewohnt, sich zum Narren halten zu lassen, auch der Commandant selber werde sich nicht gern mit einem solchen Manne verfeinden, und die Schildwache solle am Ende Alles zu verantworten haben, wenn sie ihr nicht augenblicklich Raum gebe.

Der arme Mensch ward nun wirklich verwirrt, da er ein Frauenzimmer so nachdrücklich und fast despectirlich wider den Commandanten sich ereifern hörte, fürchtete, ein Unheil auf sein unschuldiges Haupt herabzuziehen, und hielt es für klüger, die ziemlich unbedenkliche Person passiren zu lassen.

Es fügte sich aber so glücklich, daß Herr von Buchwald infolge der starken Aufregung dieses Tages und um sein von herbem Mitgefühl gepeinigtes Herz zu beruhigen, den Morgens eingelieferten Vorrath an Bier eben bis auf die Nagelprobe verzehrt hatte und deshalb nicht wenig erfreut und gerührt war, als in so unerwarteter Weise dem kaum drohenden Mangel abgeholfen ward.

Peerke stand dicht vor der Thür still und stellte das Bierfäßchen wie eine Schutzwehr vor sich hin, denn als sie den Commandanten ganz allein in seinem Zimmer sitzend fand, ward sie vor großem Respect sogleich von dem alten Geiste der Furchtsamkeit ergriffen; zu sagen aber wußte sie gar nichts. Und auch er erschrak ein wenig, als er sie erkannte, und fragte sie betreten:

„Gute Peerke, ist Dein Mann auch unter den Gefangenen?"

Da brachen ihr die Thränen heftig hervor, und er konnte daran erkennen, daß es wirklich an dem war. Weil er aber von ihrem Kummer stark und plötzlich ergriffen wurde und fürchtete, die Bewegung seines Herzens möchte ihn übermeistern, fand er sich keinen andern Ausweg, als mit recht grimmiger Miene und Stimme sie anzufahren:

„Deinem Mann widerfährt nichts Schlimmeres als den andern auch: ich

Digitized by Google

kann nichts thun, ich kann nichts thun. Dulce et decorum est . . . Süß und ehrenvoll ist es, für das Vaterland zu sterben."

Je grimmiger der Commandant sich geberdete, desto schneller faßte sich Frau Peerke und schien sogar auf einmal einen leidlichen Heldenmuth gewonnen zu haben. Sie äußerte ganz trotzig, es erscheine ihr süßer, wenn ein tüchtiger Lootse dem Vaterlande erhalten bleibe, und ehrenvoller, wenn ein schwaches, feiges und nutzloses Frauenzimmer für ihren Mann sterben könne, und bat kurzweg ihre eigne Person dem wüthenden Feinde auszuliefern und dafür den Hans Frank Jaspers zurück zu fordern. Nur möchte sie, wenn es geschehen könnte, der Schicklichkeit halber gerne des Hängens ledig sein und lieber etwa, was auch das Einfachste sei, im Wasser ertränkt werden.

Herr von Buchwald richtete sich in seinem Stuhle hoch auf, saß starr und steif, blickte Peerke mit großen Augen in's Angesicht und forschte aufmerksam, ob er nicht etwa mit einer geistig Verstörten zu thun habe. Denn es schien wohl begreiflich, daß ihre Seele bei einem so schweren Ereigniß könnte gelitten haben.

Wie er sie aber so still und ernsthaft dastehen sah und auch nicht eine einzige Miene oder Geberde ein aufgeregtes und irres Wesen verrieth, schüttelte er verwundert den Kopf und fragte:

„Wie, Peerke? Ich glaubte, und Dein Mann selber sagte es, Du seiest von furchtsamer und kläglicher Art und liebtest auch ihn nicht so recht, wie es sich gebührte, geschweige denn, daß Du ein so gewaltiges Ding um seinetwillen zu erdulden bereit wärest!"

„Das ist Alles wahr, Herr Commandant," entgegnete Peerke, „und eben darum, weil ich seiner so gar nicht werth bin, ihn auch nicht richtig zu lieben verstehe, wäre es das Beste, ich würde rasch von ihm und aus der Welt gethan. Und deshalb kam ich zu bitten, daß dieser Tausch vorgenommen werde."

Da seufzte Herr von Buchwald heftig, hob sich von seinem Sessel auf und ging eine Zeit lang mit schweren und schwankenden Schritten in dem Gemache umher. Endlich blieb er vor Peerke stehen, legte seine beiden großen rauhen Hände auf ihren blonden Kopf und sagte, so strenge er konnte:

„Peerke, geh nach Hause, ich weiß Dir keinen Rath noch Trost, es sei denn, daß der Herrgott selber seinen Blitz auf die Feinde niederschicke und die unschuldigen Opfer aus ihren blutgierigen Klauen befreie. Dieser Tausch ist unmöglich, denn nimmer würden die Dänen so große Narren sein und einen starken Mann für ein armseliges Weiblein herausgeben. Auch ist es wohl billig, daß im Kriege ein Mann für sein Weib und Kind sterbe, aber nicht umgekehrt. Darum gib diesen Gedanken auf und stelle Deine Sache einzig dem Himmel anheim."

Da fiel das arme Weib zu seinen Füßen nieder und rief mit vielem Schluchzen:

„O Herr, erbarmet Euch unser Aller und thut dem schrecklichen Feinde nach seinem Begehren, daß nicht all' dies unschuldige Blut zuletzt auf Euer Haupt komme. Oder wo nicht, so vergönnet doch mir hinüberzusegeln und selber mit dem Admiral der Dänen zu reden!"

Digitized by Google

Hier ließ der Commandant zum andern Male den seltsamen Wunsch vernehmen, an Händen und Füßen gebunden und aller Macht und Entscheidung ledig zu werden. Da aber offenbar Niemand vorhanden war, der ihm diesen Wunsch erfüllen konnte, so ließ er davon ab und begann die flehende Peerke hart anzulassen, schalt sie eine Närrin und dergleichen, versicherte auch ernstlich, er werde nimmermehr zugeben, daß sie sich in nutzlose Gefahren begebe für einen Mann, der es nicht im Mindesten werth sei; denn er habe in mehrjähriger Ehe noch nicht einmal erkannt, welch herrlichen Schatz er an seinem Weibe besäße, er sei also ein höchst blödsichtiger Thor oder gar ein Schelm, der sich vor Hochmuth blähe.

Jedoch mußte Herr von Buchwald nun rasch erkennen, daß er für solche heftigen Ausfälle wider einen Abwesenden sein Publicum schlecht gewählt hatte: zum ersten Mal vielleicht in ihrem Leben wallte Peerke's sanftes Blut hitziger auf, sie sprang auf ihre Füße, vergaß ihre vorige Bescheidenheit und fing an rücksichtslos auf Jeden zu schmähen, der ihrem Gatten, dem besten Manne von Helgoland, etwas anzuhängen wagte. Es seien das lauter höchst abscheuliche und widerwärtige Lügen, die nur der Neid erfinden könne: denn freilich sei nicht Jedermann ein Held wie Hans Frank, der sich bisher schon im Frieden tapferer bewiesen habe, als alle Soldaten und Officiere der Garnison zusammengenommen im Kriege — und was dergleichen schlimme und aufrührerische Reden mehr waren.

Herr von Buchwald beobachtete mit großem Erstaunen die merkwürdige Erscheinung, wie dies sanftmüthigste Vögelchen von der Welt plötzlich so grimmig und gereizt sein Gefieder sträubte und höchst gewaltthätig um sich kämpfte. Er fand aber zugleich, daß durch die erhitzten Mienen und die sprühenden Augen ihrer leiblichen Schönheit gar kein Abbruch geschehe, und diese Bemerkung erfüllte ihn mit so großem Wohlwollen, daß er rasch das hübsche zornige Köpfchen mit beiden Händen ergriff und den beredten Mund liebreich zu küssen versuchte.

Aber auch ihre Abwehr gerieth diesmal ganz anders als ehedem in ihrer Hütte. Die haftige Bewegung ihrer Hände sah einem ernsthaften Schlagen sehr bedenklich ähnlich, und die Ritterlichkeit des hohen Officiers ward wirklich auf eine harte Probe gestellt. Zum Glücke war er durch das geleerte Fäßchen hinter sich und das volle vor sich in eine unzerstörbar rosige Laune versetzt; und so lachte er nur herzlich und sagte:

„O Peerke, wenn Du nur ein einziges Mal Deinem Ehegemahl so zu Leibe gegangen wäreſt, wahrlich, Du hätteſt Dir längſt eine ganz andere Hochachtung bei ihm gewonnen, als er Dir bisher zu Theil werden ließ."

Dieſer nutzbare Rath übte doch eine ſänftigende Wirkung auf Frau Peerke's erregtes Gemüth; ſie ſtand verdutzt und ſehr nachdenklich und wußte nichts darauf zu erwidern.

Herr von Buchwald aber ward auf einmal ſehr ernſt, hob den Finger empor und ſagte ruhig:

„Siehe, gute Peerke, wenn Du Dich ſo ungeberdig zeigeſt bei dem Scherz eines Freundes, was wollteſt Du anſtellen, wenn Herr Paulſen drüben bei den

Digitized by Google

Dänen Dich etwa mit roheren Händen antastete? Oder glaubst Du, daß Du leichteren Kaufs das Leben Deines Gatten von Jenem erwirken würdest?"

Da gedachte Peerke wiederum der schönen Gundula von Wismar; sie erschauderte und wagte kein Wort mehr zu äußern, sondern stand still weinend mit demüthig gefalteten Händen.

Bei diesem Anblick entschloß sich der Commandant jählings zu einem fluchtähnlichen Rückzuge; er entwich durch eine Seitenthür in sein Schlafgemach und sicherte sich dort durch Schloß und Riegel vor weiteren Angriffen auf sein patriotisches Gewissen.

So fand sich denn Peerke allein den tauben Wänden gegenüber, und sie erkannte, daß sie hier auf keine Hilfe mehr zu hoffen habe, obwohl es ihr nicht entgangen war, wie sauer dem Commandanten solche Härte ankam, denn er hatte ja selber gewünscht, lieber an Händen und Füßen gebunden zu sein. Indem ihr nun dieser verzweifelte Ausruf sorgenvoll durch den Sinn ging, ward sie wiederum durch den fürchterlichen fernen Schuß aufgeschreckt — die dritte Stunde, die Hälfte der gegebenen Bedenkzeit, war abgelaufen.

Dieser mitleidslose Mahnruf schüttelte ihre durchängstigte Seele so sehr, daß es sie nicht länger in dem einsamen Raume duldete; sie verließ die Burg mit dem heimlichen Gedanken, draußen noch irgend einen neuen Versuch zur Rettung zu machen — nur welchen, das wußte sie freilich nicht. Wie sie nun an den Wachen vorbei in's Freie gelangt war, dröhnten ihr andere laute, aber friedliche und feierliche Klänge entgegen; es waren die Glocken, welche die klagende Gemeinde zu einer herzlichen Fürbitte in die Kirche beriefen. Auch sah Peerke, daß die Frauen fast alle von ihrem hoffnungslosen Jammern vor der Burg abließen und dem Glockenton nachgingen. Da folgte auch sie dem heiligen Ruf, um dem höchsten Herrn als dem ewigen Erbarmer ihre Noth an's Herz zu legen.

Als sie die Halle der Kirche betrat, fand sie die Frauen und wenige Männer mit ihnen überall auf den Knien liegend, und der Pfarrer stand vor dem Altar und hatte eben begonnen, durch eine tröstende Ansprache die zerknirschten Seelen aufzurichten. Er sprach in schönen warmen Worten über den Text: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben." Er ermahnte, in Demuth die große Prüfung Gottes aufzunehmen und zu tragen, gab zu bedenken, daß der jähe Tod der gefangenen Freunde gefordert werde durch die Treue gegen die von Gott bestellte Obrigkeit und durch den heiligen Eid des Gehorsams und der Unterthänigkeit, den alle Männer des Eilands ihrem Herrn, dem Herzog Christian Albrecht, zugleich geleistet; und obzwar die armen Fischer wider ihren Willen in die dringende Leibesgefahr gekommen seien, so würden sie doch den Tod wahrer Helden und Märtyrer sterben, wenn sie ihn mit willigem Herzen und freiem Muth für das Vaterland erduldeten.

Solche und viele andere ähnliche Worte sprach der Pfarrer in langer Rede mit ruhiger, feierlicher Stimme, einer Stimme, deren edler und starker Ton alle Hörenden festhielt und seinen erhabenen Gedanken zu folgen zwang. Und nun fuhr er fort zu ermahnen: auch sie selbst, die Zurückgebliebenen, würden Theil haben an dem Ruhme echten Heldenthums, wenn sie demüthigen Herzens das Opfer brächten, ob es gleich Manchem wohl noch schwerer dünken möchte, als

Digitized by Google

das, welches von den Sterbenden selber gefordert werde; denn es sei für ein liebendes Weib oder Mutter oder Vater gewißlich leichter, das eigene Leben hinzugeben, als das eines theuren Gatten oder Kindes ... und darum werde solche Demuth vor Gottes Thron auch doppelt hoch angerechnet werden ...

Bei all' diesen letzten Worten aber zuckte ein leises wehevolles Beben durch den vollen Klang seiner Stimme, ein hart bekämpfter und dennoch unaufhaltsam durchbrechender Ton eigenen namenlosen Schmerzes: und obwohl Niemand sein Antlitz mehr deutlich sehen konnte, denn der Abend dämmerte schon schwer in der gewölbten Halle, so zog doch wie eine mitleidsvolle Antwort ein vernehmliches Seufzen und Schluchzen durch die Reihen der trauernden Beterinnen. Denn eine jede wußte, daß der eigene einzige Sohn des geistlichen Herrn, ein blühender fröhlicher Jüngling, an diesem Morgen zu seiner Belustigung mit den Fischern hinausgefahren war.

Und als der Pfarrer dies stille theilnahmvolle Seufzen unter dem dämmernden Gewölbe ringsumher vernahm, da vermochte er nicht mehr weiter zu predigen, sondern weinte überlaut und trat von den Stufen des Altars hinab, indem er ausrief:

„O mein Herr und Gott, siehe, ich bin unwürdig, dein Wort dieser armen Gemeinde in so furchtbarer Stunde zu verkünden, denn ich vermag nicht mein eigenes verzagtes Herz zu beschwichtigen, meine Seele zerbricht unter dem Opfer, das sie gerne bringen soll und nicht kann, ob es schon geringer ist, als was du selbst gethan hast, da du deinen eingebornen Sohn am Kreuzesstamm hinschlachten ließest, die sündige Menschheit zu erlösen. O Herr, erbarme du dich dieser Weinenden und rede selber mit deiner heiligen Stimme zu ihren Herzen; ich vermag nicht fürder sie zu trösten."

Als der Pfarrer diese Rede der bitteren Verzweiflung herausgestoßen, entstand eine tiefe bange Stille des Staunens und Schreckens; aber mitten in diese Stille hinein tönte statt der tröstenden Stimme des Herrn das gräßliche Dröhnen des todverkündenden feindlichen Geschützes, das Ende der vierten Stunde verkündend.

Und ein mehrhundertstimmiger, entsetzlicher Aufschrei folgte, und dann ward es wieder eine Stille, schwül und dumpf, als ob der Tod schon selber auch hier seinen Einzug gehalten.

In diesem Augenblick vernahm man vom Altare her eine andere Stimme, die Allen bekannt war und dennoch Allen fremd erschien, weil Keiner je so laute und kühne Worte von ihr vernommen hatte. Denn es war Peerke Reimers, Hans Frank Jaspers' Ehefrau, die verständlich vor allem Volke also zu sprechen begann:

„Gott wird uns helfen!" rief sie, „Und sie sollen nicht sterben! Wir können sie retten, wir, die Frauen von Helgoland, wenn wir Muth haben und nicht zaudern. Wisset, vor einer Stunde hörte ich unseren Commandanten selber bitterlich seufzen und sagen: Ich wollte, daß ich an Händen und Füßen gebunden und aller Macht und Entscheidung ledig wäre! Und daraus erkannte ich, daß auch er mit Kummer den Tod unserer unschuldigen Männer sähe und sie gerne von dem Hängen retten möchte, wenn er könnte: aber sein Eid bindet

Digitized by Google

ihn und seine Soldaten mit ihm und auch die andern Männer von Helgoland. Denn sie alle haben dem Herzog geschworen, ihm dies Land treu zu bewahren mit ihrem Schwert und ihrem Blut; darum dürfen sie jetzt nichts thun, was zum Schaden seiner Herrschaft wäre. Wer aber hat jemals uns, die Frauen, schwören lassen? Wir sind allzumal frei von Eid und Pflicht wider den Herzog, wir haben nur Eine Treue zu bewahren, die wir hier vor diesem Altar beschworen haben, die Treue gegen unsere Männer. Mein Mann ist mein Herzog und mein König, und mein Haus ist mein Vaterland; dafür sollen wir leben und wollten wir sterben, wenn es so verhängt wäre. Ich meine aber, daß wir alle noch bessere Hoffnung haben dürfen. Denn warum sollten wir Herrn von Buchwald nicht seinen Wunsch erfüllen und ihn seiner Verantwortung entledigen, indem wir ihn binden und in Haft setzen und mit ihm Herrn Fröbös und die Soldaten alle? Wir sind doch unser mehr denn zehn oder zwanzig gegen einen, auch findet wohl manche von uns daheim eine Waffe ihres Mannes oder Bruders, die uns helfen könne, sie zu schrecken, falls sie einen Widerstand versuchen sollten. Ich denke aber, wir müssen sie mit List und so heimlich überrumpeln, daß keiner einen Gedanken findet, sich zu wehren. Wenn wir sie aber überwältigt und gefangen haben, sind wir die Herren der Insel und haben Freiheit, sie dem Dänenkönig zu übergeben oder wem wir wollen. Auch habe ich öfters sagen hören, daß der König und der Herzog unter einander rechte Vettern sind; was thun wir also sonderlich Böses und Verrätherisches, da doch Alles in der Verwandtschaft bleibt? Wenn sie mit einander handeln, wie es unter guten Verwandten gebührt, so werden sie schon selber nachher einen Ausgleich finden, ohne daß unsere Männer um ihres Haders willen gefangen zu werden brauchen."

So weit hatte die tapfere Peerke vor der staunenden Menge ohne Unterbrechung gesprochen; die wachsende Dunkelheit gab ihr Muth, so frei zu reden, was sie im hellen Tageslicht schwerlich würde zu Stande gebracht haben. Zuletzt aber war ihre Aufregung und Angst dennoch so groß geworden, daß sie in ein schweres, krampfhaftes Schluchzen ausbrach. Doch das vernahm zum Glücke Niemand mehr, so daß Niemand ihren festen Heldensinn in Zweifel ziehen konnte: sobald ihre Stimme nur einen Augenblick nicht mehr gehört wurde, erscholl durch den eben noch so lautlosen Raum der Kirche ein gewaltiges und freilich ziemlich unheiliges Freudengeschrei. Denn es ist wohl wahr, daß wenige hundert Frauen, so sie begeistert sind, ein durchdringenderes Getöse von sich zu geben vermögen, als wenn zehntausend Männer in der Schlacht schreien.

Der Lärm ward aber so groß, daß dringend zu befürchten war, man möchte es auf der Burg oder dem Walle vernehmen und irgend welchen Verdacht daraus schöpfen; und es war Niemand vorhanden, der Ruhe zu gebieten die Macht und die Stimme gehabt hätte. Und doch fand sich Einer zuletzt, und Einer, dem man es am wenigsten zugetraut hätte: das war der Küster, ein alt dürres und schon halb geistesschwaches Männchen, das keinen Bruder, Sohn oder Enkel mehr auf Erden hatte und sich um nichts mehr kümmerte als um seinen Dienst, den es treu und gedankenlos nach altem Brauch zu versehen pflegte.

Diesem Küster erschien sowohl die Predigt eines Frauenzimmers vor dem

Digitized by Google

Altar als auch das regellose Geschrei, welches darauf folgte, so unziemlich, daß er zornig darüber wurde und in heiligem Eifer, um dasselbe endlich zu übertönen und zu unterdrücken, mit aller Macht die Orgel zu spielen anhub. Und nun brausten über die gellende Frauenmenge dahin die Klänge einer herrlichen ernsten, gehaltenen, und zugleich doch starken und wehrhaften Weise:

Ein feste Burg ist unser Gott,
Ein gute Wehr und Waffen,
Er hilft uns frei aus aller Not,
Die uns itzt hat betroffen,
Der alt böse Feind,
Mit Ernst ers itzt meint;
Groß Macht und viel List
Sein grausam Rüstung ist,
Auf Erd ist nicht seins gleichen.

Da verstummte alles Mißtönen und wirre Lärmen und ging unter in dem Orgelklang und den stolzen Accorden des Trutzliedes; und alle Frauen, eine nach der andern, stimmten mit ein und sangen das Lied wie ein großes Gebet um Muth und Kraft. Und obgleich nur wenige Männerstimmen einfielen, hallte es doch stark und freudig unter der Wölbung, und man mochte erkennen, daß ein neuer männlicher Geist sich auf diese armen Frauen gesetzt hatte und auch ihre zarten Stimmen mit einer ernsten Kraft erfüllte.

Und als der letzte Vers des Gesanges verklungen war, erhoben sich alle einmüthig und still, gingen in kleinen Schwärmen aus der Kirche und ordneten sich draußen so wohl, als ob sie von dem strengsten Commandanten ihr Leben lang in scharfer Zucht gehalten wären. Diese Schwärme zerstreuten sich zu ihren Häusern, um alle Waffen zu sammeln und sich damit wieder in der Kirche zu gemeinsamer That zu vereinigen. Andere entzündeten unterdessen, als ob es ihnen geheißen wäre, die Lichter in der Kirche und stellten sich dann in guter, stiller Ordnung um Frau Peerke, welche auf den Stufen des Altares in die Knice gesunken war. Der Pfarrer aber betete neben ihr, und von oben her tönte die Orgel in anderen Weisen fort und fort; und es war, als wenn dem armseligen Küster ein fürsorglicher Geist befohlen hätte, mit diesen weit vernehmbaren Klängen allen anderen Lärm zu verhüllen, so daß in den Rotten der Besatzung Niemand einen Argwohn fassen konnte.

Wirklich lagen die Soldaten während dieser heimlich kühnen Vorbereitung sorglos in ihren Hütten, und selbst die Schildwachen blickten von dem Walle nur lässiger auf's Meer hinaus, denn es war eine lichte Sommernacht, deutlich waren die Umrisse der feindlichen Orlogschiffe gegen den halb hellen Horizont zu unterscheiden, und nicht ein Boot konnte von dort sich nähern, ohne sofort bemerkt zu werden, so daß ein Ueberfall nicht im Geringsten zu besorgen war.

Herr von Buchwald aber saß mit seinem Lieutenant Frobös in der Burg, hatte das zweite Fäßlein, das ihm Frau Peerke gebracht, angestochen und zechte fleißig mit ihm um die Wette, denn er fühlte, daß er seine Herzensnoth mit einem kräftigen Mittel bekämpfen müsse. Frobös aber, von Furcht bewegt, der Commandant könnte noch in letzter Stunde etwa vom Mitleid übermannt werden und sich dennoch zu einem schimpflichen Vertrage bereit finden, setzte

Digitized by Google

ihm heftig mit Trinken zu, indem er ein Hoch nach dem andern ausbrachte auf alle Menschen und Dinge unter dem Monde, die nur irgend auf solche Ehre einigen Anspruch machen konnten. Er gedachte ihn auf solche Weise todtrunken zu machen, daß er einschliefe und die Sorge für das Wohl des Vaterlandes ihm allein überließe.

Herr von Buchwald aber leistete mannhaften Widerstand, obgleich er durch das erste Fäßchen einen erklecklichen Vorsprung hatte, und Frobös begann fast schon zu fürchten, daß das Blättchen sich wenden und er selbst dem Uebel der Trunkenheit unterliegen könnte, als der Commandant endlich doch kräftige Symptome zeigte, daß es mit ihm nun endlich Matthäi am letzten wäre. Denn er saß und lächelte seinem Lieutenant sehr freundlich in's Angesicht, schloß von Zeit zu Zeit die Augen und öffnete sie nur zur Hälfte wieder, redete traumverloren von der schönen Peerke, hub sich aber plötzlich wieder munter empor und stellte an Jenen das Ansinnen, er solle ihm ohne Verzug das arme Weib zur Stelle schaffen, er wolle ihrem Verlangen willfahren und sie auf eigene Hand zu den Dänen rudern lassen, damit sie ihrem Gatten zum wenigsten ein letztes Lebewohl sagen könne. Paulsen könnte unmöglich der Unmensch sein, diesem lieben Geschöpfe ein Leid zuzufügen.

Und als Frobös ihm Gegenvorstellungen machte, ward er sehr zornig, drohte ihn wegen Insubordination in Arrest zu setzen und geberdete sich so aufgebracht, daß Jenem nichts übrig blieb als zum Schein zu gehorchen. Er verließ das Zimmer, trat vor die Thür der Burg und blickte in die Nacht hinaus.

Es war auffallend still draußen geworden, obgleich noch immer sehr starke Gruppen von Frauen umherstanden, aber es war kein Schluchzen und Klagen oder Flehen mehr zu vernehmen, nur in der Ferne tönte leise die Orgel. Frobös fühlte sich seltsam ergriffen durch dies unerklärliche tiefe Schweigen; die Gestalten schienen sich leise hin und wieder zu schleichen wie wallende Gespenster.

Es kam ihm aber weiter so vor, als ob die schweigsamen Frauenbilder sich langsam, langsam näher heran schöben und zugleich zu immer größerer Zahl anwüchsen. Woher sie kamen, sah er nicht, er sah nur eine leise, allmälige Bewegung, wie wenn bei ruhigem Wetter die Fluth langsam plätschernd an der Düne emporsteigt. Herr Frobös trug ein erprobtes Herz in der Brust, hart und zäh, man sagte mit Recht von ihm, daß er den Teufel selbst nicht scheuen würde, wenn er ihm sichtbarlich vor Augen träte. Aber in dieser Stunde empfand er etwas, das der Furcht und dem Grauen anderer Sterblicher ein wenig verwandt war.

Da ertönte vom Meere her zum fünften Male der verhängnißvolle Schuß; es war das letzte Mal, daß er eine bloße Warnung bedeutete. Ein Frösteln überlief Herrn Frobös' felsenfeste Brust, und er drehte sich um, in's Haus zurückzutreten. In demselben Augenblick aber fühlte er sich von hinten an beiden Armen ergriffen und unsanft hin und her gezerrt. Rasch fuhr seine Rechte nach dem Degen, doch es gelang ihm nicht mehr, denselben aus der Scheide zu ziehen; halbtrunken, wie er war, ward er in wenigen Sekunden zu Boden geworfen, mit Stricken tüchtig gefesselt und von kräftigen Frauenarmen wie ein klagendes

Digitized by Google

Kindlein davongetragen. Jetzt erst schrie er wüthend um Hilfe, aber nur andere Hilferufe gaben ihm Antwort aus derbem Männermunde und dazu ein vielstimmig gellendes Triumphgeschrei der Helgoländerinnen; und es dauerte nur wenige Minuten, da war ihm sein Schicksal bitter klar geworden, daß er und mit ihm die ganze Besatzung der Insel von der meuterischen Weibergemeinde gefangen genommen sei. Da biß er die Zähne aufeinander und schluckte, was er an Flüchen auf der Seele hatte, hinunter, denn es schien ihm schimpflich, wie ein Weib mit Weibern zu zetern.

Nachdem nun hier draußen und auf dem Wall jeder Widerstand ohne ernsthaftes Blutvergießen niedergeworfen war, getrauten sich die tapfersten der Kämpferinnen nicht ohne Zögern das Innere der Burg zu betreten; denn sie fürchteten den Commandanten mehr als alle seine Soldaten: so groß war bei den ehrsamen Weibern der Respect vor der Obrigkeit. Als sie aber dennoch hineindrangen, fanden sie ein gar friedliches Bild: der gefürchtete Mann saß tiefschlummernd bei eines Lämpchens stillem Schein auf seinem Armstuhl, ein Humpen lag umgestürzt daneben auf der Erde, und vor ihm stand Peerke, eine Flinte kriegerisch im Arme, die Augen aber schüchtern gesenkt und in thatlosem Sinnen. Und als die Kriegsgefährtinnen hereinstürmten, trat sie leise hinaus und überließ ihnen das häßliche Werk, den stattlichen Mann im Schlaf an Händen und Füßen zu binden, obgleich er es sich selber so gewünscht hatte.

Nach der Gefangennahme des Commandanten galt es nun den Feinden eilig ein Zeichen zu geben, daß die Insel bereit sei, ihre Leute zu lösen und sich selbst zu ergeben. Dieses Geschäft hatten die zurückgebliebenen Männer zu besorgen; sie brauchten sich nun keinen Eidbruch mehr vorzuwerfen, da kein herzoglich Regiment mehr existirte. Drei rasche Kanonenschüsse wurden vom Walle abgegeben, drei andere antworteten im gleichen Tempo von drüben, und damit waren die Friedenspräliminarien geschlossen.

Von diesem Augenblick aber ward das siegreiche Weibervölkchen von einer taumelnden Freudetrunkenheit ergriffen, die sich in dem allerwunderlichsten Treiben zu äußern begann. Viele lachten wie unsinnig und umarmten sich untereinander oder auch mit den Männern, ja selbst die gefesselten Soldaten schonten sie nicht; andere wieder lagen wie trostlos am Boden und unterhielten ein krampfhaftes Weinen, als ob ihnen das Herz brechen wollte; noch andere aber zogen umher gleich Bacchantinnen mit Fackeln und wehenden Fahnen, die sie rasch aus ihren bunten Sonntagsröckchen hergerichtet, jauchzten unbändig und ließen ihre Lichter tanzen, und es ward ein größeres Wunder als alles bisher Geschehene, daß das hölzerne Städtchen nicht gänzlich ein Raub der Flammen wurde.

Unter diesen fröhlichen Tänzerinnen aber ward plötzlich die Frage nach Peerke Jaspers laut; man erinnerte sich, daß ihr die Ehre des Tages gebührte, daß sie die kühne That ersonnen und überall voran gewesen; und eine rasch überquellende Dankbarkeit verlangte ungestüm, ihr den Zoll begeisterter Huldigung darzubringen. Man wollte sie im feierlichen Zuge die Treppe hinab zur Landungsstelle tragen, man wollte sie mit Geschenken überhäufen, und Jegliche

Digitized by Google

verhieß das Beste ihres Schmuckes darzubringen; einige gedachten sogar sie unverzüglich zur Königin von Helgoland zu krönen.

Peerke aber war verschwunden. Man suchte sie überall vergebens, auf den Gassen, am Wall, in der Burg, in der Kirche, in ihrem Hause; sie war nirgends aufzufinden.

Sie war aber dennoch in ihrem Häuschen gewesen; doch wie sie den stürmischen Zug nahen und überall ihren Namen rufen hörte, da ward sie flüchtig und entschlüpfte aus der Hinterthür durch ein Seitengäßchen auf's Feld hinaus und begab sich geradeswegs zur Weidestelle ihres Schafes, dahin, wo sie die erste stille Huldigung ihres Gatten entgegen genommen hatte.

Dort saß sie und sah die großen Lichter auf den dänischen Schiffen glänzen und sah, wie die Boote herabgelassen wurden und lustig auf den Wellen tanzten, wie sie mit raschen Ruderschlägen näher glitten und endlich ihren Blicken unter dem Felsen entschwanden. Jetzt mußten die Dänen gelandet sein; jetzt konnten sie die Treppe ersteigen und Besitz nehmen von der Befestigung und den Kanonen; jetzt mochten sie sich der Gefangenen versichern — und jetzt war Alles vollendet: drei neue Kanonenschläge erdröhnten vom Wall, Antwort kam von den Schiffen, und deutlich war durch die leise schimmernde Sommernacht zu erkennen, wie drüben ein thätiges Leben erwachte. Die Segel wurden gehißt, erst auf den vier Orlogschiffen, dann auch auf den genommenen Helgoländer Fischerbooten, der Wind fiel kräftig in die Leinwand, und in prächtiger Fahrt setzte sich die ganze Flotte in Bewegung nach dem Hafen der Insel zu.

Bei diesem Anblick verstummte aller Lärm und alles Jauchzen am Strand und auf der Höhe, ein feierliches Schweigen der Erwartung fiel auf das beglückte Volk, und von der Kirche her zog freudig über's Land und weit bis auf's Meer hinaus tönend der Orgelklang.

Peerke aber barg ihr Angesicht in beide Hände.

Und so blieb sie und wartete geduldig in der nächtlichen Einsamkeit. Denn sie wußte, daß Hans Frank sie finden müßte, und sie vertraute, daß er kommen würde, zum zweiten Mal um ihre Liebe zu werben.

Digitized by Google

Indische Reisebriefe.

Von

Ernst Haeckel.

III. Colombo.

Am 21. November 1881, in der strahlenden Lichtfülle eines wolkenlosen Tropenmorgens, betrat ich den Boden der immergrünen Wunderinsel Ceylon, auf der ich vier der lehr- und genußreichsten Monate meines Lebens zubringen sollte. Der österreichische Lloyd-Dampfer „Helios", der uns in fünf Tagen von Bombay beim schönsten Wetter auf spiegelglatter See nach Ceylon hinübergeführt hatte, war schon nach Mitternacht in Sicht der Insel, und beim ersten Morgengrauen war ich auf Deck, um das ersehnte Endziel meiner Reise, das „gelobte Land" meiner Naturforscherwünsche, sobald als möglich in Augenschein zu nehmen. Da erhob sich im Osten vor uns über dem dunkeln Spiegel des indischen Oceans ein schmaler Streifen, in der Mitte ein wenig verdickt und mit einer vorspringenden Spitze versehen. Die kurze tropische Morgendämmerung wich rasch dem anbrechenden Tageslichte und nun entpuppte sich jener schmale Streifen als ein langgedehnter Küstensaum von Cocoswäldern an der nahen Westküste von Ceylon, seine mittlere Verdickung aber als die Bergkette des centralen Hochlandes, aus welcher der kegelförmige Adams-Pik, die weltberühmte und sagenumwebte Hauptspitze der Insel, bedeutungsvoll hervorragte. Völlig klar und scharf gezeichnet hoben sich die Umrisse dieser dunkelblauen Bergmassen an dem hellen, wolkenlosen Morgenhimmel ab; als die glühende Kugel der aufgehenden Sonne über denselben empor tauchte, konnten wir auch eine Kette von niedrigen Vorbergen erkennen, welche sie vom Küstensaum trennte. Die weißen Stämme der Cocospalmen an letzterem ließen sich bald deutlich unterscheiden, und als wir uns mehr näherten, wurden auch die einzelnen Theile der Hauptstadt Colombo sichtbar, gerade vor uns das Fort mit dem Hafen, zur Rechten (südlich) die Vorstadt Kolpetty, zur Linken (nördlich) die „schwarze Stadt", Pettah. Ich begrüßte es als ein gutes Omen für das glückliche Gelingen meiner Reise, daß gleich der erste Anblick der ersehnten Insel von strahlender Heiterkeit des wolkenlosen Himmels und völliger Klarheit der reinen bal-

Digitized by Google

samischen Morgenluft begünstigt war, — um so mehr, als gewöhnlich nähere oder fernere Wolkenschleier schon am frühen Morgen das Gebirgsland ganz oder theilweise verhüllen.

Das erste Boot, welches sich unserm Dampfer näherte, brachte uns den Lootsen an Bord, der uns in den Hafen führte; es war gleich den zahlreichen anderen, bald erscheinenden Booten von jener höchst sonderbaren Form, die in der süd-asiatischen Inselwelt weit verbreitet, in Ceylon, ihrem westlichen Ausläufer, aber besonders eigenthümlich entwickelt ist: ein ausgehöhlter Baumstamm von ungefähr 20 Fuß Länge; durch aufgebundene senkrechte seitliche Bretter sind seine beiden Seitenwände auf 3 Fuß erhöht, aber die Breite zwischen diesen beträgt kaum 1½ Fuß, so daß keine erwachsene Person darin sitzen kann, ohne beide Beine hinter einander zu stellen. Von einer Seite des Bootes gehen rechtwinkelig zwei gekrümmte parallele Stäbe oder Bambusstämme ab, welche an ihrem Ende durch einen dickeren (dem Canoe parallelen) Stamm verbunden sind. Dieser „Outrigger" oder „Ausleger" schwimmt flach auf dem Wasserspiegel und verleiht dem schmalen und gebrechlichen Fahrzeug einen hohen Grad von Sicherheit. Da ich später diese wunderlichen Kähne für meine zoologischen Excursionen ausschließlich benutzte, werde ich noch Gelegenheit genug finden, ihre Licht- und Schattenseiten zu würdigen. Heute, bei der Ankunft in Ceylon, erregten sie vorzugsweise durch ihre malerische Form mein Interesse, um so mehr, als die darin befindliche singhalesische Bemannung nicht minder eigenthümlich und originell erschien, als die Boote selbst.

Bald war unser Schiff jetzt im Hafen und bedeckte sich mit Singhalesen, welche Früchte, Fische und andere Lebensmittel, sowie verschiedene kleine Industrieproducte zum Verkaufe brachten. Die Meisten sind nackte, braune Gestalten, deren einziges Kleidungsstück aus dem „Comboy" oder „Sarong" besteht, einem rothen Stück Baumwollenzeug, welches gleich einer breiten Schürze unter dem Gürtel festgebunden wird und die Beine größtentheils verhüllt. Andere — insbesondere die rudernden Bootsleute — begnügen sich statt dessen mit einem einfachen Schurz, gleich einer schmalen Schwimmhose. Alle aber tragen ihr langes schwarzes Haar sorgfältig frisirt, und meistens in einem starken Zopf aufgewickelt, welcher durch einen breiten Schildpatt-Kamm am Hinterhaupt befestigt wird; sie erhalten hierdurch ein auffallend weibisches Aussehen, um so mehr, als ihr Körperbau zierlich und schwächlich ist, besonders Hände und Füße klein und die Gesichtszüge weichlich. Weit kräftiger und männlicher erscheinen dagegen die nackten schwarzen Tamils, welche Kohlenboote herbeirudern. Gar sehr verschieden von Beiden sind wiederum einige Indo-Araber oder „Mohren" (Moormen), stattliche Gestalten in langem weißen Kaftan und weißen Pumphosen, das braune langbärtige Haupt mit einem hohen gelben Turban bedeckt. Sie bringen Edelsteine, Muscheln, Silber-Arbeiten und Schmucksachen zum Verkaufe an Bord, während die Singhalesen theils Cocos-Nüsse, Bananen, Ananas, Fische und Krebse, theils die charakteristischen Producte ihrer nationalen Industrie feil bieten: Elephanten und Buddha-Bilder aus Elfenbein oder Ebenholz geschnitzt; Körbchen und Matten, aus Binsen oder Palmfasern geflochten, Kästchen und Stöcke aus verschiedenen Holzarten u. s. w. Die Preise, welche die Eingeborenen

Digitized by Google

für diese Handelsartikel fordern, betragen in der Regel das Dreifache oder Vierfache, oft aber auch das Zehnfache ihres wahren Werthes; und einer unserer Reisegefährten kaufte um eine Rupie (einen Gulden) einen schönen Edelstein, für welchen der Verkäufer unmittelbar vorher acht Pfund Sterling (= 80 Rupien!) gefordert hatte; natürlich war dieses kostbare Kleinod, gleich den meisten anderen „Edelsteinen" der „Rubin-Insel" nichts Anderes, als ein europäisches Kunstproduct aus geschliffenem bunten Glase! Solche werden jetzt alljährlich massenweis importirt.

Während dieses unterhaltenden Schauspiels, welches sich schon in erster Morgenfrühe auf unserem Schiffe entwickelte, erschien das Boot des österreichischen Lloyd und brachte den dortigen Agenten desselben, Herrn Stipperger, an Bord des „Helios". Ich war an diesen Herrn sowohl von der Direction des Lloyd, als auch von mehreren Freunden in Triest und Bombay speciell empfohlen und wurde von ihm auf das Allerfreundlichste empfangen. Er lud mich zunächst ein, die ersten Wochen bei ihm zu wohnen, und that auch fernerhin mit größter Aufmerksamkeit und zuvorkommendster Sorgfalt Alles, was geeignet war, mir meinen Aufenthalt auf Ceylon so angenehm und nutzbringend als möglich zu gestalten. Ich erfülle nur eine Pflicht der Dankbarkeit, indem ich hier demselben den herzlichsten Dank für die unermüdliche Freundschaft ausspreche, welche er mir in den vier Monaten meines Aufenthalts auf Ceylon bewiesen hat. Wenn ich diese kurze Zeit nach Kräften auf das Beste ausnutzen und wohl mehr darin sehen und genießen, lernen und arbeiten konnte, als mancher andere Reisende in Jahresfrist, so verdanke ich das großentheils meiner „singhalesischen Providenza", wie ich den liebenswürdigen Freund Stipperger scherzweise nannte. Derselbe (ein geborner Wiener und wenige Jahre jünger als ich) war früher Officier in der österreichischen Marine gewesen, und war dann später nach wechselvollen Schicksalen in die Dienste des österreichischen Lloyd getreten. Ich kann nur wünschen, daß der letztere seiner ausgezeichneten Befähigung und seinen vielseitigen Kenntnissen die gebührende Anerkennung zolle!

Nach herzlichem Abschiede von den Schiffsofficieren des „Helios" und von den Reisegefährten, welche mit demselben weiter nach Singapore und Hongkong fuhren, verließ ich das schöne Schiff, das mich von Triest so sicher und ruhig hierher getragen, und fuhr in dem Boote des österreichischen Lloyd — als dessen besonderer Schützling ich auch fernerhin in Ceylon begünstigt wurde — mit Herrn Stipperger an das Land. Durch die gütige Vermittelung des Letzteren und mit Hilfe der officiellen Empfehlung der englischen Regierung an den Gouverneur von Ceylon wurde mir der zollfreie Eingang meines umfangreichen Gepäcks ermöglicht und die unangenehmen Plackereien, welche mit der Oeffnung von sechzehn verschiedenen Kisten und Koffern verbunden sind, erspart. Wir bestiegen gleich am Hafen einen Wagen und fuhren in das „Office" oder Geschäfts-Bureau des österreichischen Lloyd; von dort zu einem ersten Frühstück nach dem Clubhause. Dann verwendete ich die ersten Stunden nach der Ankunft, um alsbald einige der nöthigsten Besuche zu machen und mehrere wichtige Empfehlungsschreiben abzugeben, mit welchen der deutsche Consul in Colombo, Herr Freudenberg (derzeit in Deutschland) mich freundlichst versehen hatte.

Digitized by Google

So verging der Vormittag und ein Theil des Nachmittags, und ich lernte gleich an diesem ersten Tage in Ceylon unter der gütigen und kenntnißreichen Führung meines ortskundigen Gastfreundes einen großen Theil von der Hauptstadt Colombo und von denjenigen Bewohnern derselben kennen, welche für mich von besonderem persönlichen Interesse waren. Um 5 Uhr Nachmittags waren diese ersten Besuche beendigt und ich fuhr in Stipperger's leichter zweirädriger Kalesche, von einem schnellen australischen Rappenhengste gezogen, nach seiner Wohnung, „Whist-Bungalow", eine gute Stunde Weges (drei englische Meilen) von der centralen Geschäftsstadt oder dem sogenannten Fort entfernt.

Colombo besteht gleich Bombay und den meisten größeren Städten Ost-Indiens aus einem europäischen Geschäftsviertel, dem centralen „Fort", und aus mehreren Vorstädten, welche letzteres umgeben und vorzugsweise der Sitz der eingeborenen Bevölkerung sind. Das Fort von Colombo wurde 1517 von den Portugiesen als ihre wichtigste Factorei auf Ceylon gegründet und stark befestigt; sie waren die ersten europäischen Herren der Insel, 1505 auf derselben gelandet und blieben 150 Jahre in deren Besitz; ungefähr eben so lange als die Holländer, durch welche sie verdrängt wurden. Auch unter diesen, wie unter den Engländern, welche 1796 (am 16. Februar) Ceylon den Holländern abnahmen, blieb Colombo die Hauptstadt der Insel, obgleich andere Punkte, vor Allem Point de Galle, in vieler Hinsicht wohl besser sich dazu eigneten. Gerade in den letzten Jahren hat die englische Regierung besondere Anstrengungen gemacht, definitiv das Principat von Colombo zu befestigen, und so wird es wohl vorläufig, vielen ungünstigen Bedingungen zum Trotz, Capitale bleiben. Für eine wirkliche Hafenstadt ist die erste Bedingung natürlich ein guter Hafen. Ein solcher fehlt aber Colombo, während Galle ihn besitzt. Freilich kann man jetzt fast an jedem beliebigen Küstenpunkte einen künstlichen Hafen errichten, indem man den flachen Grund des Meerbodens durch Ausbaggern vertieft und an den gefährlichsten, dem Wind und Wellenschlag am meisten ausgesetzten Seiten Steindämme in das Meer hinausbaut, welche als „Wellenbrecher" oder „Breakwater" dienen; es gehört nur viel Geld dazu! So ist der künstliche Hafen von Port-Said an der nördlichen Mündung des Suez-Canals hergestellt. In gleicher Weise hat auch die englische Regierung in den letzten Jahren mit großen Kosten einen mächtigen Wellenbrecher an der Südseite des kleinen und schlechten Hafens von Colombo erbaut; derselbe springt weit gegen Nordwest in die See vor und schützt den Hafen gegen die wüthenden Angriffe des Südwest-Monsun, während er zugleich seinen Umfang beträchtlich erweitert. Allein es wird stark bezweifelt, ob dieser Wellenbrecher auf die Dauer ohne große beständige Ausgaben für Reparaturen haltbar ist. Jedenfalls hätte man mit viel weniger Kosten das schöne und große natürliche Hafenbecken von Galle bedeutend verbessern und ganz vorzüglich herstellen können. Die wenigen Felsblöcke und Korallenriffe, welche in letzterem der Schiffahrt Hindernisse bereiten, würden sich bei dem heutigen Zustande unserer Sprengkunst mit wenig Aufwand von Dynamit entfernen lassen.

Zunächst indessen hat jedenfalls in dem Wettstreit zwischen den beiden einzigen Hafenstädten der Westküste die alte Hauptstadt Colombo den Sieg über das von der Natur begünstigtere Galle davon getragen, obwohl letzteres auch

Digitized by Google

durch Klima, geographische Lage und Umgebung den Vorrang verdiente. Das Klima von Colombo ist ungemein heiß, drückend und erschlaffend, — eins der heißesten der Erde, während dasjenige von Galle durch den Einfluß frischer Brisen gemildert wird. Anmuthige Hügel in der Umgebung von Galle, theils mit den reichsten Culturpflanzungen, theils mit Wald bedeckt, machen den Aufenthalt daselbst sehr angenehm und gesund, während die Umgebung von Colombo ganz flach und zum großen Theil mit Sümpfen und stagnirenden Wassern bedeckt ist. Galle liegt unmittelbar am Seewege zwischen Europa und Indien und war daher bis vor Kurzem die natürliche Hauptstation der Schiffahrt für Ceylon. Jetzt hingegen, wo letztere sich nach der Hauptstadt Colombo gezogen hat, müssen alle Schiffe (da die Straße von Manaar nicht passirbar ist) den Umweg über Colombo hin und zurück machen. Trotzdem vollzieht sich unaufhaltsam der Sieg von Colombo, und gerade jetzt stand die größte und einflußreichste unter allen Schiffahrts-Gesellschaften Indiens, die P. and O.-Company, im Begriffe, ihre Bureaux und Factoreien von Galle nach Colombo überzusiedeln, nachdem bereits die meisten anderen Gesellschaften ihr voran gegangen waren. Die damit verbundenen großen Umwälzungen waren vielfach Gegenstand lebhafter Discussion während meiner Anwesenheit in Ceylon.

Das Fort von Colombo liegt an der Südseite der Hafenbucht, auf einem felsigen niedrigen Vorgebirge von geringem Umfange, welches als Landmarke der flachen Westküste ziemlich weit sichtbar ist; dasselbe findet sich bereits von dem alten Geographen Ptolemäus (im zweiten Jahrhunderte nach Chr.) auf seiner verhältnißmäßig trefflichen Karte von Ceylon (= „Salike") als Jupiters-Cap („Jovis Extremum = Dios Acron") verzeichnet. Die Wälle des Forts (von den Holländern stark befestigt) sind noch heute mit Kanonen armirt und fast rings von Wasser umgeben: auf zwei Drittel ihres Umfangs vom Meere bespült, im letzten Drittel (an der Südostseite) von einer breiten Lagune; mehrere Dämme und Brücken durchschneiden letztere und verbinden das Fort mit dem Festland. Die wenigen engen und kurzen Straßen des Forts, welche sich rechtwinkelig kreuzen, sind größtentheils mit den Bureaux und Waarenlagern der europäischen Kaufleute, sowie mit einer Anzahl öffentlicher und Regierungsgebäude ausgefüllt. Unter letzteren ist das bedeutendste der hübsche Palast des Gouverneurs, Queenshouse genannt, von einem Kranze üppigster tropischer Vegetation umgeben, mit weiten Säulenhallen, großen luftigen Sälen und einem stattlichen Treppenhaus. Ich betrat diesen schönen Palast schon am Tage nach meiner Ankunft, wo der Gouverneur meine Empfehlungsschreiben von der englischen Regierung in Empfang nahm. Die innere Ausstattung des Palastes ist geschmackvoll und dem orientalischen Glanze eines britischen Alleinherrschers der Insel (— denn das ist der Gouverneur thatsächlich! —) angemessen. Zahlreiche indische Diener in bunten phantastischen Uniformen versehen den Hausdienst, während roth- und golduniformirte englische Soldaten die Wache halten.

Die Straße des Forts, in welcher das österreichische Lloyd-Bureau liegt und welche ich nach meiner Landung zuerst betrat, Chatham-Street ist gleich vielen anderen Straßen von Colombo und Galle, mit schattigen Alleen von schönen Malvenbäumen (Hibiscus) verziert; ihre großen gelben oder rothen

Digitized by Google

Blüthen bedecken in Menge den Boden. Chatham-Street enthält zugleich diejenigen Kaufläden, die für meine Person in Colombo allein von Interesse waren: Handlungen mit Photographien von Landschaften und Läden mit lebenden Thieren. Da hatte ich denn gleich in der ersten Stunde nach meiner Ankunft auf Ceylon das große Vergnügen, durch die in den Schaufenstern ausgestellten Musterphotographien eine Uebersicht über die schönsten Punkte des wilden Gebirges und des malerischen Küstenlandes, sowie über die erstaunlichsten Wunderwerke der prachtvollen Vegetation zu erhalten: Palmen und Pisang, Pandanus und Lianen, Farnbäume, Banyanen u. s. w. Nicht minder anziehend war es natürlich für mich, gleich in den ersten Stunden auf der Wunderinsel die persönliche Bekanntschaft einiger ihrer interessantesten Thiere zu machen: vor Allen der Affen, der gefleckten Axishirsche, der Papageien, der Prachttauben u. s. w.

An der Südseite des Forts befinden sich die Baracken der englischen Truppen, stattliche luftige Kasernen und Zelte, die sich zum Theil noch bis an die Ufer der Lagune ausdehnen. Südlich daran stößt das Militärhospital und dann die grüne Esplanade, „Galle Face" genannt, weil die große Küstenstraße nach Galle hier ihren Anfang nimmt. Abends, in den Stunden zwischen 5 und 6 Uhr, ist der weite grüne Rasenplatz der Esplanade, der sich zwischen der Lagune und der Meeresküste nach Süden erstreckt, der Sammelplatz der schönen, vornehmen und eleganten Welt von Ceylon. Hier hält dieselbe, wie im Hyde-Park zu London, ihren täglichen „Corso" während der Saison ab; erholt sich in der Kühle der abendlichen Brise von der Last der drückenden Mittagshitze und genießt das prachtvolle Schauspiel des Sonnenunterganges, häufig durch die mannigfaltigsten und wunderbarsten Wolkenbildungen verschönt. Dabei produciren sich die vornehmen jungen Herren von Colombo hoch zu Roß (zum Theil auf recht miserablen Gäulen!), die schönen Damen, mit Blumenbouquets nachlässig in den Equipagen hingestreckt, in elegantester Tropentoilette. Gleich nach Sonnenuntergang eilt aber Alles sofort nach Hause, theils um der gefürchteten Fieberluft des Abends zu entgehen, theils um die wichtigen Vorbereitungen für die Toilette zum Diner zu treffen, welch letzteres meistens um 7½ Uhr stattfindet (— natürlich stets in schwarzem Frack und weißer Halsbinde, wie in „Old England" —).

Als ich in der heißen Mittagsstunde die Esplanade zum ersten Male betrat, lernte ich gleich die ganze Gewalt der Höllengluth kennen, welche Helios auf solchen unbedeckten Flächen der Insel hervorzurufen im Stande ist; die Umrisse der Gegenstände in geringer Entfernung schwankten unbestimmt in dem zitternden Lichte der aufsteigenden heißen Luftströme; und auf dem rothen Sandwege inmitten der grünen Grasfläche erblickte ich eine Fata Morgana, die hier sehr häufig gesehen wird. Die Mirage spiegelte eine glänzende Wasserfläche mitten in demselben vor, welche von den entgegenkommenden Wagen und Fußgängern gleich einer Flußfurt durchschnitten wurde. Das Thermometer zeigte in den kühlen und erfrischenden Räumen des Clubhauses 24° R.! Draußen in der Sonne würde es wohl auf 36—40° gestiegen sein.

Südlich an die Esplanade stößt eine Vorstadt, die sich weit nach Süden, zwischen dem flachen sandigen Meeresstrande und der Landstraße nach Galle hinzieht: Kolupitiya oder Colpetty. Zu beiden Seiten der Landstraße liegen

Digitized by Google

eine Anzahl der schönsten Villen, von reizenden Gärten umgeben. Nach Westen hin setzt sich dieses Villenviertel in die sogenannten Zimmtgärten oder „Cinnamon-Gardens" fort. Diese haben gegenwärtig, seitdem sich die englische Regierung gezwungen sah, ihr einträgliches Zimmtmonopol ganz aufzugeben, ihre ursprüngliche Bedeutung verloren, sind größtentheils parcellirt und zu Privatgärten der wohlhabendsten Kaufleute geworden. Die eleganten Villen inmitten derselben sind von einem auserlesenen Schmucke der schönsten tropischen Blumen und Bäume umgeben. Die Wohnungen sind hier am theuersten und luxuriösesten eingerichtet und „Cinnamon-Gardens" gilt als das erste und vornehmste Villenquartier. Allein die größere Entfernung von der Seeküste und ihrer erfrischenden Brise, sowie die flache Lage in der Nähe der Lagunenarme hat auch ihre großen Nachtheile. Die drückende und erschlaffende Hitze erreicht hier ihren Höhepunkt und am Abend machen zahllose Moskitoschaaren den Aufenthalt höchst ungemüthlich, während eine Masse verschiedener Arten von Fröschen und Laubfröschen durch ihr lautes nächtliches Concert die ersehnte Ruhe stört. Dasselbe gilt in höherem Maße noch von dem daran stoßenden Stadtviertel „Slave-Island", der „Sklaven-Insel", so genannt, weil im vorigen Jahrhundert die Holländer hier über Nacht die Sklaven der Regierung einsperrten. Die landschaftliche Scenerie dieses Theiles gehört jedoch zu den schönsten von Colombo. Die Buchten des ausgedehnten Sees sind von reizenden, sorgfältig gepflegten Gärten eingefaßt, über welchen die Cocospalmen auf schlanken Stämmen ihre Federkronen neigen; elegante Villen der Europäer und malerische Hütten der Eingeborenen liegen dazwischen zerstreut; als großartiger Hintergrund erhebt sich darüber in blauer Ferne die Gebirgskette des centralen Hochlands, in der Mitte alle anderen überragend der kegelförmige Gipfel des stolzen Adams-Pik. Eine abendliche Kahnfahrt auf diesem stillen Wasserspiegel mit ihrer wunderbaren Umgebung gehört zu den größten Genüssen von Colombo.

Im Norden von den oben genannten Stadttheilen dehnt sich die dicht bevölkerte Pettah aus, die „schwarze Stadt" der Eingeborenen. Sie erstreckt sich über eine Stunde weit längs des Seeufers bis zur Ausmündung des großen Flusses von Colombo hin, des Kelany-Ganga oder Kalan-Ganga; er hat ursprünglich der Stadt den Namen gegeben: Kalan-Totta oder Kalan-Bua. Schon im Jahre 1340 führt sie Ibn Batuta als „Calambu" auf, die „schönste und größte Stadt in Serendib" (der alte Inselname der Araber). Die Portugiesen machten daraus später „Colombo".

Da, wo der stattliche Kelanyfluß sich in den indischen Ocean ergießt und ein breites Delta bildet, liegt nahe bei der malerischen Mündungsstelle (unmittelbar am Meere) die Villa, in welcher mein Freund Stipperger wohnt und in welcher ich die beiden ersten genußreichen Wochen auf Ceylon verlebte. Hier genoß ich in vollen Zügen den Reiz der neuen, großartigen und wunderbaren Eindrücke, die in Ceylon über den neuangekommenen Europäer, den „Griffin" sich ergießen. Gerade dieser nördlichste Ausläufer von Colombo, welcher den besonderen Namen Mutwal (und zuletzt Modera) führt, ist nach meiner Ueberzeugung einer der interessantesten und schönsten Theile in der ganzen Umgebung der Hauptstadt.

Digitized by Google

Nie werde ich die bunte Pracht der fremdartigen indischen Scenen vergessen, welche gleich der wechselnden Bilderreihe einer Laterna magica an meinem staunenden Auge vorüberzog, als ich am ersten Abend vom Fort nach Whist-Bungalow hinausfuhr. Da erblickte ich in der Pettah vor den offenen Hütten ziemlich Alles versammelt und auf den engen Straßen unter dem Schatten der überall aufstrebenden Cocospalmen Alles durcheinander gemischt, was die bunt zusammengesetzte Bevölkerung von Colombo an charakteristischen Typen aufzuweisen hat. Wie allenthalben in der Tropenzone ist ohnehin das Leben und Treiben der Eingeborenen zum größten Theile öffentlich; und wie die Hitze der tropischen Sonne die Bedürfnisse der menschlichen Kleidung auf das Allernothwendigste reducirt, so öffnet sie auch das Innere der Hütten und Läden, in welchen weder Fenster noch Thüren den Einblick von außen hindern. An Stelle der letzteren findet sich eine große einfache Oeffnung, die bei Nacht oder bei Unwetter durch herabgezogene Matten oder durch vorgeschobene Latten geschlossen wird. Alle Handwerker sieht man so neben oder in ihren Läden, oder auch ganz auf offener Straße hantiren, und die intimsten Scenen des häuslichen und Familienlebens entziehen sich nicht dem neugierigen Blicke.

Der besondere Reiz, den der Anblick dieser indischen Hütten auf den Europäer ausübt, liegt theils in dieser naiven Oeffentlichkeit ihres häuslichen Lebens, theils in der primitiven Einfachheit der Bedürfnisse, von denen die geringe Zahl der nothwendigsten Hausgeräthe Zeugniß ablegt, theils in der Harmonie mit der umgebenden Natur. Die kleinen Gärten, welche die Hütten stets umgeben, sind so kunstlos angelegt und die wenigen Nutzpflanzen in denselben, welche den bedeutendsten Theil des Besitzes und des Lebensunterhaltes liefern, so mannigfaltig um dieselben gruppirt, daß Alles zusammen von selbst aus dem Boden gewachsen zu sein scheint.

Die wichtigsten von diesen Charakterpflanzen sind die „Fürsten des Pflanzenreichs", die Palmen; und zwar im ganzen westlichen und südlichen Küstenlande die Cocospalme, von der bekanntlich jeder einzelne Theil nützliche Verwendung findet, und welche oft den ganzen Reichthum der Singhalesen bildet. Ueberall ist sie daher in den Städten und Dörfern, wie in deren Umgebung, derjenige Baum, der zuerst und am meisten in die Augen fällt, und der Landschaft vorzugsweise ihr Gepräge aufdrückt. Die Zahl der Cocosstämme auf der Insel beträgt gegen 40 Millionen, und jeder liefert gegen 80—100 Nüsse (8 bis 10 Quart Oel). In der nördlichen Hälfte der Insel fehlt die Cocospalme ebenso wie in einem großen Theile des östlichen Küstenlandes. Hier tritt an ihre Stelle die nicht minder nützliche Palmyrapalme (Borassus flabelliformis). Das ist dieselbe Art, die auch die heißen und trockenen Striche der Halbinsel Vorderindiens bedeckt und die ich im Concan bei Bombay in solchen Mengen sah. Beide Palmen sind schon von Ferne sehr verschieden. Die Palmyra gehört zu den Fächerpalmen und hat einen starken und ganz geraden schwarzen Stamm, dessen Gipfel einen dichten Schopf handförmig gespaltener steifer Fächerblätter trägt. Die Cocos hingegen ist eine Fiederpalme; ihr schlanker weißer Stamm, 60—80 Fuß hoch, ist stets anmuthig gebogen und mit einer wuchtigen Krone von gewaltigen Fiederblättern verziert. Aehnliche, aber steifere und

Digitized by Google

kleinere Blätter hat auch die zierliche Arecapalme (Areca catechu), deren dünner rohrgleicher Stamm aber kerzengerade in die Höhe strebt; sie ist ebenfalls neben den Hütten der Singhalesen zu finden und liefert ihnen die beliebten Arecanüsse, welche zusammen mit den Blättern des Betelpfeffers allgemein gekaut werden und Speichel und Zähne roth färben. Eine andere Palme, die Kittul (Caryota urens) wird vorzugsweise wegen ihres reichlichen Zuckersaftes cultivirt, aus dem Palmzucker (Djaggeri) und Palmwein (Toddy) bereitet werden. Ihr steifer starker Stamm trägt eine Krone von doppelt gefiederten Blättern, die denen des Venushaar-Farns (Adiantum capillus Veneris) gleichen.

Nächst den Palmen sind die wichtigsten Bäume in den kleinen Gärten der Singhalesen die Brodfrucht- und Mangobäume. Von ersteren finden sich zwei verschiedene Arten, die echte Brodfrucht (Artocarpus incisa) und die Jackfrucht (Artocarpus integrifolia) überall in stattlichen Prachtexemplaren vor; oft dazwischen die merkwürdigen Baumwollbäume (Bombax). Neben und unter diesen Bäumen sind ferner allgemein rings um die Hütten der Singhalesen deren beständige Begleiter angepflanzt, die herrlichen Bananen oder Pisangpflanzen, die den Namen der „Paradiesfeigen" mit vollem Recht verdienen (Musa sapientum). Ihre schönen gelben Früchte, die sowohl roh als gebraten eines der besten Nahrungsmittel liefern, kommen hier in zahlreichen Sorten vor. Der prachtvolle Busch ihrer überhängenden lichtgrünen Riesenblätter, der sich von dem schlanken, hier oft über 20—30 Fuß hohen Stamme erhebt, ist die schönste Decoration der singhalesischen Hütten. Aber kaum minder wesentlich für letztere sind auch die pfeilförmigen Riesenblätter der großen Aroideen, besonders des Caladium, die ihres Wurzelmehles halber allgemein cultivirt werden; ebenso wie die zierlichen Büsche der Manihot mit ihren handförmigen Blättern (zu den Euphorbiaceen gehörig). Das herrliche Grün dieser schönen Pflanzen nimmt sich neben den braunen Erdhütten um so glänzender aus, als es durch die lebhaft rothe Farbe der Erde (durch großen Reichthum an Eisenoxyd bedingt) kräftig gehoben wird. Dazu stimmt vortrefflich die zimmtbraune Hautfarbe der Singhalesen und die schwarzbraune der Tamils.

In Colombo selbst, wie in dem ganzen südlichen und westlichen Küstenlande der Insel (mit Ausnahme des nordwestlichsten Theiles) besteht die überwiegende Masse der Bevölkerung aus eigentlichen Singhalesen. Mit diesem Namen bezeichnet man die Nachkommen der indischen Hindubevölkerung, welche nach der Hauptquelle der ceylonischen Geschichte, nach der Pali-Chronik „Mahawanso", im Jahre 543 vor Christi Geburt aus dem nördlichen Theile der Halbinsel Vorderindien unter dem Könige Wijayo nach Ceylon hinüber wanderte und die ursprüngliche Urbevölkerung der Insel verdrängte. Als versprengte Reste der letzteren gelten jetzt gewöhnlich die Weddahs oder Vellahs, von denen einige wilde Horden noch in den ursprünglichsten Theilen des Inneren leben, unter den primitivsten Verhältnissen. (Nach der Ansicht Anderer sind die Weddahs hingegen herabgekommene und entartete, ausgestoßene oder „verwilderte" Nachkommen von Singhalesen, gleich den „Rodiahs".)

In der nördlichen Hälfte der Insel, sowie am östlichen Küstenstriche und in einem großen Theile des centralen Gebirgslandes wurden die echten Singha-

Digitized by Google

lesen später durch Malabaren oder „Tamils“ verdrängt, welche aus dem südlichen Theile der Halbinsel Vorderindien, vorzüglich von der Malabarküste herüberkamen. Sie sind in jeder Beziehung, nach Körperbau, Gesichtsbildung, Hautfarbe, Sprache, Religion, Sitten und Gewohnheiten, von den Singhalesen sehr verschieden und gehören einem ganz anderen Zweige des arischen Stammbaumes an. Die Singhalesen sprechen einen Dialekt, welcher einem Zweige der Palisprache entsprungen zu sein scheint, während die Malabaren die ganz verschiedene Tamilsprache besitzen. Die ersteren sind meistens Buddhisten, die letzteren sind Hindu (Brahmanen). Gewöhnlich ist die braune Hautfarbe der kleineren, weichlicheren und schwächlicheren Singhalesen bedeutend heller, zimmtbraun bis lederbraun, hingegen diejenige der größeren, kräftigeren und schöneren Malabaren viel dunkler, kaffeebraun oder schwarzbraun. Erstere sind vorzugsweise mit Ackerbau, Reiscultur, Anpflanzungen von Palmen, Bananen und anderen Culturpflanzen beschäftigt; scheuen jedoch harte und schwere Arbeit. Diese letztere wird vorzugsweise von den Malabaren verrichtet, welche als Straßenarbeiter, Bauleute, Lastträger, Kutscher ꝛc. im Unterlande, als Arbeiter der Kaffeeplantagen im Oberlande Verwendung finden. Gegenwärtig machen die Tamils oder Malabaren (deren Einwanderung von der indischen Halbinsel alljährlich zunimmt) schon ungefähr ein Drittel der Gesammtbevölkerung von Ceylon aus, während die Kopfzahl der Singhalesen drei Fünftel von der Gesammtzahl der Bevölkerung beträgt; letztere beläuft sich gegenwärtig auf $2^1/_2$ Millionen.

Nächst den Singhalesen und Malabaren bilden nach Kopfzahl und Bedeutung den wichtigsten Theil der eingeborenen Bevölkerung von Ceylon die Indo-Araber, hier allgemein als „Mohren“ (Moors oder Moormen) bezeichnet. Ihre Zahl beläuft sich auf ungefähr 150,000, also ein Zehntel der Singhalesen-Zahl. Sie sind die Nachkommen der Araber, welche schon seit mehr als zwei Jahrtausenden in Ceylon, wie in anderen Theilen des südlichen und südöstlichen Asiens festen Fuß faßten und namentlich zwischen dem achten und zehnten Jahrhunderte (bis zur Ankunft der Portugiesen) den wichtigsten Theil des Handels in ihrer Hand hatten. Auch heute noch wird der ganze Kleinhandel, sowie ein Theil des Großhandels der Insel fast ausschließlich von diesen thätigen und berechnenden Arabern betrieben; und sie spielen hier durch ihren Unternehmungsgeist, ihre berechnende Schlauheit und ihr vorzügliches Talent für Geldgeschäfte eine ähnliche Rolle, wie die Juden in Europa; auch in anderen Beziehungen vertreten sie die Stelle der stammverwandten Juden, welche auf Ceylon gänzlich fehlen. Die Sprache und Schrift der Moormen ist noch heute theils arabisch, theils ein Gemisch von Arabisch und Tamil. Ihre Religion ist überwiegend mohammedanisch (und zwar sunnitisch). Ihre Hautfarbe ist braungelb, ihre Gesichtsbildung unverkennbar semitisch; Haar und Bart meist lang und schwarz. Ihre kräftigen Figuren, in langen weißen Burnus und weite weiße Pumphosen gekleidet, nehmen sich zwischen den Singhalesen und Tamils um so stattlicher aus, als sie meist einen hohen gelben Turban, einer Bischofsmütze ähnlich, tragen.

Gegen diese drei vorherrschenden Bestandtheile der ceylonesischen Bevölkerung: (Singhalesen 60, Tamils 33, Indoaraber 6 Procent), treten die übrig bleibenden

Digitized by Google

Reste derselben, zusammen kaum 1 Procent der Zahl nach, ganz zurück. Von diesen 25,000 Einwohnern kommen nur ungefähr 2000 auf die Rasse der wilden Ureinwohner (Weddahs und Rodiahs?); 8000 (nach Anderen nur ungefähr die Hälfte) sind Einwanderer aus den verschiedensten Gegenden Asiens und Afrikas: Malayen und Javanesen (vorzugsweise als Soldaten geworben), Parsees und Afghanen (meistens Geldkrämer und Wucherer), Neger und Kaffern (Soldaten und Diener ꝛc.). Die Mischlinge dieser verschiedenen „Native"-Rassen und der Europäer (etwa 10,000) enthalten die verschiedensten Combinationen und bieten der anthropologischen Classification interessante Schwierigkeiten. An diese schließen sich die sogenannten „Burgers" an (etwa 6000), die Nachkömmlinge der Portugiesen und der Holländer, meistens mehr oder weniger mit singhalesischem und Tamilblut gemischt. Diese liefern vorzugsweise das Heer der Schreiber und Rechner in den Comptoirs und Bureaux, der Subalternbeamten für die Regierung; sie werden als solche sehr geschätzt. Die Zahl der Europäer endlich, der „nichteingeborenen" Herren der Insel, beläuft sich im Ganzen nur auf 3 bis 4 Tausend, ganz überwiegend natürlich Engländer und Schotten. In den Städten sind alle höheren Regierungsämter und alle großen Handlungshäuser in ihren Händen. Im Gebirge bilden sie die zahlreiche und merkwürdige Classe der „Pflanzer", deren eigenthümliches Leben ich später auf der Gebirgsreise kennen lernte.

Nach der Volkszählung von 1857 (also vor 25 Jahren) betrug die Gesammtzahl der Einwohner von Ceylon nur 1,760,000. Schon im Jahre 1871 (also vor 11 Jahren) war dieselbe auf 2,405,000 Seelen gestiegen, und gegenwärtig dürfte sie bereits die Zahl von 2,500,000 beträchtlich überschritten haben. Nehmen wir aber in runder Summe $2^1/_2$ Millionen als gegenwärtige Volkszahl an, so dürften sich die verschiedenen Elemente etwa folgendermaßen vertheilen:

Singhalesen (meist Buddhisten)	1,500,000
Tamils (Malabaren, meist Hindu)	820,000
Indoaraber (Moormen, meist Mohammedaner) . . .	150,000
Mischlinge verschiedener Rassen	10,000
Asiaten und Afrikaner verschiedener Rassen (Malayen, Chinesen, Kaffern, Neger)	8,000
Burgers (Portugiesen und Holländer, Halbblut) . . .	6,000
Europäer (meist Engländer)	4,000
Weddahs (Ur-Einwohner)	2,000
Summa	2,500,000

Da der Flächenraum der Insel 1250 geogr. Quadratmeilen beträgt und sie mithin kaum $^1/_6$ kleiner als Irland ist, so könnte sie bei ihren außerordentlich günstigen klimatischen und Bodenverhältnissen leicht das sechs- oder achtfache dieser Bevölkerung tragen; den älteren Chroniken zufolge scheint dieselbe schon vor 2000 Jahren beträchtlich größer gewesen zu sein — vielleicht mehr als das Doppelte! Die entvölkerte und großentheils verödete nördliche Hälfte der Insel war damals dicht bewohnt, und wo jetzt ungeheure Djungledickichte den Affen und Bären, Papageien und Tauben als Wohnsitz dienen, blühten damals aus-

Digitized by Google

gedehnte Culturfelder, durch bewunderungswürdige Bewässerungssysteme begünstigt. Die verfallenen Reste der letzteren, wie die großartigen Ruinen der verschwundenen Städte (Anaradjahpura, Sigiri, Pollanarrua ꝛc.) legen von diesem früheren Glanze noch heute Zeugniß ab. Sie zeigen, was aus diesem „Juweleneiland", dieser „edelsten Perle im Diademe Indiens", dieser „Rubineninsel", in Zukunft wieder werden kann!

Wie die verschiedenen Classen der bunt gemischten Bevölkerung von Ceylon nach Ursprung und Rasse, Körperbau und Farbe, Sprache und Schrift, Charakter und Beschäftigung sich wesentlich unterscheiden, so auch entsprechend nach Glauben und Religion; und zwar fällt die Culturform großentheils mit dem Rassentypus zusammen. Die Singhalesen (60 Procent) sind zum größten Theil Buddhisten, die Tamils hingegen (33 Procent) meistens Brahmanen (Hindu); die Indoaraber endlich (6 Procent) überwiegend Mohammedaner; doch ist jetzt ein großer Theil dieser drei Hauptclassen der Bevölkerung zum Christenthum bekehrt, dem auch das übrigbleibende Procent größtentheils zugethan ist. In runder Zahl dürften sich die Confessionen jetzt folgendermaßen vertheilen:

Buddhisten (meist Singhalesen)	1,600,000
Brahmanen (Hindu, meist Tamils)	500,000
Mohammedaner (Sunniten, meist Araber) . . .	160,000
Katholiken (viele Tamils und Singhalesen) . . .	180,000
Protestanten (die meisten Europäer und Burger) .	50,000
Religionslose (verschiedenster Classen)	10,000
Summa	2,500,000

IV. Whist-Bungalow.

Die reizende Villa in Colombo, in welcher ich die beiden ersten Wochen auf Ceylon verlebte, liegt, wie schon gesagt, am nördlichen Ende der Stadt, oder vielmehr ihrer entlegenen Vorstadt Mutwal, gerade in dem Winkel, welchen der Kelany-Ganga, der Colombofluß, an seiner Einmündung in das Meer bildet. Man wandert vom Fort aus zwischen den Erdhütten der braunen Eingebornen eine gute Stunde durch die Pettah und deren nördlichen Ausläufer, um Whist-Bungalow zu erreichen. Diese einsame Lage, inmitten der schönsten Natur, weit ab vom Geschäftsviertel und noch viel weiter von den südlich jenseits gelegenen beliebten Villenvorstädten Kolpetty, Cinnamon-Garden ꝛc., ist eine der Ursachen des besonderen Reizes, welchen dieses stille Landhaus von Anfang an auf mich ausübte. Eine andere Ursache freilich lag in der herzlichen und zwanglosen Gastfreundschaft, welche die Bewohner von Whist-Bungalow (— außer Stipperger noch drei liebe deutsche Landsleute —) von Anfang an mir entgegenbrachten. Daher erwachte ich schon am ersten Morgen daselbst mit dem angenehmen Gefühl, auf der fremden indischen Wunderinsel, 6000 Seemeilen von der deutschen Heimath entfernt, eine freundliche Heimstätte für meinen Aufenthalt dort gefunden zu haben. Aus den „paar Tagen", welche ich zuerst nur in Whist-Bungalow bleiben wollte, wurden bald „ein paar Wochen", und da ich auch nach der Rückkehr vom Süden, sowie am Ende meines Aufenthaltes auf Ceylon

Digitized by Google

eine Woche dort verweilte, so kam im Ganzen fast ein Monat zusammen, der von meinen vier Monaten auf Ceylon diesem lieblichen Gartenhause zufiel. Da Platz genug vorhanden war, um meine umfangreichen Gepäckstücke und Sammlungen dort unterzubringen und zu ordnen, so wurde mir Whist-Bungalow zugleich zum bequemsten Standquartier für meine weiteren Ausflüge; als ich dann nach den Anstrengungen und Strapazen der Arbeit an der Südküste, wie der Gebirgsreise im Hochlande wieder nach Whist-Bungalow zurückkehrte, hatte ich stets das wohlthuende Gefühl, daheim unter lieben Freunden und Landsleuten als gern gelittener Gast zum Besuch zu sein. Es ist daher nur recht und billig, wenn ich hier diesem wunderlieblichen Erdenfleck eine besondere Beschreibung widme, um so mehr, als ich auf demselben meine ersten Kenntnisse von Natur- und Menschenleben der Insel aus eigener Anschauung sammelte.

Whist-Bungalow verdankt seinen sonderbaren Namen dem Umstande, daß der erste Besitzer dieser entlegenen Villa, ein alter englischer Officier zu Anfang des Jahrhunderts, seine Kameraden Sonntags hierher zu einer Whistpartie einlud. Da die strenge Observanz der englischen Kirche eine solche Entheiligung des Sonntags natürlich stark verpönte, mußten diese lustigen Zusammenkünfte ganz geheim gehalten werden, und je mehr die hier versammelten Kriegskameraden froh waren, der entsetzlichen Langenweile des englischen Sonntags und der orthodoxen Gesellschaft glücklich entronnen zu sein, desto heiterer ging es bei den Whistpartien und den damit verknüpften Trinkgelagen im einsamen Bungalow zu.

Damals war aber Whist-Bungalow nur eine ganz einfache, kleine, in dichtem Gartengebüsch versteckte Villa. Zu dem stattlichen Landhause in seiner jetzigen Gestalt wurde es erst durch seinen späteren Besitzer, einen Advocaten Morgan erweitert. Derselbe war ein lustiger Lebemann, und verwendete einen großen Theil seines Vermögens darauf, um die Villa — ein kleines „Miramare" von Ceylon — ihrer reizenden Lage entsprechend auszubauen und zu verschönern. Der große Garten wurde mit den herrlichsten Bäumen und Zierpflanzen ausgestattet. Eine stattliche Colonade mit lustiger Veranda erhob sich rings um das vergrößerte Landhaus, während seine weiten und hohen Säle innen mit dem prächtigsten Luxus fürstlich ausgestattet wurden. Und manches Jahr wurden hier Diners und Trinkgelage abgehalten, bei denen es noch viel üppiger und glänzender — wenn auch nicht lauter und lustiger — zuging, als früher bei den einfacheren Kneipereien der Whistofficiere. Es scheint aber, daß Mr. Morgan schließlich nicht mehr die colossalen Ausgaben für sein Miramare und seine lucullische Lebensweise daselbst in richtiges Verhältniß zu seinen großen Einnahmen brachte. Denn als derselbe plötzlich starb, fand sich in der Casse ein großes Deficit vor; die zahlreichen Gläubiger belegten Whist-Bungalow mit Beschlag und mußten schließlich, als es unter den Auctionshammer kam, froh sein, wenigstens einen kleinen Theil ihres geliehenen Geldes aus dem Erlöse wieder zu erhalten.

Nun kam aber ein Wendepunkt in der Geschichte der schönen Villa, und der neue Besitzer sollte derselben nicht recht froh werden. Denn die Fama, die an den romantischen Fleck schon manche abenteuerliche Sage geknüpft hatte, be-

Digitized by Google

hauptete jetzt mit zunehmender Bestimmtheit, daß es in Whist-Bungalow nicht recht geheuer sei und daß der Geist des plötzlich verschiedenen Mr. Morgan daselbst allnächtlich „umgehe". Nachts um die zwölfte Stunde — bald mit, bald ohne Mondschein — sollte daselbst ein greuliches Gelärm und Gepolter sich erheben: weiße Gestalten huschten durch die weiten Säle, geflügelte Dämonen flatterten durch die Säulenhallen, und andere Geister mit glühenden Augen trieben sich auf den Dächern umher. Als der Teufel Oberster aber sollte Mr. Morgan selbst den Spuk anführen und dirigiren. Man gab ihm Schuld, daß sein stattliches, jetzt so spurlos verduftetes Vermögen, nicht ganz auf richtigem Wege erworben sei, und daß er, gleich so vielen anderen Advocaten, seine ausgedehnte Rechtskunde weniger benutzt habe, seinen Clienten Recht zu verschaffen, als vielmehr deren fließende Goldquellen in seinen eigenen weiten Säckel hinüber zu leiten; er sollte große Summen unterschlagen, Mündelgelder veruntreut haben u. dgl. mehr. Zur Strafe dafür mußte er nun in dem Orte seiner früheren Bacchanalien als ruheloser Geist allnächtlich umgehen. Und so viele Singhalesen aus der nächsten Nachbarschaft von Mutwal hatten diesen Geisterlärm gehört und den Spuk selbst gesehen, daß der neue Besitzer von Whist-Bungalow weder selbst hineinziehen wollte, noch einen Miether finden konnte.

So stand Whist-Bungalow leer, als unser Freund S. davon hörte und beim Anblick der reizenden Villa sie zu miethen beschloß. Aber auch das hatte seine großen Schwierigkeiten. Denn kein Diener war zu finden, der in das berüchtigte Spukhaus hätte mit hineinziehen mögen. Das gelang erst, nachdem der Nachweis naturwissenschaftlich geführt war, daß alle die Geister zoologischen Ursprungs seien. St. erwartete den berüchtigten Spuk in der ersten Nacht wohlbewaffnet mit Gewehren und Revolvern, und nun stellte sich, wie erwartet, heraus, daß derselbe aus echten leibhaftigen Säugethieren von Fleisch und Blut bestand, zu welchen der selige Mr. Morgan in keinem näheren Verwandtschaftsverhältnisse stand. Die geheimnißvollen Klettergeister entpuppten sich erschossen als wilde Katzen, die Huschgeister als riesige Bandicutratten und die Flattergeister als fliegende Füchse (Pteropus). Nunmehr wurden angesichts dieser überzeugenden Ausbeute der nächtlichen Jagd die Bedenken auch der furchtsamsten Diener überwunden und Freund St. zog zuversichtlich in das einsame Whist-Bungalow ein. Der verwilderte Garten wurde neu und verbessert hergerichtet, die verödeten Räume neu ausgestattet; und als einige deutsche Landsleute die neu eingerichtete Villa sahen, gefiel sie ihnen so ausnehmend, daß sie den neuen Miether baten, ihnen einen Theil der umfangreichen Räumlichkeiten zur Wohnung zu überlassen. Das geschah, und so fand ich denn bei meiner Ankunft das vierblättrige deutsche Kleeblatt daselbst vor, mit welchem ich so manchen vergnügten Abend verplauderte. Dabei fehlte es nie an der nöthigen Mannigfaltigkeit der individuellen Anschauung, die bei uns Deutschen trotz der berühmten „Deutschen Einigkeit" unerläßlich ist. Herr Both aus Hanau (dem ich eine nette Reptiliensammlung verdanke), vertrat das Frankfurter Deutschland, Herr Suhren aus Ostfriesland (der mich mit einer schönen Schmetterlingssammlung beschenkte) den äußersten Nordwesten, und Herr Herath aus Bayreuth (der mich durch

Digitized by Google

Paradiesvögel, Papageien und Honigvögel erfreute) den bajuvarischen Süden des Vaterlandes.

Der besondere Reiz, den Whist-Bungalow vor anderen Villen von Colombo voraus hat, ist theils in seiner herrlichen Lage, theils in seinem prächtigen Garten begründet. Während die Nebengebäude (Dienerwohnungen, Stallungen ꝛc.) hinten im Garten versteckt liegen, tritt das Hauptgebäude nahe bis an den Rand des schönen Wasserspiegels vor, welcher sich an der Westseite ausbreitet. Die luftige Veranda bietet den herrlichsten Blick auf das weite Meer, auf die Mündung des Kelanyflusses und auf eine reizende, mit dichtem Wald bedeckte Insel, welche in seinem Delta liegt. Weiter nach Norden hin folgt der Blick einem langen Streifen Cocoswald, welcher die Küste entlang bis gegen Negombo sich hinzieht. Nach Süden hingegen stößt an den Garten von Whist-Bungalow ein malerisches Stück Land, welches in reizender Unordnung Fischerhütten unter schlanken Cocospalmen zerstreut zeigt, dazwischen ein kleiner Buddhatempel, weiterhin Strandfelsen mit Pandanus ꝛc. Von da aus springt eine schmale sandige Landzunge nach Norden gegen die Flußmündung vor und legt sich dergestalt vor unsern Garten hin, daß sie einen kleinen stillen Landsee vor demselben bildet. Die Landzunge, welche diesen See vom benachbarten offenen Meere scheidet, ist dicht mit der schönen roth blühenden Geißfußwinde (Ipomoea pes capri) und dem sonderbaren Igelgrase (Spinifex squarrosus) bewachsen. Sie trägt auch einzelne Fischerhütten, und bietet den ganzen Tag über, im beständigen Wechsel bunter Scenerie, eine Reihe von unterhaltenden Bildern. Schon am frühen Morgen vor Sonnenaufgang versammeln sich hier die Fischerfamilien der benachbarten Hütten, um ihr Morgenbad im Flusse zu nehmen. Dann kommen die Pferde und Ochsen an die Reihe des Badens. Fleißige Wäscher sind oft den ganzen Tag mit ihrer Arbeit beschäftigt, schlagen die Wäsche auf flachen Steinen und breiten sie am Strande zum Trocknen aus. Zahlreiche Fischerboote gehen ab und zu, und Abends wenn sie von den Fischern an das Land gezogen und die großen viereckigen Segel zum Trocknen aufgespannt werden, gewährt die Landzunge mit ihrer langen Reihe ruhender Segelboote einen ungemein malerischen Anblick; besonders dann, wenn die Abendwinde die Segel schwellen und die sinkende Sonne, in das Meer tauchend, das ganze indische Strandbild mit einer Fluth von strahlendem Gold, Orange und Purpur übergießt.

Wie meine Freunde mir mittheilten, hat diese sandige Landzunge im Laufe der Jahre ihre Gestalt vielfach gewechselt. Sie ist in der That eine bewegliche Barre, wie sie vor den Mündungen aller größeren Flüsse in Ceylon sich finden. Da letztere, in ihrem wilden Laufe aus dem Gebirge herabstürzend, eine Masse Sand und Gesteinstrümmer mit sich führen, und da auch später im langsameren Laufe durch das flache Küstenland die reichlichen Regenmassen ihnen täglich große Quantitäten Erde und Schlamm zuführen, so bilden diese, wenn sie nachher an der Flußmündung abgelagert werden, in kurzer Zeit ansehnliche Bänke. Gestalt, Größe und Lage dieser Barren wechselt aber beständig, je nachdem die Mündungszweige des Flußendes in seinem flachen Delta hier oder dorthin ihren Ausweg suchen. So soll früher die Hauptmündung des Kelany eine Stunde weiter südlich, in Cinnamon-Gardens, gewesen sein. Die Lagunen daselbst, welche auch

Digitized by Google

jetzt noch durch Canäle mit dem Flusse zusammenhängen, sollen Reste der Mündungsarme sein; der größte Theil der Stadt Colombo läge demnach gegenwärtig auf dem alten Delta. Auch unsere malerische Barre, gerade gegenüber Whist-Bungalow, hat abwechselnd an ihrem nördlichen und an ihrem südlichen Ende mit dem Festlande zusammengehangen; und die waldbedeckte Insel vor der Hauptmündung ist bald Halbinsel gewesen, bald wieder isolirte Insel.

Der Strand dieser Insel, sowie auch der Ufersaum der an Whist-Bungalow anstoßenden Gärten (nördlich von demselben) ist gleich den Ufern der Flußmündung selbst dicht bewachsen mit den merkwürdigen Mangrove-Bäumen, und ich hatte sogleich beim ersten Besuche der nächsten Nachbarschaft die Freude, diese charakteristischen und wichtigen Vegetationsformen der Tropen in ihrer merkwürdigen landbildenden Thätigkeit vor Augen zu sehen. Die Bäume, welche unter dem Namen der Mangroven oder Manglebäume zusammengefaßt werden, gehören sehr verschiedenen Gattungen und Familien an (Rhizophora, Sonneratia, Lomnitzera, Avicennia etc.). Sie stimmen aber alle in der eigenthümlichen Form ihres Wachsthums und der dadurch bedingten typischen Physiognomie wesentlich überein: die dicht buschige, meist rundliche Laubkrone ruht auf einem dicken Stamme; dieser aber auf einer Krone von nacktem vielverzweigten Wurzelwerk, welches sich unmittelbar aus dem Wasserspiegel erhebt und mehrere Fuß, oft 6—8 Fuß über denselben hervorragt. Zwischen den Gabeläften dieser dichten kuppelförmigen Wurzelkrone sammelt sich der Schlamm und Sand an, welchen der Fluß an seinen Ufern und besonders an seiner Mündung absetzt, und so kann der Mangrovewald das Wachsthum des Landes wesentlich begünstigen. Aber auch viele organische Substanzen, Leichen und Bruchstücke von Thieren und Pflanzen bleiben zwischen dem dichten Wurzelwerk hängen und zersetzen sich daselbst, und so ist der Manglewald in vielen Tropengegenden zu einer gefürchteten Quelle gefährlicher Fieber geworden. An den meisten Manglestrichen von Ceylon, so auch am Kelanyflusse, ist dies nicht der Fall; wie denn überhaupt viele wasserreiche Districte der Insel (z. B. die stehenden Lagunen von Colombo selbst) keineswegs ungesund sind. Es hängt dies wahrscheinlich damit zusammen, daß die häufigen und großen Regengüsse der Insel das Wasser der stehenden und fließenden Becken oft erneuern und die organischen sich zersetzenden Bestandtheile desselben wegführen, ehe sie schädlich wirken können.

Am Ufer unsers Gartens selbst treten an die Stelle der Mangroven eine Anzahl von schönen Bäumen aus der Familie der Asclepiadeen (Cerbera, Tabernaemontana, Plumiera) — alle ausgezeichnet durch große weiße, herrlich duftende Blüthen von Oleanderform, die in großer Zahl am Ende der candelaberförmig verzweigten Aeste inmitten glänzender Büschel von großen dunkelgrünen lederartigen Blättern stehen; die meisten dieser Asclepiabäume liefern einen giftigen Milchsaft. Sie gehören zu den häufigsten und charakteristischen Verzierungen der Wegränder und Sumpfwiesen im wasserreichen Flachlande des südwestlichen Inseltheils. Ganz fremdartig und bezaubernd schön erheben sich dazwischen an andern Stellen des Ufers gleich riesigen Federbüschen die baumartigen, aber zierlichen Büsche der Riesengräser (Bambusa).

Digitized by Google

Der Garten von Whist-Bungalow selbst ist unter der sorgfältigen und geschmackvollen Pflege von St. zu einem reizenden Stück Ceylon-Paradiese geworden, welches von fast allen wichtigsten Charakterpflanzen der reichen Inselflora einzelne Vertreter enthält, und so nicht allein einen duft- und blüthenreichen Luftgarten, sondern zugleich einen instructiven botanischen Garten im Kleinen darstellt. Ich bekam hier gleich am ersten Morgen, als ich wonnetrunken unter dem Schatten der Palmen und Feigen, der Bananen und Acazien im Garten selbst und in der nächsten Umgebung umherwandelte, eine gute Uebersicht über die Zusammensetzung der Flachlandflora. Da ist denn natürlich vor Allem die edle Familie der Palmen zu nennen mit ihren wichtigsten und stattlichsten Baumsäulen: Cocos und Talipot, Areca und Borassus, Caryota und Palmyra; dann die herrlichen lichtgrünen Bananen mit ihren zarten, vom Winde fiederspaltig zerschlitzten Riesenblättern und den werthvollen goldgelben Fruchttrauben; außer verschiedenen Spielarten der gewöhnlichen Banane (Musa sapientum) enthält unser Garten ein hohes Prachtstück von dem seltsamen fächerförmigen „Baum der Reisenden" von Madagascar (Urania speciosa). Es steht gerade an der Gabeltheilung des Hauptweges, wo rechts der Weg zum Bungalow hinführt, links zu einem Prachtexemplar des heiligen Feigenbaumes (Ficus bengalensis); der letztere bildet mit seinen langherabhängenden Luftwurzeln und den daraus entstandenen neuen Stämmen eine sehr abenteuerliche Figur; mehrere schöne gothische Bogen öffnen sich zwischen den Wurzelstämmen, welche säulengleich die Hauptäste stützen. Andere Bäume aus verschiedenen Gruppen (Terminalien, Lorbeer, Myrten, Eisenholzbaum, Brotfrucht ꝛc) sind von herrlichen Schling- und Kletterpflanzen umwuchert und überzogen, von jenen mannigfaltigen Lianen, die in der Flora Ceylons eine so hervorragende Rolle spielen. Dieselben gehören den verschiedensten Pflanzenfamilien an. Denn inmitten der unübertroffenen Lebensfülle und unter dem beispiellos günstigen Einflusse der beständigen feuchten Hitze fangen auf dieser grünen Wunderinsel im dichtgedrängten Walde eine Menge der verschiedensten Pflanzen an zu klettern und sich an anderen zu Licht und Luft emporzuwinden.

Von anderen Zierden unseres reizenden Gartens wollen wir hier besonders noch die großblättrigen Callapflanzen oder Aroideen nennen und die zierlich gefiederten Farnkräuter — zwei Pflanzengruppen, die sowohl durch die Masse der Individuen, als durch die Schönheit und Größe der Blattentfaltung in der niederen Flora der Insel eine Hauptrolle spielen. Dazwischen finden sich dann noch viele der herrlichsten tropischen Blatt- und Blüthenpflanzen zerstreut, die theils auf der Insel heimisch, theils aus anderen Tropengegenden, namentlich aus Südamerika eingeführt sind, aber hier vorzüglich gedeihen. Ueber ihnen erheben sich stattliche Malvenbäume (Hibiscus) mit großen gelben und rothen Blumen, Flammenbäume oder Acazien mit Massen der prachtvollsten feuerfarbigen Sträuße (Caesalpinia), mächtige Tamarinden mit aromatischen Blüthen, und von ihren Aesten hängen rankende Thunbergien mit riesigen violetten Glocken herab, sowie Aristolochien mit großen gelben und braunen Blumentrichtern. Besonders große und schöne Blüthen zeigen ferner viele Krapppflanzen (Rubiaceen), Lilienpflanzen, Orchideen u. s. w.

Digitized by Google

Doch ich will hier nicht den Leser durch den vergeblichen Versuch ermüden, ihm durch bloße dürre Beschreibung oder Aufzählung trockner Pflanzennamen eine annähernde Vorstellung von der berauschenden Pracht zu geben, welche die indische Tropenflora auf Ceylon entfaltet und von welcher ich im Garten von Whist-Bungalow und in dessen nächster Umgebung an den Ufern des Kelanyflusses die erste Vorstellung erhielt. Ich will mich statt dessen auf die Bemerkung beschränken, daß ich am ersten Morgen in diesem Paradiese stundenlang wonnetrunken von einer Pflanze zur andern, von einer Baumgruppe zur andern, wanderte, rathlos, welchem von den zahllosen Wunderwerken der Tropenflora ich zuerst genauere Betrachtung widmen sollte. Wie armselig und dürftig erschien mir jetzt dagegen Alles, was ich zwei Wochen früher in Bombay zuerst gesehen und bewundert hatte.

Die Thierwelt, welche diese Paradiesgärten von Ceylon belebt, entspricht im Ganzen nicht der außerordentlichen Fülle und Pracht der Pflanzenwelt; insbesondere was den Reichthum an schönen, großen und auffallenden Formen betrifft. Die Insel steht in dieser Beziehung nach Allem, was ich gehört und gelesen, weit hinter dem Festlande von Indien und den Sundainseln, namentlich aber hinter dem tropischen Africa und hinter Brasilien zurück. Ich muß gestehen, daß ich in dieser Beziehung gleich im Anfang ziemlich stark enttäuscht wurde, und daß diese Enttäuschung später, als ich die Fauna auch in dem wilderen Theile der Insel genauer kennen lernte, eher wuchs, als abnahm. Ich hatte gehofft, die Bäume und Gebüsche mit Affen und Papageien, die Blüthenpflanzen mit Schmetterlingen und Käfern von seltsamen Formen und glänzenden Farben bedeckt zu finden. Allein weder die Quantität noch die Qualität dessen, was ich jetzt hier sah und später fand, entsprach diesen hochgespannten Erwartungen, und ich hatte schließlich nur den Trost, daß alle Zoologen, welche früher die Insel besucht hatten, in ähnlicher Weise enttäuscht wurden. Immerhin findet sich jedoch bei genauerem Suchen auch für den Zoologen des Merkwürdigen und Interessanten die Fülle; und die Fauna von Ceylon ist im Großen und Ganzen nicht minder eigenthümlich und fremdartig — wenn auch nicht entfernt so reich und so glänzend! — als seine Flora.

Diejenigen Wirbelthiere, die mir gleich anfänglich in Whist-Bungalow und in der nächsten Umgebung von Colombo am meisten auffielen, waren zahlreiche Reptilien von bunten Farben und sonderbaren Formen, namentlich Schlangen und Eidechsen; ferner zierliche kleine Laubfrösche (Ixalus), deren merkwürdige, zum Theil glockenartige Stimmen man Abends überall hörte. Von Vögeln zeigen sich in den Gärten namentlich zahlreiche Staare und Krähen, Bachstelzen und Bienenfresser, besonders aber niedliche, die Stelle des Colibri's vertretende Honigvögel (Nectarinia); ferner an den Flußufern Eisvögel und Reiher. Von Säugethieren ist weitaus das häufigste ein allerliebstes Eichhörnchen, das überall auf den Bäumen und Sträuchern umherhuscht und sehr zahm und zutraulich ist, braungrau mit drei weißen Längsstreifen auf dem Rücken (Sciurus tristriatus).

Unter den Insecten überwiegen durch die ungeheuren Massen, in denen sie überall auftreten, vor allen die Ameisen (von winzig kleinen bis zu riesen-

Digitized by Google

großen Arten), sodann die berüchtigten Termiten (oder die sogenannten „weißen Ameisen"); aber auch andere Hymenopteren (Wespen und Bienen) sind sehr reichlich vertreten, desgleichen die Dipteren (Mücken und Fliegen). Hingegen zeigen gerade diejenigen Insectenordnungen, welche die schönsten und größten Formen enthalten, Käfer und Schmetterlinge, nicht denjenigen Reichthum, welchen man der Flora entsprechend erwarten sollte. Sehr vielgestaltig und merkwürdig sind andrerseits wieder die Orthopteren (Heuschrecken, Grillen u. s. w.). Doch ich will hier auf diese besondere Welt nicht eingehen, da ich später darauf ausführlich zurückkomme.

Sehr interessante und merkwürdige Gliederthiere bietet die Classe der Spinnen oder Arachniden, von den winzigen kleinen Milben und Zecken aufwärts bis zu den riesigen Vogelspinnen und Scorpionen. Auch die nahe verwandten Tausendfüße oder Myriapoden sind sehr häufig und durch colossale, zum Theil wegen ihres giftigen Bisses sehr gefürchtete Formen vertreten, bis zu einem Fuß lang! Einige Prachtexemplare derselben sah ich gleich am ersten Morgen im Garten von Whist-Bungalow; ich fand aber heute noch keine Zeit, mich mit der Thierwelt näher zu befassen, da die Pflanzenpracht mich allzusehr fesselte!

Wie gerne hätte ich dem wirklichen Studium dieser Flora, für welches mir jetzt nur wenige kurze Tage und Wochen zu Gebote standen, Monate und Jahre gewidmet! Dazu strahlte heute die indische Sonne in einem Glanze von dem wolkenlosen tiefblauen Himmel herab, daß die Licht- und Farbenfülle meinen armen nordischen Augen fast zu viel wurde; und die Hitze würde bald fast unerträglich geworden sein, hätte sie nicht eine sanfte kühle Brise vom Meere etwas gelindert. Es war der 22. November, der Geburtstag meines lieben theuren Vaters, der vor 10 Jahren im Alter von 90 Jahren gestorben war. Er würde heute gerade seinen hundertsten Geburtstag gefeiert haben, und da ich von ihm die beglückende Freude an der Natur (und ganz besonders an schönen Bäumen) geerbt habe, so kam eine besonders festliche Feiertagsstimmung über mich und ich betrachtete den ungewöhnlich hohen und reichen Genuß dieser köstlichen Stunden als ein besonderes Geschenk für diesen Festtag!

Naturgenüsse wie diese haben vor allen Kunst- und sonstigen Genüssen den unschätzbaren Vorzug, daß sie nie ermüden und daß ein dafür empfängliches Gemüth sich ihnen immer wieder mit erneuter Theilnahme und mit erhöhtem Verständnisse zuwendet, und zwar um so mehr, je älter man wird! So kam es denn, daß der Morgenspaziergang in dem Paradiesgarten von Whist-Bungalow und in dessen nächster Umgebung, bald am Flußufer, bald am Meeresstrande, sich an allen folgenden Morgen, die mir mein Glück hier beschied, wiederholte, und daß ich noch am letzten Morgen auf Ceylon, am 10. März 1882, mit dem Gefühle des „verlorenen Paradieses" von ihm Abschied nahm!

Vielfache Bereicherungen erfuhren übrigens meine botanischen Kenntnisse noch in den nächsten Tagen, als mehrere Besuche bei Engländern, an die ich empfohlen war, mich in verschiedenen Gärten der südlichen Villenvorstädte von Colombo, Kolpetty und Slave-Island führten. In ganz besonders angenehmer Erinnerung sind mir da einige Tage geblieben, die ich in der Villa der

Digitized by Google

Tempelbäume („Temple-Trees") verlebte; so heißen hier die Plumierabäume, weil ihre großen prachtvoll duftenden Blüthen nebst denjenigen des Jasmin und Oleander allenthalben in den Buddhatempeln von den Singhalesen als Opferblumen vor die Buddhabilder gestreut werden. Zwei alte Prachtexemplare dieser Tempelbäume standen nebst einigen riesigen Casuarinen auf dem weiten Rasenplatze, welcher die stattliche nach ihnen benannte Villa von der Gallaftraße in Kolpetty trennt. Der Eigenthümer derselben, Mr. Staniforth Green, hatte mich auf das Freundlichste eingeladen, einige Tage bei ihm zuzubringen. Ich lernte in ihm einen liebenswürdigen alten Herrn kennen, dessen ganzes Herzensinteresse sich der Naturbetrachtung zuwendete. Alle Stunden, welche die Bewirthschaftung seiner großen Kaffeemühlen ihm frei läßt, verwendet er auf die Cultur seines reizenden Gartens und auf das Sammeln und Beobachten von Insecten und Pflanzen. Mit der innigen liebevollen Sorgfalt, welche die alten Naturforscher des vorigen Jahrhunderts charakterisirt, welche aber unter den jüngeren „strebsamen" Naturforschern der Gegenwart immer seltener wird, hatte sich Mr. Green insbesondere jahrelang mit der Lebensweise und Entwickelung der kleinsten Insectenformen beschäftigt und hier eine Anzahl hübscher Entdeckungen gemacht, die zum Theil in englischen Zeitschriften publicirt sind. Er zeigte mir eine große Anzahl sorgfältigst gesammelter Seltenheiten und machte mir einige der interessantesten zum Geschenk. Auch sein Neffe, der ihn im Geschäfte unterstützt, theilt in den Mußestunden diese Liebhabereien und zeigte mir eine sehr hübsche Insectensammlung. Ich erhielt unter Anderem von ihm mehrere Exemplare der riesigen Vogelspinne (Mygale), deren Jagd auf kleine Vögel (Nectarinia) und kleine Zimmereidechsen (Platydactylus) er selbst mehrfach beobachtet hatte.

Der Garten von Mr. Green, der namentlich einige alte Prachtexemplare der Flammen-Acazien oder Flamboyants (Caesalpinia), sowie schöne Lilienbäume (Yucca) und Kletterpalmen (Calamus) enthält, stößt östlich an eine reizende Bucht der großen Lagune, welche sich zwischen Kolpetty, Slave-Island und dem Fort ausbreitet. An einem schönen Abend ruderten wir hier im Kahne über die mit prachtvollen weißen und rothen Wasserlilien bedeckte Spiegelfläche nach der Villa von Mr. William Ferguson hinüber Auch dieser liebenswürdige alte Herr (— der seit vielen Jahrzehnten das Amt eines Wegebau-Inspectors versieht —) widmet seine Mußestunden zoologischen und botanischen Forschungen und hat diese Gebiete mit manchen werthvollen Beiträgen bereichert. Ich verdanke ihm ebenfalls viele interessante Mittheilungen. Er ist nicht zu verwechseln mit seinem gar sehr verschiedenen Bruder, dem sogenannten „Ceylon-Commissioner", dem Herausgeber und Redacteur der einflußreichsten Zeitung der Insel, des „Ceylon-Observer". Dieses Blatt wird von ihm in jenem Geiste strenger, finsterer Orthodoxie und kastenmäßiger Observanz redigirt, welcher leider so viele, angeblich freisinnige, englische Zeitungen kennzeichnet. Gerade zur Zeit meiner Anwesenheit war dasselbe mit heftigen Angriffen gegen einen der verdientesten und kenntnißreichsten Juristen, dem District-Judge Mr. Berwick, gefüllt, weil derselbe in einem Plaidoyer über „Zurechnungsfähigkeit" die darwinistischen Grundsätze der modernen Naturforschung anerkannt und in geistreicher Weise

Digitized by Google

angewendet hatte. Uebrigens hinderte seine specifische Frömmigkeit den „Ceylon-Commissioner" nicht, in seiner Art „Geschäfte zu machen" und z. B. die schlechte und fehlerhafte Karte der Kaffee-Districte für 18 Rupien (= 36 Mark!) zu verkaufen.

An einem andern Tage führte mich Mr. Green in das Colombo-Museum, ein stattliches zweistöckiges Gebäude, welches in Cinnamon-Gardens liegt und für die Sammlung aller literarischen, historischen und naturhistorischen Schätze der Insel bestimmt ist. Der untere Stock enthält auf einer Seite die reiche Bibliothek, auf der andern die Alterthümer (alte Inschriften, Sculpturen, Münzen, ethnographische Sammlungen u. s. w.); im oberen Stocke findet sich eine reiche Naturalien-Sammlung, vorzugsweise von getrockneten und ausgestopften Thieren, ausschließlich Ceylonesen. Besonders reich sind darin die Insecten vertreten, mit denen sich der (damals abwesende) Director des Museums, Dr. Haly, speciell beschäftigt; demnächst die Vögel und die Reptilien. Dagegen bleibt in den meisten Abtheilungen der niederen Thiere die Hauptsache noch zu thun übrig. Immerhin bietet das Colombo-Museum auch jetzt schon eine sehr gute Uebersicht über die reiche und eigenthümliche Fauna der Insel. Der Zoologe, der aus Europa direct hierher kommt, wird freilich den Zustand eines großen Theils der Sammlung ziemlich unbefriedigend finden; die ausgestopften und getrockneten Sachen sind vielfach schlecht präparirt, verschimmelt, zerfallen u. s. w. Tadeln wird das aber nur der Neuling, dem die außerordentlichen Schwierigkeiten unbekannt sind, mit denen die Entstehung und Existenz jeder derartigen Sammlung in dem feuchtheißen Treibhaus-Klima von Ceylon zu kämpfen hat. Ich sollte bald selbst in dieser Beziehung die bittersten Erfahrungen machen. Ebenso wie alles Lederzeug und Papier hier in kürzester Zeit vermodert und zerfällt, wie alle Eisen- und Stahlsachen trotz sorgfältigster Vorsicht sich mit Rost bedecken, ebenso unterliegen auch alle Chitinkörper der Insecten, alle Bälge von Wirbelthieren früher oder später dem vereinten Einflusse einer beständigen Hitze von 20—25° R. und einer Feuchtigkeit der Luft, die alle unsere europäischen Begriffe übersteigt. Noch schlimmer aber wirken in vielen Fällen die vereinten Angriffe von Milliarden verschiedener Insecten: schwarze und rothe Ameisen (theils 2—3 mal so groß wie bei uns, theils eben so groß, zum Theil aber auch fast mikroskopisch klein); weiße Ameisen oder Termiten (die schlimmsten von allen Feinden) — riesengroße Schaben oder Kakerlaken (Blatta), Papierläuse (Psocus), Museumskäfer und dergleichen Gesindel mehr, wetteifern in der Zerstörung der Sammlungen. Gegen die unaufhörlichen Angriffe dieser zahllosen und unvermeidlichen kleinen Feinde sich zu schützen, ist in Ceylon theils sehr schwierig, theils ganz unmöglich; ich selbst verlor durch sie (trotz aller Vorsicht) einen großen Theil meiner getrockneten Sammlungen.

In welcher Weise die tropische Hitze — nur 7 Breitengrade vom Aequator entfernt — im Verein mit dem höchsten Grade der Luftfeuchtigkeit, auf unsere europäischen Culturproducte, eben so wie auf die einheimischen Naturproducte von Ceylon einwirkt, davon kann man sich bei uns zu Hause gar keine Begriffe machen. Nachdem die ersten herrlichen Tage in Whist-Bungalow mit Schauen

Digitized by Google

und Staunen vorüber waren, fing ich an, meine tausend Siebensachen und Instrumente aus Koffern und Kisten auszukramen und in welchem Zustande fand ich da Vieles! An allen wissenschaftlichen Instrumenten, welche Stahl- oder Eisentheile enthielten, waren diese verrostet; keine Schraube ging mehr glatt. Alle Bücher und Papiersachen waren gleich allen Ledersachen feucht und mit Schimmel bedeckt; und was mich ganz besonders rührte, der berühmte „schwarze Frack" — welcher in der englischen Gesellschaft hier wie daheim in Europa eine so große Rolle spielt, war, als ich ihn aus dem Koffer nahm, weiß geworden! er war gleich allen anderen Tuchkleidern über und über mit den zierlichsten Schimmelbildungen bedeckt, die erst nach mehrtägigem Trocknen an der Sonne sich verloren! Daher ist es in allen europäischen Häusern von Colombo Aufgabe eines besonderen „Kleider-Boy", täglich Kleider, Betten, Wäsche, Papier u. s. w. an der Sonne zu trocknen und vor dem Verschimmeln zu bewahren! Viel schlimmer war es, daß meine neue photographische Camera obscura, die von einer der ersten Berliner Firmen aus angeblich „völlig trocknem Holze" gefertigt war, sich beim Auspacken als unbrauchbar erwies, weil alle Holztheile derselben verzogen waren. Auch die Deckel der mitgebrachten Holzkästen hatten sich fast alle geworfen. Die leeren Briefcouverts waren sämmtlich zugeklebt. Mehrere Schachteln mit pulverisirtem Gummi-Arabicum enthielten eine feste cementartige Masse; während in anderen Schachteln mit Pfeffermünzküchelchen beim ersten Oeffnen ein süßer Syrup umherfloß! Noch überraschender war das Oeffnen der mitgebrachten Brausepulver-Schachteln. In allen blauen Papierchen war die Weinsteinsäure verschwunden, und in allen weißen fand sich statt des kohlensauren nur noch weinsteinsaures Natron; erstere hatte sich aufgelöst, war in letztere eingedrungen und hatte die Kohlensäure ausgetrieben! Und so waren schon beim Auspacken durch den Einfluß der feuchten Hitze eine Menge Sachen verdorben, an deren Verderben man bei uns gar nicht denkt! Dabei fielen die 4 Monate, welche ich auf Ceylon zubrachte, in die sogenannte „trockne Jahreszeit" des Nordost-Monsun, der vom November bis April weht! Wie muß es demnach hier erst in der „nassen Jahreszeit" aussehen, wo vom Mai bis October der regenschwangere Südwest-Monsun wüthet! Meine Freunde versicherten mir, daß man dann überhaupt darauf verzichte, irgend etwas trocken zu erhalten, und daß das Wasser geradezu an den Wänden herablaufe!

Daß ein solches Treibhaus-Klima, welches von unserem mittel-europäischen so gänzlich verschieden ist, auf den an letzteres gewöhnten menschlichen Organismus auch eine ganz verschiedene Wirkung ausüben muß, erscheint selbstverständlich; — und ebenso, daß der Kampf mit diesem feindlichen Klima das alltägliche Gesprächsthema überall und jederzeit bildet. Ich muß daher gestehen, daß ich einigermaßen besorgt war, wie ich mich demselben wohl anpassen würde. In den ersten Wochen in Colombo empfand ich die Leiden und Beschwerden, die damit unzertrennlich verknüpft sind, ziemlich stark, besonders in den heißen Nächten, in denen die Temperatur selten unter 20° R. (nicht unter 18) sank, während sie bei Tage im Schatten oft auf 24—28° stieg. Allein die zweite Woche war schon leichter zu ertragen als die erste; und später (namentlich auch

Digitized by Google

an der Südküste, nahe dem 5.° S. Br.) habe ich niemals so viel gelitten, wie in den ersten schlaflosen Nächten und erschlaffenden Tagen in Colombo.

Unentbehrlich sind unter diesen Umständen natürlich die täglichen Bäder, die für alle Eingeborenen wie für alle Europäer die beste Erquickung des Tages sind. Ich nahm deren gewöhnlich zwei, eins gleich nach dem Aufstehen (um 6 Uhr) und ein zweites vor dem sogenannten Frühstück (eigentlich dem Mittagessen) um 11 Uhr. Im Süden genoß ich dann meistens noch ein drittes Bad am Abend, vor dem „Dinner" (um 7 oder $7\frac{1}{2}$ Uhr). Außerdem nahm ich natürlich alsbald die landesübliche Kleidung der Europäer an, aus weißen, ganz leichten Baumwollenstoffen bestehend; sehr angenehm trugen sich netzförmige Unterhemdchen unter der leichten Jacke. Aeußerst werthvoll aber fand ich als beständige Kopfbedeckung einen sogenannten Calcutta-Hut oder „Sola-Hut", den ich mir schon in Port-Said für nur 3 Francs (!) gekauft hatte. Diese unvergleichlichen Hüte werden aus dem äußerst leichten, aber festen (hollunder-ähnlichen) Marke der Sola-Pflanze gefertigt und bestehen aus einer gewölbten doppelten Kuppel, die auf einer sehr breiten (Nacken und Hals völlig schützenden) Krempe ruht. Letztere ist durch einen Kranz von getrennten Scheibchen mit einem festen Ring von Wachsleinwand verbunden, welcher allein dem Kopf unmittelbar aufsitzt. Die Luft streicht frei zwischen den Scheibchen hindurch und so bleibt die Temperatur im Hute stets kühl.

Unter Anwendung dieser und anderer Vorsichtsmaßregeln befand ich mich während der ganzen Zeit meines Aufenthalts auf Ceylon sehr wohl, trotzdem (— oder vielleicht auch weil —) ich mir sehr viel Bewegung machte und selbst in der heißen Mittagszeit meistens im Freien war. Allerdings lebte ich aber viel mäßiger und einfacher, als hier zu Lande üblich ist und nahm nicht die Hälfte der Quantität von Speisen und Getränken zu mir, welche die meisten Engländer hier für unentbehrlich halten. Wenn diese nach einigen Jahren Aufenthalt meistens über Magen- und Leberleiden klagen, so glaube ich, liegt die Schuld viel weniger am heißen Klima, als vielmehr einerseits am Mangel der nöthigen Leibesbewegung, andererseits an der übermäßigen Luxus-Consumtion; sie essen und trinken oft 2—3 mal so viel, als zum gesunden Leben nöthig ist — und schwere fette Speisen, heiße spirituöse Getränke. Sie bilden in dieser Beziehung den größten Contrast zu der überaus einfachen Lebensweise der Eingeborenen, die meistens bloß Reis und Curry, und dazu höchstens einige Früchte essen, während ihr Getränk einfaches Wasser oder etwas Palmenwein ist.

In Ceylon, wie wohl in den meisten Theilen von Indien, ist die tägliche Eintheilung der Mahlzeiten der Europäer folgende: Morgens, gleich nach dem Aufstehen Thee und Bisquits, Brot mit Eiern oder Marmelade, Bananen, Mangos, Ananas und andere Früchte. Um 10 Uhr folgt das sogenannte „Frühstück" (Breakfast), nach unseren Begriffen ein ganz completes Diner von 3—4 Gängen: Fisch, gebratenes Huhn, Beefsteak, namentlich aber das indisch-nationale „Reis mit Curry", der nie fehlen darf. Dieser Curry wird in der mannigfaltigsten Weise aus verschiedenen Gewürzen mit Stückchen von Gemüsen oder Fleisch zu einer pikanten Sauce verarbeitet. Als dritte Mahlzeit folgt um 1 Uhr das sogenannte „Tiffin", Thee oder Bier mit kaltem Fleisch, Butterbrot

Digitized by Google

und Conserven. Viele nehmen dann um 3 oder 4 Uhr noch einmal Thee oder Kaffee. Endlich kommt um $7^1/_2$ oder 8 Uhr die Hauptmahlzeit, das sogenannte „Dinner", welches aus 4—6 Gängen besteht, gleich einem opulenten Diner in Europa: Suppe, Fisch, mehrere Fleischspeisen, nochmals Curry und Reis, dann mehrere süße Mehlspeisen, Früchte u. s. w. Dazu werden gewöhnlich mehrere verschiedene Weine getrunken (Sherry, Claret, Champagner) oder auch stark spirituöses, aus England importirtes Bier; neuerdings auch weit besseres und leichteres Wiener Bier. In vielen Häusern fällt ein oder der andere Theil dieser üppigen Mahlzeiten hinweg. Im Allgemeinen aber muß die Lebensweise in Indien als eine viel zu üppige und fette bezeichnet werden, besonders wenn man sie mit der einfachen und frugalen Diät im südlichen Europa vergleicht. Dies ist auch die Ansicht von einzelnen alten Engländern, die ausnahmsweise eine viel einfachere Lebensweise führen und sich daher trotz eines ununterbrochenen Aufenthaltes von 20—30 oder mehr Jahren in den Tropen ihre ungebrochene Gesundheit bewahrt haben; wie z. B. Dr. Thwaites, der treffliche frühere Director des botanischen Gartens von Peradenia.

Digitized by Google

Die parlamentarische Regierung in England.

Von

Professor Dr. **J. C. Westerkamp** in Marburg.

Kein Staatswesen der Welt hat jemals einen so großen, und wir mögen den Zusatz machen so wohlthätigen und heilsamen Einfluß auf die Geschicke der Menschheit geübt, wie England. Im Alterthum hat Rom die Landschaften und Völkerstämme um das mittelländische Meer zur Einheit des Staates und des Rechtes vereinigt; die römische Herrschaft umfaßte große und wichtige Theile Europa's, Asiens und Afrika's, sie war eine Weltherrschaft im damaligen Sinne des Wortes; im Mittelalter hat ebenfalls Rom den wichtigsten Theil Europa's zur Einheit des Glaubens und der Kirche verbunden; die Jurisdiction der römischen Kirche des Mittelalters war keineswegs ausschließlich geistlicher Art, sie hat Könige vor ihr Forum gezogen und wegen Mißbrauchs ihrer Gewalt abgesetzt; aber die Herrschaft des alten und des mittelalterlichen Rom kam doch an Ausdehnung und Einwirkung nicht gleich der Herrschaft und der Einwirkung des gegenwärtigen England. England hat seine Herrschaft und seine Einwirkung auf alle Erdtheile ausgedehnt, England ist reich an Gemeinwesen, die von ihm aus begründet sind. Der Erstgeborene sind die Vereinigten Staaten von Amerika, an Bevölkerung, Macht und Reichthum bereits jetzt dem Mutterlande überlegen, mit einem Gebiete von beinahe gleicher Größe wie ganz Europa. Zwar hat englische Unvorsichtigkeit und Halsstarrigkeit zur Lösung der früheren politischen Verbindung geführt, aber das Volk der Vereinigten Staaten ist ein Zweig des großen angelsächsischen Volksstammes, mit englischer Sprache, englischem Recht, englischen Sitten und Einrichtungen. Dann kommt Britisch-Nordamerika, Neufundland und das Gebiet von Canada, ebenfalls von annähernd gleicher Größe wie ganz Europa, indessen nach Klima und Bodenbeschaffenheit einer nur geringen Entwickelung fähig; weiter ein ganzer Erdtheil, Australien und Neuseeland, mit einer europäischen Bevölkerung von gegenwärtig noch unter drei Millionen, die jedoch einer ungeheuren Steigerung fähig ist; ferner die weiten Landstriche in Afrika am Kap der guten Hoffnung, und zuletzt — die kleineren Besitzungen lasse ich ganz unerwähnt — das britisch-indische Kaiserreich, unter Zurechnung

Digitized by Google

der von England abhängigen Tributärstaaten beinahe siebenmal so groß wie das deutsche Kaiserreich und mit einer Bevölkerung von etwa 240 Millionen, ein Reich, das von einer Handvoll britischer Abenteurer im fernen Asien gegründet, aber größer geworden ist und sich dauerhafter erwiesen hat als das Reich Alexander des Großen. Der ursprünglich kleine angelsächsische Volksstamm ist bereits jetzt auf über 90 Millionen Menschen herangewachsen; es ist berechnet, daß seine Ziffer ein Jahrhundert später, im Jahre 1980, 927 Millionen betragen wird, allein vorausgesetzt, daß der Procentsatz der Bevölkerungszunahme, wie er sich aus einer Vergleichung der Bevölkerung des Jahres 1850 in England, den Vereinigten Staaten, Australien, Canada u. s. w. und 25 bez. 30 Jahre später ergibt, unverändert fortdauert; während die Ziffer des deutschen Stammes in Deutschland und Deutschösterreich unter derselben Voraussetzung im Jahre 1980 nur 146 Millionen betragen wird.

Auf dem europäischen Continente hat England keine Herrschaft von Belang, aber trotzdem hat es auf den Zustand desselben die allergrößeste Einwirkung geübt. Das constitutionelle System, die parlamentarische Regierung, in langer historischer Entwickelung entstanden und gewachsen, ist die große Erfindung englischer Staatskunst. Die günstige Rückwirkung, welche dieses System auf den geistigen, wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Zustand des Volkes äußert, indem es dasselbe zu selbstthätiger Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten heranzieht, hat es eben zu Wege gebracht, daß der angelsächsische Volksstamm sich so hoch über die andern Völker hat erheben und einen so vorwiegenden Einfluß auf die Geschicke der Menschheit hat gewinnen können. Theils eigene Einsicht, so namentlich in unsern süddeutschen Staaten, theils Revolutionen haben bewirkt, daß der wichtigste Theil des europäischen Continents englische Staatseinrichtungen eingeführt hat. Das Vorbild des preußischen, des bayerischen, des sächsischen, des würtembergischen Landtages ist das englische Oberhaus und Unterhaus, unser Reichstag ist dem englischen Unterhaus nachgebildet; Preßfreiheit, Vereins- und Versammlungsrecht, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens, Geschworene in Strafsachen und zahlreiche andere werthvolle Freiheiten und Einrichtungen haben wir von England erhalten, allerdings meist auf dem Um- und Irrweg durch Frankreich. Und ebenso die meisten andern Staaten des europäischen Continents. Nur das bis in seine Grundvesten erschütterte Rußland, mit vielen Anzeichen einer bevorstehenden Revolution hat sich bislang der Einwirkung englischer Einrichtungen zu entziehen vermocht, indessen schwerlich zu seinem Vortheil.

Es ist noch nicht so lange her, daß England diese leitende Stellung unter den civilisirten Völkern errungen hat. Erst der siebenjährige Krieg hat den Franzosen die frühere dominirende Stellung auf dem nordamerikanischen Continent, die Herrschaft über das Mississippithal und das Flußgebiet des St. Lorenzstromes genommen; erst seit dieser Zeit ist die Herrschaft in Asien, am Cap und über Australien gewonnen oder doch fest begründet. Und auch die Einwirkung Englands auf den Verfassungszustand der Staaten des europäischen Continents hat sich erst im letzten Jahrhundert vollzogen. Der unbefriedigende innere Zustand mancher Staaten, namentlich Frankreichs, im vorigen Jahrhun-

Digitized by Google

dert führte zur Untersuchung der englischen Verfassung und der englischen Einrichtungen. Niemand hat größeres Verdienst an Uebertragung englischer Einrichtungen als der Franzose Montesquieu in seinem berühmten Buch „Ueber den Geist der Gesetze", das im Jahre 1748 erschienen ist. Er suchte Schutz gegen Gewaltherrschaft, er wollte Freiheit in dem Sinne, daß Jedermann mit Sicherheit Alles thun darf, was die Gesetze verstatten. Er fand das vornehmste Hinderniß der Freiheit in der ewigen Erfahrung, daß Jedermann, welcher Gewalt hat, geneigt ist, dieselbe zu mißbrauchen; die Versuchung zu Mißbrauch der Gewalt liegt in jeder Menschenbrust. Daraus folgerte er: die staatlichen Gewalten müssen in einer solchen Weise organisirt werden, daß sie sich gegenseitig in den gesetzlichen Schranken halten; gesetzgebende, vollziehende und richterliche Gewalt müssen von einander getrennt und verschiedenen Würdenträgern und Körperschaften anvertraut werden. Dann schilderte er in glänzender, aber einseitiger Weise die englische Verfassung als die einzige, welche die Freiheit verbürgt. Seit der großen französischen Revolution sind dann englische Verfassungs- und Verwaltungsgedanken auf dem europäischen Continente recipirt.

Die Regierung in England wird geführt durch leitende Staatsmänner der beiden alten festgegliederten historischen Parteien, der Whigs und der Tories, die sich in der Neuzeit häufiger, meist alle 5 oder 6 Jahre, oder in noch kürzerer Zeit, in der Amtsführung ablösen. Der häufige Ministerwechsel unterbricht die Continuität der Verwaltung; er kann bewirken, daß nützliche Unternehmungen abgebrochen werden oder unvollendet bleiben, aber er hat auch manche Vorzüge. Die Staatsmänner bleiben frisch, behalten einen ruhigen Blick für den Zustand und die Bedürfnisse des Landes; in den Jahren verhältnißmäßiger Muße, welche der anstrengenden und aufreibenden Amtsführung folgen, wird neue Kraft für eine demnächstige Amtsführung gewonnen. Es ist beinahe immer eine lebhafte wirksame Opposition vorhanden, welche geleitet wird durch Staatsmänner, welche die höchsten Aemter des Landes bekleidet haben und demnächst wieder zu bekleiden gedenken; diese Opposition ist niemals eine staatsfeindliche, denn ihre Leiter werden voraussichtlich in nicht ferner Zeit zur Regierung berufen, sie dürfen daher in der Opposition nichts vornehmen, was ihnen die Regierung unmöglich machen oder erschweren würde. Der Ausdruck „Her Majesty's most loyal opposition" ist keine leere Phrase; die Opposition ist ebenso nöthig wie die Regierung, auf dem Nebeneinanderstehen und der gegenseitigen Einwirkung einer tüchtigen und patriotischen Regierung und einer gleich tüchtigen und patriotischen Opposition beruht die Wohlfahrt und die Freiheit des Landes. Die verhältnißmäßige Muße der Opposition gestattet auch den Staatsmännern, die Einrichtungen des Landes zu beschreiben und sich über ihre Wirksamkeit zu äußern. Der frühere Führer der conservativen Partei, der am 19. April v. J. verstorbene Lord Beaconsfield, aus einer jüdischen Familie, die Mitte des vorigen Jahrhunderts von Venedig nach England übergesiedelt ist, einer der merkwürdigsten Staatsmänner der Welt, welcher in der That seinen Wappenspruch „forti nihil difficile" wahr gemacht, welcher seine politische Laufbahn als ein Radicaler begonnen, dann in dem Gedanken, die höchsten und die untersten Classen des Volkes, unter Zurücksetzung der Mittelclassen, zu einer Einheit zu verbinden, zur conservativen Partei

Digitized by Google

übergetreten ist und sich nach und nach zum anerkannten und unbestrittenen Führer der stolzesten und reichsten Aristokratie der Welt emporgeschwungen hat, hat in zahlreichen Romanen, zuletzt im „Endymion", den socialen Untergrund der englischen Einrichtungen beschrieben; sein meines Erachtens größerer Gegner, William Ewart Gladstone, der gegenwärtige englische Premierminister, hat in einem sehr beachtenswerthen Essay „Kin beyond the sea" vor reichlich drei Jahren die englischen und die amerikanischen Einrichtungen miteinander verglichen und sich dabei ausführlich über das Ineinandergreifen der verschiedenen Theile des parlamentarischen Systems geäußert. Im Anschluß namentlich an den letzteren Aufsatz und an die vortrefflichen, alle Präcedenzfälle berücksichtigenden Untersuchungen von Alpheus Todd will ich ein kurzes Bild der parlamentarischen Regierung in England zu geben versuchen.

Die höchste Gewalt in England ist bei dem Parlament. Dieses besteht aus drei Theilen, dem Könige oder der Königin, den geistlichen und weltlichen Lords, die in dem Oberhaus versammelt sind, und aus den Gemeinen, deren Vertretung das Unterhaus ist. Das Parlament hat das Recht der Gesetzgebung, ohne Einschränkung hinsichtlich des Gegenstandes, nur mit denjenigen Schranken, welche sich aus der Natur der Dinge ergeben. Das Parlament, so sagt man, kann Alles thun, was ihm gut oder geeignet scheint, nur kann es keinen Mann in eine Frau verwandeln. Zu jedem Gesetze ist Zustimmung der Krone und der beiden Häuser des Parlaments erforderlich. Bei der Gesetzgebung prävaliren die beiden Häuser des Parlaments; seit den Zeiten der Königin Anna, also seit 180 Jahren hat die Krone jedem Gesetzentwurfe, welchen die beiden Häuser des Parlaments ihr präsentirt haben, bereitwillig die Zustimmung ertheilt. Aber es ist keineswegs ausgeschlossen, daß bei einem Gesetzentwurf, welcher die Rechte der Krone beeinträchtigt oder die gemeine Wohlfahrt schädigt, an Stelle der herkömmlichen Bestätigungsformel „la reine le veut" die andere Formel „la reine l'avisera" ausgesprochen wird, daß also die Königin in höflicher Form den Gesetzentwurf ablehnt, und, was die kaum vermeidliche Folge eines solchen ungewöhnlichen Schrittes sein würde, das Unterhaus auflöst und den Gegenstand des Gesetzentwurfs der abermaligen Erwägung der Wähler unterbreitet. Dagegen ist die vollziehende Gewalt bei der Krone, nicht bei den beiden Häusern des Parlamentes. Die Sätze im dritten Titel der preußischen Verfassungsurkunde „Vom Könige" gelten meist auch in England. „Der König ernennt und entläßt die Minister." Ganz ebenso ist es in England; die Königin ernennt und entläßt die Minister; aller Civildienst im Lande wird ihr geleistet. „Der König erläßt die zur Ausführung der Gesetze nöthigen Verordnungen." Ganz ebenso in England; die Königin im Geheimen Rath erläßt die Verordnungen, welche zur Ausführung der Gesetze nöthig sind. „Der König führt den Oberbefehl über das Heer," — ein Recht, welches bekanntlich von dem preußischen Könige auf den deutschen Kaiser übergegangen ist. Die englische Königin ist die Oberbefehlshaberin des Heeres und der Marine; aller militärische Dienst im Lande wird ihr geleistet. „Der König besetzt alle Stellen im Heere, sowie in den übrigen Zweigen des Staatsdienstes, sofern nicht das Gesetz ein Anderes verordnet." Ganz ebenso ist es in England. „Der König hat das Recht, Krieg zu erklären

Digitized by Google

und Frieden zu schließen, auch andere Verträge mit fremden Regierungen zu errichten," — ein Recht, welches ebenfalls im Wesentlichen auf den deutschen Kaiser übergegangen ist. Auch die englische Königin ist die Repräsentantin ihres Staates gegenüber fremden Regierungen; sie hat das Recht, Krieg zu erklären und Frieden zu schließen, auch andere Verträge mit fremden Regierungen einzugehen. „Der König hat das Recht der Begnadigung und Strafmilderung." Ebenso ist es in England. „Dem Könige steht die Verleihung von Orden und anderen mit Vorrechten nicht verbundenen Auszeichnungen zu." Ganz ebenso ist die englische Königin die Quelle aller Ehren. Der preußische König beruft, eröffnet, vertagt und schließt die beiden Häuser des Landtages und kann das Abgeordnetenhaus auflösen. Die englische Königin beruft, eröffnet, vertagt und schließt die beiden Häuser des Parlamentes und kann das Unterhaus auflösen. Und auch der Satz, den unsere Verfassung im dritten Titel voranstellt: „Die Person des Königs ist unverletzlich", gilt in England. Niemand kann die englische Königin zur Verantwortung und Rechenschaft ziehen; jeder Unterthan ist ihr Ehrerbietung schuldig. Wie aber unsere Verfassung an den Fundamentalsatz: „Die Person des Königs ist unverletzlich", den weiteren Satz anschließt: „Die Minister des Königs sind verantwortlich. Alle Regierungsacte des Königs bedürfen zu ihrer Gültigkeit der Gegenzeichnung eines Ministers, welcher dadurch die Verantwortlichkeit übernimmt", so ist es auch ein oberster Grundsatz des englischen constitutionellen Rechts: Weil die Königin unverantwortlich ist, weil sie, wie Sir William Blackstone, der berühmteste Commentator des englischen Rechts, sagt, nach einem alten und fundamentalen Grundsatze der englischen Verfassung kein Unrecht thun kann, so soll sie sich bei allen Regierungsacten des Beiraths verantwortlicher Personen, namentlich der Staatssecretäre, bedienen; erst durch deren Beirath und Mitwirkung erhalten die Regierungsacte Gültigkeit. Die beiden Häuser des Parlamentes haben keinen Antheil an der vollziehenden Gewalt, aber sie können der Königin über deren Ausübung durch Adresse Rath ertheilen, sie können die Amtsführung der Minister und der anderen Rathgeber der Krone untersuchen und dieselben zur Rechenschaft ziehen, das Unterhaus kann geeigneten Falls gegen Minister und andere hohe Staatsbeamte vor dem Oberhause Staatsklage (impeachment) erheben und vor allen Dingen bewilligen die beiden Häuser des Parlamentes der Krone von Zeit zu Zeit, seit langer Praxis alljährlich, einen Theil der Einkünfte, deren sie zur Führung der Regierung bedarf, und ist das stehende Heer von ihrer jährlichen Beschlußfassung abhängig.

Die Skizze über Vertheilung der Staatsgewalt auf die drei Theile des englischen Parlamentes, Krone, Oberhaus und Unterhaus, wird anschaulicher werden, wenn ich auf dieselben nacheinander etwas näher eingehe und dann das merkwürdige Institut der Neuzeit, den englischen Ministerrath, beschreibe, dessen Aufgabe es ist, den Willen der Krone, des Oberhauses und des Unterhauses zu einer Einheit zu vermitteln und dann unter Autorität der Krone in den nationalen Angelegenheiten auszuführen.

Die Rechts- und Machtstellung der englischen Krone ist fixirt durch die zweite englische, die sogen. glorreiche Revolution. Die Könige aus dem Hause

Digitized by Google

Stuart, Jakob I., Karl I., Karl II. und Jakob II., hatten die Prärogative, d. h. die besonderen Vorrechte der Krone mißbraucht und theilweise die Verfassung schwer verletzt. König Karl I. büßte dafür auf dem Schaffot, König Jakob II. durch Verbannung. Die englische Verfassungsconvention, Oberhaus und Unterhaus, welche nach Vertreibung König Jakob's II. im Jahre 1688 zusammentrat, beschloß:

„daß König Jakob II. in Betracht,
daß er versucht hat, die Verfassung des Landes zu untergraben, unter Bruch des ursprünglichen Vertrages zwischen König und Volk;
und daß er auf den Rath von Jesuiten und andern schlechten Menschen die Grundgesetze verletzt hat;
und daß er sich aus dem Königreiche entfernt hat;
die Regierung niedergelegt (abdicirt) hat, und daß der Thron demgemäß erledigt ist,"

und berief dann in der Erwägung, daß es ihr als der Vertretung des gesammten Volkes zukomme, den erledigten Thron zu besetzen, und daß bei Lage des Falles auf den Prinzen von Wales keine Rücksicht genommen werden dürfe, zur Thronfolge zunächst den Prinzen Wilhelm von Oranien und dessen Gemahlin (älteste Tochter König Jakob's II.), sowie deren Leibeserben, dann die Prinzessin Anna von Dänemark (jüngere Tochter König Jakob's II.) und deren Leibeserben und danach die Leibeserben des Prinzen Wilhelm von Oranien. Damit war denn feierlich erklärt, daß dem Könige kein übernatürliches, kein göttliches Recht gebühre, daß sein Recht vielmehr auf einem Vertrage mit dem Volke beruhe; daß es dem Volke zustehe, seine Rechte und Freiheiten zu schützen und zu vertheidigen und äußersten Falles dem Könige seine Macht zu nehmen und ihn zu vertreiben und zu verbannen; und daß es unter so außerordentlichen Verhältnissen, wie sie damals bestanden, der Vertretung des gesammten Volkes zukomme, von dem gewöhnlichen Lauf der Thronfolge abzuweichen und den erledigten Thron zu besetzen. Uebrigens wurde an den alten Rechten und Prärogativen der Krone nichts geändert; nur wurden die Rechte und Freiheiten der englischen Unterthanen, die vordem mangelhaft definirt und folgeweise oft verletzt waren, durch die Bill of rights aus dem Jahre 1689 declarirt und durch ausdrückliche Feststellung gegen Mißachtung geschützt. Das Recht des Königs beruht demnach auf Gesetz und kann durch schweren Mißbrauch der königlichen Gewalt verwirkt werden; dem Könige gebührt nur ein Theil der Staatsgewalt, keine freie und unbeschränkte Gewalt; es gilt der Satz, den die besten englischen Juristen schon lange vor der Revolution aufgestellt haben: „Rex debet esse sub lege, quia lex facit regem."

Das englische Oberhaus, der zweite Theil des englischen Parlamentes, hat durch die neuere Entwickelung des englischen Staates an Bedeutung verloren. Seine Gerichtsgewalt ist durch die neue Gerichtsverfassung eingeschränkt. Manche Mitglieder des Oberhauses verfügten vor der Reformbill des Jahres 1832 über Sitze im Unterhause, sie bestimmten durch ihren Grundbesitz und althergebrachten Einfluß die Wahlen von über 100 kleinen Wahlflecken, den sogen. nomination-boroughs; sie hatten somit einen erheblichen, allerdings nur indirecten Einfluß auf die Zusammensetzung des Unterhauses. Dieser Einfluß ist beseitigt; immerhin aber haben die Pairs bis auf den gegenwärtigen Tag eine sehr erhebliche

Digitized by Google

Einwirkung auf den Zustand und die Entwickelung des Landes, zumeist durch ihren Antheil an der Gesetzgebung, dann aber auch durch ihren Reichthum und durch ihre hohe gesellschaftliche Stellung. In dem englischen Oberhause sitzen manche Herren, die durch lange Familientraditionen mit der Geschichte ihres Landes fest verwachsen sind, die sich eines weitgehenden Einflusses auf die Nachbarschaft erfreuen, herkömmlich an der Spitze der Grafschaftsverwaltung stehen und die mit Recht beinahe königliche Existenzen genannt sind. Die Stellung des Oberhauses bei der Gesetzgebung ist eine sehr günstige, es ist im Wesentlichen eine Revisionskammer. Die meisten und wichtigsten Gesetze nehmen ihren Ursprung im Unterhause, die Pairs haben Muße, die Gründe für und gegen die in Vorschlag gebrachte Maßregel zu studiren, sie können den Gang der öffentlichen Meinung sorgfältig beobachten, sie kennen alle Stärken und Schwächen des gerade im Amte befindlichen Ministeriums. Einem Gesetzentwurfe, der von der öffentlichen Meinung und dem Unterhause dringend verlangt und von einem kräftigen Ministerium energisch vertreten wird, pflegen sie keinen nachhaltigen Widerstand entgegenzusetzen, in der Erwägung, daß ein solcher Widerstand die Stellung des Oberhauses gefährden könnte. Die Entscheidung über den Gang der englischen Politik ist, wenigstens unter gewöhnlichen Verhältnissen, nicht bei dem Oberhause, aber es ist bis auf den gegenwärtigen Tag ein Factor in dem englischen Staatsleben, mit welchem Krone und Unterhaus und namentlich das Ministerium sorgfältig zu rechnen hat.

Der wichtigste Factor in dem englischen Staatsleben ist das Unterhaus, die Vertretung der Gemeinen, die Vertretung des englischen Volkes für seine nationalen Angelegenheiten. Seine ungeheure Bedeutung liegt zunächst in seiner Zusammensetzung. Zwar gelten auch die Mitglieder des Oberhauses als Vertreter des gesammten englischen Volkes, aber dies ist eine Fiction, wenngleich eine wohlthätige und heilsame Fiction, in Wirklichkeit vertreten die Pairs nur sich selbst und ihre Standesgenossen. Nicht so das Unterhaus. Seine reichlich 650 Mitglieder gehen aus periodischen Wahlen hervor, sie sind in der That und in der Wahrheit die erwählten Vertreter des englischen Volkes. Die Gothik in dem englischen Staatsgebäude ist im Abnehmen, nüchterne Prosa tritt immermehr an Stelle der krausen eigenartigen Gebilde der früheren Zeit, die nomination-boroughs, welche ich vorhin erwähnte, sind meist durch die große Reformbill des Jahres 1832 beseitigt; die zweite Reformbill des Jahres 1867, von einem conservativen Ministerium ausgehend, aber in der Berathung des Comités des ganzen Unterhauses gegen den Willen des Ministeriums, das im Amte bleiben wollte, erheblich umgestaltet, hat das Stimmrecht weiter ausgedehnt, wenngleich es keineswegs wie bei unserem Reichstage ein allgemeines ist. Ueber dem Unterhause stehen nur die Wähler, das englische Volk ist der alleinige Meister des Unterhauses. Darum müssen seine Mitglieder in steter Fühlung mit ihren Wählern bleiben; sie haben dafür zu sorgen, daß sie deren Vertrauen nicht verlieren. Der häufige Verkehr der Mitglieder des Unterhauses mit den Wählern ist ein ungemein wichtiges politisches Erziehungsmittel; bei Gelegenheit dieses Verkehrs werden die Fragen, über welche das Unterhaus entschieden hat oder noch zu entscheiden berufen ist, vor die Wähler gebracht, die Argumente beider

Digitized by Google

Parteien werden vor ihnen erörtert, die Politik des einflußreichsten Staates der Welt wird immer und immer wieder in großen volksthümlichen Versammlungen discutirt, hie und da gewiß mit manchen Entstellungen und Uebertreibungen oder, um diesen neuen Ausdruck zu gebrauchen, mit allerlei „Brunnenvergiftung", die aber dem gesunden politischen Magen des englischen Volkes keinen großen Schaden bringt. Dann ist das Unterhaus mit so weitgehenden Rechten und Privilegien ausgestattet, daß es schlechterdings unmöglich ist, die Regierung des Landes gegen seinen ausgesprochenen Willen zu führen. Das Unterhaus hat als Theil des Parlamentes einen Antheil an der Gesetzgebung, jedes Gesetz bedarf seiner Zustimmung, die wichtigeren Gesetze werden zuerst im Unterhause berathen und zur Abstimmung gebracht. Dann gilt in England das Halten einer stehenden Armee in Friedenszeiten im Unterschied von den Milizen noch immer als ungesetzlich; das stehende Heer wird durch Unterhaus und Oberhaus von Jahr zu Jahr bewilligt. Das Unterhaus als Vertretung des steuerzahlenden Volkes verfügt über dessen Börse; alle Finanzgesetzentwürfe müssen im Unterhause ihren Ursprung nehmen, und können vom Oberhause nur im Ganzen angenommen oder abgelehnt werden. Die Krone ist daher vom Unterhause abhängig bezüglich der Mittel, die zur Führung der Regierung erforderlich sind. Doch es ist gar nicht nöthig auf die zahlreichen sonstigen Rechte und Privilegien des Unterhauses einzugehen, der vorhin aufgestellte Satz: das Unterhaus ist der Ausschlag gebende Factor im englischen Staatsleben, wird nach dem Gesagten einleuchtend genug sein. Aber allerdings ist bei diesem Satze vorausgesetzt, daß das Unterhaus einen bestimmten staatlichen Willen hat und daß es diesen Willen zu bethätigen entschlossen ist. Würde das Unterhaus in acht oder zehn Parteien zerfallen, die sich gegenseitig paralysirten, würde die Mehrheit hin und her schwanken, dann würde die Bedeutung des Unterhauses sinken und könnte ganz schwinden und der Schwerpunkt des englischen Staatslebens möchte wieder der Krone oder dem Oberhause zufallen.

Der englische Ministerrath, the cabinet-council, kürzer the cabinet, ist dasjenige Institut, welches den Willen der Krone, des Oberhauses und des Unterhauses zu einer Einheit vermittelt und dann in den nationalen Angelegenheiten zur Ausführung bringt. Wir mögen ihn mit weit größerem Recht als das preußische Ministerium einen „Lückenbüßer" nennen. Denn die preußische Verfassungsurkunde nennt das Staatsministerium und die Minister an zahlreichen Stellen (Art. 44, 45, 49, 57, 58, 60, 61, 63, 77, 81) und überweist ihnen wichtige Functionen im staatlichen Leben. Der englische Ministerrath ist dagegen dem Gesetze unbekannt, er hat keine eigene Kraft und Macht, sondern entnimmt seine Kraft und Macht von denjenigen Organen des englischen Staates, an welche er sich gleich einer großen immer mehr wachsenden Schlingpflanze anlehnt. Er ist kein Erzeugniß politischer Reflectionen und legislativer Weisheit, sondern harter politischer Nothwendigkeit; er ist ein hochwichtiges Institut des englischen Staates, welches seit den Zeiten der zweiten englischen Revolution entstanden ist, und sich nach und nach zu seiner gegenwärtigen Vollkommenheit entwickelt hat, aus gar keinem anderen Grunde, als weil er nothwendig war. Das englische Staatsschiff würde steuerlos hin und her schwanken

Digitized by Google

und in Gefahr sein, ganz zu stranden und zu scheitern, wäre nicht ein Institut vorhanden, welches stetig zwischen Krone, Oberhaus und Unterhaus vermittelt und deren Willen zu einer Einheit verbindet. Die Krone hat das unzweifelhafte Recht, Krieg zu erklären, aber Oberhaus und Unterhaus haben ebenso unzweifelhaft das Recht, die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit der Kriegserklärung zu untersuchen, wenn sie um Bewilligung der zur Kriegführung erforderlichen Mittel angegangen werden. Es wäre ein unerträglicher Zustand, wenn Oberhaus oder Unterhaus die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit der Kriegserklärung verneinten und folgeweise die zur Kriegführung erforderlichen Mittel verweigerten, somit der von der Krone erklärte Krieg nicht geführt werden könnte. Der Zustand des englischen Staates kann eine wichtige gesetzgeberische Maßregel absolut erfordern; die öffentliche Meinung in England im Beginne der dreißiger Jahre war so aufgeregt, daß die große Reformbill, man mag über ihren Inhalt denken wie man will, eine politische Nothwendigkeit war, es muß daher ein Institut geben, welches bei einer solchen Lage den Widerstand des einen oder andern Factors der Gesetzgebung überwinden und die nöthige Einheit des Staatswillens herstellen kann. Weil aber der Ministerrath zwischen Krone, Oberhaus und Unterhaus zu vermitteln hat, muß er sich an alle drei Theile des Parlamentes anlehnen. Die Verbindung des Ministerrathes mit der Krone besteht darin, daß die Königin die Minister ernennt und entläßt, und daß die Minister unter steter Kenntnißnahme, Zustimmung und Controle der Königin die dieser de jure zustehende Regierung führen. Die Minister sind nicht Vormünder, sondern Diener und oberste Rathgeber der Königin, sie sind ihr für ihre Amtsführung verantwortlich, sie können keine Handlung von Belang ohne ihre Zustimmung vornehmen. Ihre Aufgabe ist, die Königin von der Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit derjenigen Maßregeln zu überzeugen, welche sie für nöthig halten. Gelingt das nicht, weigert die Königin ihre Zustimmung, so stehen die Minister vor der Alternative: entweder die vorgeschlagene Maßregel aufzugeben oder um ihre Entlassung zu bitten. Die auf dem europäischen Continente verbreitete Auffassung, die Königin sei lediglich ein Ornament des englischen Staates, ohne erheblichen Einfluß auf die Richtung der englischen Politik, ist eine „Legende", welche durch die Verfassung und die Geschichte Englands nicht bestätigt wird. Daß die Reformbill des Jahres 1832 Gesetz geworden ist, daß der höchst gefährliche Streit über Zusammensetzung des Unterhauses ein Ende gefunden hat, ist wesentlich der persönlichen Intervention König Wilhelm's IV. zu danken, deren Verfassungsmäßigkeit allerdings wegen der Form, worin sie geübt wurde, beanstandet ist. Daß im Jahre 1861, als der Capitain Wilkes des Vereinigten-Staaten-Kriegsschiffes San Jacinto die Gesandten der Secessionsstaaten Mason und Slidell von dem englischen Postdampfer Trent fortführte und verhaftete, der drohende Krieg zwischen England und den Vereinigten Staaten vermieden wurde, ist wesentlich ein Verdienst der gegenwärtig regierenden Königin Victoria unter Beirath des Prinz-Gemahls; durch ihre Weisheit, Festigkeit und Mäßigung bewirkte sie eine solche Form des Auslieferungsverlangens, daß die Vereinigten Staaten ohne Verletzung ihrer Würde darauf eingehen konnten; die durchaus verfassungsmäßige Intervention

Digitized by Google

der Königin Victoria hat den englischen Staat vor einer Calamität bewahrt, deren Folgen für die ganze civilisirte Welt unberechenbar gewesen wären. Die englische Königin ist daher nicht allein eine Zierde, ein Ornament des englischen Staates, sie ist dessen Oberhaupt und wichtigstes Glied; sie ist dauernd, die Minister wechseln, sie kennt alle Staatsgeheimnisse, sie repräsentirt die Einheit, die Stabilität, die Gerechtigkeit des englischen Staates gegenüber den wechselnden Parteiministern, sie hat überdies großen gesellschaftlichen Einfluß. Aber sie ist doch nur ein Theil des Staates, und der Theil steht nicht über dem Ganzen; für sie, wie für Jedermann, gilt das apostolische Wort: „Schicket euch in die Zeit", und das eine oder andere Mal auch wohl der Zusatz: „denn es ist böse Zeit". Verfügt ein Ministerrath über eine ergebene Mehrheit im Unterhause und wird dieselbe von dem Vertrauen und der Zustimmung des Volkes getragen, dann würde die Entlassung des Ministerrathes und die Auflösung des Unterhauses nur die Wiederkehr derselben Mehrheit bewirken und ein ganz zwingender Grund für die Königin sein, die entlassenen Minister wieder in das Amt zu berufen. So konnte König Wilhelm IV., welcher gegen Ende des Jahres 1834 das Ministerium des Viscount Melbourne wegen Mißbilligung der von ihm befolgten Politik entlassen und Sir Robert Peel den Auftrag zur Neubildung des Ministeriums gegeben hatte, nicht umhin, das Ministerium des Sir Robert Peel im April 1835 zu entlassen und den Viscount Melbourne abermals zur Bildung eines Ministeriums einzuladen, weil die Auflösung des Unterhauses die frühere Majorität der Whigs zwar gemindert, aber nicht beseitigt hatte. — Der Ministerrath steht weiter in Verbindung mit den beiden andern Theilen des englischen Parlamentes, dem Oberhaus und dem Unterhaus. Seine Mitglieder haben Sitz und Stimme in dem Oberhause oder Unterhause; es ist anomal, wenn ein Mann in den Ministerrath berufen wird, der nicht Mitglied des Oberhauses oder Unterhauses ist. Früher wurden die Mitglieder des cabinet zum größeren Theil aus dem Oberhause genommen; die immer wachsende Bedeutung des Unterhauses hat es mit sich gebracht, daß jetzt der größere Theil der Minister dem Unterhause anzugehören pflegt. Die Minister haben die Verwaltungszweige, an deren Spitze sie stehen, und die Gesammtpolitik der Regierung im Oberhause und Unterhause zu vertreten. Ihre Aufgabe gegenüber dem Oberhause und Unterhause ist ganz dieselbe wie gegenüber der Königin; sie haben beide von der Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit derjenigen Maßregeln zu überzeugen, über welche der Ministerrath sich geeinigt hat, und dahin zu wirken, daß beide die zur Ausführung dieser Maßregeln erforderlichen Mittel bewilligen. In Anerkennung des Umstandes, daß der Schwerpunkt des Staatslebens gegenwärtig bei dem Unterhause, dem volksthümlichen Theile der Verfassung, ist, treten die Minister vom Amte zurück, so wie ihnen dasselbe sein Vertrauen entzieht. Ein ausdrückliches oder verstecktes Mißtrauensvotum des Unterhauses ist ausreichend zum Wechsel des Ministeriums, falls nicht die Königin auf Rath des Ministerrathes die Auflösung des Unterhauses beschließt. Dann ist die Entscheidung bei den Wählern, der sich Jedermann ohne weiteren Widerstand unterwirft.

An der Spitze des englischen Ministerrathes (ein kleinerer Ausschuß leiten-

Digitized by Google

der Staatsmänner, namentlich die Chefs der wichtigeren Verwaltungszweige, meist 12 bis 16 Personen) und des englischen Ministeriums (die Gesammtheit der politischen Vertreter der Regierung im Oberhause und Unterhause, außer den Cabinetsministern auch die Chefs der weniger wichtigen Verwaltungszweige, die parlamentarischen Unterstaatssecretäre u. s. w.) steht dasjenige Mitglied, welchem die Königin den Auftrag zur Bildung des Ministeriums gegeben hat. Auf seinen Rath werden die andern Minister ernannt. Der Rücktritt oder Tod des Premierministers bewirkt die Auflösung und Neubildung des Ministeriums. Der Premierminister ist in erster Linie der Vertreter der Regierungspolitik, sowohl gegenüber der Königin als gegenüber den Häusern des Parlamentes. Der Souverän nimmt seit reichlich 150 Jahren an den Berathungen des Ministerrathes keinen Antheil, er hat nicht die Stellung eines Ministerpräsidenten; der Premierminister berichtet der Königin die Beschlüsse des Ministerrathes und erwirkt ihre Entscheidung. Es gilt der Grundsatz der sog. impersonality of the sovereign, die Königin steht und soll über den Parteien stehen, sie schenkt ihr Vertrauen denjenigen Staatsmännern, welchen das englische Volk durch die Wahlen zum Unterhause sein Vertrauen geschenkt hat. Dafür sind dann aber auch die Minister der Schild der Königin, sie sind die undurchdringliche Rüstung, an welcher alle Angriffe gegen die Krone wirkungslos abprallen. Die Königin, gleichmäßig geachtet und verehrt von allen Parteien des Landes, steht hinter der politischen Schaubühne; aber, wie gezeigt, keineswegs ohne Einfluß auf die Vorgänge auf derselben, vielmehr unter Umständen, namentlich wenn die Parteien etwa gleich stark sind oder wenn es sich handelt um die Entscheidung zwischen Ansprüchen gleich einflußreicher Staatsmänner derselben Partei, in ausschlaggebender Stellung. Alle Angriffe gegen die jeweilige Regierung richten sich gegen die Minister, welche vom Amte zurücktreten, falls ihnen die gedeihliche Fortführung der Regierung unmöglich ist.

Die complicirte Regierung, welche ich eben in ihren Grundzügen beschrieben habe, übt die Staatsgewalt des mächtigen englischen Reiches nach Maßgabe des Gesetzes. Sie ist eine Regierung von Gesetzen und nach Gesetzen. Aber noch mehr, sie ist auch eine Regierung der Ueberredung und der Ueberzeugung; der englische Ministerrath, von dem die Anregung zu den wichtigeren Maßregeln ausgeht, hat die Königin, das Oberhaus und Unterhaus von deren Gerechtigkeit und Nützlichkeit zu überzeugen. Die letzte Entscheidung über die Richtung der Politik ist bei dem englischen Volke durch die Wahlen zum Unterhause, vorausgesetzt, daß es diese Entscheidung haben will und durch die Wahlen einen bestimmten politischen Willen zum Ausdruck bringt.

Und zuletzt: wohin geht die Meinung des eigenen Landes und der Welt über die parlamentarische Regierung? welche Früchte hat sie gezeitigt? wie hat sie zurückgewirkt auf den wirthschaftlichen, geistigen und socialen Zustand des Volkes und auf die Machtstellung des Landes?

Machiavelli macht die feine Bemerkung: „Die ungünstige Meinung gegen die Völker entsteht daraus, daß Jeder frei und ohne Scheu ihnen Uebles nachsagen kann, auch während sie regieren, von den Fürsten hingegen immer voll Furcht und mit tausend Rücksichten gesprochen wird." Die parlamentarische

Digitized by Google

Regierung ist eine volksthümliche Regierung; Jeder, im In- und Auslande, mag ihr frei und ohne Scheu Uebles nachsagen. Das ist denn auch in früherer Zeit reichlich geschehen. Der hochverdiente Oberpräsident von Bincke erwähnt in seiner vortrefflichen Darstellung der inneren Staatsverwaltung Großbritanniens aus dem ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts, daß nach Meinung Vieler das Parlament nur aus feilen Schwätzern und Hofleuten bestehe. Nun, diese oberflächlichen Beurtheilungen sind beinahe verstummt. Jeder Einsichtige prüft und studirt gern die englische Verfassung, findet darin viele Belehrung und Anregung und freut sich dessen, was sie zum Fortschritt des Menschengeschlechts gethan hat. Vollkommenheit in staatlichen Dingen ist freilich nicht zu erwarten, weder in der alten noch in der neuen Welt. Die englischen Staatsmänner, welche grau geworden sind im treuen Dienste ihres Landes, erheben mancherlei Einwendungen gegen die parlamentarische Regierung. Gladstone klagt: Wir sind in politischer Beziehung ein überarbeitetes und überlastetes Volk; wir haben nicht die geistige und physische Kraft, welche nöthig ist, um allen unsern mannigfachen Pflichten zu genügen; wir müssen manche hochwichtige Aufgabe in einer ungründlichen, nachlässigen Weise erfüllen; das parlamentarische System mit seiner Centralisation der Gesetzgebung erfordert mehr Gehirnkraft, als uns zur Verfügung steht. Und Lord Macaulay sagt in einem seiner letzten und besten Essays (William Pitt): „Parlamentarische Regierung ist Regierung durch Sprechen. In einer solchen Regierung ist die Gewalt der Rede die am meisten geschätzte aller Eigenschaften, welche ein Politiker besitzen kann; und diese Gewalt mag bestehen in höchster Ausbildung ohne Urtheil, ohne Tapferkeit, ohne Fähigkeit, die Charaktere der Menschen oder die Zeichen der Zeiten zu erkennen, ohne Kenntniß der Grundsätze der Gesetzgebung und der Volkswirthschaft, ohne Geschick in der Diplomatie oder in der Kriegführung." Der alleinige Weg zu den höchsten Aemtern des englischen Staates geht durch das Unterhaus und Oberhaus. Wem es nicht gelingt, einen Sitz im Unterhause oder Oberhause zu erlangen und den Beifall und das Vertrauen desjenigen Hauses, dem er angehört, zu gewinnen, der hat keine Aussicht, einen Platz im Ministerrathe zu erhalten. Doch ich mag diese und andere Ausstellungen bei Seite lassen; die gesittete Welt ist darüber einverstanden, daß die parlamentarische Regierung unter den Regierungsformen, welche der Menschengeist im Laufe der Jahrtausende ersonnen hat, einen sehr hohen Platz einnimmt.

Auf staatliche Einrichtungen paßt ganz besonders das Wort: „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen." Die am sorgfältigsten ausgedachte Verfassung ist nur eine Spielerei des Geistes, ohne praktischen Werth, wenn sie nicht den Verhältnissen des Landes angepaßt ist und dessen Wohlergehen fördert. Der allein richtige Maßstab für Beurtheilung staatlicher Einrichtungen scheint mir darin zu bestehen, ob und in welchem Grade sie menschliche Wohlfahrt und Tüchtigkeit fördern.

Am Ende des Mittelalters konnte Niemand den ganz hervorragenden Platz vorhersehen, den England jetzt unter den civilisirten Völkern einnimmt. England wurde an Gebiet, an Bevölkerung und Reichthum weit übertroffen durch Deutschland, Spanien und Frankreich. Worin liegt der letzte Grund, daß das kleine

Digitized by Google

England im Wettkampfe der Nationen die Palme davongetragen und seine Sprache, sein Recht, seine Sitten, seine Einrichtungen auf ein Gebiet hat ausdehnen können, das beinahe dreimal so groß ist als ganz Europa? Ich weiß keinen andern Grund als den Vorzug der englischen Einrichtungen vor den früheren Einrichtungen des europäischen Continents.

Allerdings ist die englische Herrschaft keine zusammenhängende Herrschaft, der weite Ocean trennt die verschiedenen Theile des ungeheuren Reiches. Canada, Australien und die Capcolonie stehen in nur lockerer Verbindung mit dem Mutterlande und mögen demnächst die Verbindung lösen. Die englischen Staatsmänner wissen sehr gut, daß dereinst die von England aus gegründeten Gemeinwesen das Mutterland an Kraft, Bevölkerung und Reichthum weit übertreffen werden. Aber der Vater soll ja froh sein, wenn der Sohn selbständig geworden und ihm an Einsicht, Tüchtigkeit und Kraft überlegen ist. Daher rühmen die englischen Staatsmänner mit bestem Grunde das rasche Wachsthum der Colonien und hoffen, daß sie nach demnächstiger Trennung freundliche Beziehungen zu dem alten England pflegen und daß ein Verhältniß entstehen wird, wie es John Bright, Mitglied des englischen Cabinets, in einer kürzlich veröffentlichten Correspondenz mit dem früheren Präsidenten der Vereinigten Staaten Rutherford B. Hayes beschrieben hat: „England und die Vereinigten Staaten sind Zweige Eines Volkes; darum freue ich mich über Eure Einheit, Eure Freiheit, Euren wachsenden Reichthum und Einfluß."

Wo viel Licht ist, da ist auch Schatten. Irland ist die wunde Stelle am englischen Staatskörper. Die frühere Confiscation des irischen Grundeigenthums trägt böse Frucht; die Sünden der Väter werden heimgesucht an den Kindern. Die irische Landfrage wäre nicht so verzweifelt, wenn nicht dahinter stände die schottische und die englische Landfrage und dahinter das Bestehen der englischen Aristokratie und die Verfassung des Oberhauses, also der mittelalterliche Theil der englischen Verfassung, welcher von den Colonien nicht recipirt ist.

Auf dem europäischen Continent, nicht in England, ist die Meinung verbreitet, daß die Einwirkung der englischen Königin auf das ganze Staatsleben durch die beiden Häuser des Parlamentes übermäßig beschränkt wird. Dem gegenüber mag auf die berühmte Erklärung der hannoverschen Bevollmächtigten auf dem Wiener Congreß hingewiesen werden: „der König von England ist unleugbar ebenso souverän als jeder andere Fürst in Europa und die Freiheiten seines Volkes befestigen seinen Thron anstatt ihn zu untergraben." Die englische Königin steht hoch in der Liebe und Verehrung ihres Volkes und hat vielleicht mehr reellen Einfluß auf die Staatsgeschäfte als der von Meuchelmördern geängstete, von seiner Umgebung abhängige Gefangene in Gatschina, wenngleich in seinen Händen die Staatsgewalt des großen russischen Reiches vereinigt ist. Unwürdig ist jedenfalls nicht die Stellung eines Monarchen, welche Friedrich der Große in seinem Antimachiavelli dahin beschrieben hat: „Dort (in England) ist das Parlament der Vermittler zwischen König und Volk, und der König hat alle Macht, Gutes zu thun, aber er hat keine Gewalt, Böses zu thun."

Digitized by Google

Feldherren und Feldherrenthum.

Von

C. Frh. v. d. Goltz.

Wir haben in den letzten Jahren manchen der bewährten Führer unseres Heeres scheiden sehen. Für einzelne Namen sucht man vergeblich nach Ersatz. Die Frage, wie es in dieser Hinsicht künftig mit Deutschland bestellt sein wird, regt sich unwillkürlich. Ohne Zweifel gewähren bedeutende Männer an der Spitze unserer Waffenmacht die beste Bürgschaft für die Sicherheit des Vaterlandes. Gäbe es einen Weg, sich dieselbe zu verschaffen, so dürfte kein Opfer gescheut werden. Zwar führen uns berechtigte Zweifel von vornherein zu Scharnhorst's Ansicht: „daß noch kein Mittel bekannt ist, große Männer in niederen Graden mit Gewißheit zu erkennen und sie ohne Zerrüttung aller Verhältnisse an die Spitze der Armee zu bringen." Indessen eine Untersuchung ist der Gegenstand unzweifelhaft werth.

Der französische Oberst Desprels hat demselben ein 1880 in Paris erschienenes Werk: „Les leçons de la guerre" gewidmet.[1]) Es beginnt mit dem Ausspruch Napoleon's: „Die besten Soldaten waren die Karthager unter Hannibal, die Römer unter den Scipionen, die Macedonier unter Alexander, die Preußen unter Friedrich." Jedenfalls ist der Einfluß, welchen die Feldherren auf die Leistungen der Heere übten, der sichtbarste. Alexander und Friedrich haben zwar trefflich vorbereitete Truppen aus der väterlichen Hand übernommen, Scipio indessen führte Legionen zum Siege, welche bis dahin nur Niederlagen gesehen, Washington, Hoche, Bonaparte siegten mit bunt zusammengewürfelten Scharen und noch in seinen letzten Feldzügen wußte Napoleon mit jungen Conscribirten Erstaunliches zu vollbringen.

„Durchblättert man die Geschichte, so findet man im Geiste der Helden zahlreiche und überraschende Analogien. Die Gleichförmigkeit ihres Charakters tritt so schlagend hervor, daß sie derselben Familie, derselben, von jeder Bei-

[1]) Les leçons de la guerre par Ph. E. Desprels, Colonel d'artillerie en retraite. Paris, Auguste Ghio. 1880.

Digitized by Google

mischung befreiten Race anzugehören scheinen." Von diesem Ausgangspunkte beginnt die Untersuchung des Verfassers. Er forscht nach bestimmten Erkennungszeichen für die von Gott begnadeten Feldherrnnaturen, entweder, um die hohen Befehlshaberstellen in die richtigen Hände zu legen, oder wenigstens den besten Avancementsmodus für das Emporkommen bedeutender Heerführer ausfindig zu machen.

Zugleich sollen in der Betrachtung der Heldencharaktere gewöhnliche Sterbliche die Kluft erkennen lernen, welche sie von jenen trennt und sich bescheiden, eine untergeordnete Rolle zu spielen, auf daß ein Jeder um so leichter an den rechten Platz komme. —

Wir folgen nunmehr den Auseinandersetzungen des interessanten, in Deutschland nur wenig bekannt gewordenen Buchs.

I.

Die Alten maßen den Erfolg dem Glücke bei. Wir sprechen vom Genie. Napoleon hat dieses in Achilles verkörpert gefunden, dem Sohne eines Sterblichen und einer Göttin. Tamerlan in seinen „Institutionen" verlangt von dem Feldherrn den Adel der Geburt dem der Seele vermählt, Intelligenz, List und Kühnheit, Tapferkeit und Klugheit, Entschlossenheit und Voraussicht, Beharrlichkeit und tiefe Ueberlegung. Durch die Aufzählung dieser Eigenschaften wird der Kern der Sache mehr berührt, als durch den etwas unbestimmten Begriff „Genie". Meist identificirt man dieses mit der Schnelligkeit der Auffassung, welche das Ganze einer kriegerischen Lage und alle Einzelheiten gleichzeitig zu erfassen vermag. Aber die Erklärung reicht nicht hin, denn es hat große Feldherrn gegeben, welche, wie Pompejus, Turenne, Eugen und Wellington, gerade dieser Anlage entbehrten.

Zerlegt man die Feldherrngabe in ihre Bestandtheile, so steht obenan das Urtheil. Sich darüber zu verbreitern, würde unnöthig sein, wenn man den Kriegshelden nicht oft den blinden Glauben an ihr Schicksal, an göttlichen Schutz, an überirdische Einflüsse, an ihren Stern, den Fatalismus, ja völligen Aberglauben vorgeworfen hätte, worin ebenso viele Verstandsfehler gesucht werden müßten.

Die Helden des Alterthums haben keine Gelegenheit versäumt, sich ihren Heeren als Günstlinge der Götter darzustellen. Genaue Untersuchung zeigt aber, wie wenig sie selbst daran glaubten, wie sehr ihnen nur um das Mittel zu thun war, den Muth und das Vertrauen der Soldaten zu heben. Während es ihnen gelang, die Masse zu täuschen, haben sie doch die Hellseher unter ihren vertrauten Freunden nicht in die Irre führen können. Bei der Mehrzahl fehlt es daher keineswegs an Zeugnissen für die Absichtlichkeit des von ihnen zur Schau getragenen Wahns.

Bei Alexander, Hannibal, Scipio, Sulla finden sich hinlängliche Beweise vor, daß, wenn sie von ihrer Hoffnung auf den Schutz des Himmels, von der Gunst ihres Schicksals redeten, sie im Grunde des Herzens nur an die reichen Hilfsquellen dachten, welche ihrem eigenen Geiste entströmten.

Auch Cäsar, der sein Glück so häufig im Munde führte, verstand darunter

Digitized by Google

nur die Macht seiner herrlichen Gaben. So tröstete er seine von Fortuna verlassenen Veteranen bei Dyrrachium einfach damit, daß die Himmlische ohnehin schon genug für sie gethan; es sei nun an ihnen, einmal etwas für sie zu thun und ihr durch Muth und Tapferkeit zu Hilfe zu kommen. „Cäsar führte den Krieg," sagt Folard sehr richtig, „wie er *wollte*, und nicht, wie es den Göttern gefiel."

Den modernen Helden ist das Glück keine Göttin mehr; dennoch folgen sie der Tradition.

Napoleon würde zu den Zeiten des Scipio oder des Alexander nicht gesäumt haben, sich göttlichen Ursprung beizulegen. „Ich bin zu spät gekommen," äußerte er am Tage nach der Krönung. „Die Menschen sind zu aufgeklärt; man kann nichts Großes mehr vollbringen. Meine Laufbahn ist schön, das gebe ich zu, aber welcher Unterschied mit dem Alterthum! Alexander ließ sich, nachdem er Asien erobert hatte, vor den Völkern als den Sohn Jupiters erklären und mit Ausnahme der Olympias, die wohl wußte, was sie davon zu halten habe, und des Aristoteles glaubte ihm der ganze Orient. Wenn *ich* mich *heute* für den Sohn des ewigen Vaters erklären wollte und verkündete, daß ich mich aufmachte, um ihm dafür zu danken, so gäbe es kein Fischweib, welches mich nicht auf meinem Wege auspfeifen möchte."

Mit Bedauern verzichtete der Imperator auf das Unerreichbare, sprach aber unaufhörlich von seinem Schicksal, seinem Glücke, seinem Stern. Daß er indessen viel weniger an die höhere als an die eigene Bestimmung seines Looses glaubte, zeigen viele seiner Aeußerungen. „Die großen Thaten, die als ein Werk des Zufalls und des Glückes erscheinen, haben ihren Ursprung stets in den Combinationen des Genies," erklärte er selbst am 16. November 1816 auf St. Helena.

Es ist also aus dem Scheine, den viele große Feldherren erweckten, als glaubten sie an ein launisch waltendes Geschick, auf keine Lücke in der Organisation ihres Geistes zu schließen. Alle sind über die wahre Rolle des Kriegsglücks klar gewesen und haben wohl gewußt, daß es, wie Feldmarschall Moltke gelegentlich ausgesprochen hat, auf die Dauer nur dem *Tüchtigen* treu bleibt.

Anders, meint Oberst Desprels, steht es mit dem Fatalismus. Er ist bei Cäsar, bei Friedrich, bei Napoleon wahrzunehmen. Die Ueberzeugung von dem inneren Zusammenhange kleiner unsichtbarer Ursachen mit den bedeutendsten Ereignissen und von ihrem unberechenbaren Einfluß auf diese, hat im Laufe eines wechselvollen Lebens bei ihnen den Glauben an eine Vorherbestimmung aller Ereignisse erweckt. „Der Gewinn oder Verlust einer Schlacht hängt nur von einer Kleinigkeit ab. Unsere Geschicke sind die Folge einer Verkettung von Nebenumständen, welche unter der Menge der Vorgänge, die sie herbeiführen, vortheilhafte und verhängnißvolle erzeugen müssen," lautet eine Aeußerung des großen Königs. Napoleon schrieb 1797 über denselben Gegenstand: „Alle großen Dinge hängen nur an einem Haar. Ich habe in den wichtigsten Umständen ein Nichts die bedeutendsten Angelegenheiten entscheiden sehen." Selbst der Gewaltigste ist von seiner inneren Organisation abhängig, die sich Niemand schafft. „Chassez le naturel, il revient au galop", sagt ein französisches Sprichwort.

Digitized by Google

Der Fatalismus hat aber die Leistungen der Helden nie beeinträchtigt. Ihre innere Natur verhinderte sie, sich durch denselben zur Unthätigkeit verleiten zu lassen. Wollten sie einmal aus Ueberzeugung in der Krisis passiv verharren, so würde ihr Temperament sie fortreißen, dem Beispiel Mohammed's zu folgen, welcher, trotzdem er der Prophet der göttlichen Prädestination war, dennoch zu Pferde, den Säbel in der Hand, sein Schicksal selbst zu wenden suchte.

Auch im Punkte des dogmatischen Glaubens haben die „grands capitaines" eine erstaunlich gleichmäßige Haltung gezeigt. Sie sind das Gegentheil der Philosophen, welche die Ideen ihres Jahrhunderts bekämpfen, aber unterliegen, weil sie es verschmähen, sich der Wunder zu bedienen, und die Massen für sich zu gewinnen. Die Kriegshelden haben alle eine Neigung zum Skepticismus gezeigt, dieselbe aber mit großer Achtung vor der Gläubigkeit der Menge vereinigt.

Epaminondas achtete zwar die unheilverkündenden Zeichen nicht, welche seinen Zug gegen Sparta begleiteten. Aber er ließ es sich dennoch angelegen sein, sie durch günstige Deutungen zu bekämpfen. Alcibiades, Lysander, Philipp von Macedonien, nicht minder die beiden Scipionen gehören den ungläubigen Feldherren an, die nichts destoweniger mit dem Glauben ihrer Soldaten weise rechneten. Alexander ließ vor dem Uebergang über den Granicus durch einen Auguren auf die Leber des Opferthieres schreiben, daß die Götter ihm den Sieg verliehen hätten. Sulla, der Spötter, beraubte die Tempel und erklärte den Soldaten, daß die Himmlischen mit ihm im Bunde seien, da sie ihm das Geld für seine Feldzüge lieferten. Marius ließ durch die Syrierin Martha so viel Treffendes weissagen, daß selbst Plutarch an der Aufrichtigkeit seines Bekenntnisses zweifelhaft geworden ist. Cäsar, Trajan, Hadrian, Severus bedienten sich der Träume, der Ahnungen, der göttlichen Eingebungen, um auf die Heere zu wirken und Vespasian ist ein Meister in dieser Kunst. Alle aber waren von dem Irrthum ihrer Zeiten innerlich frei, und es rächte sich stets, wie bei des Nikias Zug nach Syrakus, wenn ein Heerführer sich ihm unterthan zeigte, statt ihn zu beherrschen. Desprels ermahnt daher zur religiösen Duldsamkeit in der Armee. „Diese Bedingung ist für das Emporkommen der berühmten Krieger, die noch in ihren Reihen verborgen leben, von unbedingter Nothwendigkeit."

Wie freie und scharfe Erkenntniß, so ist auch die Vorsicht den Helden eigen. Ihr Einfluß unterwirft die Gedanken, die Worte und Thaten der Controlle des Urtheils. Sie leitet die Schritte des Kriegsmannes und leistet allen seinen Eigenschaften werthvollen Beistand, zumal dem Muthe und der Ruhmesliebe. Sie entwickelte sich bei den meisten Heroen bis zum Mißtrauen, welchem der große Friedrich höchst originellen Ausdruck verlieh, als er unter einen Bericht die Anmerkung setzte: „Man muß es schon glauben, obgleich man keinen andern Beleg dafür hat, als die Unterschrift des Herrn Staatsministers."

Vorsicht und Mißtrauen begleiteten Alexander's Schritte auf allen Zügen. Noch die Römer ahmten seine kluge Maßregel nach, das hochwichtige Aegypten nicht einem einzigen Mann anzuvertrauen. Vor dem Zuge nach Indien wendete er eine List an, um die Uebelgesinnten unter seinen Soldaten zu ermitteln, und

Digitized by Google

als er zurückkehrte, strafte er die unzuverlässigen Statthalter mit übertriebener Härte, um sich für künftige Unternehmungen in seinem Rücken zu decken. Arrian sagt von ihm, daß er durch seine Klugheit gegen alle Schlingen sicher gewesen sei. Alexander besaß die Gabe, im Antlitz der Menschen die Stimmungen ihrer Seele zu lesen. So mochte er denn ruhig den Becher des Philippus trinken, während er diesem zugleich Parmenio's Brief zu lesen gab, welcher den König vor der Vergiftung warnte. Die Vorsicht und das Mißtrauen bezüglich der Sicherheit ihrer eigenen Person schließt die Kühnheit und Todesverachtung bei den Heerführern nicht aus. Hannibal scheute sich nicht vor geschickten Verkleidungen, um der Nachstellung zu entgehen. Cäsar's Vorsicht hielt bis gegen das Ende seiner Laufbahn mit seiner Unerschrockenheit gleichen Schritt. Alcibiades hat dem Mißtrauen ein förmliches Denkmal durch die Worte gesetzt, daß er, wo es sich um sein Leben handle, nicht einmal seiner Mutter traue, da sie aus Versehen eine schwarze statt einer weißen Kugel in die Urne werfen könne. Unter den Helden der modernen Zeit entbehrten auch diejenigen, welche im Rufe großer Unbesorgtheit standen, wie Heinrich IV. und Gustav Adolph, der nöthigen Vorsicht nicht. In Wallenstein beherrschte Mißtrauen alle Regungen. An Turenne und Cromwell war umsichtige Behutsamkeit eine bekannte Eigenschaft. Cromwell trug heimlich ein Panzerhemd und eine Pistole. Selbst Condé hatte die „weise und kluge Kühnheit" zur Devise gewählt. Dennoch scheute der Lord Protector ein Bündniß mit ihm, weil er seine Zunge nicht zu hüten vermöge; eine Schwäche die, wo es treffenden Spott galt, Friedrich der Große mit dem Rivalen Turenne's getheilt hat. Auch in dem Prinzen Eugen vereinigte sich Feuer und kluge Vorsicht auf seltsame Art, und Feuquières rühmt gerade diese Eigenschaft an ihm. Meister der Vorsicht und des Mißtrauens war Napoleon I., sowohl bei der Anlage seiner Unternehmungen, als auch in der Sicherung seiner Person. Alle seine Feldzüge zeigen ein äußerstes Maß im Herbeiziehen aller Mittel, welche irgend dazu dienen konnten, den Erfolg gewiß zu machen. Seine Anordnungen zum Schutze der Verbindung mit seinen Hilfsquellen sind mustergültig und während des glücklichsten Vorschreitens versäumte er niemals, an die Möglichkeit eines Umschlages zu denken. Nur einmal verließ ihn die Vorsicht und dies eine Mal kehrte auch das Glück ihm den Rücken. Seine Person umgab er mit einem System von Vorkehrungen, dessen eingedenk, daß Cäsar fiel, weil er seine Leibwache entlassen hatte, Heinrich IV., weil er den Beistand Vitry's und seiner Garden ausschlug. Seinem Bruder Joseph machte der Kaiser in einem Schreiben vom 31. Mai 1806 lebhafte Vorwürfe, daß er den Neapolitanern zu sehr vertraue. „Organisiren Sie niemals Ihre Leibwache derart, daß Sie nur einen Commandanten hat; nichts ist gefährlicher."

Die List galt Xenophon als die erste Eigenschaft des Heerführers, denn „täuschen ist Alles im Kriege". Themistokles brachte die Athener durch List auf ihre Schiffe; Alcibiades öffnete sich durch sie die Thore der sicilianischen Städte, Lysander, der gern aussprach, daß man da, wo die Löwenhaut nicht hinreicht, die des Fuchses umhängen müsse, trieb die Täuschung des Gegners bis zu einer auch im Alterthum seltenen Virtuosität. So nur gewann er die Entscheidungsschlacht von Aegos Potami über die athenische Flotte. Epaminon-

Digitized by Google

das, Alexander, Pyrrhus, Marius, Karl der Große, Tamerlan, alle bedienten sich desselben Mittels. Cäsar's List von Munda ward bei Dunbar von Cromwell nachgeahmt. Heinrich IV. hielt vor Rouen durch verstellte Siegesfreude Katholiken und Protestanten zusammen, Condé feuerte sein Heer vor der Schlacht von Rocroi, Eugen das seine vor Zenta auf ähnliche Art an. Napoleon schlug bei Wagram und Bautzen den Eindruck ungünstiger Nachrichten durch die Gleichgültigkeit nieder, die er zur Schau trug. Seine Bulletins bilden eine Kette wohlberechneter Täuschungen. Er huldigte der Ansicht, daß die Meinung im Kriege schon die Hälfte der Wirklichkeit sei. Die Uebertreibung seiner Erfolge, seiner Stärke, seiner Mittel ging 1814 so sehr in's Märchenhafte, daß endlich das luftige Gebäude in nichts zerfließen mußte. Mit Strenge hielt er darauf, daß öffentlich nur ausgesprochen wurde, was ihm erwünscht war. „Die Zeitungen sind ohne Geist redigirt," schrieb er am 19. Februar an Savary. „Ist es zweckmäßig, in diesem Augenblick zu sagen, daß ich nur wenig Truppen habe, daß ich nur gesiegt, weil ich den Feind überraschte, daß wir Einer gegen Drei stünden. Sie müssen den Kopf verloren haben, daß Sie Paris solche Dinge erzählen, während ich überall sage, daß ich 300,000 Mann besitze, während der Feind dies glaubt und man es ihm bis zum Ueberdruß wiederholen muß. Mit Federstrichen zerstört man das Gute, was aus meinen Siegen hervorgeht."

Von Täuschungen, Vertragsbruch und Ueberlistung ist die Geschichte aller Zeiten erfüllt; denn Krieg und Politik sind keine Schule der Moral. Hier regiert das Interesse der Völker, dem sich die Bedenklichkeiten des Einzelnen unterzuordnen haben. Freilich müssen große Zwecke im Spiele sein, um solche Theorien zu rechtfertigen. Das war es, was sich Marschall Fabert vor Augen hielt, als er die Zumuthung Mazarin's, sich für einen hinterlistigen Streich herzugeben, mit den originellen Worten zurückwies: „Ich bin als ein rechtschaffener Mann bekannt; sparen Sie den Ruf meiner Ehrlichkeit für einen Augenblick auf, wo es sich um das Wohl Frankreichs handelt."

Die Geschichte pflegt dem Besiegten Unrecht zu geben; denn der Glanz des Erfolges blendet das Auge der Nachkommen. Daher haben die Römer vermocht, nachdem sie Karthago überlistet, die „punische Treue" in üblen Ruf zu bringen. Cäsar verschweigt nicht, wie er das Vertrauen der in Gallien eingebrochenen Germanen täuschte, und die Welt glaubt seiner durch nichts erwiesenen Behauptung gern, daß er nur gleichen Absichten seiner Feinde zuvorgekommen. Alexander, Scipio, Tamerlan, alle zeigten, wo es galt, die Gegner zu bezwingen, ein weites Gewissen und selbst der fromme Kaiser Leo lehrt, daß List besser als Gewalt sei. Er empfiehlt, die feindlichen Abgesandten freundlich zu empfangen, ihnen aber mit dem Heere auf dem Fuße zu folgen; ein Mittel, durch welches Tamerlan Oruz Khan überwand. Auch die neuere Zeit ist nicht arm an ähnlichen Beispielen. Die Feldzüge von 1805 und 1809 wurden ohne Kriegserklärung eröffnet; 1806 konnte Napoleon an Talleyrand schreiben: „Spaßhaft ist, daß mir die Preußen ein Ultimatum zum 8. October stellen, während ich, ohne davon eine Ahnung zu haben, am 7. in das Land Bayreuth eingerückt war."

Nur wo die Schwäche sich mit der List und dem Verrathe gepaart hat, kennt die Nachwelt kein Verzeihen.

Digitized by Google

Das gute Gedächtniß und der militärische Blick sind wichtige Gaben für den General. Das erste ist seiner Richtung nach verschieden zu beurtheilen. Napoleon besaß nach Bourienne's Zeugniß wenig Gedächtniß für Eigennamen, Worte und Zeitangaben, um so mehr aber für Thatsachen und Oertlichkeiten. Daher erklärt sich seine staunenerregende Sorgfalt in Kleinigkeiten, von der sein militärischer Briefwechsel auf allen Seiten Beweise gibt. Selbst während der entscheidenden Krisen dachte er an die geringsten Dinge. Einen Mann voll Geist ohne Gedächtniß verglich er einer schönen Wohnung ohne Möbel, einem festen Platze ohne Garnison. Das Gedächtniß fördert das Studium, hilft die Lehren der Geschichte und des Krieges nutzbar machen und unterstützt den Feldherrn beim Erfinnen der Kriegsmittel.

Nahe verwandt dem geographischen Gedächtniß ist der militärische Blick. Masséna war der Mann, der, ohne außerordentliche Geistesanlagen, sich auf die Eingebung des Augenblicks verlassen konnte. Napoleon hat ihn darin als unvergleichlich bezeichnet. Oberst Desprels mißt beiden Eigenschaften große Bedeutung bei, weil sie sich in den künftigen Heroen frühzeitig verrathen. Sie erzeugen die Liebe zum Studium der Geschichte und des Krieges. Das Vorhandensein dieser Neigung aber läßt wieder den Keim des ungewöhnlichen Mannes erkennen. Turenne und Heinrich IV. machten sich schon als Knaben bemerkbar, Napoleon als Zögling von Brienne und bei den Ausflügen auf Corsica, die er mit seinem Bruder Joseph unternahm. Während dieser sich in die Schönheit der Landschaft versenkte, dachte jener nur an die Stellungen, welche die Heere hätten nehmen sollen, die gegen das Bergvolk gestritten. So sah der Imperator auch später seine Armeen, Corps, Divisionen, Brigaden, Regimenter im Geiste stets vor sich, wie ein Schachspieler, der mehrere Partien zugleich spielt und sich einzelner noch nach Jahren erinnert. Daher gingen ihm, nach Jomini's Schilderung, alle Dispositionen unendlich schnell und sicher von der Hand. Er war Feldherr und Chef des Generalstabes in einer Person. Den Maßstab in der Hand, entwarf er alle Bewegungen der durch Nadeln mit farbigen Blättchen bezeichneten Truppen und sein Blick ließ ihn ohne Weiteres erkennen, wo dieselben nach einer Reihe von Tagen stehen müßten.

Die Liebe zum Ruhm, vereint mit bedeutenden Eigenschaften, ist immer die Erzeugerin von Heldenthaten gewesen. Broussais sagt, sie flöße das Gute ein. — Dem Weltenstürmer Tamerlan entriß sie das Wort: „Wie klein ist diese Erde für den Ehrgeiz eines großen Fürsten." — Ihr begeisterter Apostel war König Friedrich, der sie das wahre Verdienst eines Fürsten nannte. An Voltaire schrieb er, die Liebe zum Ruhm sei zwar eine große Thorheit, aber unmöglich, sich davon loszumachen, wenn man einmal von ihr angesteckt wäre.

Die Briefe aus seinem ersten Feldzuge an Jordan sind Apotheosen der Ruhmesliebe. Alle sprechen für seinen Ehrgeiz. „Die Neider und Ignoranten mögen immer reden. Sie sollen niemals Einfluß auf meine Entwürfe haben, wohl aber der Ruhm, in den ich mehr denn je verliebt bin. Auch meinen Truppen steckt er im Kopfe und ich stehe Dir für den Erfolg," schrieb er am 19. December 1740.

Nur irregeleitete Ruhmbegierde hat zur Wahnsinnsthat des Herostratus

Digitized by Google

geführt und manchem Helden einen Zug fast weibischer Eitelkeit verliehen, wie dem Alcibiades, dem Scipio Africanus, Sulla und selbst dem Cäsar. Auch bei Murat, Lannes und Bernadotte rief sie übertriebene Werthschätzung ihrer äußeren Erscheinung hervor, während sie die Einfachheit eines Alexander und Gustav Adolph nicht berührte, ebenso auch Turenne, Eugen und Napoleon fern lag. Friedrich der Große vernachlässigte sich sogar in dieser Hinsicht.

Die Ruhmsucht, der Wunsch sich verherrlicht, zur Unsterblichkeit erhoben zu sehen, hat die großen Männer zu Bewunderern der Dichter des Alterthums, zu Förderern der Poesie und der Wissenschaft gemacht. Sie ließ sie selbst die Schriftsteller schonen, welche sie fürchteten. Der jugendliche Bonaparte äußerte gegen seinen Bruder Joseph einst: „Ich möchte meine Nachkommenschaft sein und wissen, wie mich ein Dichter gleich dem großen Corneille, fühlen, denken und sprechen ließe". Die Trophäen des Miltiades gönnten dem Themistokles keine Ruhe, und als man ihn, da er sich zum Theater begab, fragte, welche Stimme er am liebsten höre, erwiderte er ohne Besinnen: „Diejenige, welche am besten singt, was ich gethan habe". Alcibiades mißhandelte einen Lehrer, der die Verse Homer's nicht lehren wollte. Alexander führte die Ilias jederzeit mit sich und rief einem Boten, der besonders eilig kam, schnell entgegen: „Was bringst Du mir, ist Homer wiedererstanden?" Er schützte Familie und Haus des Pindar; Philipp und Cäsar schonten Athen, die Bühne des Ruhms. Scipio ehrte den Poeten Ennius, Hannibal die Geschichtsschreiber Silenus und Sosilus, Pompejus den Theophanes von Mitylene, Karl der Große den Eginhard. Der alte Marschall Montluc war sich darüber klar, daß die „gens d'honneur" ohne die Schriftsteller sich nicht viel Sorge um ihren Ruhm machen würden „car elle coûte trop cher". Er selbst schrieb, dieser Meinung treu, seine Lebensbeschreibung nieder, die den Gascogner deutlich verräth, von Heinrich IV. aber doch als die Bibel der Kriegsleute bezeichnet wurde. Dieser Fürst und Cromwell liebten Beide die Schriftsteller nicht, gaben aber an einige von ihnen Pensionen. Friedrich, ganz geschaffen, sein eigener Anwalt vor der Nachwelt und der Geschichte zu sein, wendete sich trotzdem nach dem Einbruch in Schlesien an Jordan: „Sei mein Cicero bei der Vertheidigung meiner Sache; in ihrer Ausführung will ich Dein Cäsar sein". Napoleon hat die Militärschriftsteller gefürchtet und sah sich auf St. Helena veranlaßt, Jomini zu schonen, den er bis dahin einen Deserteur genannt hatte. So haben die Helden gedacht gleich Cicero, der dem Atticus schrieb: „Wie die Geschichte nach 600 Jahren von mir reden wird, das beunruhigt mich ganz anders, als das Murren der Menge, die mich umschwirrt".

Ein starker Ehrgeiz in einem jungen Officier ist, wo er von Gaben unterstützt wird, der Beachtung werth. Es darf im Hinblick auf den verfolgten Zweck nicht zu viel Gewicht auf die Schattenseiten gelegt werden, welche von der Ruhmbegierde unzertrennlich sind, wie die Eifersucht der Kriegshelden untereinander. Napoleon verzieh sie seinen Marschällen. Er selbst neidete Turenne's Größe, in dessen Leben wieder die Eifersucht auf Condé eine Rolle spielte. Der große Alexander war zugleich der eifersüchtigste unter den Kriegshelden ersten Ranges.

Digitized by Google

Hoffnung und Stolz sind die Begleiter der Ruhmesliebe. Als Alexander, nach Asien ziehend, seine Habe vertheilte und Perdikkas ihn fragte, was er denn für sich behalte, erwiderte er zuversichtlich: „die Hoffnung". Gustav Adolph gelobte, seine Waffen so weit zu tragen, wie seine Hoffnungen. In Cromwell leuchtete, um die Worte eines Augenzeugen zu brauchen, die Hoffnung gleich einer Feuersäule auf, auch wenn sie sonst in allen andern erlosch. Napoleon zeigte noch am zweiten Schlachttage von Eßlingen die natürlichste Zuversicht und als er geschlagen war, wußte er die Herzen seiner Unterfeldherrn schnell mit dem Vertrauen, dem Muthe und der Hoffnung zu erfüllen, welche ihn selbst beseelten. Marmont meint daher, daß das Spiel, der Natur der Sache nach, zur Gewohnheit der großen Krieger gehöre, eine Behauptung, die in Blücher's Leben bestätigt ist. Ein Mann des Stolzes war Alcibiades. Das Selbstgefühl sprach unverhohlen aus seinen Reden. Epaminondas, Philipomenes, Caesar glichen ihm darin. Heinrich IV. und Wallenstein gehören gleichfalls den stolzen Feldherren an und Villars, „ce fanfaron plein de cœur", sprach nach Voltaire's Meinung so viel von sich, als er verdiente, daß andere von ihm redeten. Napoleon war von seiner Ueberlegenheit vollkommen durchdrungen. „Meine Völker von Italien kennen mich; sie wissen, daß ich im kleinen Finger mehr sitzen habe, als sie in ihren sämmtlichen Köpfen" — oder: „Frankreich bedarf meiner mehr, als ich Frankreich's", sind die Ausdrücke seines ungemessenen Selbstgefühls. An der Ueberschätzung seines Genies, nicht an der Unkenntniß der Schwierigkeiten, ging er nach Jomini's Urtheil 1812 zu Grunde.

II.

Diesen Eigenschaften reihen sich andere an, welche zu den natürlichen kriegerischen Trieben, den „instincts de la guerre" zu zählen sind. Die Völker des Alterthums waren darauf bedacht, sie zu erhalten; daher die Gladiatorenkämpfe, die Thiergefechte, welche das Blut in Wallung brachten und kräftige Leidenschaften nährten, daher das Ringen und Streiten der spartanischen Jugend, daher noch im Mittelalter die sonntäglichen Kampfspiele benachbarter Dörfer, die dem Wirthshausleben der Gegenwart vorzuziehen sind. Die Stierkämpfe in Spanien, die Leibesübungen der englischen Jugend, die Fechtböden der deutschen Universitäten erscheinen als die Reste alter Einrichtungen, männliche und kriegerische Tugenden zu pflegen, welche unsern Voreltern über Alles gingen. Oberst Desprels beklagt es, daß die Schule sich nicht mehr mit den ritterlichen Uebungen befasse, welche Kraft und Muth in die Reihen der Knaben tragen, und frühzeitig den inneren Beruf zum Kriegerstande erkennen lassen. Die Civilisation gestaltet die Menschheit um; sie macht sie den weichen und angenehmen Tugenden zugänglich, aber immer weniger geeignet für das rauhe Waffenhandwerk. Von den modernen Nationen scheinen nur die Engländer eine richtige Mitte zu halten. Sie haben es verstanden, mit einer sehr hohen Cultur Gebräuche zu vereinigen, welche den kriegerischen Instincten günstig sind.

Diese zeigen sich als Vernichtungstrieb und Muth in der Seele des Helden. Machiavell hat anerkannt, daß beide dem Heerführer unentbehrlich sind. Er sieht im Vernichtungstrieb sogar die kraftvollste Seite des Heroencharakters.

Digitized by Google

Selbst Hannibal war von unerbittlicher Härte, aber gerade diese machte ihn seinen Soldaten zu gleicher Zeit verehrungswürdig und furchtbar. Auch Broussais mißt dem Vernichtungstrieb hohe Wichtigkeit bei. Aristoteles sagt: „Der Zorn ist nothwendig, ohne ihn triumphirt man in Nichts. Doch soll er uns nicht als Führer, sondern als Streiter dienen." Napoleon bestätigt den wirksamen Einfluß solcher destructiven Tendenzen im Kriege. Wie nöthig sind sie dem Befehlshaber einer belagerten Festung! Richelieu verlangt, daß der Commandant derselben so hart sei wie der Stein, den er zu vertheidigen hat. Vercingetorix war nicht streng genug gewesen, die Bewohner von Alesia aus ihrer Stadt zu treiben. Er entschloß sich erst dazu, als Cäsar dieselbe schon belagerte. Dieser verweigerte den Unglücklichen den Durchlaß, so daß sie erst hier, dann dort um Mitleid flehten, und endlich elend vor Hunger umkamen. Mangel an rechtzeitiger Härte hat manchen Platz zu Fall gebracht. 1672 geschah es gar zu Wesel, daß eine Revolte der Frauen, welche der Commandant in der Stadt geduldet, zur Uebergabe führte. Villars, Berwick, Heinrich IV., Gustav Adolph, Eugen, Marlborough, Friedrich, viele von der Geschichte als milde geschilderte Heerführer haben sich unerbittlich gezeigt, wo es sich um ihre großen Zwecke handelte. Es ist grausam, friedliche Bewohner das Elend des Krieges fühlen zu lassen, aber die Fortführung von Geißeln, abschreckende Beispiele, das Bombardement der Städte hat oft zum schnellen Erfolg geführt und viel Blut gespart. Das Kennzeichen der Heroen war es immer, daß ihre Härte zielbewußt gewesen ist und daß sie schwand, wo große Interessen nicht mehr in Frage standen. Napoleon, der dem Untergange von Regimentern und Brigaden auf dem Schlachtfelde gleichmüthig zusah, hatte, als ein Matrose über Bord des „Orient" fiel, nicht eher Ruhe, bis der Verunglückte gerettet war. Marmont ist der Ansicht, daß die Natur dem Kaiser, der uns meist als Typus der Seelenkälte erscheint, ein erkenntliches, ja empfindsames Herz gegeben habe.

Im Aeußern der Heroen spiegelt sich etwas von der Härte ihres Herzens wider und stößt ab. Alexander flößte trotz seiner schönen Erscheinung Furcht ein, nicht minder Kassander, Pyrrhus, und in neuerer Zeit Hoche, Napoleon. Merkwürdig ist, wie Friedrich, in dessen Antlitz die Neigung zur Unerbittlichkeit ihre Spuren gegraben, sich doch abwandte, als er denselben Zug an dem bedeutendsten seiner Gegner wahrnahm. Laudon war es, dem er mit den Worten den Rücken kehrte: „La figure de cet homme ne me revient pas."

Die weise Maßregel, durch Niederbrennen oder Plündern der verlassenen Ortschaften auf dem Kriegsschauplatz die Bewohner zum Bleiben zu veranlassen, haben viele Heerführer befolgt, unter ihnen selbst Gustav Adolph. Das Abschrecken von Aufstandsgelüsten durch Bestrafung einiger Städte und Dörfer, durch das Verbot jeder Schonung, war ein Mittel der bedeutendsten Feldherrn. Gute Behandlung der Gefangenen hat aber selbst Napoleon empfohlen. Ein geschicktes System von Milde und Strenge, die mit einander wechseln, fördert die Kriegszwecke am besten. Sinnlose Härte ohne sichtbares Ziel hat stets das Volk zu den Waffen gerufen. Namentlich hinter den Heeren, auf ihren ausgedehnten Verbindungslinien ist ein vernünftiges Schreckensregiment nothwendig. Napoleon's Instructionen an Junot zur Unterdrückung des Bauernaufstandes in

Digitized by Google

Parma und an König Joseph über sein Verhalten bei den Unruhen in Neapel sind lehrreiche Beispiele. Eine allgemein giltige Vorschrift, welche die Generale zur Strenge verpflichtet und sie darin unterweist, würde nützlich sein. „Das Metier des Krieges fordert herbe Tugenden, welche die gewöhnliche Meinung für große Fehler hält. Daher oft die unbesonnene Bevorzugung der Mittelmäßigkeiten, welche nicht so schroff und unberechenbar sind. Sie reichen hin, so lange der Feind keine höheren Kräfte einsetzt. Aber eine Armee, die von einem bedeutenden Führer geschlagen wurde, wird meist vergeblich nach ebenbürtigen Männern suchen, um sie ihm entgegenzustellen. Sie befinden sich wohl in ihren Reihen, aber im Dunkel, unbekannt, in den unteren Rangstufen, oder, wenn man sie entdeckt, nicht vorbereitet für ihre Aufgabe."

So schließt Oberst Desprels den Abschnitt „Destruction", dessen Inhalt sich passend in Clausewitz' schlichte Worte zusammenfassen läßt: „in so gefährlichen Dingen, wie der Krieg eins ist, sind die Irrthümer, welche aus Gutmüthigkeit entstehen, gerade die schlimmsten."

Ein hoher Muth ist eine nothwendige, aber zugleich seltene Eigenschaft. Zwar sagt man heutzutage, daß alle Welt brav sei; allein ebensogut könnte man behaupten, daß Jedermann Maler, Musiker, Mathematiker wäre. Man darf Ehrgefühl und Eigenliebe nicht mit dem organischen Muthe verwechseln. Jene halten freilich den Mann im Angesicht der Gefahr aufrecht, aber dennoch wird er von seiner Fähigkeit viel einbüßen, weil der Zwang, den er über sich übt, seine Natur verändert. Er wird nicht so klar urtheilen und vielleicht selbst erstaunt sein, sich seinen Functionen nicht gewachsen zu fühlen. Nicht nur Broussais, sondern schon Perikles hat den Muth für eine angeborene Eigenschaft des Herzens erklärt. So versteht man es, daß einfache Soldaten sich lediglich durch großen Muth in bedeutende Stellungen emporarbeiten, wie der Bauer Jakob Sforza, der arme Edelmann Montluc, der Lakai Saint-Pol, der Bediente Aldringer, mehrere französische Generale und Marschälle der Revolutionsperiode und im Alterthum Iphikrates, Marius, Vespasian u. s. w.

Auch der angeborene Muth kann durch starken Selbsterhaltungstrieb paralysirt werden. Daher ist es nicht selten, daß Feuerköpfe, Streiter und Händelsucher, welche gern das Wagniß eines Duells auf sich nehmen, dessen begrenzte Gefahr sie abzumessen vermögen, kleinmüthig werden vor dem Feinde, wo dies nicht mehr möglich ist.

Hervorragenden Muth zeigten Philipp, dessen Verherrlicher Demosthenes wurde, und vor Allem Alexander, ferner Marius und Sulla, der einst, als man ihm rieth, sich in Sicherheit zu bringen, zur Antwort gab: „was lohnt es der Mühe, durch schmachvolle Flucht ein ungewisses Leben zu retten, das vielleicht die nächste Krankheit mir entreißt." Sertorius ist sein würdiger Nebenbuhler. Spartacus sandte vor seiner letzten Schlacht das Pferd zurück, ein Beispiel, dem Cäsar im gallischen Kriege folgte.

Heinrich von Navarra zollte selbst der Feind die Anerkennung, daß seine Tapferkeit nicht eine, sondern tausend Kronen verdiene. Condé und Gustav Adolph sind seiner würdig. Der Schwedenkönig, der dreizehn Mal verwundet wurde, rechtfertigte seine Kühnheit mit der Bemerkung, daß die Heere diejenigen

Digitized by Google

Gefahren verachten, welche sie mit ihren Königen theilen. Villars wuchs, um mit Ludwig XIV. zu sprechen, aus der Erde, sobald irgendwo geschossen wurde. Prinz Eugen war, wie Gustav Adolph, dreizehn Mal verwundet. Der Marschall von Sachsen stellte ihn als Muster von Tapferkeit auf; Vendôme war ihm ein ebenbürtiger Gegner. Turenne setzte sich bei jeder Gelegenheit der Gefahr aus, um ein Beispiel zu geben. Friedrichs Todesverachtung kannte, wie Hochkirch und Kunersdorf beweisen, keine Grenze, und auch Napoleon wagte wiederholt sein Leben. Bei Wagram eilte er im dichtesten Kugelregen auf seinem Schimmel hin und her. „Alle Welt zitterte in dem Gedanken, den Mann, auf dem so viele Geschicke ruhten, von einem der blöden Projectile hinweggerissen zu sehen, welche den Raum durchschwirrten." „Ich ließ keinen Blick von dem Kaiser", berichtet Savary in seinen Memoiren, „und ich erwartete fortwährend, ihn fallen zu sehen." Dennoch meint Marmont, daß Napoleon bei Lützen die meiste persönliche Gefahr auf dem Schlachtfelde bestanden.

Während des Friedens ist der große natürliche Muth dem Soldaten oft mehr zum Schaden, wie zum Vortheil, zumal wenn er sich mit andern widerspenstigen Neigungen vereint. Zwar gehorchen solche Naturen, fügen sich, so lange sie in niederen Stellungen sind; aber die Unbotmäßigkeit wächst mit ihrer Größe. Zahlreiche Analogien beweisen, daß es klug ist, mit solchen Erscheinungen nachsichtig zu rechnen. Napoleon hat sich förmlich gegen das Sprichwort erklärt, daß man, um befehlen zu können, erst gehorchen lernen müsse; eine Ansicht, die auch in Titus Livius' Bemerkung verborgen liegt, daß Hannibals Seele besonders geschaffen gewesen sei, um zwei entgegengesetzte Dinge zu vereinigen, nämlich befehlen und gehorchen. Daher sollten die Noten der geheimen Berichte über die Officiere, wie: „Schwieriger Charakter, Frondeur, Widerspruchsgeist, Störenfried" meist übersetzt werden in: „Charakter, der während des Friedens durch ein Uebermaß von Muth und Energie unbequem ist."

Selbst die Macht der Erziehung ist den Excessen großer Kriegernaturen gegenüber unwirksam. Dunois, Gustav Adolph, Condé, Berwick, Eugen, Friedrich waren gut erzogen, ohne daß dadurch ihre Neigungen zu Zorn und Ungestüm überwunden worden wären. Bonaparte gehörte einer der besten Familien von Ajaccio an und Talleyrand's berühmtes Wort: „Wie schade, daß ein so großer Mann so schlecht erzogen ist", müßte daher lauten: „Wie schade, daß ein Löwe nicht ein Lamm sein kann."

Man sollte sogar den Muth der Menge, die kriegerischen Neigungen der Völker durch gewagte Uebungen stählen, soviel auch Philantropen sich über Unglücksfälle erregen, die dabei unausbleiblich sind. Oberst Desprels schlägt Exercitien unter dem Feuer der Geschütze vor, welche nach entfernten Zielen über die Truppen hinwegschießen. Man votirt alljährlich das Budget der Kolonien, ohne an das gelbe Fieber zu denken, legt Bergwerke an ohne Rücksicht auf das Grubenfeuer, befährt den Ocean, trotz der Orkane; so sollte man auch bezüglich der Waffenübungen denken, bei denen freilich keine glänzenden Geldgewinne, wohl aber die Sicherheit des Vaterlandes und ganze Provinzen auf dem Spiele stehen.

Digitized by Google

Wagnisse werden zugleich früh den Werth bedeutender Naturen erkennen lassen.

Es wäre vielleicht Sache der Phrenologie, die Räthsel der Feldherrnnatur völlig zu lösen, die noch wunderbarer werden, wenn man beobachtet, wie gewisse Fehler sich darin wiederholen, welche unmittelbar nichts mit dem Kriege oder kriegerischen Eigenschaften zu schaffen haben. So ist es mit dem Golddurst, der Habsucht, dem Geize, den man bei gewaltigen Kriegern mehrfach findet. Zum Theil liegt die Erklärung darin, daß ihnen Alles, und so auch das Geld, dienen muß, um Macht und Gewalt über die Menschheit zu gewinnen.

III.

Nach diesen Betrachtungen geht Oberst Desprels zu einer Schilderung bedeutender Heldencharaktere aus der Geschichte über.

Alexander ist für ihn der größte Mann, der je die Welt bewegt hat; Cäsar muß ihm untergeordnet werden. In dem großen Macedonier ist das Streben nach Herrschaft, nach Besiegen aller Hindernisse am meisten bewußt. Wo es sich um seine Macht handelte, kannte er keine Schwäche; er opferte Alles seinen Interessen. Die größten Eigenschaften erbte er von seinem Vater Philipp und der Mutter Olympias, einer Frau voll Stolz und Rachsucht, doch auch voll Muth und rücksichtsloser Energie. Die Erblichkeit spielt in der Geschichte der Helden überhaupt eine Rolle und verdient mehr Beachtung, als ihr gemeinhin geschenkt wird. Der Sohn des Scipio und Richard Cromwell erhielten das Temperament einer unbedeutenden Mutter; daher die klägliche Rolle, welche beide nach berühmten Vätern spielten.

Alles was Alexander that, war Ergebniß der Staats- und Feldherrnklugheit. Ihr entsprang die Zerstörung von Theben, die Zuvorkommenheit gegen das übrige Griechenland, die Strenge, die dem besiegten Tyrus für seine hartnäckige Vertheidigung widerfuhr, der merkwürdige Zug nach der Oase des Jupiter Ammon, die Ausbeutung des orientalischen Aberglaubens, die Versöhnung der überwundenen Perser, die bald harte, bald milde Behandlung des eigenen Heeres, die reiche Belohnung der Veteranen und selbst der Schmerz über den Mord des Clitus. Dieser Schmerz ihres Königs war es, der die Macedonier zu einer förmlichen Erklärung veranlaßte, daß der lästige Prahler den Tod verdient habe. Alexanders Sinnen war ausschließlich auf geschichtliche Größe und unsterblichen Ruhm gerichtet. In dem Augenblicke, da er den Hydaspes überschritt, gedachte er des Beifalls der Athener, und der Warnung vor Gefahren stellte er die stolze Antwort entgegen, daß er seine Siege, nicht seine Jahre zähle. Er war ein Reisender in Waffen, stets ungeduldig, daß ihn Jemand aufhalten könne. Auch Napoleon nannte Alexander den größten Feldherrn aller Zeiten, obschon er Cäsars Feldzug in Afrika sehr bewunderte. In der systematischen, mühsamen Eroberung des kleinasiatischen Küstengebietes und der Besetzung Aegyptens sah der Kaiser den Beweis für das Genie des Macedoniers. Durch diese Vorkehrungen, welche ihn zugleich in Besitz großer maritimer Streitmittel brachten, sicherte er seinen Rücken, bewahrte sich vor dem Schicksal des

Digitized by Google

Xenophon und machte sein tiefes Eindringen in's Innere möglich. Alexander war der einzige Fremde, den die Römer groß nannten. Hannibal betrachtete ihn gleichfalls als den größten Krieger. Cäsar, Gustav Adolph, Turenne, Karl XII. nahmen ihn als Muster. Condé wollte lieber Alexander als Cäsar sein. Montesquieu räumte ihm den ersten Platz unter den Helden ein. Voltaire und Puységur wurden ihm gerecht.

Auch Hannibal war von edler Geburt, der Sohn eines großen Kriegers, unter dessen Leitung er, ganz wie Alexander, die Feldherrnlaufbahn begann. In der Unterwerfung Spaniens vor seinem Zuge nach Rom zeigte er Alexander's Vorsicht, bei der Zerstörung von Sagunt dessen berechnete Strenge, beim Alpenübergange des Königs Klugheit, bei den Schlachten in Italien seine Unerschrockenheit und dieselbe Gewalt über die Menschen. Ihm fehlte nur die Unermüdlichkeit des macedonischen Helden, dieselbe Geschicklichkeit im Ausnützen der Erfolge. Ihm mangelte, was Napoleon am besten bezeichnete, als „die Eingebung, weder den Sieger noch den Besiegten sich jemals ausruhen zu lassen". Auch besaß er die Talente Alexander's für den Belagerungskrieg nicht. Die Acte von Härte, die er beging, waren nicht immer von dessen politischer Weisheit getragen. So war es ein Fehler, als er Italien verließ, die Gefangenen niederzumetzeln, welche ihm nicht folgen wollten; denn er raubte dem römischen Senat nur werthlose Streitkräfte und erschwerte sich selbst eine Rückkehr, an die er doch immer noch dachte.

So groß Hannibal als Krieger dasteht, ist er doch nicht der größte des Alterthums. Er selbst stellte Alexander und Pyrrhus vor sich; Cäsar, der nach ihm kam, verdient höheren Rang.

Scipio, der als Jüngling von neunzehn Jahren bei Cannä focht, wurde Hannibal's Schüler und dann sein Besieger. Ein hervorragender Zug seines Charakters war die List, in deren Anwendung er bis zum Vergessen aller Bedenken ging. Auch wußte er ebenso mit der Nachsicht die Unerbittlichkeit zu paaren, sich aber dennoch den Ruf der Großmuth zu erhalten. Den eigenen Soldaten ließ er viel Freiheit und zog sich die Anklage zu, der römischen Mannszucht zu schaden. Doch er zeigte sich als Meister in der Unterdrückung von Revolten, freilich durch arge Täuschung der Empörer. Auch in der Ruhmsucht gleicht er den großen Helden. Sie ließ ihn den zweiten punischen Krieg nach der Schlacht von Zama schnell mit glänzendem Frieden enden, damit kein Anderer ihm zuvorkäme. Sie war der eigentliche Anlaß, daß er Hannibal vertheidigte, als der Senat dessen Auslieferung verlangte; denn er fühlte sich stark genug, seinen gewaltigen Gegner noch einmal zu besiegen.

Cäsar steht Alexander nahe, und wenn der Gefangene von Sanct Helena sein Auftreten in Gallien tadelte, so ist das nur ein neuer Beweis von dem Streben großer Helden, einander den historischen Rang streitig zu machen. Sein Scharfsinn ist sonder Gleichen; er war ein Wunder von durchdringendem Verstand und klarer Einsicht, zugleich aber voll Unerschrockenheit und kluger Berechnung. Der leidenschaftliche Ehrgeiz, der ihn auf den Gipfel der Größe erhoben hatte, verursachte allein seinen Sturz. Vielleicht würde er indessen seine Laufbahn zur Krone vollendet haben, wenn er im entscheidenden Augenblicke durch

Digitized by Google

rechtzeitige Vernichtung seiner Feinde für die eigene Sicherheit gesorgt hätte. „Cäsar kannte die Leute, die sich seiner entledigen wollten", sagte Napoleon, „er hätte sich ihrer entledigen sollen".

Ein Uebermaß von Verachtung der Gefahr ward ihm verhängnißvoll. Doch nicht darin steht er hinter Alexander zurück. Eine Leidenschaft gewann die Oberhand über ihn, statt von ihm beherrscht zu werden. Es war die nämliche, an der Antonius zu Grunde ging, die mehr als einmal Heinrich IV. und Condé gefährlich wurde, die Nelson in seiner Laufbahn aufhielt. In den Armen der Cleopatra vergaß Cäsar sich, ergriff, schon 52 Jahre alt, die Partei einer schönen Königin, obwohl er wußte, daß deren Interessen den seinen zuwider liefen. Mit Recht hat ihn Cicero darum getadelt. Nicht ganz ist er der „Reisende in Waffen" wie Alexander, und es fehlt ihm auch die unbedingte Unterordnung aller Eigenschaften unter die Zwecke, die er verfolgt, die Verwirklichung seiner Träume von Ruhm und Größe.

Von Turenne sagt Ramsay, sein Biograph, daß sich in ihm alle großen Tugenden vereint hatten. Die Liebe zum öffentlichen Wohl regelte einzig seine Wünsche und Handlungen. Bekanntlich stellt auch König Friedrich ihn sehr hoch, und so hat er hier seinen Platz gefunden. Er war ein Sohn des Herzogs Heinrich von Bouillon und der Prinzessin Elisabeth von Nassau-Oranien. Von seinem Vater erbte er die Gaben des bedeutenden Staatsmannes und Soldaten. Erzogen wurde er vom Prinzen Moritz von Oranien. Aber auch in ihm sind die eigenthümlichen Eigenschaften, welche man vom bürgerlichen und moralischen Standpunkte aus als Schattenseiten bezeichnen muß, vertreten. Freilich hat die Geschichte dies vergessen, wie sie immer nachsichtig gegen ihre Lieblingshelden ist. Aber nähere Untersuchung ergibt, daß auch er Alles den Interessen seines Ruhmes und seiner Größe unterordnete. 1649 erhob er sich gegen die Regentin, der er seinen Marschallstab verdankte. Die Leidenschaften hatten Gewalt über ihn; die Liebe zur Herzogin von Longueville, Condé's Schwester, gewann entscheidenden Einfluß auf ihn, noch als er 59 Jahre alt war. Von der Schönen verschmäht, ward er dann ihr und ihres Bruders Gegner und dadurch ein treuer Anhänger des Königs. Während des Krieges dachte Turenne, was die Geschichte auch sage, nur an den Erfolg. Völkerrecht und die Gesetze des bürgerlichen Rechtes sind auch für ihn nebensächlich. Auch er hat Drohung und Schrecken, Brand und Plünderung gebraucht, um den Triumph seiner Waffen zu sichern. Leidenschaftlich liebte er den Ruhm, vergaß seine Niederlagen nicht und stellte seine Erfolge in's rechte Licht, wenn die Ereignisse es nicht thaten. Seinem Volke ist er unvergeßlich geworden. Es hält sein Andenken hoch. Als 1793 die Königsgräber in St. Denis von den Pariser zerstört wurden, fand man ebenda Turenne's Ruhestätte unversehrt.

Napoleon, der von der Schule von Brienne mit dem Zeugniß entlassen wurde: „Caractère dominant impérieux, [illegible]", gilt dem Verfasser für den größten Kriegshelden der modernen Zeit, [illegible] die Beweise zu wiederholen, welche Oberst Desprez [illegible] des Kaisers Charakter alle großen und ebenso alle [illegible] der Heroen aufzufinden sind. Sie treten deutlich [illegible]

kennen seine Schlauheit, wie er sie in dem Verfahren gegen Spanien, gegen Venedig, in seiner Politik gegen Preußen und bei vielen anderen Gelegenheiten darthat; seine Geschicklichkeit, welche der des Themistokles, des Philipp und und Cäsar gleichkommt. Die Kunst, die eigenen Absichten zu verbergen, die für den Feldherrn oft wichtiger ist, als für den Staatsmann, war ihm in hohem Maße gegeben. Er besaß Tamerlan's „eisiges Schweigen". Sein Marsch nach Ulm gleicht dem Zuge Alexander's gegen Theben, Scipio's gegen Carthago und Turenne's auf Sinzheim. Die Kühnheit und Energie in der Verfolgung seiner Ziele hat die Welt am meisten angestaunt. Er wußte auch zu schrecken und zu vernichten, wo seine Zwecke es forderten. Unbesiegbar war seine Liebe zum Ruhm, die Leidenschaft für seine Größe, welche endlich in seiner Seele allmächtig ward und seinen bewunderungswürdigen Scharfblick unterwarf. Eine förmliche Wandlung ging mit ihm vor, als er daran dachte, sich mit Marie Louise von Oesterreich zu vermählen. „Er schien wie von seiner eigenen Größe hingenommen, er sah aus, als erginge er sich in seinem Ruhm", schildert ihn Caulaincourt besorgt.

Interessanter ist, was wir aus seiner Jugend vernehmen. In seinem Regimente machte er sich wenig beliebt. Die Officiere, mit denen er in tägliche Berührung kam, waren weit entfernt, in ihm den Helden des Jahrhunderts zu ahnen. Ein ausgezeichneter Militär des „ancien régime" bekannte offen, wie verwundert er gewesen, Herrn Bonaparte Schlachten gewinnen zu sehen; er habe zuerst geglaubt, es handle sich um einen andern Officier gleiches Namens, einen Bruder Napoleon's. In Valence und Auxonne hatte er diesen nur für einen jungen Schwätzer gehalten, der sich bei jeder Gelegenheit in unendliche Discussionen verwickelte, und Alles im Staate habe reformiren wollen. „Prahlhänse dieser Sorte lernte ich zwanzig kennen, seit ich im Dienste bin". Kein Zweifel, daß Bonaparte's Laufbahn ohne die großen Umwälzungen eine untergeordnete geblieben wäre. „Wenn Ludwig XVI. weiter regiert hätte", bemerkt Stendhal, „so wären Danton und Moreau Advocaten geworden, Pichegru, Masséna und Angereau Unterofficiere, Desaix und Kléber Capitains, Bonaparte, Carnot Oberst-Lieutenants oder Obersten, Lannes und Murat Hutmacher oder Postmeister".

An Tadlern hat es Napoleon nicht gefehlt. Lanfrey macht in seiner Geschichte des Kaisers nicht diesem, sondern unbewußt dem großen Heerführer überhaupt den Proceß. Er hat, als er die Thaten und Eigenschaften des korsischen Löwen geißelte, auch Alexander, Hannibal, Scipio, Cäsar, Heinrich IV., Gustav Adolph, Cromwell, Turenne, Condé, Eugen, Villars, ja alle „capitaines illustres", von Themistokles bis auf Friedrich, angegriffen.

IV.

Die Seele des Helden, stets übereinstimmend ausgestattet, ist ein wunderbares Werk der Schöpfung. Gutes Gedächtniß für Thatsachen, merkwürdiger Schnellblick, ein sicheres Urtheil zeichnen die großen Heerführer aus. Die meisten von ihnen wissen Gott in einem Strohhalm zu entdecken; aber die Verschiedenheit der Dogmen offenbart ihnen die Hand der Menschen — daher ihre religiöse

Digitized by Google

Indifferenz. Nichts desto weniger lehrt Klugheit sie den Glauben der Massen ehren. Sie sind tolerant; denn ihre Politik, heut schwieriger als im Alterthum, verlangt es. Alle sind voll Leidenschaft für den Ruhm, stolz, unruhig, eifersüchtig, voll Herrschsucht, nicht geschaffen Nebenbuhler zu dulden. Im Hinblick auf das große Ziel, das sie verfolgen, lassen sie sich nie durch secundäre Rücksichten aufhalten. Das persönliche Interesse wird endlich die absolute Richtschnur ihres Handelns. Mit großem Muthe vereinigen sie natürliche Neigung zur Strenge. Wohlwollend, zuthunlich, selbst empfindsam gegenüber dem Unglück der Einzelnen, sind sie von absoluter Unempfindlichkeit im Allgemeinen; nie weicht dieselbe vor dem Schrecken des Schlachtfeldes. Aus dieser Eigenschaft sproßt eine gewisse Verachtung der Menschheit und ihrer Leiden. Die Meinung unserer Zeit setzt den Werth der Heroen herab. „L'on sait, ce que coûtent les messies militaires", ruft ein aufrichtiger Militärschriftsteller in der „France" vom 23. Juli 1878 aus. Das allgemeine Urtheil ist den „bons généraux ordinaires" günstig. Unsere Zeit will Alles durch die individuelle Thätigkeit der unteren Führer erreichen. Die Preußen machten es 1870 zum Grundsatz, den Feind anzugreifen, wo sie ihn fanden, während die Nebencolonnen sofort auf den Kanonendonner marschirten — daher ihr Erfolg.

Dennoch beweist die Geschichte eine ungeheure Ueberlegenheit der „grands capitaines" über die „bons généraux ordinaires". Auffallend tritt sie da hervor, wo der Oberbefehl aus den Händen eines wirklich großen Feldherrn in die eines Durchschnitts-Generals überging, mag dieser auch tüchtig gewesen sein.

Als Alcibiades vom sicilianischen Heere der Athener abberufen wurde, war dieses bald vernichtet. „Man vertraute die Angelegenheiten Andern an, und in kurzer Zeit ging der Staat verloren", berichtet Thukydides. Das Schicksal Carthago's rührt aus ähnlichen Ursachen her. Ludwig der Heilige büßte sein Heer in Aegypten ein, obschon er ein tüchtiger Krieger war; Napoleon triumphirte unter schwierigeren Umständen. Turenne wird inmitten eines glänzenden Feldzuges vom Tode ereilt, und wenig fehlte, daß seine Nachfolger, obschon sie unter ihm bedeutende Dienste geleistet, von Montecuculi eine Niederlage erlitten. Am Ende führten sie die bis dahin siegreiche Armee über den Rhein zurück.

„Man ist überrascht", schreibt Friedrich der Große in der „histoire de mon temps", „das Ende der Regierung Karls VI. so tief unter dem glänzenden Beginn derselben zu finden. Die Ursache ist allein in dem Verluste des Prinzen Eugen zu suchen. Nach dem Tode dieses großen Mannes war Niemand da, ihn zu ersetzen".

Selbst Unterführer, wie Ney haben es bewiesen, welch ein Abstand zwischen der ersten und der zweiten Stelle im Heere ist. Die Einsicht eines Generalstabs-Chefs wie Jomini blieb bei Bautzen unfruchtbar, sie konnte „den Tapfern der Tapfern" nicht bewegen, mit den ihm anvertrauten 60 000 Mann den rechten Flügel der Verbündeten zu umgehen. Auch bei Quatre-Bras zögerte er und verlor die Gunst des Augenblicks. Es fehlte ihm das Vertrauen, und dieses Vertrauen ist in der That eine Seltenheit. Leute die, wenn es ein Anderer befiehlt, sich ohne Besinnen in die größte Gefahr stürzen, sind unentschlossen, sobald sie selbst die Verantwortung zu übernehmen haben.

Digitized by Google

Es ist richtig, daß im preußischen Heere die individuelle Initiative Unendliches geleistet hat. Aber man soll nicht vergessen, welche Oberleitung an der Spitze stand. Mit Recht darf man sich fragen, ob das häufig so glückliche Eingreifen der Unterführer denselben Erfolg gehabt haben würde, wenn ein ängstlicher Oberbefehl sie festgehalten, mit der Unterstützung gezögert, ja sie im Stiche gelassen hätte. Diejenigen, welche da behaupten, der Krieg habe sich verändert, die großen Heerführer hätten ihren Einfluß verloren, es gehe fürder auch ohne sie, und die Preußen von 1870 seien der Beweis dafür, übersehen ganz einfach in den Ereignissen dieses Feldzuges „la main d'un grand roi, d'un grand capitaine et de bons lieutenants".

Den großen Heerführern ist also unter allen Umständen der Weg zu bahnen. Die Schwierigkeiten dabei werden durch die Meinung der Umgebung erhöht, welcher das Verständniß für den Charakter der Heroen meistens mangelt. Vom Prinzen Eugen, von Friedrich, von Bailli de Suffrem, von Hoche, Charette, Lannes, Vandamme, Masséna und vielen Anderen wissen wir, daß man sie in ihrer Jugend, ehe die Umstände sie hoben, geradezu ungünstig beurtheilte. Sie wären durch das allgemeine Urtheil nimmer in ihrer Laufbahn gefördert worden. Comité's, denen das Avancement anheimgegeben würde, müßten fast nothwendig irren. Sie werden stets denjenigen Officieren den Vorzug geben, „welche nichts gegen sich haben". Das pflegen aber meist auch diejenigen zu sein, welche wenig für sich haben. Die beste Wahl wird ein großer Heerführer treffen, denn er besitzt die instinctive Erkenntniß für den Charakter von Seinesgleichen. Ordnete er sich aber eine Anzahl von Inspecteuren bei, welche wieder ein Jeder die schneller zu befördernden Officiere auswählten, so möchte sich die Möglichkeit des Irrthums vervielfältigen, denn hier macht schon die Meinung von Umgebungen ihren Einfluß geltend. Gute Auswahl in sehr großer Zahl ist etwas Unmögliches.

Das Avancement nach vornehmer Geburt hatte zu seiner Zeit manches für sich; es brachte durchschnittlich die besten Elemente in die oberen Regionen. Selbst der Stellenkauf besaß seine Vortheile. Er machte es einem vermögenden ehrgeizigen Krieger möglich, die unteren Rangstufen schnell zu überspringen. Auch konnten die gewöhnlichen Charakterfehler der bedeutenden Kriegernaturen dem Fortkommen nicht verhängnißvoll werden. Beide Arten entzogen die Officiere den geheimen „notes de caractère".

Die Officiere Gustav Adolph's gehörten ohne Zweifel den höheren Classen an, und doch bewilligte er weder dem Vermögen noch der Geburt einen Vorzug, wohl aber dem Dienstalter und den Proben. Das war auch der Weg, den Preußen nach 1806 beschritt und der als der beste zu bezeichnen ist. Oberst Desprels redet für die Masse der Officiere dem Avancement nach dem Dienstalter das Wort, dann aber der Bevorzugung einiger Weniger nach gründlichen und wiederholten Prüfungen. Durch eine Akademie, wie die Berliner Kriegsakademie, welche bei der Beurtheilung Wissen und Energie des Charakters zu Rathe zieht, soll eine größere Anzahl von Officieren eine höhere Ausbildung empfangen. Dann kehren sie zur Truppe zurück, einzelne werden zur Dienstleistung für den Generalstab bestimmt und sehr wenige wirklich in diesen aufge-

Digitized by Google

nommen, um dann vor den Kameraden einen bedeutenden Vorsprung zu erlangen, während sie späterhin wieder in der allgemeinen Anciennetät fortrücken.

Den freiwilligen Arbeiten mißt der Verfasser hohen Werth für das Erkennen bedeutender Männer bei. Hoche, ein einfacher Unterofficier, sandte an Carnot ein Memoire über den Angriff auf Belgien ein. Als dieser es las, beschloß er den jungen Infanterie-Sergeanten reißend zu befördern. Robespierre nahm es gleichfalls zur Hand, legte es aber mit der Bemerkung fort: „ein äußerst gefährlicher Mensch", und faßte den Gedanken, ihn zu verderben.

Die Nachahmung des preußischen Systems empfiehlt also der Verfasser. Aber er fügt für die französische Armee noch Einiges hinzu, um schnell eine ähnliche Höhe zu gewinnen, wie Preußen sie auf dem seit 60 Jahren beschrittenen Wege erreicht hat. Junge Generale sollen an die Spitze treten. Im Alter von 48 Jahren schrieb König Friedrich an den Marquis d'Argent, den 27. August 1760: „Das sind Herkulesarbeiten, die ich zu vollbringen habe, in einem Alter, wo die Kraft mich verläßt, wo meine Gebrechlichkeit sich mehrt, und, um Alles zu sagen, die Hoffnung, die Trösterin der Unglücklichen, mir zu fehlen beginnt". Napoleon empfand schon 1810, ein und vierzig Jahre alt, Beschwerden. „Der geringste Ritt ist für mich eine Anstrengung", äußerte er zu dieser Zeit. Den Marschall Lefebre zu verwenden, als derselbe 55 Jahre alt war, trug er Bedenken, obschon er dessen Werth auf dem Schlachtfelde kannte. „Sagen Sie dem Herzog von Castiglione", befahl er am 19. Februar 1814 dem Kriegsminister Clarke, „er solle seine 56 Jahre vergessen und sich der schönen Tage von Castiglione erinnern". Dennoch ist es auch dem Kaiser nicht möglich gewesen, seine Generalität auf der Höhe zu erhalten. Er erkannte im März 1814 an, daß sie der der Verbündeten untergeordnet sei. Mancherlei Gründe hatten ihn veranlaßt, das Avancement der zweiten und dritten Stufen aufzuhalten; so fehlten ihm, trotz tüchtiger junger Kräfte, dennoch die Leute, um in den höchsten Befehlshaberstellen die Lücken zu füllen, oder die Männer zu ersetzen, bei denen sich schon ein Nachlassen fühlbar machte. Besser als Friedrich und Napoleon ist es, nach des französischen Verfassers Meinung, der ersten Republik geglückt. Sie stellte jugendliche Führer an die Spitze und wechselte ohne Weiteres, sobald die Ergebnisse gegen sie sprachen, um andere zu berufen. So gelang es ihr, einen Hoche, Joubert, Moreau, Dumouriez, Saint-Cyr, Désaix, Lannes, Masséna, Duphot, Soult, Kléber, Davoust, Lecourbe, Bernadotte, Marceau, Ney, Macdonald, Murat und so viele Andere zu finden, ohne von Napoleon zu reden.

Aehnlich denkt Desprels auch im Frieden zu verfahren. Noch junge Oberofficiere sollen vorübergehend, ohne Rangerhöhung, große Commandos erhalten, um ihre Fähigkeit an den Tag zu legen. Sie treten danach wieder in ihre Stellen oder in Disponibilität zurück, bis der Krieg sie einmal auf dem erreichten Platz bestätigt. Die Besetzung der Armeecorps auf kurze Zeit hält er gleichfalls für gut, weil sich dadurch aus einer großen Zahl von Generalen die künftigen Führer der Armeen hervorheben können. So soll Frankreich die „grands capitaines" finden, deren es bedarf.

Digitized by Google

V.

Die „Leçons de la guerre“ sind nicht nur ihres reichen geschichtlichen Inhalts und ihrer psychologischen Beobachtungen halber von Interesse. Man muß sie unter die Zeichen für die Vertiefung des militärischen Lebens in Frankreich zählen. Die Räthsel der Kriegführung in den seelischen Momenten zu suchen, die Ursachen für große Leistungen in der Gediegenheit der Charaktere, ist jenseits der Mosel eine neuere Richtung, die nicht ohne Früchte bleiben wird. Wer jetzt unsere westlichen Nachbarn aufmerksam beobachtet, wird an Heinrich v. Treitschke's Wort gemahnt: „schwere Niederlagen wecken die sittliche Kraft in einem tüchtigen Heere“.

Unabhängig davon muß untersucht werden, ob der vom Verfasser erstrebte positive Zweck — den großen Heerführern den Weg zum Oberbefehl zu bahnen — erreichbar ist. Scharnhorst's Ausspruch steht dem entgegen. Zwar hat der preußische Heeresreformator nach unglücklichen Kriegsereignissen sehr ähnliche Mittel vorgeschlagen, wie Oberst Desprels, so die Verwendung junger Generale in hohen Stellungen ohne Rücksicht auf das Dienstalter. Allein beide strebten einen verschiedenen Erfolg an. Scharnhorst wollte das Niveau der Führung im Allgemeinen heben, also die „bons généraux ordinaires“ in größerer Zahl auswählen, während Desprels einzelne Sterne ersten Ranges zu entdecken hofft. —

Wenn die angegebenen Erkennungszeichen mit untrüglicher Sicherheit dafür bürgten, daß hinter ihnen auch die Seele eines „grand capitaine“ verborgen ist, so müssen wir dem französischen Verfasser Recht geben. Dann bedürfte es nur noch der Aufmerksamkeit und Unparteilichkeit von Seiten des Kriegsherrn, um bedeutende Feldherren an die Spitze der Heere zu stellen.

Wenn es nun aber auch keinem Zweifel unterliegt, daß sich in diesen Männern bestimmte Charakterzüge stets wiederholen, so bleibt doch die Frage offen, ob Alle, an denen sich die nämlichen Eigenschaften beobachten lassen, darum auch schon groß sind. Man kann voll Urtheil, Scharfblick, Vorsicht, Vernichtungstrieb, Muth, Ruhmesliebe, und dabei doch ein unbrauchbarer Feldherr sein, sobald nämlich Eines fehlt, das Ebenmaß zwischen diesen Anlagen. —

In der Deutschen Armee hat die Meinung der Waffengenossen bei Beurtheilung der Führer selten geirrt. Fragt man sich aber, welche Eigenschaft sie am höchsten stellt, so ist es unzweifelhaft die vornehme Gesinnung. Sie gilt unserem Heere als der sicherste Maßstab für den Werth der Persönlichkeit. In ihr drückt sich menschliche Größe aus, und diese bildet immer die Grundlage für die kriegerische. Wir sprechen vom inneren Gleichgewichte, das insbesondere den Mann befähigt, den schwierigen Lagen gewachsen zu sein. Wir rühmen den Truppenführer, wenn er stets derselbe bleibt, wenn an seiner Ruhe die Erregung, die von unten oder von oben her kommt, wie am Felsen im Meere sich bricht. Keine Tugend flößt dem Soldaten mehr Vertrauen ein. Sie ist nicht leicht zu definiren, vor allen Dingen nicht mit dem Phlegma zu verwechseln. Es gibt Leute, welche unter gewöhnlichen Friedensumständen sehr leicht aufgeregt, selbst schwankend sind, die aber gelassener werden, je höher vor ihnen die Wogen einer

Digitized by Google

ernsten Gefahr sich aufthürmen. Clausewitz nennt es ein „starkes Gemüth“ und versteht darunter ein solches, das nicht blos starker Regungen fähig ist, sondern eines, das trotz der stärksten Regungen niemals die Herrschaft über sich selbst verliert. Das kommt mit innerem Gleichgewichte, mit Vornehmheit der Gesinnung etwa überein. Derselbe Adel der Seele spricht sich darin aus, von dem Tamerlan redet, und der allen anderen Feldherrngaben vorangestellt werden muß. Er kann angeboren sein und ließe sich dann früh schon erkennen. Aber auch die Schule des Lebens vermag ihn zu erziehen. Friedrich der Große ist in seiner Jugend nicht nur anders beurtheilt worden, sondern er war auch ein Anderer, als der Held der reifen Mannesjahre. Erst die vorangegangene schwere Prüfungszeit machte ihn zu dem Großen, dem Einzigen. Als er verzichten gelernt auf alle Neigungen und Herzenswünsche, da wuchs er zu den Höhen der Unsterblichkeit empor. Viele seiner bewunderten Handlungen erklären sich einfach aus dem Wahlspruch, den er annahm: „mein einziger Gott ist die Pflicht“.

Schon um des innern Entwickelungsprocesses willen, den die Heroen stets durchgemacht haben, erscheint es bedenklich, die künftigen Größen nach den Eigenschaften auszuwählen, welche die vergangenen am Ende ihrer Laufbahn erkennen ließen.

Nun kommt hinzu, daß Frieden und Krieg die Naturen in sehr verschiedenem Lichte zeigen. Der Eindruck der Lebensgefahr ist ein gewaltiger; er verändert die Constitutionen. Er macht aus dem bis dahin strengen, herrischen Charakter einen weichen und fügsamen. Er gibt dem Milden und Nachgiebigen so unerwarteten Aufschwung, daß er uns plötzlich als Löwe erscheint.

Viele Männer besitzen die an den berühmten Kriegern beobachteten Tugenden in einer dem wahren Gehalt täuschend ähnlichen Nachbildung. Das Beispiel großer Feldherren hat schon manchen dazu verleitet, sich barsch und schroff zu zeigen, weil das nach dem bedeutenden Manne aussieht, weil es von der Menge leicht für Charakterstärke genommen wird. Selbst dem gewissenhaftesten Beurtheiler könnten darin also schwere Irrthümer begegnen. Vornehmheit des Denkens und Fühlens ist als Bedingung immer wichtiger, wie das Vorhandensein jener bekannten, äußerlich wahrnehmbaren Eigenschaften der Helden. Sie stellt gegen die unliebsamen Metamorphosen unter dem feindlichen Feuer sicher; sie lehrt die Gefahr verachten und erhält das innere Gleichgewicht durch den Werth, den sie sich selber beimißt. Sie wird heutzutage um so wichtiger, als der Heerführer seinen Truppen ferner steht, weil die Masse zu erheblich ist. Die persönliche Einwirkung, bei welcher Muth und List sich als bewegende Kräfte geltend machen können, ist ihm genommen. Dafür mehrt sich die Verantwortung, welche er für sich und für die Handlungen Anderer zu tragen hat, trotzdem er dieselben nicht immer nach seinem Willen zu lenken vermag. Der Muth der Verantwortung wird in außerordentlichem Maße nur der erhabenen Seele eigen sein.

Zwar vermag nun wohl Jedermann Beispiele anzuführen, daß vornehme Männer doch unbedeutende Generale waren.

Aber zuvörderst ist die angenommene Vornehmheit des Auftretens von der echten Vornehmheit der Gesinnung zu unterscheiden. Unter gewöhnlichen

Digitized by Google

Umständen sehen sich beide oft gleich. Erst die Stunde ernster Entscheidung läßt die Kluft erkennen, welche sie trennt.

Ferner bedarf der Mann auch des Willens, um große Leistungen dauernd zu vollbringen. Es mag wunderlich genug klingen und ist dennoch richtig, daß man, um ein großer Feldherr zu werden, es erst wollen muß. Das Beispiel hochbegabter Männer beweist dies, welche den von ihnen anfangs gehegten Erwartungen später nicht entsprachen, und die schließlich im Dunkel der Unberühmtheit verschwanden. Man darf nicht ohne Weiteres an eine Erschöpfung ihrer Fähigkeiten glauben. Vielfach sehen solche Bevorzugten sich zur eigenen Ueberraschung früh auf den Schild erhoben. Man spendet ihnen allzureiche Anerkennung. Sie werden Helden der Tagesmeinung. Je edler sie empfinden, desto eher wird sie dies unsympathisch berühren. Der leicht erworbene Ruhm erscheint um so werthloser, als sich meist noch widerwärtiger Neid daran hängt. Der Ehrgeiz verliert das Anziehende; die besondere Spannkraft im Streben hört auf, die Gleichgültigkeit gegen den Erfolg beginnt, der Willen erstirbt. Die Fähigkeiten, die noch immer vorhanden sind, äußern sich nicht mehr, wenn nicht gelegentlich ein besonderer Anstoß kommt. Werden sie zu langem Zauberschlafe verdammt, so schwinden sie auch allmälig dahin. Es ist eine seltene Kunst, ein ganzes Leben hindurch mit gleicher Frische zu wollen. Zwang der Lebensverhältnisse, welcher die Sehnsucht nach Befreiung erweckt, oder ein kräftiges Selbstgefühl geben am ehesten dem Willen die nothwendige Zähigkeit. Sicher ist, daß ohne ihn kein großer Kriegsheld gedacht werden kann.

Der Wille identificirt Person und Sache. Dem Heros wird es unmöglich, ohne diese zu leben, und im Triumph seiner Sache allein findet er schließlich persönliches Genügen. So erklärt sich auch, was man an den großen Männern für Egoismus hat gelten lassen. Es ist die Sinnesart, der Friedrich vor der Schlacht von Hohenfriedberg den stolzesten Ausdruck verliehen hat, welchen sie jemals gefunden: „Mein Ehrgeiz ist, daß ich mehr als ein Anderer zur Vergrößerung meines Hauses gethan, unter den gekrönten Häuptern von Europa eine große Rolle gespielt habe. Mich dabei zu erhalten, ist gleichsam eine persönliche Pflicht, die ich erfüllen will auf Kosten meines Glücks und meines Lebens. Ich habe keine Wahl mehr: ich will meine Macht behaupten, oder sie mag zu Grunde gehen und der preußische Name mit mir begraben werden".[1]) Thomas Carlyle, sein Biograph, bemerkt dazu: „Kein König oder Mensch, der etwas Namhaftes in dieser Welt vollbringen will, darf erwarten, es zu vollbringen, es sei denn stillschweigend unter dieser selbigen Bedingung: „Ich will es vollbringen oder sterben!" Denn die Welt ist unerbittlich fürwahr, wie die Schwerkraft selber, und es geziemt Dir, ihr mit gleicher Bestimmtheit entgegen zu treten." —

Oberst Desprels' Lehre von der Uebereinstimmung der Feldherrnnaturen steht in vielen Stücken mit Friedrich des Großen Abhandlung: „Von denen Talents, die ein General haben muß", in Einklang. Der König verlangt fast die nämlichen Fähigkeiten. Der Feldherr soll Urtheil besitzen, „projecte zu

[1]) Schreiben an den Minister von Podewils.

Digitized by Google

machen", „idées combiniren zu können", scharfsichtig sein, „des Feindes Absichten zum Voraus sehen, solchen zuvorkommen und denselben ohne Unterlaß inquietiren". Friedrich empfiehlt List und Vorsicht, Milde und Strenge zu rechter Zeit, auch bewußte und geschickte Täuschung. Der General soll „dissimulé sein und zugleich naturel erscheinen". Er soll schweigen können: „Einer der Alten hat gesagt, daß man kein Mensch wäre, wenn man nicht zu schweigen wüßte — ja er soll auch mißtrauisch sein: „Die Normands geben ihren Kindern, wenn sie solche vom Hause wegschicken, eine Regel: „Sei mißtrauisch", und auf die Frage gegen wen? wird ihnen geantwortet: gegen die ganze Welt. Im Kriege ist der cas, wo man sich beständig von seinem Feind mefiiren muß, und es seynd Thoren, so denselben trauen". Der König verlangt auch unermüdliche Thätigkeit: „Seyd also activ und infatigable und macht Euch los von aller Faulheit des Leibes und des Verstandes, sonsten werdet ihr niemals denjenigen großen Capitains, so uns zum Exempel dienen, gleich werden".

Auch auf die scheinbaren Widersprüche im Heldencharakter ist Friedrich aufmerksam geworden. „Wie viel sich contradicirende Tugenden werden nicht erfordert, um einen General zu Wege zu bringen". Ebenso erkennt er in der Betrachtung des Lebens großer Heerführer das beste Erziehungsmittel; ja er stellt im vollkommenen General, „der ein être de raison, eine platonische Republik, das centrum gravitatis derer Philosophen, der Stein der Weisen derer Chymisten" sein soll, noch mehr dar, nämlich eine Vereinigung aller Feldherrntugenden. „Es seynd nur allein die großen Exempel und die großen Muster, welche die Menschen erziehen und formiren, und wenn Helden, als Eugen, Condé, Turenne oder Caesar unsere admiration auf sich ziehen, wie viel mehr soll uns nicht ein Tableau bewegen, welche uns ihre verschiedentliche Vollkommenheiten in eins zusammengebracht, vorstellet".

Aber in einem wesentlichen Punkte weichen Friedrich und Oberst Desprels sehr von einander ab. Es ist derselbe, der hier schon zur Sprache gebracht worden. Friedrich schickt nämlich seiner Schilderung des vollkommenen Generals voraus: „Ich supponire vor allen Dingen, daß der General ein ehrlicher Mann und ein guter Bürger des Staats sey, ohne welche qualitäten alle Geschicklichkeit und alle Kriegeskunst mehr schädlich als nützlich seyn." Auch nach des Königs Meinung kann sich also die kriegerische Tugend mit der bürgerlichen recht wohl vereinigen; der Widerspruch, der sich äußerlich oft zwischen beiden zeigt, ist kein grundsätzlicher. Gleicher Ansicht ist auch der Alte Onosander gewesen, der im „Strategikos" erklärt: „Man verlangt, daß ein General enthaltsam, nüchtern, sparsam, fleißig, von hellem Verstande, hochherzig, mittleren Alters, beredt, Familienvater und womöglich von guter Herkunft sei".

Nun kann „dissimulé sein und naturel scheinen", List gebrauchen, mißtrauisch, hart, rücksichtslos u. s. w. handeln, im gewöhnlichen Leben allerdings weder für edel und gut, noch gar für vornehm gelten. Aber es ist hier auch der Gegensatz zwischen dem gewöhnlichen Leben und dem Ausnahmezustande des Krieges im Auge zu behalten. Der Krieg ist der Bruch des bürgerlichen Rechts und hebt dieses auf. Er entsteht aus den Reibungen, welche der nationale Egoismus hervorruft. Der Kämpfer darf nicht Kosmopolit sein. Die Liebe zur

Digitized by Google

eigenen Partei und der Haß gegen die feindliche sind im Grunde genommen dasselbe, nicht minder Friedensliebe und Vernichtungstrieb. Der rücksichtsloseste Gebrauch aller Mittel führt am ehesten dazu, den Feind abzuschrecken, ihn zur Erfüllung des eigenen Willens zu zwingen, d. h. dem Ausnahmezustande des Krieges ein Ende zu machen. Dieser eine Zweck rechtfertigt, gerade im Interesse der Humanität, Alles, was man zu seiner Erreichung thun kann. Die destructiven Tendenzen der Helden sind keine angeborenen Eigenheiten ihrer Natur, sondern erworbene, welche ihnen erst durch ihre Laufbahn zur unabweislichen Pflicht gemacht werden. Den ursprünglichen Anlagen nach sind thatsächlich der gute Bürger, der treffliche Mensch und der „grand capitaine“ wohl vereinbar.

Ganz ebenso steht es mit den übrigen Schattenseiten im Heldencharakter; sie sind nicht als anfängliche Neigungen vorhanden.

Die Fähigkeiten heben die echten Feldherrennaturen über die Menge empor; mit der höheren Stellung aber wachsen wiederum ihre Fähigkeiten. So wird der Abstand von Stufe zu Stufe größer, werden die hervorragenden Männer mit ihren Verdiensten immer einsamer, und daraus erklärt sich das Abstoßende ihres Wesens, das sich in ihrer Menschenverachtung kund gibt. Das Bewußtsein, erhabene Ziele zu verfolgen, Bedeutendes zum Vortheile der Mitwelt zu wollen, macht sie bitter gegen den Widerstand, den sie durch die Kurzsichtigkeit, gegen den Aufenthalt, welchen sie durch die Trägheit, Schwäche und Eigensucht Anderer erfahren. Sie gewinnen die rauhen Seiten erst durch das Vorschreiten auf hoher Bahn. Alexander, Hannibal, Cäsar, Friedrich, Napoleon wären vielleicht milde und nachsichtig geblieben, hätten die Umstände sie in niederer Sphäre des bürgerlichen Lebens zurückgehalten.

Auch hier ist ein principieller Widerspruch zwischen menschlicher und kriegerischer Größe nicht herzuleiten; vielmehr dürfen wir mit Recht die erste als nothwendige Voraussetzung der zweiten ansehen. Wer danach seine Wahl einrichtet, wird sicherer gehen, als wer nach den einzelnen Charakterzuthaten sucht, die den großen Heerführern eigen waren.

In vornehmer Gesinnung und scharf ausgeprägter Willenskraft erkennen wir mithin die beiden unerläßlichsten Bedingungen für Heldengröße. Beide aber sind im alltäglichen Leben nur schwer in ihrer ganzen Bedeutung zu würdigen. Daher werden die Heroen und die Genies immer den eigenen Wegen zu überlassen sein. Der Keim der Größe liegt in manchem Menschen; aber es bedarf, um ihn zu vollenden, des eigenen geheimen Entwickelungsprocesses, der sich in der Tiefe der Seele vollzieht und der Außenwelt nur selten sichtbar wird. Conflicte, von denen Niemand etwas ahnte, haben oft erst dem Herzen des Helden die Festigkeit, seinem Empfinden das Heroische gegeben. Absichtliches Eingreifen kann leicht mehr schaden als nützen.

In menschlicher Macht steht es immer nur, der Tüchtigkeit die Wege zu bahnen, deren der Held ja auch, neben den großen Eigenschaften seiner Seele, dringend bedarf. Die allgemeinen militärischen Anlagen, die man von jedem guten Soldaten verlangt, dürfen ihm nicht fehlen. Sie lassen sich früh erkennen, hervorheben und fördern. Der preußische Avancementsmodus ist dazu ein sehr geeig-

Digitized by Google

netes Mittel. Auch die Zuthat, welche Oberst Desprels empfiehlt, mag zweckmäßig sein. Ausnahmsweise Verwendung der höheren Führer ohne strenge Rücksicht auf das Dienstalter gibt dem Verdienten Gelegenheit, sich Anerkennung zu verschaffen. Nicht nur die erste französische Revolution, sondern bekanntlich auch Friedrich der Große verfuhr so. Sind zahlreiche tüchtige Kräfte in die oberen Schichten gebracht, dann werden im entscheidenden Augenblicke die einzelnen Genies, deren das Vaterland bedarf, von selbst in den Vordergrund treten. Darauf aber muß man sich beschränken.

Nur Eins noch in dieser Hinsicht zum Beschluß! Mancher Officier, der die Anlage zu Bedeutendem in sich hatte, mußte gewiß schon der Abneigung seiner Vorgesetzten, dem Mangel an Verständniß in seiner Umgebung weichen und kehrte am Ende einer Laufbahn den Rücken, die ihm nur Enttäuschungen bot. Persönliche Eigenschaften machten ihn unbeliebt. Ganz sind solche Fälle nicht zu vermeiden, aber die Art der Beurtheilung kann sie einschränken. Die Tüchtigkeit muß den einzigen Maßstab abgeben. Wie in der Kunst und Literatur, wie in den Moden, so hat auch bezüglich der Menschen jede Zeit ihren eigenen Geschmack und dieser ist von großer Gewalt über das Schicksal Einzelner. Ihn gesund zu erhalten, ist von äußerster Wichtigkeit. Schon damit der Sinn für Tüchtigkeit nicht verloren geht, darf allein der Tüchtige bevorzugt werden. Das erfordert Nachsicht in Bezug auf die störenden Zufälligkeiten, die einem Jeden anhaften, die auch den großen Charakteren nicht fern blieben, die aber auf die Brauchbarkeit keinen Einfluß üben. Wer nur das Fortkommen jüngerer Kräfte des Heeres irgend in der Hand hat, sollte sich gegenwärtig halten, daß es viele Eigenschaften gibt, welche unbequem sind, persönlich nicht angenehm machen, die aber unbeachtet bleiben müssen, weil sie mit künftigen Leistungen nichts zu thun haben. In dieser Hinsicht erscheint die Mahnung, welche sich wie der rothe Faden durch Desprels' „leçons de la guerre" zieht, von der höchsten Bedeutung — es ist: die Mahnung zur Toleranz.

Digitized by Google

Gottfried Keller.

Von

Otto Brahm.

I.

Gottfried Keller ist 1819 in Zürich geboren. Er hat etwa acht Jahre in Deutschland verbracht, als angehender Landschaftsmaler in München, als akademischer Hörer in Heidelberg und Berlin, und ist dann in die Heimath zurückgekehrt, wo er bis heute gelebt hat; zuerst als Privatmann, dann durch fünfzehn Jahre als Staatsschreiber des Cantons Zürich, und jetzt wieder als Privatmann.

Aus dieser trocknen und äußerlichen Notiz geht dennoch ein Wesentliches hervor.

Keller ist zweierlei: ein schweizerischer und ein deutscher Dichter.

Schweizerisch in Keller ist das Naturell. Schweizerisch sind seine Figuren. Die Schweiz ist das Land seiner Erzählungen, des „Grünen Heinrich", der „Leute von Seldwyla", der „Züricher Novellen". Selbst das Märchen „Spiegel das Kätzchen" trägt sich in der Schweiz zu. Nur für die „Sieben Legenden" war das Local theils durch die Ueberlieferung gegeben, theils war eine örtliche Fixirung unmöglich; auch in den neuen Novellen, welche diese Blätter zuerst veröffentlichen durften, im „Sinngedicht", ist eine solche Fixirung vermieden. Dennoch wird man das Schweizerblut in einigen Figuren unschwer erkennen, z. B. in der Magd Regine, einem der „großen Menschenbilder", wie sie der Dichter liebt und wie sie in Zürich Einem wohl begegnen können; ein ähnliches großes schweizer Menschenbild ist jene rothhaarige Sünderin in den „Legenden", welche den Bemühungen des schlimm-heiligen Vitalis gegenüber so hartnäckige Renitenz beweist.

Aber dieses Schweizerische in dem Naturell Keller's, in seinen Figuren — worin besteht es? Lebt es nur in dem Freiheitsgefühl des Republikaners, in dem lebhaften patriotischen Empfinden des Dichters und seiner Personen, in dem innigen Behagen an den Festen der Nation, an Mörserschießen und Schützenfest und Tellspiel? Nein, es steckt tiefer, es manifestirt sich vor Allem als der Sinn für das Ehrsame und gut Bürgerliche. Wenn ich von dem Schweizerischen in Keller rede, so meine ich das Tüchtige und Gerade, das Praktische und

Digitized by Google

Verständige, das Maßvolle und Realistische, das Trockene und Derbe. Echt schweizerisch ist er, dieser Hansli Gyr, in der „Ursula", der sich von der Geliebten abwendet, weil er nur in Verständigkeit und Ordnung und klarer Luft zu leben vermag, weil ihm die bürgerliche Ehre nothwendig ist zum Athmen; oder dieser Statthalter im „Grünen Heinrich", der den berechtigten Eigennutz, auch der Allgemeinheit gegenüber, zu vertheidigen weiß und den großen Unterschied zwischen dem freien Preisgeben des Errungenen und dem trägen Fahrenlassen dessen, was man nie voll besessen. Keine vagen Ideale kennt der schweizer Dichter, keine vornehmen blasirten Nichtsthuer schildert er, sondern ganze Menschen mit Vorzügen und Fehlern, mit Tugenden und Lastern; sind sie auch mit Narrheiten oft reichlich gesegnet, so sind es doch heilbare Narrheiten, und aus der gesunden Cur werden die Patienten meist geläutert entlassen.

Dies also das schweizerische Element in Keller, das ich nun, ohne mißverstanden zu werden, als das realistische bezeichnen darf. Manche seiner Landsleute, wie Jeremias Gotthelf, haben hieraus, und hieraus allein, ihre Kraft gezogen. Sie sind Localdichter, in dem Sinne, wie es Reuter und Anzengruber sind.

Nicht so Gottfried Keller. Von früh auf hat er deutschen Bildungseinflüssen sich hingegeben. Er hat Jean Paul, die Romantiker, die schwäbische Schule auf sich wirken lassen, Goethe's, als selbstverständlich, nicht zu gedenken. Wenn er im zwanzigsten Jahre nach Deutschland kommt, so folgt er keinem Zufall, sondern einem inneren Triebe: er geht in das Land seiner Wahl. Er empfindet die Schwierigkeit, seine Liebe zu der engeren Heimath mit der zu dem großen stammverwandten Volke, dem „zweiten Heimathsland", in Einklang zu bringen, allein er trachtet sie zu überwinden, er singt angesichts des Schaffhausener Falles:

Wohl mir, daß ich dich endlich fand,
Du stiller Ort am alten Rhein,
Wo, ungestört und ungekannt,
Ich Schweizer darf und Deutscher sein!

Er glaubt so wenig wie der grüne Heinrich an eine schweizerische Kunst und Literatur. Das Alpenglühen und die Alpenrosenpoesie sind bald erschöpft; und so schwört der „französische Schweizer zu Corneille, Racine und Molière, der Tessiner glaubt nur an italienische Musik und der deutsche Schweizer lacht sie beide aus und holt seine Bildung aus den tiefen Schachten des deutschen Volkes."

„Aus den tiefen Schachten des Volkes" — darin liegt für ein aufmerksames Ohr schon die besondere Richtung, die des Dichters Geist genommen, die besondere Stimmung seiner Zeit. Es ist die Zeit, in welcher man, wenn „Volk" gesagt wurde, etwas ungewöhnlich Geheimnißvolles, Mystisches, Ursprüngliches und Tiefes meinte. Es ist die Zeit von des Knaben Wunderhorn, von Uhland und von Heine, die Spätzeit der Romantik, wo die Begeisterung für das aus dem Innersten des Volksgeistes geschöpfte Volkslied auf der Höhe stand. Ebenso, wenn der grüne Heinrich „Deutschland" sagt, so meinte er „das poetische und ideale Deutschland, wie sich letzteres selbst dafür hielt und träumte. Er hatte nur mit Vorliebe das Bild in sich aufgenommen, welches Deutschland durch seine Schriftsteller von sich verfertigen ließ. Das nüchterne, praktische Treiben seiner eigenen Landsleute hielt er für Erkaltung und Ausartung des Stammes und hoffte

Digitized by Google

jenseits des Rheines die ursprüngliche Gluth und Tiefe des germanischen Lebens noch zu finden. Alles aber, was er sich unter Deutschland dachte, war von einem romantischen Dufte umwoben." Man sieht: alle Schätze, wonach die unbefriedigte Phantasie des Dichters verlangt, und die sie in der Schweiz entbehren muß, meint sie in Deutschland zu heben; wenn wir das Schweizerische als gleichbedeutend nehmen mit dem Realistischen, so ist, im Sinne des Dichters, das Deutsche so viel wie das Romantische, Poetische, Traumhafte, Phantastische.

Die Vereinigung dieser beiden Elemente, des Realistischen und des Phantastischen, macht den hervorstechendsten Zug in Keller's Wesen aus. Von Anfang an hat er sie erstrebt, und bis heute daran festgehalten. Ich will nicht sagen, daß er sie stets erreicht hätte, diese Vereinigung, nicht selten fließen bei ihm die beiden Ströme neben einander her, wie Rhein und Mosel, und wollen ihre besondere Farbe nicht aufgeben. Aber doch liegt hier, wie mir scheinen will, der Weg, welchen die Dichtung der Zukunft wird beschreiten müssen, wenn sie nicht einseitig sich bescheiden will, entweder auf das specifisch „Poetische" zu verzichten, oder auf die Gestaltung des specifisch „Modernen". Keller aber will nicht das Eine, nicht das Andere, er ist dem Romantischen zugewandt, aber dem Modernen nicht minder. Er richtet sich gegen Justinus Kerner, der in weltfremder Schwärmerei sich in der Zeit, der dampfestollen, von der Erde lieblos ausgeschlossen sah; aber Keller scheint die Poesie nicht entflohen, es sieht auf dieser Erde „noch lange nicht so graulich aus", und, so singt er,

Willst träumend du im Grase liegen,
Wer hindert dich, Poet, daran?

Die Caprice der Romantiker kennt auch er, aber als ästhetisches Motiv, nicht als Princip; Laune ist bei ihm in der Erfindung, nicht in der Ausführung, dort ist er der strenge Künstler und der moderne Realist. Er hat Phantasie, nicht die Phantastik hat ihn, wie einst Callot-Hoffmann. Er liebt das Seltsame, das Absonderliche und das Willkürliche, aber er kennt Maß in Willkür; er hat die Caprice in künstlerische Zucht genommen, sie ist nicht seine Herrin, wie bei Brentano, sondern seine Helferin.

Sehr früh schon, in einem Gedicht an Freiligrath, aus dem Jahre 1845, hat Keller versucht, jene Synthese von Realistischem und Phantasievollem als das Ideal der Poesie hinzustellen. Zwei Genien, meint er, stehen an der Wiege des Dichters:

Hell von Krystall hält dieser eine Schale
Voll, bis zum Rand, von feuergoldnem Wein
Belebt, durchweht vom reinsten Sonnenstrahle;
Des Andern Schal' ist dunkler Edelstein,
Rubin, und faßt des Mohnes dunkeln Saft,
Durchwoben von des Mondes Zitterschein.

Man sieht, wie der Dichter mit dem Gedanken ringt und wie schwer er zur Klarheit sich durcharbeitet. Auf die eine Seite setzt er Krystall, Wein, Tag und Sonnenstrahl, auf die andere Rubin, Mohn, Nacht und Mondesschein. Aus beiden Schalen aber, aus Tag und Nacht, strömt des Poeten Sein, ein sinnig Schauen hier, ein träumerisch Versenken dort:

Digitized by Google

Und Preis dem Dichter, wenn die Lebensbecher
Ihm reich erfunkeln und in gleicher Pracht!
Doch Halbpoet ist nur der trunkne Zecher,
Der aus dem Einen überwiegend trinkt.

Man fühlt sich an des jungen Goethe aufschlußreichen Ausspruch erinnert: „Poesie ist nicht Wahrheit, noch Unwahrheit; nicht Tag, nicht Nacht, sondern Dämmerung."

Aber was Keller uns hier theoretisch ausgesprochen hat, — ist es wirklich praktisch geworden in seiner Dichtung? Wir brauchen nur die ersten Seiten des „Grünen Heinrich" aufzuschlagen, um die Frage zu beantworten. Der Autor beschreibt die schweizer Städte, welche an einem See und an einem Fluß zugleich liegen, wie Zürich, Luzern, Genf, und fährt dann fort: „Die Zahl dieser Städte um eine eingebildete zu vermehren, um in diese, wie in einen Blumenscherben, das grüne Reis einer Dichtung zu pflanzen, möchte thunlich sein: indem man durch das angeführte Beispiel das Gefühl der Wirklichkeit gewonnen hat, bleibt hinwieder dem Bedürfnisse der Phantasie größerer Spielraum." Ganz dasselbe Verhältniß von Wahrheit und Dichtung ist in der Vorrede der „Leute von Seldwyla" angedeutet: „Seldwyla bedeutet nach der älteren Sprache einen wonnigen und sonnigen Ort und so ist auch in der That die kleine Stadt dieses Namens gelegen irgendwo in der Schweiz." In der Schweiz — das gibt bestimmtes Erdreich, die Farbe und den Duft der Wirklichkeit; irgendwo — das gibt Freiheit der Bewegung und gestattet der Phantasie ihr schönes oder heiteres Spiel.[1]) Und durchaus bestätigt die Durchführung der Idee das Gesagte. Nehmen wir etwa die Novelle „Kleider machen Leute", eine der reizendsten, humoristischsten und abgerundetsten der Sammlung. Die Voraussetzung ist höchst wunderlich: Ein Schneider soll für einen Grafen gehalten werden lange Zeit hindurch, ohne daß er selbst etwas dazu thut, ohne daß er etwas Schlimmes oder Betrügliches im Schilde führt. Der Dichter aber weiß so viel realistische Einzelheiten zu erfinden: wie der Schneider durch einen herrschaftlichen Kutscher in's Hotel gebracht wird gegen seinen Willen, wie seine ängstliche Schweigsamkeit für Vornehmheit gilt, sein zaghaftes Genießen der Speisen für verwöhnte Blasirtheit, — daß er in der That das Unmögliche möglich macht. Und indem er seinem Helden einen Sinn für das Zierliche und Noble verleiht, ein angeborenes Bedürfniß, etwas Außergewöhnliches vorzustellen, gibt er der merkwürdigen Geschichte den stärksten Halt; dieses Streben nach oben, sagt man sich, mußte einmal hervorbrechen, und darum ist die Erfindung tief innerlich berechtigt, trotz der unglaubhaften Einkleidungsform. Selbst im Märchen und der Legende gibt Keller seine Realistik nicht auf. So sind in „Spiegel das Kätzchen" ein paar Voraussetzungen phantastisch, man muß auch glauben, daß Thiere sprechen, und daß es Hexen und Zauberer gibt; allein die weitere Durchführung ist wiederum vollkommen realistisch und von einer zwingenden Folgerichtigkeit.

[1]) Ich bin schuldig anzuführen, daß dieses letzte Beispiel schon Berthold Auerbach angezogen hat, in dem sehr bemerkenswerthen geistreichen Aufsatz „Gottfried Keller von Zürich", Beilage der Allgemeinen Zeitung vom 17. April 1856.

Digitized by Google

II.

Wenn ich den Versuch machen soll, in Keller's Dichten einzelne Perioden zu unterscheiden — bei einem noch lebenden Autor von seiner Bedeutung und Art keine leichte Aufgabe — so würde ich deren drei aufzustellen haben, unter denen die erste, die Periode des jugendlichen Ringens mit dem Subjectivismus, sich sehr viel bestimmter von der zweiten und dritten scheidet, als die zweite und dritte von einander.

In die erste Periode rechne ich die „Gedichte" (1846), die „Neueren Gedichte" (1851 und 1854), den „Grünen Heinrich" (1854—55) und aus den „Leuten von Seldwyla" die beiden Novellen „Pankraz der Schmoller" und „Regel Amrain" (1856).

Gedichte sind das erste gewesen, was Keller auf poetischem Gebiet geschaffen hat. Und zwar zunächst politische Gedichte. Der Parteimann in ihm hat dem Poeten die Zunge gelöst. Man kennt die erbitterten Kämpfe der schweizer Liberalen in den vierziger Jahren gegen den Sonderbund und die Pfaffen: in ihnen hat sich der Dichter auf der Seite der Freiheit bethätigt. Herwegh, Freiligrath sind seine Vorbilder. Ein glühender Freiheitsdurst, ein fanatischer Haß gegen die „Spinne von Rom", ein äußerster Radicalismus, der vor nichts zurückschreckt, erfüllt ihn. Er träumt vom ewigen Völkerfrieden. Er sieht die Jesuiten einziehen, Loyola's wilde verwegene Jagd: „sie kommen, die Jesuiten". Aehnlich hat der Dichter noch im vierten Bande des „Grünen Heinrich" einem seitenlangen Excurs gegen den Jesuitismus, diese „ungeheure hohle Blase", Raum gegeben, der erst in der neuen Ausgabe (von 1881) beseitigt ist.

Ich betone dieses „im vierten Bande", weil das erste große Werk Keller's durch viele Jahre sich hinzieht, von 1847 bis 1853. Beide Sammlungen der Gedichte bieten zu dem „Grünen Heinrich" Analogien, es sind die gleichen Motive, die gleichen Probleme, die hier wie dort anklingen. Und zwar entspricht die erste Sammlung mehr den älteren Bänden, die zweite mehr den jüngeren, wie aus der Gleichzeitigkeit der Entstehung leicht begreiflich. In den ersten Gedichten, wie im „Grünen Heinrich" ist von Tod und Kirchhof oft und oft die Rede; die Jugendgeliebte des Autors erkrankt und stirbt. In beiden Werken hat er zur Mutter ein nahes und inniges Verhältniß, aber die Mutter ist nüchtern und schlicht: „meine Mutter ist romantisch nicht". In den „Neueren Gedichten" sucht der Dichter, wie im vierten Bande des Romans, mit all' der Bildung fertig zu werden, die er so emsig eingesammelt hat; die harte Speise liegt ihm gewaltig auf dem Magen und gibt ihm Beschwerden. Er sucht in Vers und Prosa sich mit philosophischen und naturwissenschaftlichen Problemen auseinanderzusetzen, er erfreut sich an der Erkenntniß von der Schnelligkeit des Lichtes und seinem ewigen Kreislaufe, er erkennt, daß die Begriffe von Raum und Zeit nur dem menschlichen Vorstellen entspringen:

Die Zeit geht nicht, sie stehet still,
Wir ziehen durch sie hin;
Sie ist eine Karavanserai,
Wir sind die Pilger drin.

Digitized by Google

Man merkt, daß es sich hier nicht um blasse Gedankenpoesie handelt, um die Versificirung von Kant's Kritik, sondern daß ein Dichter spricht, der nur nebenbei ein nachdenklicher Mann ist und auf der Höhe der Bildung seiner Zeit steht; daß in seinem Empfinden das für Andere bloß Abstrakte und Gedankenhafte sofort nach einer sinnlichen Umkleidung verlangt. Ebenso nehmen für den grünen Heinrich die Dinge unversehens neben ihrer sachlichen Form in der Phantasie runde, körperliche Gestalt an: „Heinrich faßte alles Wissen sogleich in ausdrucksvolle poetische Vorstellungen, wie sie aus dem Wesen des Gegenstandes hervorgingen und mit demselben Eines waren, so daß er die allerschönsten Symbole besaß, die in Wirklichkeit und ohne Auslegerei die Sache selbst waren und nicht etwa darüber schwammen, wie die Fettaugen über einer Wassersuppe." Es ist dies ein wichtiges Moment, auf das wir im Verlauf dieser Betrachtung noch werden zurückgeführt werden.

Wie im „Grünen Heinrich", so nehmen auch in den Gedichten die Betrachtungen über Gott und Unsterblichkeit das Interesse in Anspruch. Wieder vergleicht sich die erste Sammlung dem Anfang des Romans, die zweite den späteren Theilen. Für die Unsterblichkeit kämpft die erste, gegen die Unsterblichkeit die zweite. Erzählen in den „Gedichten" die Sterne geheim vom ewigen Frühling, von Unsterblichkeit, so lehren in den „Neueren Gedichten" die Lilien und die Rosen, sich willig hinzugeben dem ewigen Nimmerwiedersein. Aber ob der Dichter, wie in der ersten Zeit, an die Dinge jener Welt noch glaubt, ob er fühlt, wie die anerzogenen Gedanken von Gott und Unsterblichkeit sich in ihm lösen — auf sein Empfinden gegenüber dieser Welt hat es keinen Einfluß: „Auch ich glaub wandellos, Hier ist gut wohnen." Das ist nicht der Optimismus eines Menschen, der nichts erlebt und nichts gedacht hat, sondern eines tief bewegten Geistes, der dem Zweifel wie der Reue in's Angesicht geschaut hat, dem Tode und dem Leben, dem Weinen und dem Lachen: nur wer beides kennt, ist ein ganzer Mann.

Wer ohne Schmerz, der ist auch ohne Liebe,
Wer ohne Leid, der ist auch ohne Treu',
Und dem nur wird die Sonne wolkenfrei,
Der aus dem Dunkel ringt mit heißem Triebe.

Ein anderes ist der Optimismus eines schwäbischen Käferle-Dichters, ein anderes der Optimismus Gottfried Keller's und wir mögen uns glücklich schätzen, daß dieser hervorragende Künstler die Freude am Dasein durch alles Kämpfen hindurch so voll sich bewahrt und so überzeugend ausgesprochen hat. Es sind seine schönsten Verse, voll von jener eigenthümlichen inneren Rhythmik, jener immanenten Melodik, in denen er diese Lehre verkündet:

Wohl wird man edler durch das Leben
Und strenger durch die herbe Qual;
Doch hoch erglüh'n in heißen Freuden,
Das adelt Seel' und Leib zumal!

So ist es nicht lächerlich, wie bei den privilegirten Natursängern, sondern herzerquickend, wenn der Dichter von der Pracht der Natur enthusiastisch singt:

Digitized by Google

Von Glanz und Luft und Klarheit voll
Ist alle diese reiche Welt,
Weiß nicht, wie ich mich wenden soll,
Daß Schönheit nicht sich vor mich stellt.

Als der echte Poet, der er ist, besitzt er die Sensibilität gegenüber der Natur, welche immer von Neuem die Seele in Schwingungen versetzt; er hat die Gabe des naiven Staunens, das den Anfang der Poesie wie der Wissenschaft bedeutet: „ich wundre mich über die Maßen, wie's überall doch so schön!" Oder, wie es ein ander Mal heißt: „Mir ist als ob's meine Seele wär', Die verwundert über das Leben, Ueber das Hin- und Wiederweben, Lugt und lauschet hin und her." Auch das Abbild des Dichters, der grüne Heinrich, besitzt diese Gabe, sich über das kleinste Neue zu wundern, er besitzt „eine unverwüstliche Pietät für die Natur"; „eine neue Art von bemalten Fensterladen oder Wirthshausschildern, eine eigenthümliche Gattung von Brunnensäulen oder Dachgiebeln machen ihm die größte Freude".

Ich habe mehrfach die Schwabenschule genannt, und in der That, ein innerer Zusammenhang zwischen dem Naturgefühl der Uhland und Kerner und jenem Keller's läßt sich nicht verkennen. Gleich das erste Lied der ersten Sammlung wendet sich an die Natur: „Geliebte, die mit ew'ger Treue Und ew'ger Jugend mich erquickt, Du einz'ge Lust die ohne Reue Und ohne Nachweh mich entzückt". Aber während die Schwaben, mit einem Nachklang Rousseau'schen Empfindens, der Natur „an's Herz fallen" als Weltflüchtlinge, die vom Leben ausruhen wollen, während für sie Natur und Mensch Gegensätze sind, knüpft Keller an die Naturbetrachtung stets das Menschliche an; nicht nur der Dichter und sein Herz, wie bei jenen, sondern gedankenvolle Reflexionen über Politik, Staat, Religion werden eben durch die Naturbetrachtung vor uns lebendig. Nicht immer werden diese Beziehungen auf das Menschliche bestimmt ausgesprochen; aber sie klingen stimmungsvoll an, wenn der Dichter etwa beobachtet, wie ein Trumm von Nagelfluh, der lange nicht von der Stelle wollte, in reißendem Triebe des Frühlings fortgezogen wird: „Du versteinte Herrlichkeit! O wie tanzest Du so schwer Mit der tollen Frühlingszeit — Hinter dir kein Rückweg mehr!" Oder der Dichter sagt deutlicher seine Meinung, wenn er in der üppigen Schwüle des Sommers nach Gewitternacht sich sehnt „nach Sturm und Regen und Donnerschlag, Nach einer tüchtigen Freiheitsschlacht, Nach einem entscheidenden Völkertag!"; wenn er im Regen-Sommer die Hoffnung hegt auf „Licht und Wärme und — ein gutes Menschenjahr!"

An diesen ersten Poesien Keller's heute eine nachträgliche Kritik zu üben, wäre unangebracht an dieser Stelle, wo es mehr auf das Darstellen als auf das Urtheilen abgesehen ist; doppelt unangebracht, weil wir die Hoffnung hegen dürfen, daß der Autor selbst in einer neuen Ausgabe diese Dichtungen auf die Stufe heben werde, welche der gegenwärtigen Höhe seiner Kunst gemäß ist. Doch darf gesagt werden, daß das stoffliche Interesse beiden Sammlungen gegenüber nicht immer sehr weittragend ist und manches heute mehr einen historischen Werth hat, wie die Gaselen und die durch Daumer's Hafis angeregten Weinlieder; formell sind die meisten Verse wundervoll, und schon die ersten athmen

Digitized by Google

den ganzen frischen Zauber der Sprache, der uns bei Keller so sehr entzückt. Lyrik im engsten Sinn, einfaches Austönen übermächtigen Empfindens, welches so sehr erfüllt ist von sich selbst, daß alles andere davor schwindet, ist seltener als zugleich farbenfrohes und gedankenträchtiges Sinnen. Ueberall Leben und naive Kraft, nirgends Gedankenblässe und Phrase. Viel Polemik in Inhalt und Form; der Dichter geht gern aus von dem, was der Gegner sagt, er läßt ihm zuerst das Wort, bevor er selbst seine Meinung ihm entgegensetzt. So tritt an die Seite des lyrischen Monologs der dramatische Dialog. Oder die Vorliebe des Poeten für das Volksthümliche läßt ihn im Stile des Volksliedes dichten, wie in der „Winzerin", im Stile des Märchens, wie im „Seemärchen", schön und echt, ohne romantische Ironie, ohne daß er, mit oder ohne Absicht, aus dem Tone fiele. Am liebsten aber nimmt seine Dichtung, hier wie später, die Form des Cyklischen an. Solche Cyklen sind das eine Mal „Jahreszeiten" überschrieben, das andere Mal „Morgen", „Abend", „Nacht"; eine Anzahl Liebeslieder begleitet das (offenbar nicht erlebte) Verhältniß zu einer Geliebten von Anfang bis zu Ende; die prächtige „Feuer-Idylle", die zu dem allerschönsten gehört aus dieser Zeit, schildert, nicht ohne leisen symbolischen Nebensinn, in zehn Abschnitten, wie in einem großen Bauernhaus der „morsche Kram zu Asche und Staub" wird unter des Feuers glühend reinem Athem; „die Gedanken eines Lebendig-Begrabenen", einer der phantastischsten Einfälle des Autors, gibt die ganze Folge jener Gedanken bis zum Schwinden des Bewußtseins in neunzehn Abschnitten (auch dieses mit ironisch-symbolischen Streiflichtern) und so sehr man auch anfangs sich sträubt gegen die ganz unmögliche Erfindung und den schrecklichen Inhalt — der kräftige Realismus der Durchführung und einige glückliche, mildernde Episoden zwingen auch hier schließlich zum Glauben.

Das Cyklische, sagte ich, ist eine Lieblingsform Keller's, in ihr findet sein Genius die gemäßeste Entfaltung. Cyklisch ist das „Sinngedicht", das unsern Lesern noch in frischer Erinnerung ist: eine Rahmenerzählung, in die sechs Novellen beziehungsreich eingefügt sind. Cyklisch ist der erste Band der „Züricher Novellen", dessen drei Geschichten zu einem pädagogischen Zweck, zur Besserung und Bekehrung des originalitätssüchtigen Jünglings Jacques vorgetragen werden. Cyclisch sind die „Leute von Seldwyla", welche an dem gemeinsamen Faden der Seldwyler Seltsamkeit zweimal fünf Novellen aufreihen. Cyklisch aber auch bis zu einem hohen Grade ist Keller's Roman, und oft genug tritt in ihm hinter der Episode das Grundproblem zurück.

Welches ist dieses Grundproblem? Und in wie weit steckt Erlebtes dahinter?

Das Grundproblem ist einfach das Folgende: Was wird aus einem künstlerisch veranlagten, vielseitig begabten, sensiblen Menschen, wenn er ohne jede innere Förderung und zugleich frei von äußeren Hindernissen sich entwickelt? Nicht nur „allerlei erlebte Noth und die Sorge, die er der Mutter bereitete", führten, wie Keller später berichtet hat („Gegenwart" 1877, Nr. 1) zur Conception des Romans, sondern wesentlich der Rückblick auf die eigene Entwickelung, und das Gefühl, in allzu großer Freiheit der Bewegung aufgewachsen zu sein. Wie der grüne Heinrich, hat auch Keller den Vater früh verloren. Wie der grüne Heinrich, hat Keller gezwungen die Schule verlassen müssen und die gewaltsame

Digitized by Google

Unterbrechung hart empfunden. Wie Heinrich hat Keller zuerst bei einem unwissenden Maler, dann bei einem begabten, aber geisteskranken schwere, irrsalsreiche Lehrjahre bestanden.

Allein an einem bestimmten Punkte endigt die Uebereinstimmung; der Dichter hat eine künstliche Steigerung eintreten lassen, die aus inneren Gründen sicher zu erschließen ist. Die Pflanze hat ganz wild wachsen sollen, ohne jede Stütze. Es ist eine Häufung der Bedingungen, aus dem vollkommen erklärlichen Bedürfniß, das Problem so klar und scharf wie irgend möglich herauszuarbeiten. Nicht nur ohne Vater, auch ohne Geschwister soll Heinrich sein, deshalb schweigt der Dichter von seiner Schwester, die er erst später, in „Pankraz der Schmoller", lustig und liebenswürdig eingeführt hat. Keinen nahen Freund hat der grüne Heinrich in der Jugend, kein männliches Vorbild, nach dem er so sehnsüchtig verlangt; „denn nichts gleicht", heißt es noch in „Dietegen", „der Neigung eines Jünglings zu dem Manne, von welchem er weiß, daß er ihm sein Bestes zuwenden und lehren will und den er für sein untrügliches Vorbild hält." Kein Verwandter existirt, kein Freund des Hauses, bei dem er Rath und Hilfe holen könnte; der Oheim Pfarrer auf dem Dorfe ist verbauert, der gute Schulmeister ist der Welt fremd, die Freunde des Vaters ertheilen, als Heinrich sich der Landschaftsmalerei zuwenden will, ein jeder einen andern unbrauchbaren Rath. Als er nach München zieht, um an die rechte Quelle der Kunst zu kommen, sieht er sich in der fremden Stadt „ganz allein, ohne Empfehlungen und Bekanntschaften"; ein Meister, den er um Rath bittet, stiehlt ihm seine Ideen, und als er endlich in Erickson und Lys geistreiche Genossen gefunden hat, entsagen beide der Kunst plötzlich und für immer. So ist er auch hier gehindert, „in die Werkstatt eines in der Wolke des Gelingens sitzenden Meisters einzudringen" und beschränkt, in den Vorhöfen des Tempels zu stehen; so fühlt er sich auch hier wieder zurückgeführt auf den Einen großen Verlust seines Lebens. Wie rührend klingt seine Klage und seine Resignation: „Ich kann mich nicht enthalten, oft Luftschlösser zu bauen, wie es mit mir gekommen wäre, wenn mein Vater gelebt hätte und wie mir die Welt in ihrer Kraftfülle von frühester Jugend an zugänglich gewesen wäre. Er ist vor der Mittagshöhe seines Lebens zurückgetreten in das unerforschliche All und hat die überkommene goldene Lebensschnur, deren Anfang Niemand kennt, in meinen schwachen Händen zurückgelassen, und es bleibt mir nur übrig, sie mit Ehren an die dunkle Zukunft zu knüpfen oder vielleicht für immer zu zerreißen, wenn auch ich sterben werde. Wie mir das Zusammenleben zwischen Brüdern eben so fremd als beneidenswerth ist, so erscheint mir auch das Verhältniß zwischen Vater und Sohn um so neuer, unbegreiflicher und glückseliger, als ich Mühe habe, mir dasselbe auszumalen und das nie Erlebte zu vergegenwärtigen." Treu dem realistischen Zuge seiner Poesie hat Keller in der That das Verhältniß der Mutter (genauer der Wittwe) zum Sohn oft und oft, und mit vielen intimen Einzelheiten dargestellt, in den Gedichtsammlungen, in „Pankraz der Schmoller", „Regel Amrain", „Verlorenes Lachen", in der Legende „Die Jungfrau und der Ritter"; das Verhältniß zwischen Vater und Sohn oder Bruder und Bruder

Digitized by Google

hat er immer nur in großen Zügen behandelt, so in „Hadlaub“ und „Fähnlein der sieben Aufrechten“.

Zu den unglücklichen Bildungsverhältnissen des grünen Heinrich kommt nun aber eine unglückliche Naturanlage hinzu, und diese beiden Bedingungen, welche einander ergänzen und steigern, machen aus Heinrich dasjenige, was er ist: eine problematische Natur. Es genügt nicht zu sagen, er sei ein Hans der Träumer, ein Grillenfänger, ein Gefühls- oder Stimmungsmensch; der eigentliche Schaden liegt tiefer. Heinrich geht zu Grunde an der Unmöglichkeit, seine überreiche Innenwelt in Einklang zu setzen mit der Außenwelt. Er ist wie ein Exempel auf die Fichte'sche Philosophie: das Ich ist das wahrhaft Existirende, was außer ihm, hat nur negative Bedeutung, ist Nicht-Ich. Er ist ein Werther, der nicht bloß sein Herz, sondern sein ganzes inneres Empfinden hätschelt und verhätschelt, und ihm den Willen thut, wie einem kranken Kinde.

An diesem Punkte liegt der Schlüssel zu dem complicirten Räthsel. Von hier aus erklärt sich die frühe Versenkung Heinrichs in die eigene Entwickelung, die Selbstbespiegelungslust, welche dieser seltsame Narcissus an sich wahrnimmt. Von hier aus erklärt sich Heinrichs herbe Verschlossenheit, seine keusche Sprödigkeit und das eigenthümliche Schmollen, welches ja das Gegentheil von activem Bethätigen vor der Außenwelt ist und sich begnügt an dem schweigenden Bewußtsein: Ich hab' doch Recht. So verschlimmerte Heinrich in der Schule seine Händel stets dadurch, daß er alle Strafen schweigend hinnahm, auch die ungerechten; und er lachte innerlich noch „ganz frohmüthig darüber und dachte, der Richter hätte das Pulver auch nicht erfunden“. Wenn er einen Fehler, eine Sünde begangen hat, so kommt nicht von außen, sondern aus dem eigenen Selbst der Rückschlag: in einem bestimmten Augenblick bildet sich das Gefühl des Unrechts heraus und nun, da er mit sich selbst im Klaren ist, ist alles in Ordnung. Als er die Mutter bestohlen hat, legt sie ihm die Frage vor: „Ist es denn wirklich wahr? Worauf er ein kurzes Ja hervorbrachte und sich seinen Thränen überließ, ohne indessen viel Geräusch zu machen; denn er war nun völlig befreit und fast vergnügt.“ Als Anna, seine Jugendgeliebte, gestorben, hält er sich still im Hintergrunde und findet keine Thräne, denn „von jeher vermochten nur die aus Schuld oder Unrecht entstandenen Mißstimmungen, die innere Berührung der Menschen, nie aber das unmittelbare Unglück oder der Tod ihm Thränen zu entlocken.“ Es ist, wenn ich so sagen darf, auch hier ein Schmollen, aber im großen Stile, ein Schmollen mit dem Schicksal, weil in diesen äußeren Vorgängen Schuld und Strafe in keinem Verhältniß stehen. Denn dieses ist der einzige Trost, der Heinrich später im Unglück das Härteste ohne Verbitterung und ohne Hoffnungslosigkeit ertragen läßt: der Glaube, daß eher ein Berg einstürzt, als ein Menschenwesen ohne angemessene Schuld zu Grunde geht. Und deshalb hat er „Geduld mit dem Schicksal, das will sagen mit sich selbst“, er lehnt es ab, in die Heimath zurückzukehren, wenngleich er im Elend ist, so lange er nicht innerlich mit sich im Reinen. Als dies aber eingetreten ist, als sein Schicksal eine klare und fertige Form angenommen und es sich entschieden hat, daß er ein Bettler ist, ein Obdachloser, ist er vollkommen zufrieden und glücklich, so wesenlos dünkt ihn alles Aeußere.

Digitized by Google

Dieſes eigenthümliche Empfinden hat augenſcheinlich eine zwiefache Urſache. Die eine iſt das Bewußtſein des Künſtlers, daß jedes Ding ſeinen gehörigen, wohlmotivirten Abſchluß haben muß. „Es hat ein jeglich Sacrament, Anfang, Mitte und weltlich End'." Das andere iſt das ungebrochen theiſtiſche Fühlen, das Heinrich in ſich trägt und das ſeltſamer Weiſe zugleich rationaliſtiſch und pietiſtiſch iſt. Rationaliſtiſch inſofern, als Heinrich in frühſter Jugend allen Glauben an die poſitive Religion von ſich geſtoßen hat und nun ſein Gott einſam und unvermittelt daſteht, wie bei den Deiſten des vorigen Jahrhunderts, „ein wahrer Diamantberg von einem Wunder". Pietiſtiſch inſofern, als Heinrich ſich als ein beſonderes Kind Gottes empfindet, ein beſonderes, nahes Verhältniß zu ihm hat und für ſeine eigene Perſon kleine Wunder erbittet, die als „ſo merkwürdige und theatraliſche Fälle" ſich offenbaren, daß er Scheu trägt, vor der nüchtern-gläubigen Mutter davon zu erzählen. Wer des alten Karl Philipp Moritz verkappte Selbſtbiographie „Anton Reiſer" mit Keller's Roman vergleichen wollte, würde mit Erſtaunen wahrnehmen, wie dieſer pietiſtiſche Hauch bei dem Dichter des vorigen Jahrhunderts die gleichen Erſcheinungen hervorruft, dasſelbe, mit Heinrich zu reden, „Kokette, Spieleriſche, Zierſüchtige", ja dasſelbe kindliche Gelüſt, Fatum zu ſpielen hier, eine ausgleichende Gerechtigkeit herzuſtellen dort. „Ungeachtet meines kirchlichen Rebellenthums," ſagt Heinrich, „war ich noch immer ein richtiger Myſtoſoph, ſobald es ſich um mein perſönliches Wohl und Weh handelte." Dieſe Miſchung von Rationalismus und Pietismus liegt auf derſelben Linie, wie die Miſchung von Realiſtik und Phantaſtik, die wir von Anfang an bei Keller zu finden glaubten.

Kann ein ſo complicirter Organismus, wie es der grüne Heinrich, theils durch Naturanlage, theils durch Bildungsbedingungen geworden iſt, ſich im Leben behaupten? In der erſten Conception verneinte der Dichter die Frage und hielt den von Anfang an geplanten, tragiſchen Abſchluß feſt. In der neuen Ausgabe, die er uns im vorigen Jahre geſchenkt hat, iſt an Stelle der Tragik die Reſignation getreten: Heinrich findet Bethätigung im Staatsdienſt und ein ſtilles Glück in dem geſchwiſterlichen Verhältniß zu Judith, der Freundin ſeiner Jugend. Gewichtige Stimmen, ſo Friedrich Viſcher, haben ſich gegen den tragiſchen Schluß erklärt, ihn grillenhaft und unbegreiflich genannt — ohne indeß mit der neuen Faſſung ganz einverſtanden zu ſein. Ich muß dem gegenüber bei der Meinung beharren (die ſchon einmal an dieſer Stelle ausgeſprochen wurde), daß die Tragik das unbedingt Richtige, das von Anfang an Geforderte und Gebotene war. Können Werther, Taſſo zur Reſignation vordringen? Tief innerlich begründet im Weſen Heinrichs, wie wir es gefaßt haben, naturnothwendig iſt die Tragik. Und daß der Dichter ſelbſt nicht etwa den Helden am vierten Bande hat ſterben laſſen, daß die Einheitlichkeit der Conception eine unbedingte war, lehrt nicht nur ſein ſpäteres Zeugniß (in der „Gegenwart"), ſondern eindringlicher noch die ein und andere Vorausdeutung auf das Ende im Buche ſelbſt, wie etwa jene im erſten Bande (S. 35): „Wäre er ein König dieſer Welt geweſen, ſo hätte er vermuthlich viele Millionen verſchleudert, ſo aber konnte er nichts vergeuden, als das Wenige, was er beſaß: ſeines und ſeiner Mutter Leben." Wenn man den Ausgang unbegreiflich gefunden hat, ſo

Digitized by Google

lag das, wie mir scheint, an dem Ueberwuchern des Beiwerks, dem Zurücktreten des Grundproblems im dritten und vierten Bande und an einer zu starken Retardation gegen den Schluß hin. Es ist gewiß ein berechtigtes Kunstmittel in Drama und Erzählung, durch eine letzte Ausbiegung zum Glücklichen für einen Augenblick das Gemüth des Genießenden zu erleichtern und für die Katastrophe ertragungsfähig zu machen; aber dieses Moment der letzten Spannung, wie Gustav Freytag es nennt, will mit der größten Vorsicht behandelt sein. Wenn Kreon Antigone's Todesurtheil widerruft, oder Edmund die Ermordung des Lear, wagen wir nur noch eine leise Hoffnung zu hegen; wenn der grüne Heinrich in das Grafenschloß und zu Dorothea kommt, und das Leben immer freundlicher und freundlicher ihm lacht, wissen wir in der That nicht mehr, was wir glauben sollen. Hier also, in dieser Wildniß, war in einer neuen Fassung die Axt anzulegen, nicht am Ausgang. Freilich hat auch die Darstellung der allerletzten Zeit Heinrichs etwas Auffallendes: sie wird sprunghaft und abgebrochen, gegenüber der großen Ausführlichkeit der anderen Partien erhält sie etwas Skizzenhaftes. Aber diese ein wenig nachlässige Gestaltung des Schlusses ist ein Zug, der nicht nur hier, sondern oft noch bei Keller wiederkehrt, ein Zug, in dem er besonders mit Shakespeare zusammentrifft und der zuletzt doch der Souveränetät des großen Künstlers entspringt, welche die äußere Katastrophe leicht abthut, nachdem innerlich alles in Ordnung ist.

Als die Periode des Subjectivismus haben wir Keller's erste Periode bezeichnet. Subjectiv sind die Gedichte, in denen der Poet mit seiner eigenen Person mehr als billig hervortritt. Subjectiv ist der Roman, dessen Held des Autors Abbild. Und subjectiv sind die Novellen „Pankraz der Schmoller" und „Regel Amrain", welche das Thema des Romans variiren.

Beide Erzählungen nehmen das Problem der Erziehung wieder auf; beide stellen eine Wittwe und ihren Sohn in den Mittelpunkt. In „Regel Amrain" ist die Wittwe (oder genauer die von ihrem Mann in Seldwyla zurückgelassene) Regel die Heldin, das complette Gegenbild zu Frau Lee, Heinrichs Mutter: ließ diese ihren Sohn in schrankenloser Freiheit aufwachsen, und trug dadurch an seinem Untergang die Mitschuld, so nimmt jene ihren Fritz in so gesunde und durchgreifende Zucht, daß ihre Pädagogik über die Seldwyler Natur des Sohnes einen glänzenden Sieg erringt. Zu der schüchternen und nüchternen Frau Lee bildet die stolze Würde der zielbewußten, energischen Frau Regel einen prächtigen Contrast. Es lag nahe, in dieser Mustergestalt die concreten Züge zu verwischen, so daß ein vages und unglaubwürdiges Idealbild herauskam; aber wie glücklich weiß das gesunde Empfinden des Dichters dieser Gefahr zu entgehen! Wie weit entfernt von blasser Allgemeingiltigkeit ist diese frische und feste Frau, deren „Erzieherei mehr in ihrem Charakter beruht, als in einem vorbedachten oder gar angelesenen System", und die keineswegs ohne Schwanken die Anfechtungen des Lebens besiegt, sondern rasches, warmes Blut hat, und nur mit knapper Noth das stürmische Werben ihres jungen Werkführers besiegt. Aehnlich weiß der Dichter auch sonst die vagen Ideale zu umgeben: Judith, die gereift aus Amerika zurückkehrt, ist weder eine gewohnheitsmäßige Pädagogin, noch eine vorsätzliche Thathandlerin; Dietegen, der Landsknecht,

Digitized by Google

ist als Krieger kein Besserer als Andere seiner Zeit; Wilhelm, in den „Mißbrauchten Liebesbriefen", entgeht, obgleich geheilt, nur schwer der Versuchung durch das unternehmungslustige Aennchen.

In „Pankraz der Schmoller" ist eine einzige Eigenschaft des grünen Heinrich, das Schmollen, zum Grundmotiv gemacht, Pankraz ist ein außerordentlich simplificirter Heinrich. Die Novelle ist die erste, die Keller nach dem Roman geschrieben, und sie bietet im Ganzen und im Einzelnen Analogien zu ihm. Im Ganzen, denn sie zerfällt, wie jener, in zwei Hälften, die Erzählung des Autors und die Erzählung des Pankraz und zeigt uns, wie jener, den Auszug und die Heimkehr des Sohnes, der das einzige Glück der Mutter ist, und in dessen Abwesenheit sie nur ein Schattendasein führt. Im Einzelnen, denn es vergleicht sich etwa die Sprödigkeit des Helden, die scheue Zurückhaltung selbst der geliebten Mutter gegenüber, und die leidenschaftliche Abneigung, in der Fremde eines Menschen Hilfe anzunehmen, welche aus dem starken Freiheitsgefühl des Schweizers entspringt; es vergleichen sich die Bekenntnisse über die Wirkung Jean Paul's und Goethe's auf Heinrich, Shakespeare's auf Pankraz. Auch diese Novelle also bietet keine Figuren, bei denen nicht der Dichter an sich selbst und seine Umgebung gedacht hätte. Die erste objective Dichtung, in denen er Personen geschildert hat, denen er nicht das eigene Empfinden unterlegen durfte, ist die zweite Geschichte aus den „Leuten von Seldwyla" gewesen: „Romeo und Julia auf dem Dorfe".

III.

Als „Romeo und Julia auf dem Dorfe" erschien, war Keller siebenunddreißig Jahre alt. So schwer und mühsam seine Entwickelung gewesen war, so köstlich nun die erste reife Frucht. Das Shakespeare-Studium Pankraz' des Schmollers war praktisch geworden in dieser einzigen Dichtung. Wenn Jemand das thörichte Gerede von dem Epigonenthum der gegenwärtigen Poesie anstimmen wollte — auf dieses Werk würde man ihn weisen, um ihn verstummen zu machen. Keinen Vergleich braucht diese Novelle zu scheuen, kein Schatten der Vergangenheit kann ihre Größe trüben. Einzig die prüdeste Engherzigkeit mag gegenüber solchem Vollgehalt der Poesie, gegenüber solchem in die Tiefe der Dinge dringenden künstlerischen Ernste, gegenüber den naturnothwendigen Vorgängen der Dichtung und dem alles sühnenden Schlusse mit „moralischen" Bedenken angezogen kommen.

Wenn ein Werk von so eminenter Bedeutung neu auftaucht, wie dieses „Romeo und Julia auf dem Dorfe", so scheint es denjenigen, welchen sein Zauber überall aufgegangen ist, ohne Gleichen dazustehen unter den andern Producten seines Autors. Man glaubt etwas ganz Neues zu besitzen, ein Meteor, ein Unicum, das ohne Vorgang ist. Wir heute, wenn wir Keller's Dichten im Ganzen betrachten, dürfen dabei keineswegs stehen bleiben, wir müssen dem neuen glänzenden Stern seine Stellung am Firmament anzuweisen trachten. Auch wir erkennen den eminenten Fortschritt, wir datiren eine neue Periode von dem Werke; aber wir constatiren dennoch den Zusammenhang mit dem, was vorherging und dem, was folgt.

Es ist wahr, die Subjectivität des Dichters erscheint hier zum ersten Male

Digitized by Google

überwunden, er tritt mit seinen eigenen Angelegenheiten zurück und stellt auf's Schönste und Reinste objectiv dar. Aber doch erfolgt am Schluß ein Rückfall in die stärkste Subjectivität: der Autor erscheint in einer (später zum Glück getilgten) Auslassung plötzlich in eigener Person, gibt sein Urtheil über die ganze Erzählung ab und wendet sich polemisch gegen das gleichgiltige Eingehen von „Verhältnissen" unter den Stadtleuten. Es ist wahr, der Dichter stellt mit äußerster Lebenswahrheit dar; er ist so sehr Realist, daß er ausdrücklich betont, wie seine Geschichte „eine müßige Erfindung wäre, wenn sie nicht auf einem wahren Vorfall beruhte". Aber doch ist er der alte Romantiker geblieben, er schildert mit sichtlicher Lust den vagirenden Geiger, wie ihn etwa Tieck oder Eichendorff hätten schildern können, und wie er selbst früher in den „Gedichten" den Betteljungen, den Heimatlosen und den Taugenichts, wie er später in den Züricher Novellen den von Fischottern sich nährenden Buz Falätscher und in der neuen Ausgabe des Romans den verkommenen Maler und Schlangenfresser geschildert hat. Und er erkennt, mit aus der Romantik stammender Ueberschätzung des Volksthümlichen, allein dem niederen Volke, nicht den Gebildeten, die „Fähigkeit des Sterbens für eine Herzenssache" zu, die Fähigkeit, „die Flamme der kräftigen Empfindung und Leidenschaft zu nähren".

Wenn der Dichter am Schluß in eigener Person auftritt, um seine Meinung zu sagen, so ist das nicht nur ein Hervorbrechen der Subjectivität, sondern auch ein Hervorbrechen des Didaktischen. Es erinnert an seinen Landsmann Gotthelf, es ist ein schweizerischer Zug, daß ihm das reine Schöne in jener Zeit nicht genügt, daß er auch lehren und bekehren will. Und es ist gleichfalls schweizerisch, daß er erklärt, die That der Liebenden nicht verherrlichen zu wollen: „höher als diese verzweifelte Hingebung wäre jedenfalls ein entsagendes Zusammenraffen und ein stilles Leben voll treuer Mühe und Arbeit gewesen." Hier haben wir den Standpunkt der schweizerischen, besonnenen Mäßigung, das Praktische, das gut Bürgerliche; und wir haben denselben Standpunkt, wenn wir etwas näher zusehen wollen, auch in den andern Geschichten aus Seldwyla in höchst charakteristischer Weise.

Unter den zehn Seldwyler Novellen endet tragisch nur „Romeo und Julia auf dem Dorfe"; grausig gehen die „drei gerechten Kammacher" aus, „Spiegel das Kätzchen", als ein Märchen, steht ganz für sich. Bleiben sieben Geschichten, welche sich unter einen Gesichtspunkt subsumiren: sie stellen alle eine Läuterung dar. Pankraz der Schmoller wird vom Schmollen geheilt, der Schneider Wenzel in „Kleider machen Leute" von seinem Hang zum Zierlichen, John Kabys, der „Schmied seines Glückes" von hochfliegenden Glücksplänen, Wilhelm in den „Mißbrauchten Liebesbriefen" von seinen platonischen Liebesgelüsten, Frau Regel Amrain's Jüngster vom Kannegießern und andern Seldwyler Fehlern, Küngolt in „Dietegen" von der Gefallsucht, Jucundus und Justine im „Verlorenen Lachen" der eine von der Leichtgläubigkeit in Handel und Politik, die andere von dem Geldstolz und der leeren Religiosität. Wenn die Heilung vollbracht, stehen die Patienten als ehrsame Bürger da, als Gewerbtreibende oder Handwerker oder Beamte: Wenzel wird ein tüchtiger Schneidermeister, rund und stattlich und beinahe gar nicht mehr träumerisch, John Kabys wird Nagel-

Digitized by Google

ſchmied und lernt das Glück einfacher und unverdroſſener Arbeit kennen, Wilhelm erwirbt mit dem Gelde ſeiner Gritli ein Landgut und bebaut und mehrt den Beſitz mit Umſicht und Fleiß, Pankraz findet im Hauptort ſeines Kantons Gelegenheit, ähnlich wie der Landvogt von Greifenſee und der grüne Heinrich der neuen Ausgabe, ein dem Lande nützlicher Mann zu ſein. Ein rein beſchauliches Daſein, oder ein rein künſtleriſches ſcheint der Dichter nicht zu kennen, hier wie ſonſt: der einzige Poet, den er vorführt, Viggi Störteler, iſt eine Carricatur und geht elendiglich zu Grunde.

Das wäre die eine Seite der Sache, das Schweizeriſche, Realiſtiſche. Nun aber die andere Seite, die Phantaſtik.

Seldwyla, irgendwo in der Schweiz gelegen, iſt eine luſtige und „ſeltſame“ Stadt. Ein idealer Ort, ein neues Schilda, auf das alle Thorheiten und Narrheiten gehäuft werden. In jeder Stadt und in jedem Thale der Schweiz ragt ein Thürmchen von Seldwyla und die Ortſchaft iſt mithin als eine Zuſammenſtellung ſolcher Thürmchen zu betrachten. In einer ſo ſeltſamen Stadt kann es aber natürlich an ſeltſamen Geſchichten und Lebensläufen nicht fehlen; die Thaten der Seldwyler müſſen der originellen Phantaſie des Dichters eben ſo werthvollen Stoff liefern, wie einſt die Thaten der Schildbürger ihrem Hiſtoriker. Wie vieles an dieſen Menſchen iſt „ſeltſam“ und „wunderlich“, in den „Leuten von Seldwyla“ und ſonſt bei Keller. Um nur von einigen Fällen und in des Dichters eigenen Worten zu ſprechen: „Romeo und Julia auf dem Dorfe“ iſt die „wunderlichſte Verkleidung“ der alten ſchönen Fabel, Frau Marianne, im „Landvogt von Greifenſee“ iſt „die ſeltſamſte Käuzin von der Welt, wie man um ein Königreich keine zweite aufgetrieben hätte“, der ſchlimmheilige Vitalis, ebenfalls ein Unicum, beſitzt „eine Liebhaberei, die mit ſo ſeltſamer Selbſtentäußerung vermiſcht iſt, wie in der Welt kaum wieder vorkam“. Wendelgard, im „Landvogt“, iſt eine „Ausnahmegeſtalt“, Agnes im „grünen Heinrich“ ein „Naturſpiel“. Immer neue und immer drolligere Dinge weiß der unerſchöpfliche humoriſtiſche Sinn des Dichters zu erfinden. Die Geſchichte des Zwiehan iſt „die wunderlichſte kleine Geſchichte“, Reinhart's Erſcheinen, im „Sinngedicht“, iſt das „ſeltſamſte Ereigniß“; Tante Angelika, in den „Verlocken“, hat ein „höchſt ſeltſames Erlebniß“, der Schuſter im „Sinngedicht“ ſingt ſein Lied im „allerſeltſamſten Rhythmus“. Seltſam iſt ſelbſt die Waffe, mit welcher die Seldwyler ihre finſtern Nachbarn, die Ruechenſteiner, befehden, jener ungeheure Pinſel, der die gelben Naſen ſchwarz anſtreicht; und ſelbſt die Verbrechen in Ruechenſtein ſind „ſo originell und ſeltſam, wie nirgends.“

Solche phantaſtiſchen Geſtaltungen noch wirkſamer zu machen, arbeitet Keller mit merkwürdigen Contraſten und haarſcharf zugeſpitzten Gegenſätzen: des ſonnigen und wonnigen Seldwyla Nachbarſtadt iſt das graue und finſtere Ruechenſtein, oder die Nachbarin der frommen und milden Frauen im „Verlorenen Lachen“ das häßliche, böſe Oelweib; der paſſive, langſame, unſelbſtſtändige Ritter Zendelwald, in der „Jungfrau und dem Ritter“, hat eine höchſt energiſche, übereifrige Mutter, das düſtere Schloß Schwarz-Waſſerſtelz, im „Hadlaub“, beherbergt die lichte Fides, während auf dem heiteren Weiß-Waſſerſtelz die finſtere Hexe, ihre Tante, hauſt. Der Müller natürlich wohnt nicht

Digitized by Google

auf Weiß-, sondern auf Schwarz-Wasserstelz und man merkt das Behagen des Dichters, mit dem er von dem weißen Müller auf Schwarz-Wasserstelz spricht.

Alle diese Erfindungen, in denen die reiche Phantasie des Dichters sich voll Kraft und Farbe und Leben offenbart, erzwingen trotz ihrer Seltsamkeit zuletzt immer unsern Glauben, weil sie auf dem Boden der gesundesten Mäßigung ruhen, weil ein tief ethischer Zug durch alle Gestaltungen geht und wohl in der äußeren Form, aber nie im Wesen der Dinge Willkür und Laune uns entgegentritt. Jede Kunst hat ihren besonderen Stil und wer über das „Unwahrscheinliche" gewisser Keller'scher Dichtungen nicht hinweg kann, ist in die Art seiner Kunst nur wenig eingedrungen. Alle großen Humoristen, Cervantes, Sterne, Jean Paul, haben in diesem Sinne „unwahrscheinliche" Erfindungen uns zugemuthet. Ob Keller die hinreißend komische Nemesis in der Krone seiner humoristischen Erzählungen, im „Schmied seines Glückes" schildert, ob er die tiefe Gerechtigkeit an dem öden Sinn der drei „gerechten Kammacher" übt und das drollig Begonnene wie ein grausiges Nachtstück in Callot's Manier beschließt, ob er das bloß heitere Spiel in dem sauberen und anmuthigen Märchen „Spiegel das Kätzchen" uns vorführt — immer stehen wir erstaunt vor dem Reichthum und der Macht und der aus dem Vollen schöpfenden, echten Originalität des Dichters, der als eine einzige und in sich vollendete Erscheinung unter seinen Zeitgenossen dasteht.

Eine starke Phantasie, wie sie Keller besitzt, erzeugt leicht das Verlangen, einmal ungehindert von den Gesetzen der Causalität, in freiem Fabuliren sich ergehen zu können. Das hat Keller zu dem Märchen „Spiegel das Kätzchen" geführt, dessen Held, der beschauliche philosophische Kater, der bekannten romantischen Kater-Generation angehört. Es ist allmälig eine ganze Reihe geworden von weisen Katern: Tieck's gestiefelter Kater, Hoffmann's Kater Murr, Heine's verzauberter Kater in „Atta Troll", Spiegel das Kätzchen, Scheffel's Kater Hiddigeigei. Den Ton des Märchens hat Keller ausgezeichnet getroffen, er hält ihn von Anfang bis zu Ende fest und in keiner Weise blickt mit dem Dichter die moderne Welt in die Erzählung hinein. Anders in den historischen Novellen und in den Legenden, wo er mehr als ein Mal aus dem Tone herausfällt, wenn er etwa berichtet, daß der Graf, in „Hadlaub", gar keine „ernsten Absichten, wie man heute sagen würde", hegte oder daß der Eugenia zu Muthe war, „wie wenn sie die unrechte Karte ausgespielt hätte, um modern zu reden, da es damals freilich keine Karten gab". Das hört sich an wie ein Ausklang der romantischen Ironie; der Dichter stellt sich über die Dinge und macht sich über sie lustig, er trägt mit Bewußtsein seine Welt in die dargestellte fremde hinein. Nähme sich Keller nur in den humoristischen Erzählungen und besonders in den „Legenden" solche Freiheiten, so wäre weniger dagegen einzuwenden; aber in der ernsten, objectiven historischen Novelle, in „Dietegen" oder „Ursula", erscheint es um so mehr als eine Laune, als sonst diese Erzählungen Muster historischer Dichtungen sind, fest auf dem Boden ihrer Zeit wurzelnd und doch in den großen Motiven unserm Empfinden verständlich, ausgezeichnet im Colorit, echt und ungekünstelt in der Sprache.

Dasselbe Verlangen, das Keller zum Märchen geführt hat, hat ihn auch

Digitized by Google

zu den „Sieben Legenden" geführt. Aber hier wie dort hat er die Freiheiten, die ihm der Stoff ließ, maßvoll benutzt; er hat von dem Rechte Gebrauch gemacht, mit dem Wie und Warum einmal leichter umzuspringen, aber nicht als ein Romantiker, mit schrankenlos ausschweifender Phantasie, sondern wieder mit gesundem, sittlichem Empfinden und mit strenger Kunst, als ein moderner Realist. Wenn die alten Legenden die transcendentale Frömmigkeit des männlichen oder weiblichen Heiligen verherrlichen, so reizt es den Schweizer in Gottfried Keller, den sehr menschlichen Rückschlag der zu hoch gespannten überirdischen Anforderungen darzustellen. Glaubet nicht, über die allgemeinen Grundlagen unserer Natur euch erheben zu können, ihr Heiligen, sonst rächt sich das verleugnete Körperliche! Sonst zwingt es euch dennoch unter seine Macht zurück und erpreßt das Bekenntniß: Homo sum! Lassen wir den Himmel Himmel sein und bleiben wir einstweilen hübsch auf der Erden! Das sind die einfachen Wahrheiten, welche Keller unversehens aus den Legenden entgegengesprungen sind, als er den Antrieb empfand, jene „abgebrochen schwebenden Gebilde zu reproduciren": gewiß, das Antlitz wurde ihnen nach einer andern Himmelsgegend gewendet, als nach welcher sie in der überkommenen Gestalt schauen, aber ihr Reiz wurde dadurch für uns nicht vermindert. Mehrfach hat Keller in diesen Dichtungen den Sieg der Erde über den Himmel, der Sinne über die Askese, kurz das Hervorbrechen des Natürlichen dargestellt: die Nonne Beatrix verläßt das Kloster, weil ihre Brust voll Sehnsucht ist nach der Welt und die Himmelskönigin selbst versieht ihren Dienst viele Jahre hindurch, bis das irdische Verlangen der Nonne gestillt; der schlimm-heilige Mönch Vitalis, der die weiblichen Sünderinnen bekehren will und den Ruf eines Wüstlings erwirbt, während er in Wahrheit als ein Heiliger lebt, verfällt der Macht der reizenden Jole und wird ein eben so vortrefflicher Weltmann und Gatte, als er ein Märtyrer gewesen war; Eugenia, der alexandrinische Blaustrumpf, welcher in Männerkleidern dahintrollt, durch ihren Hochmuth den stattlichen Consul zurückschreckt, und zuletzt als Mönch in's Kloster gelangt, geräth durch ihre männlichen Liebhabereien in so große Verlegenheit, daß sie schließlich doch die Hilfsquellen ihres natürlichen Geschlechts anrufen muß und des Consuls Gattin wird. Alles dieses ist nicht frivoler Spott über Dinge, die andern heilig sind, sondern es ist, in des Dichters Sinne, der Sieg der Wahrheit, Natur und Sittlichkeit, es ist, wie in den Seldwyler Geschichten, Läuterung.

Ja, es darf sogar behauptet werden, daß Keller, indem er die Motive der Vorlagen vertiefte und verinnerlichte, nicht nur ihre Sittlichkeit bewahrt, sondern sie für uns erst wahrhaft sittlich gemacht hat. Wenn in der alten Legende der Ritter, der dem Teufel seine Frau verschrieben hat, durch die Jungfrau gerettet, und nachdem er Buße gethan, sogar mit Ehren und Reichthümern belohnt wird, so kennt der strengere moderne Dichter für das frivole Vergehen an dem Heiligsten, an dem Leben der Gattin, nur die äußerste Strafe: den Tod. Wenn in der alten Legende die Nonne Beatrix sich „dem gemeinen Leben" ergibt, dann zurückkehrt und Buße thut, nach dem Befehl der Jungfrau, indem sie allen Frauen erzählt, wie große Gnade ihr von Unser Lieben Frauen widerfahren sei, so ist das ein ziemlich äußerlicher Vorgang; wenn aber Keller's Nonne,

Digitized by Google

nicht auf den Befehl der Jungfrau, sondern aus innerem Antriebe ihr Geheimniß verkündigt, obgleich sie die Wahrheit verschweigen könnte, so ist das ein tief ethischer Zug. Auch der Ritter Zendelwald in der „Jungfrau und dem Ritter", dessen Gestalt im Turnier die Jungfrau angenommen hat, und für den sie so den Sieg erfocht und die geliebte Frau, auch er baut nicht auf diese Lüge, wie er wohl könnte, sein Glück, sondern die volle Wahrheit sagt er heraus, während der Held der Legende sie verschweigt.

Gerade diese Geschichte ist höchst charakteristisch für die Art, in der Keller seine Vorlage ausgestaltet, und da die alte Legende nur kurz ist, so möchte ich sie hier wörtlich mittheilen:

„Es war einmal ein Ritter, der hieß Walter von Birberg. Derselbige hatte Unsre Liebe Frau sehr lieb und ritt einstens in ein Turnier. Als er nun unterwegs an eine Kirche kam, bat er seine Gesellen, zuvor mit ihm eine Messe zu hören. Diese wollten nicht und ritten fürbaß. Also blieb Ritter Walter allein dort, ließ Unsrer Lieben Frauen zu Ehren eine Messe singen und opferte mit großer Andacht. Dann ritt er in den Turnier. Unterwegs begegneten ihm viele Menschen, welche sagten, daß der Turnier bereits vorüber wäre. Er fragte, wer am besten gestochen habe. Die sagten, das hat Herr Walter von Birberg gethan, den rühmt man vor allen andern. Das nahm den Ritter Wunder; doch ritt er fürbaß, und kam noch frühe genug, um den Turnier sammt andern Rittern mit großem Lobe zu enden. Nach geendigtem Turnier kamen viele Ritter zu ihm und befahlen sich seiner Gnade, als Solche, welche im Stechen von ihm wären überwunden worden. Da erkannte er wohl, daß solche Ehre ihm von Unsrer Lieben Frauen Gnade widerfahren wäre und dankte ihr mit großer Andacht, und diente ihr derweil er lebte." (Rosegarten's „Legenden".)

Was hat nun Keller aus dieser naiven kleinen Geschichte gemacht?

Er hat zunächst und zuerst den Ritter zu einer individuellen Figur erhoben. Die Vorlage schildert einen zufälligen und äußerlichen Vorgang: man sieht nicht ein, weshalb Herr Walter nicht selbst den Sieg hätte erfechten können, den ihm die Gnade der Maria erstreitet; und man nimmt an dem beliebigen Turnier, bei dem zu siegen von geringem Belang ist, auch geringen Antheil. Keller, indem er den Ritter Zendelwald als eine träumerische und unentschlossene Natur darstellt, einen grünen Heinrich, der durch das Turnier die Hand einer geliebten Frau erringen könnte, wenn er mit der Außenwelt nicht schwerer fertig würde, als mit der innern, — Keller macht aus dem zufälligen und gleichgültigen Hergang einen für des Helden ganzes Dasein entscheidenden, und zugleich innerlich berechtigten, denn er erfindet den reizenden Zug, daß die in Zendelwald's Gestalt gekleidete Maria der Geliebten Herz durch genau das nämliche Gespräch gewinnt, welches er in Gedanken selbst mit ihr geführt hatte, und nur aus Blödigkeit nicht hätte wirklich führen können: Zendelwald pflügt also nicht mit fremdem Kalbe, wie Herr Walter von Birberg, sondern im Grunde ist es doch sein eigenes Empfinden, das den Sieg ihm erwirbt.

Aber Keller hat nicht nur nach der ethischen Seite hin die Vorlage verbessert, sondern eben so herrlich nach der poetischen. Alles weiß er zu beleben und zu beseelen: die Menschen macht er persönlich, die Dinge sinnlich greifbar. Stimmung bringt er hinzu und Farbe, Duft und Zauber. Hier bringt er einen Einfall, so unglaublich komisch, wie jener vom Ritter Maus dem Zahllosen, der „zum Zeichen seiner Stärke die aus seinen Naslöchern hervorstehenden Haare etwa sechs Zoll lang wachsen lassen, und in zwei Zöpfchen geflochten,

Digitized by Google

welche ihm über dem Mund herabhingen und an den Enden mit zierlichen rothen Bandschleifen geschmückt waren" — dort gibt er eine Schilderung von so entzückend sonniger Stimmung, wie jene von dem Banket, an welchem Zendelwald-Maria gnadenvoll theilnimmt: „Es schien überhaupt alles glücklich zu sein; in den grünen Laubgewölben in der Höhe sangen die Vögel um die Wette mit den Musikinstrumenten, ein Schmetterling setzte sich auf die goldene Krone des Kaisers und die Weinpokale dufteten wie durch einen besonderen Segen gleich Veilchen und Reseda." Dazu nun eine Macht und ein gesättigter Ton der Darstellung, eine Knappheit des Wortes bei innerlich quellendem Reichthum, denen gegenüber es nur einen Ausdruck gibt: vollendet. Was zuerst soll man preisen und was höher? So schlicht alles und so bezeichnend, jedes Wort das richtige und deckende, keines zu viel und keines zu wenig, keine Kluft zwischen der Sache und der Form, Satz um Satz heranrollend nach innerem Rhythmus. Hier hat sie ihren Gipfelpunkt erreicht, die Erzählungskunst Keller's, und kein Stück ist mir bekannt von deutscher Prosa, das höher stände, als die „Sieben Legenden".

IV.

In die dritte Periode des Keller'schen Schaffens, wie ich sie fasse, gehören die „Züricher Novellen", die neue Ausgabe des „grünen Heinrich" und „das Sinngedicht"; und ich sagte schon, daß die Unterschiede zwischen dieser Zeit und der vorhergehenden keine ganz durchschlagenden sind. Dennoch glaube ich, in dieser dritten Periode ein Erstarken des Realismus wahrzunehmen und ein — ich will nicht sagen völliges Herauswachsen aus der Romantik, aber ein Zurücktreten doch und zum Theil ein Ironisiren romantischer Ideale, an die der Dichter selbst nur halb noch glaubt. Die Seldwyler Novellen spielten irgendwo in der Schweiz, die Züricher Novellen spielen in Zürich. Der historische Sinn macht sich stärker als vorher geltend: wir erhalten einen ganzen Cyklus aus der Vorzeit der Vaterstadt. Der Vortrag wird breiter, zum Theil volksthümlicher und populärer: während der Dialog in den „Leuten von Seldwyla" und den „Legenden" äußerst sparsam auftritt, haben wir ganze Reden in dem „Fähnlein der sieben Aufrechten", lebhaft bewegte Wortgefechte im „Sinngedicht". Alles das, ich wiederhole, ist nur im Ganzen zu nehmen: der letzte (und jüngste) Band der Seldwyler hatte in „Dietegen" eine historische Erzählung, im „Verlorenen Lachen" eine im breiten Stil; das „Sinngedicht", auf der andern Seite bietet in „Don Correa" im knappsten Rahmen einen äußerst reichen Stoff, aus dem ein Autor wie etwa Hans Hopfen leicht einen ganzen Roman gefertigt hätte, doppelt so dick wie der „Onkel Don Juan".

Wenn wir früher eine halb mystische Verehrung des Volksthümlichen beobachteten, so ist wohl auch jetzt diese Verehrung keineswegs erstorben, aber doch wird im „Sinngedicht" der Amerikaner Erwin ironisirt, weil er in der Magd Regine „ein Bild verklärten deutschen Volksthumes" über das Meer zu bringen hofft, und sich ihre Liebesneigung „so recht im Tone deutscher Volkslieder vorstellt, von einem romantischen Schimmer übergossen". Und wenn der Jean-Pauli sirende Dichter früher das Ergreifen poetischer Seligkeit pries, welche

Digitized by Google

mit goldener Fluth alles Kleine hinwegspült, so macht er sich jetzt lustig über Hadlaub, bei dem „das Schöne schöner sein sollte, als das wirkliche Leben" und ein wenig auch — über sich selbst, wenn er im „Sinngedicht" zuerst das prachtvolle Bild ausmalt, wie Reinhart die Lucie findet an dem weißen Marmorbrunnen, mit den schwimmenden Rosen, und dann selbst bemerkt, daß das Bild „eher der idealen Erfindung eines müßigen Schöngeistes, als wirklichem Leben glich".

Einen didaktischen und praktischen Zug, ein ethisches Moment haben wir in den „Leuten von Seldwyla" und den Legenden beobachtet, und wir beobachten ihn auch in den „Züricher Novellen". Die drei Geschichten des ersten Bandes werden zu einem praktischen Zwecke erzählt: die falsche Originalitätssucht des Knäbchens Jacques soll überwunden werden. Der Dichter wird Lehrer, er gibt eine Folge von pädagogischen Geschichten. So hatte er in „Regel Amrain" nicht eine einzelne pädagogische Handlung, aber das Muster einer guten Erziehung im Ganzen geschildert, im „grünen Heinrich" und in der Episode vom „Meretlein" die Muster einer schlechten Erziehung. Auch dieses pädagogische Moment darf als schweizerisch bezeichnet werden; es genügt den Namen Pestalozzi zu nennen. Bei Keller wird es gekräftigt durch eine ausgesprochene Neigung für die Kinder, von der schon die Rede war; er hat sie nicht nur als Poet, sondern auch als Autor eines „Lesebuches für die mittlere Volksschule" bethätigt. Unter seinen Gedichten ist eines der innigst empfundenen jenes frühe, das „Bei einer Kindesleiche" überschrieben ist:

So bist erlöscht du, lieblich junges Licht,
Das mir erquickend in das Herz gezündet?
Noch sprach drei Worte deine Zunge nicht,
Doch hat dein Lallen mir so viel verkündet!
Das Sehnen, das die zartsten Bande flicht,
Es hat tiefinnig mich mit dir verbündet:
Ja vor viel Großen unter dieser Sonnen
Hab' ich dich Kleinen werth und lieb gewonnen!

Und bezeichnend endet das schöne Gedicht „Von Kindern" mit dem Verse: „Es thut mir weh' an meiner Kinderliebe". In den Novellen führt der Dichter gern die Liebe der Erwachsenen auf gemeinsam verbrachte Kindheit zurück, so in „Ursula", so im „Fähnlein der sieben Aufrechten", und er versteht es meisterlich durch lebendiges Detail diese Kindheitserinnerungen gegenständlich zu machen. Oder er beginnt damit (hierin Storm ähnlich), die zukünftigen Liebenden als Kinder vorzuführen, wie in „Romeo und Julia auf dem Dorfe", in „Dietegen" oder „Hadlaub" und geht dann mit schnellen Schritten oder auch Sprüngen auf die eigentliche Handlung über. Den größten Sprung macht die Erzählung so im „Hadlaub", wo uns der Held zuerst als zehnjährig und dann sogleich als achtzehnjährig gezeigt wird.

Im „Hadlaub" hat Keller wiederum die Quellen nicht nur trefflich benutzt, sondern auch eine jener Läuterungen sich vollziehen lassen, die er mit Vorliebe darstellt. Hadlaub, zuerst ein etwas weicher Lyriker, ein schmachtender Minnesänger, wird durch die wahre Liebe und den Ernst des Erlebten fester und sicherer: als er die Geliebte errungen, „klangen seine Worte mit volltönender Stimme, wie aus einer andern als der bisherigen Brust, wie wenn sie wirklich

Digitized by Google

aus Panzer, Schild und Helm hervorschallte, wie von der Mauerzinne einer festen Stadt herunter." Ein anderer psychologischer Prozeß, den gleichfalls die Liebe hervorbringt, vollzieht sich an Fides, Hadlaub's Braut, welche in der tiefen Neigung zu dem Manne die Schwermuth überwindet, die der Makel ihrer Geburt in ihr erweckt hat, und die aus dieser tiefen Neigung die Kraft schöpft, ihre Wahl gegen die Welt zu behaupten. Durch diese Vorgänge erhalten die bewunderungswürdig zarten und zierlichen Bilder, welche die Dichtung vor uns entrollt, wieder einen ernsten ethischen Hintergrund.

Eine ganz eigenthümliche Figur, deren Originalität selbst unter den vielen originellen Keller'schen Figuren noch besonders auffällt, ist der Narr auf Manegg, der an der Qual leidet, sein zu wollen, was er nicht ist. Nacheinander will er ein Prälat sein, ein Feldhauptmann, ein Ritter und ein Minnesänger, und jedem menschlichen Wesen, auf das er stößt, will er etwas aufbinden, es zu einem Glauben nöthigen und ihm einen Beifall abzwingen. Er ist immer thätig, aber immer auf die falsche Weise, er ist die verkörperte Zwecklosigkeit und bei aller scheinbaren Beweglichkeit, bei aller Zungenfertigkeit gebricht es ihm doch an wirklichem Verstande. Es ist das ein echt Keller'scher Zug, der mehrfach wiederkehrt, diese Gegenüberstellung von scheinbarer und wirklicher Gescheidtheit, diese Geringschätzung der äußeren Weltklugheit, die doch vor dem Einfachen und Echten sich überwunden erklären muß. So singt er schon in dem „Lied vom Schuft": „Ein dummer Teufel ist der Schuft, Weil er doch der Geprellte ist, Wenn ihn ein rein, einfältig Herz, Mit großen, blauen Augen mißt"; oder er berichtet von Karls Nebenbuhler, im „Fähnlein der sieben Aufrechten", daß er für einen „klugen, jungen Mann galt, der es zu etwas brachte", dabei aber in seinen Unternehmungen durchaus nicht zweckmäßig verfuhr, sondern „ganz willkürlich und einfältig und im Uebrigen der dümmste Kerl von der Welt" war; oder er contrastirt im „Sinngedicht" die innere Weisheit der Lux und die Zungenweisheit der Waldhorn-Wirthin, hinter deren schlagfertigem Redewerk eitel Thorheit und Unwissenheit steckt und die trotz ihres Rufes eines durchtrieben klugen Wesens in der dunkelsten Gemüthsfinsterniß verharrt — als ein vollständiges Schaf.

Aus einem ganz andern Ton als der düstere „Narr von Manegg" geht die Geschichte des „Landvogt von Greifensee". Nie ist die zufriedene, milde, herbstliche Resignation des Junggesellen zarter und liebenswürdiger geschildert worden, als hier. Es steckt viel Erlebtes in der Novelle, wie man leicht erkennt und wie die Uebereinstimmung mit dem Schluß der neuen Ausgabe des Romans bestätigen kann: beide Helden sind künstlerisch veranlagte Naturen, die aber der Kunst entsagen und im Staatsdienst Befriedigung finden; an beiden zieht eine Reihe von schönen Mädchengestalten vorüber, beide sterben als Junggesellen. Nur daß die Resignation, mit der Heinrich und Judith auf eine Verbindung verzichten, weil sie „zu viel von der Welt gesehen und geschmeckt haben, um einem vollen und ganzen Glück zu vertrauen", uns weniger anmuthet, als die Resignation des Landvogts, der in zufriedenster Laune noch einmal seine fünf Geliebten auf seinem Schlosse vereinigt sieht: „wie gut haben es Zeit und Schicksal mit mir gemeint! Wohl sind es die Rosen der Entsagung, welche die Zeit mir gebracht hat; aber wie

Digitized by Google

herrlich und dauerhaft sind sie! Wie unvermindert an Schönheit und Jugend sehe ich Euch vor mir blühen! Eure Herzen und Eure Augen sollen lange leben, o Salome, o Figura, Wendelgard, Barbara, Aglaja."

Ist der „Landvogt von Greifensee" schönste Resignationspoesie, so ist das „Sinngedicht" Poesie des Optimismus. Es erscheinen wenige Dichtungen in unseren Tagen, die so reinste Lebensfreudigkeit, so sonniges Glück und Behagen ausstrahlen, wie dieser wundervolle Cyklus. Nein, Keller gehört nicht zu den modernen Shyloks, die eine „jener langen Rechnungen über Lust und Unlust eifrig aufsetzen und dem Himmel mürrisch entgegenhalten". Welch übermüthige Stimmung in der Anfangsscene, in dem kecken Ergreifen und dem Erproben des Kußproblems! Und wie erhält sich diese Stimmung durch all die tragischen und heitern, naiven und carrikirenden beziehungsreichen Geschichten hindurch bis an den voll ausströmenden Schluß: „eine warme Sommersonne schien und Niemand wollte alt sein oder es werden, denn Alle hatten es in sich und es war eine allgemeine Herrlichkeit und Zufriedenheit."

V.

„O Staatsschreiber von Zürich, ihr schreibt staatsmäßig! Aber mehr! mehr!" so apostrophirte unsern Dichter einst Friedrich Vischer. Seitdem hat Keller in der That einiges „mehr" geschrieben; aber zu den bändereichen Autoren gehört er auch heute nicht. Dennoch, wenn wir mit *einem* Blick seine Dichtungen zu überschauen suchen — welch unerschöpflicher Reichthum offenbart sich, welche Fülle von Erfindungen, Charakteren, Motiven, Stimmungen, Farben! Wir erhalten das Gefühl, daß Alles, was der Dichter gegeben, ihn dennoch nicht ärmer gemacht, daß es nur Theile sind eines unendlichen und stets neu anwachsenden Vermögens. Wir blicken in einen tiefen Schacht hinein: herrliche Schätze sind bereits zu Tage gefördert, aber der Reichthum der Adern ist nicht geringer geworden und jede Stunde noch kann neue aufdecken. Ueber alle Töne gebietet der Dichter und über alle Stile: jetzt gibt er die beschauliche, behagliche Aufzeichnung, die von der Hast der modernen Erzählung so gar nichts weiß, jetzt die entschlossene, gedrungene, nur das Wesentliche berührende, wie sie den alten Italienern und Spaniern eigen ist; hier spricht er im Tone der alten Volksbücher, derb und carrikirend, dort bringt er ein duftiges Märchen, eine zarte Legende, da wieder einen gesalzenen Schwank und ein grausiges Nachtstück.

Gewiß, Keller hat das Recht, über den armseligen Viggi Störteler sich lustig zu machen, *er* arbeitet nicht mit dem Notizbuch; ungefragt strömt ihm alle Stimmung und alle Kenntniß zu, wie er sie braucht. Alles weiß er und alles versteht er, dieser wunderbare Mensch, er weiß, wie der Weinbauer verfährt, und der Ackerbauer, er weiß, wie man die Leute barbiert, und wie der Holzhandel betrieben werden muß, wie man Kirschbäume pflanzt und Seide webt, wie man ein Gewehr auseinander nimmt und eine Flöte zusammensetzt, was man aus Braunkohlen machen kann und wie der Naturforscher die Geheimnisse des Lichts ergründet. Alles das stellt er dar, als hätte er es sein Lebtag getrieben, so lebendig und gegenwärtig ist es ihm, und er stellt es dar mit der reinsten Freude an den Dingen. Aber er weiß auch, wo es Noth ist,

Digitized by Google

weise Beschränkung zu üben; er ist sich bewußt, daß es Dinge gibt, die sich nicht schildern lassen, und er sagt dies zuweilen ganz offen heraus: er verzichtet nicht nur, in „Romeo und Julia auf dem Dorfe", auf jedes Detail, sei es der Situation, sei es des Dialoges, von dem Augenblick an, wo die Liebenden sich auf's Schiff schwingen, sondern er bemerkt auch, daß die erste Unterredung zwischen Viggi und Kätter, zwischen Regel Amrain und ihrem Gatten „nicht zu beschreiben" sind.

Indessen, trotz allen Reichthumes des Inhalts und der Form, lassen sich, wie bei jedem Dichter, auch bei Keller gewisse Grundzüge entdecken, gewisse Lieblings-Motive und -Figuren, welche seiner besonderen, scharf ausgeprägten Individualität entspringen. Manche solcher übereinstimmenden Züge haben wir im Verlauf dieser Betrachtung bereits gesammelt und wir wollen an dieser Stelle besonders Keller's Charaktertypen in's Auge fassen.

Da sind zunächst die männlichen Helden. Für eine ganze Reihe von ihnen kann der grüne Heinrich als Grundtypus gelten, besonders in dem Verhältnisse zur Geliebten. Wie Heinrich auch sonst bei einem reichen Innenleben der Außenwelt fremd und ungeschickt gegenüber steht, so ist er vor der Geliebten, wie sehr er sich im Innern mit ihr eins fühlt, verschlossen und blöde. Gleich bei dem frühesten kindlichen Abenteuer mit der Darstellerin des Gretchens spricht er von der „natürlichen Blödigkeit vor dem lebendigen Weibe". Die lebendige Gegenwart der Frau ist es also, die ihm den Athem benimmt: weiß er die Geliebte fern, so ist er muthig und unternehmend — in Gedanken, seine Phantasie ist nicht zaghaft, sich das Zusammensein auszumalen, er führt ganze Gespräche und bringt wohl auch seine Empfindungen auf's Papier. Solches ist für ihn eine „befreiende That", aber keineswegs hat er ein starkes Bedürfniß, nun der Geliebten jenes Bekenntniß vor die Augen zu bringen: auch hier ist ihm die Hauptsache, daß er mit sich selbst im Reinen ist und gegenüber diesem inneren Genügen tritt alles Aeußere mehr zurück. Das eine Mal läßt er seine Liebeserklärung schwimmen, dem Rheine und dem Meere zu, das andere Mal bietet er sie dem Himmel zur Lectüre an; als aber ein Windstoß sie ihm entführt, ist er froh, sie „aus dem Bereich seines Willens einer allfälligen Entdeckung ausgesetzt zu wissen", und als sie wirklich aufgefunden wird und vor die Geliebte gelangt, ist er wiederum froh, daß er ihre Wirkung sich selbst überlassen kann, ohne „mit seiner Person unmittelbar dazu zu stehen". Das Einsetzen seiner Person also, Auge im Auge der Geliebten gegenüber, macht ihm Beschwerden und ihm wird es nicht so gut, wie dem Ritter Zendelwald, für den Maria die Reden wirklich führt, die er nur in Gedanken zu halten sich getraute. Ebenso empfindet der Held der „siebenundzwanzig Liebeslieder"; er ermahnt sich in der Nacht vor dem Hause seines Mädchens: „Nun ist es Zeit, mein Herz, mach dich hinzu! Nachtwandelnd weiß sie's nicht und lauscht in Ruh': Kannst Alles, Alles ihr zu Ohren bringen;" ebenso empfindet der Lebendig-Begrabene, er hat einst das Geständniß zurückgehalten und fragt sich nun: „Warum hab ich's der Einen nicht gesagt, Daß junge Liebe mir im Herzen sprosse? Ich hab' gezaudert und es nicht gewagt — Die Krankheit kam und diese tolle Posse". Und der graulockige Mann in dem Gedicht „Falsche Scham" bekennt: „Bei

Digitized by Google

Einer hab' ich das Wörtchen verschluckt, Wie sehr es auch sterbend im Herzen gezuckt. Ich glaube, sie ahnt' es und lächelte fein; Doch weiß ich nicht, sang's in ihr Ja oder Nein".

Dieser Zweifel, ob es in der Geliebten Ja oder Nein singt, ist ein weiteres Hinderniß für Keller's Helden, „zu dem süßen Leben der Liebe das Wort zu finden". Denn eine rechte Gemüthsverfassung, so empfinden sie, flammt erst dann in der vollen und rückhaltlosen Liebe auf, wenn sie Grund zur Hoffnung zu haben glaubt; und sie sind nur schwer geneigt, für ihre Person an solchen Hoffnungsgrund zu glauben. Heinrich zweifelt Dorothea gegenüber immer von Neuem; Theophilus, in „Dorotheas Blumenkörbchen", meint nicht leicht, „daß ihm Jemand aus freien Stücken besonders zugethan sei"; die Liebe des Ritters, in „Spiegel das Kätzchen" hätte „nie Jemand erfahren, wenn er nicht aufgemuntert worden wäre durch des Fräuleins Zuthulichkeit". Gern contrastirt der Dichter mit der mißtrauischen Zurückhaltung seiner Helden die übergroße Unternehmungslust Anderer: was Heinrich sich nicht zutraut, hofft der Feuerbach-Apostel Gilgus zu erobern und von allen Rittern, die auf dem Schloß Bertradens noch geweilt haben, ist Zendelwald „der Einzige, der nicht daran dachte, diesen Preis erringen zu können". Um ihre Empfindungen besser zu verbergen, nehmen sie ein mürrisches und abstoßendes Wesen an: sie schmollen. Heinrich schmollt mit Anna und Dorothea, Pankraz mit Lydia, Dietegen mit Küngolt, und je länger dieses Schmollen andauert, desto schwerer wird es ihnen, auch das gleichgültigste Wort an ihre Mädchen zu richten. „Anna einmal einfach bei der Hand zu nehmen und anzureden", erzählt Heinrich, „schien mir eine reine Unmöglichkeit; lieber hätte ich einen Drachen geküßt, als so leichtsinnig die Schranke gebrochen, obgleich es vielleicht nur an diesem Drachenkuß hing, die schöne Jungfrau Vertraulichkeit aus der Verzauberung wieder zu gewinnen".

Das weibliche Ideal solcher schwer — nach außen — in Bewegung zu setzenden Liebenden ist natürlich die ihres Gefühls ganz sichere und dem Geliebten halbwegs entgegenkommende Frau und so beobachten wir denn in der That bei Keller's Mädchengestalten starke Initiativen, welche einer übermächtigen und durch nichts zu beirrenden Empfindung entspringen. Alle die Frauen, denen der grüne Heinrich begegnet, unternehmen es, da sie seiner Liebe gewiß sind, den Bann zu brechen: Anna bietet ihm auf dem Kirchhofe den Mund zum Kuß; Judith, Hulda, Dorothea geben ihm ihre Neigung zu erkennen. So thut die Dorothea der Legende, dem verschlossenen Theophilus gegenüber, so Küngolt, noch völlig als Kind, und doch charakteristisch, gegenüber dem Dietegen. Hadlaub singt zwar Fides von ferne an, aber den ersten ernsten Schritt macht das Mädchen, nicht der Mann. Figuren, denen jene Sicherheit abgeht, und die wohl gar, wie Lydia in „Pankraz", oder das angebliche Fräulein Spiegels des Kätzchens, mit den ernst und tief Liebenden ihr Spiel treiben, werden mit der persönlichsten Abneigung von dem Dichter gezeichnet und für ihren Eigennutz gestraft. Dasjenige, was Pankraz in seiner Lydia zu finden glaubt, das sind die anderen in Wahrheit: schöne und unwandelbare Sterne gleich den Frauengestalten Shakespeare's. „Wenn ich diese schönen Bilder der Desdemona, der Helena, der Imogen sah", so erzählt Pankraz, „die alle aus der hohen Selbstherrlichkeit ihres Frauen-

Digitized by Google

thums heraus so seltsamen Käuzen nachgingen und anhingen, rückhaltlos wie unschuldige Kinder, edel, stark und treu wie Helden: gut! dachte ich, hier haben wir unseren Fall! Denn nichts anderes als ein solches festes, schön gebautes und gradaus fahrendes Frauenfahrzeug ist diese Lydia, die ihren Anker nur einmal und dann in eine unergründliche Tiefe auswirft und wohl weiß, was sie will". Solchen seltsamen Käuzen hängen nach Jole, im „schlimm-heiligen Vitalis", Gritli in „Mißbrauchten Liebesbriefen", Ital Manesse's eilige Schöne im „Narren von Manegg", Nettchen in „Kleider machen Leute": sie lassen nicht von den Geliebten, unbekümmert um das Urtheil der Welt. Am Schönsten und aus dem tiefsten sittlichen Empfinden heraus hat das der Dichter in „Kleider machen Leute" dargestellt: „Nach kurzem Schweigen, indem ihre Brust sich zu heben begann, stand Nettchen auf, ging um den Tisch herum, dem Mann entgegen und fiel ihm um den Hals mit den Worten: „Ich will Dich nicht verlassen! Du bist mein, und ich will mit Dir gehen trotz aller Welt!" So feierte sie erst jetzt ihre rechte Verlobung aus tief entschlossener Seele, indem sie in süßer Leidenschaft ein Schicksal auf sich nahm und Treue hielt". Und im „Sinngedicht" vertheidigt noch einmal Reinhart diese Vorliebe der Frauen für seltsame Käuze: „Hat es denn nicht jederzeit geschcidte, hübsche und dabei anspruchsvolle Frauen gegeben, die aus freier Wahl mit einem Manne verbunden waren, der von diesen Vorzügen nur das Gegentheil aufweisen konnte, und haben nicht solche Frauen sich sogar einen Ruhm daraus gemacht? Und mit Recht! Denn wenn auch irgend ein den Anderen verborgener Zug ihre Sympathie erregte und ihre Anhänglichkeit rührte, so war diese doch eine Kraft und nicht eine Schwäche zu nennen!"

Aus dieser Besonderheit Keller'scher Männer und Frauen erklärt es sich, daß nur selten richtige und eigentliche Liebeserklärungen in seinen Dichtungen gemacht werden und am Häufigsten die Liebenden einander einfach und ohne Weiteres um den Hals fallen. Im „Landvogt von Greifensee", bei einem Spaziergange, „steht Figura Leu still und sagt: „Ich muß einmal mit Ihnen sprechen, da ich sonst elendiglich umkomme. Zuerst aber dieses". Damit schlang sie beide Arme um seinen Hals und küßte ihn". Im „Hadlaub" sprechen Hadlaub und Fides mit einem Kinde, und „über diesem Spiele fallen sich die zwei großen Leute um den Hals" und umfangen sich schweigend. In „Kleider machen Leute", als Wenzel der Geliebten „mit klopfendem Herzen im Wege steht und die Hände nach ihr ausstreckt, fällt sie ihm ohne Weiteres um den Hals und fängt jämmerlich an zu weinen". Im „grünen Heinrich", als Heinrich und Anna unter einem Spinnfaden „sich wegbücken, kommen sich ihre Gesichter so nahe, daß sie sich unwillkürlich küssen". Und im Ausgang des „Sinngedichts", als der verliebte Schuster und der Kanarienvogel ihren Gesang herausschmettern, entsteht „eine Art von Tumult in der Stube, von welchem hingerissen Lucie und Reinhart sich küssen".

Ein ebenso typischer Zug in Keller's Frauengestalten, wie die freie Sicherheit der Herzensmeinung, ist die Schalkhaftigkeit. Allen sitzt ihnen der Schalk im Nacken, den zarten und den festen, den kindlichen und den reifen, den übermüthigen und den harmlosen, den freien und den unterdrückten; und der Dichter

Digitized by Google

versteht es meisterlich, in immer neuen Variationen, einer jeden aus seinem eigenen unerschöpflichen Vorrath genau die Portion Schalkheit zu geben, welche ihr zukommt. Von allen gilt, was Keller von Küngolt sagt: „es blieb immer ein Restchen von Schalkheit in ihr". Die Schalkheit einer sichern Natur besitzt Rosalie im „grünen Heinrich", Gritli in den „mißbrauchten Liebesbriefen"; die Schalkheit einer geistreichen Natur Dorothea im „grünen Heinrich", Figura Leu oder Lux. Wunderschön beschreibt der Dichter die Schalkheit Figura's, genannt Hanswurstel: „Sie lebte fast nur vom Tanzen und Springen und von einer Unzahl Späße, die sie mit und ohne Zuschauer zum Besten gab. Nur um die Zeit des Neumondes war sie etwas stiller; ihre Augen, in denen die Witze auf dem Grunde lagen, glichen dann einem bläulichen Wasser, in welchem die Silberfischchen unsichtbar sich unten halten und höchstens einmal emporschnellen, wenn etwa eine Mücke zu nahe an den Spiegel streift". Welcher Contrast zwischen der Schalkheit Figura's und der „ehrlichen Schalkhaftigkeit" der Fides, zwischen der übermüthigen Schalkheit in der Dorothea der Legende und der „Schalkheit der harmlosesten Art", welche der Magd Regine zugeschrieben wird. Und wie schön schildert Keller die leisen Spuren der Schalkheit in der Anna und im kleinen Meretlein, wie schön den Kampf des Ernstes und der Fröhlichkeit in dem armen Vrenchen: „Immer war sein unterdrücktes Wesen bereit zur Lust aufzuspringen, wie ein gespannter Bogen. Feurige Lebenslust und Fröhlichkeit zitterte in jeder Fiber dieses Wesens und es sah höchst lieblich, unbedenklich und rührend sich an, wenn trotz alledem das gute Kind bei jedem Sonnenblick sich ermunterte und zum Lächeln bereit war".

Das Lächeln, als der natürliche äußere Ausdruck der inneren Fröhlichkeit und Schalkheit, hat für Keller eine besondere Wichtigkeit und es wird oft und immer neu von ihm beschrieben. So gleich in „Romeo und Julia auf dem Dorfe": „Sali sah Vrenchen an und sah eine allerliebste sonnenhelle Lustigkeit über des Mädchens Gesicht sich verbreiten. Es hatte die Ursache aber schon wieder vergessen und lachte nur noch auf eigene Rechnung dem Sali in's Gesicht. Dieser starrte auf die Augen, gleich einem Hungrigen, der ein süßes Weizenbrot erblickt und rief: Bei Gott, Vreeli! wie schön bist Du! Vrenchen lachte ihn nur noch mehr an und hauchte dazu aus klangvoller Kehle einige kurze muthwillige Lachtöne, welche dem armen Sali nicht anders dünkten als der Gesang einer Nachtigall." Um von den Frauen der finstern Ruechensteiner das Aergste auszusagen, berichtet der Dichter, daß sie so streng blickten, so unfreundlich und sauer, „daß man zweifelte, ob sie je in ihrem Leben gelacht"; und im „Verlorenen Lachen" hat er das Lachen zum Grundmotiv genommen und Jucundus und Justine, die mit dem gleichen schönen Lachen begabten, als durch eine unverkennbare Willensäußerung des Schicksals, durch mächtige Naturstimmen einander Zugehörige geschildert. In dem „Fähnlein der sieben Aufrechten" ist es das eigenthümliche Lachen Herminens, die lachende Süßigkeit ihres Blickes, welche Karl zu den fünfundzwanzig Treffern anspornt; im „Sinngedicht" endlich wird reizend dargestellt, wie in den beiden schwer gedrückten Frauen, in Zambo und der armen Baronin, zugleich mit der Liebe das Lächeln sich einfindet. Von Zambo heißt es: „Noch Niemand hatte sie lachen sehen, und Alle waren er-

Digitized by Google

staunt über den Liebreiz, welcher sich wie aus dem Himmel geholt so unerwartet über die fremdartigen Gesichtszüge verbreitete und eben so schnell wieder verschwand, als sie beschämt die Augen niederschlug". Und von der Baronin: „Es war wie eine erste Erfahrung in ihrem neu beginnenden Leben und ein schwacher röthlicher Schimmer verbreitete sich, gleich demjenigen auf den Rosen, über die blassen Wangen. Gleichzeitig verband sich mit dem Schimmer ein schon lieblich ausgebildetes Lächeln, vielleicht auch zum ersten Male in dieser Art und auf diesem Munde. Es war wie der leise Abglanz eines Sinngedichts, welches heißt: Wie willst du weiße Lilien zu rothen Rosen machen? Küß eine weiße Galathee: sie wird erröthend lachen".

Unsere Leser wissen, daß Keller dieses „erröthend lachen" zum Ausgangspunkt des „Sinngedichts" genommen, und daß er in dem alten Logau'schen Spruche eine „tiefere Bedeutung" findet. Beides, das Lachen wie das Erröthen, ist ihm nur ein äußeres Zeichen, ein Symbol für ein innerlich zu Grunde Liegendes: das Lachen entspringt der Freiheit des Geistes, das Erröthen der Unschuld des Herzens. „Zum Lachen braucht es immer ein wenig Geist, das Thier lacht nicht", sagt Reinhard. Darum mißlingt das Experiment bei der Pfarrerstochter: sie erröthet, aber lacht nicht, sie ist empfindsam, aber ohne Geist. Es mißlingt aber auch bei der Zöllnerin: sie lacht, aber sie erröthet nicht, denn sie hat zwar Geist, allein ihr Herz bleibt ruhig. Und es würde am vollständigsten mißlingen, wie mir scheint, bei der Waldhornjungfrau: sie würde weder erröthen, noch lachen, denn sie hat weder Empfindung noch wahren Geist. Einzig bei Luise kann das Problem voll gelöst werden, sie entspricht dem Ideal des Dichters: sie hat Geist und Herz, sie erzählt sich mit Reinhard „alles mögliche Zeug" und ist doch im Stande zu erröthen „wie ein Confirmand". Bei ihr ist, wie in der Vorschrift des Gedichts, Alles „so einfach, so klar und richtig, so hübsch abgewogen und gemessen". „Gerade so muß es sein", scheint der Dichter mit Reinhard zu sprechen: erröthend lachen! Das Herz allein, „Güte ohne Salz und Wehrbarkeit", wirkt auf ihn, wie auf Pankraz den Schmoller, und den grünen Heinrich mit minderer Gewalt: „Denn wenn die offene klare Herzensgüte, was man so die Holdseligkeit am Weibe nennt, uns gewinnt, so bringt uns nachher, wenn wir in unserer Einfalt entdecken, daß die Geliebte nicht nur schön und gut, sondern auch gescheidt und beweglich ist, die fröhliche Kinderbosheit des Herzens vollends um Ruhe und Verstand".

So sehr aber der Dichter den Geist an der Frau schätzt, so sehr haßt er seine einseitige Ausbildung. Er ist ein erbitterter Gegner der Blaustrümpfe und Emancipirten, er stellt die bloß kluge und zungenfertige, aber nicht gute, die eigennützige und herzlose Schöne mit den krassesten Farben dar. Solche Figuren sind Kätter in den „Mißbrauchten Liebesbriefen", Züs in den „gerechten Kammachen", Violande in „Dietegen", und — als jüngste und ergötzlichste Figur — die Malerin im „Sinngedicht". Besser kommt die Eugenia der Legende fort, die glücklich davon bekehrt wird, Schönheit, Anmuth und Weiblichkeit hintanzusetzen und in Männerkleidern dahinzutrollen. Es ist zumeist der Schönheitsanbeter in Keller, der sich gegen diesen „Neronischen" Trieb wendet, die Attribute des andern Geschlechts sich anzueignen, und der ihm den Ausruf entlockt: „Was

Digitized by Google

werden das für traurige Zeiten sein, wenn es so kommt, daß mit den lichten Kleidern und den fliegenden Locken der jungen Mädchen und Frauen die Frühlingsluft aus der Welt flieht!"

Dieser Schönheitsanbeter aber bethätigt sich natürlich nicht nur polemisch und negativ, sondern auch positiv in der Schöpfung schöner Frauenbilder. Neben die mehr geistreichen Frauen, eine Dorothea, Figura, Lux, Justine treten diejenigen, in welchen die Schönheit, wie in der Beatrix der Legende, in der Judith des Romans, oder in der Wendelgard des Landvogt, „sozusagen ohne alle andere Zuthat persönlich geworden", und es ist charakteristisch, daß diese beiden Frauenideale in dem Abbild des Dichters, im grünen Heinrich sich bekämpfen bis zum Schluß: „Ja, neben der Erinnerung an Dortchen's Angesicht leuchtet mir Judith's Anblick fort wie ein Doppelstern. Beide Sterne sind gleich schön und doch nicht beide gleich in ihrem wahren Wesen". Doch auch damit sind Keller's Frauentypen nicht erschöpft: zu der schönen Schönheit kommt die sichere Schönheit, die bei sich selbst zu Hause ist, wie Gritli oder Fides, zu der geistreichen Schönheit die bescheidene und hingebende, wie Ursula. Wie prachtvoll schildert der Dichter die Fides: „In diesem Gesichte gab es keine unklaren topographischen Verhältnisse, keine unbestimmten oder überflüssigen Räume, Flächen und Linien, alle Züge waren bestimmt und alles beseelt von der eigensten, süßesten Persönlichkeit. Die Schönheit war hier von innen heraus ernsthaft, wahr und untrüglich". Und mit wie viel Innigkeit schildert er die Ursula, eine so unendlich rührende Gestalt, wie sie nur dem großen Dichter gelingen kann: „Ihr stilles schlichtes Wesen, ohne allen Schein, weder schön noch häßlich, gut, wie das tägliche Brot, frisch, wie das Quellwasser, und rein, wie die Luft vom Berge, besiegte vor Hansli's Sinnen jeden fremden und gewaltsamen Glanz und das Zusammenwohnen mit ihr dünkte ihm so unentbehrlich, wie die Heimatherde selbst, welche den Menschen mit ihren treuen Maßliebaugen anschaut".

VI.

Keller ist bis in sein sechsundzwanzigstes Jahr Landschaftsmaler gewesen, und es ist daher oft, und zum Ueberdruß des Autors, der Versuch angestellt worden, die malerischen Qualitäten in seinen Dichtungen aufzuweisen. In der That bieten sich gleich auf den ersten Blick als eine Eigenthümlichkeit, die auf den malerischen Sinn zurückführt, die vielen Beschreibungen bei Keller dar: das ausmalende Verweilen, wo der moderne Leser vorüberhasten möchte; das genaue und wie gewohnheitsmäßige Schildern von Oertlichkeiten auch da, wo es die Sache selbst weniger fordert. Es geht dem Dichter wie Herrn Pineiß dem Hexenmeister, der den Dingen schnell noch ein Schwänzchen anhängt, ehe er sie aus seiner Hand entläßt, theils aus Privatleidenschaft, theils der Possierlichkeit wegen. Das letztere gilt besonders von den komischen Ausstattungen, mit denen er seine Figuren begabt, von dem Auge Gottes des Gilgus, von dem chinesischen Papptempel der Jungfer Züs oder von der Schlacht bei Waterloo, dem Meerschaum-Mazeppa und andern Attributen des John Kabys.

Allein eine andere und weit tiefer greifende Uebereinstimmung zwischen Keller, dem Maler, und Keller, dem Dichter, hat meines Wissens noch Niemand

Digitized by Google

hervorgehoben. Ich meine die Neigung für das Beziehungsreiche, Bedeutungsvolle und Sinnbildliche.

Für Keller den Maler erschließen wir diese Neigung aus demjenigen, was wir über des grünen Heinrichs Gemälde hören. „Ueberall," erzählt Heinrich, „suchte ich poetische Winkel und Plätzchen, geistreiche Beziehungen und Bedeutungen anzubringen". Und aus der Münchener Zeit wird uns berichtet: „Heinrich versenkte sich nun ganz in jene geistreiche und symbolische Art. Er ergriff diejenige Richtung, welche sich in reicher und bedeutungsvoller Erfindung, in mannigfaltigen, sich kreuzenden Linien und Gedanken bewegt. Immer geistreicher und gebildeter wurden seine Bäume, immer künstlicher und beziehungsreicher seine Steingruppirungen".

Nun aber Keller der Dichter. Wer nur seine naive sinnliche Kraft, nicht seinen Tiefsinn im Auge hält, wird schwer geneigt sein, an Beziehungen und Symbolik bei ihm zu glauben. Und in der That muß von vornherein bemerkt werden, daß die Dinge zuerst und zunächst bei ihm stets nur um ihrer selbst willen dazustehen scheinen, so lebendig und greifbar sind sie. Zuerst *sind* sie etwas; dann erst „bedeuten" sie etwas. Nichts liegt mir ferner, als die Vermuthung von Vischer mir zu eigen zu machen, daß der Tod des grünen Heinrich nicht wörtlich zu nehmen sei, sondern etwa bedeute: der alte grüne Heinrich ist todt und ein neuer steht auf; oder die Auffassung des schweizerischen Literarhistorikers Robert Weber, daß in Anna die absterbende Blässe des Idealismus und in Judith die farbige Naturwahrheit des Realismus personificirt sei. Das ist — mit Verlaub — die Art der schlechten deutschen Aesthetik, aus der wir heraus müssen um jeden Preis und glücklicherweise auch schon einigermaßen heraus sind; das ist dieselbe Hegelei, welche etwa erzählt, daß der böse Geist im Faust „eigentlich" das Gewissen Gretchens „bedeute", und so der mythologischen Figur, welche der Dichter geschaffen, unbarmherzig die Kleider vom Leibe reißt, bis sie dasteht in frierender Blöße. Solche Betrachtung würde Keller das größte Unrecht thun: denn sie übersähe, daß der Autor, gerade indem er nicht bei der Vorstellung stehen bleiben kann, sondern gezwungen ist, sie in Anschauung umzusetzen, sich als ein wahrer Dichter erweist; sie übersähe, daß die Symbole, mit denen er hantirt, „in Wirklichkeit und ohne Auslegerei die Sache selbst sind, und nicht darüber schwimmen, wie die Fettaugen über der Wassersuppe."

Symbolisch in diesem Sinne ist zum Exempel Heinrich's Begegnung mit dem König und seinen Beamten. Der Republikaner Heinrich hat bei seinem Eintritt in das Königreich das Gefühl, als ob ihm jedes Postschild zuriefe: Du mußt dich auch zeichnen lassen, wie ich, hier ist Alles das erste und letzte Eigenthum eines einzelnen Menschen! Und je weniger er, wenn er recht thut, nach Jemanden zu fragen hat, desto lästiger ist es ihm, wenn er doch vor einer Namenschiffer den Hut abziehen soll. Statt nun bei dieser abstracten Aeußerung stehen zu bleiben — was thut der Dichter? Er erfindet zwei Scenen, in denen Heinrich zu dem, wogegen er sich sträubt, vor unsern Augen gezwungen wird; er läßt ihm zweimal an demselben Tage das Abenteuer zustoßen, daß er, das eine Mal von den Beamten seiner Majestät, das andere Mal vom König selbst,

Digitized by Google

handgreiflich genöthigt wird, nicht bildlich, sondern wörtlich, den Hut zu ziehen; und er malt besonders die Begegnung mit dem König in großer Anschaulichkeit aus: „Ein hoher magerer Mann kam mit langen Schritten und wunderlichen Bewegungen durch das ersterbende Zwielicht daher und trat, als Heinrich ihn zerstreut ansah, plötzlich auf denselben zu und schlug ihm die Mütze vom Kopfe. „Warum gaffen Sie mich an und grüßen nicht?“ rief er mit lauter Stimme. „Was ist das für eine Ungezogenheit?“ Heinrich sagte: „Ich kenne Sie ja gar nicht, Herr!“ „So? Wissen Sie, ich bin der König! Artig sein, Respect haben, junger Mann!“ und ohne eine fernere Rede abzuwarten, schritt er rasch von dannen“. Ein innerer Vorgang, die Empfindungen des Republikaners in der Monarchie, ist hier echt dichterisch in's Aeußerliche und Sinnliche übertragen, ein Gemüthsproceß ist körperlich, sichtbar und greifbar gemacht. Etwas Aehnliches läßt sich etwa im „Verlorenen Lachen“ beobachten, als Justinens aufgeklärter Glaube in die Brüche geht: der Autor sagt uns nicht etwa, daß sie nun Gefahr lief, in das Extrem der Gläubigkeit zu versinken, in den Katholicismus; sondern er zeigt uns, wie der Katholicismus thatsächlich und wörtlich an sie herantritt, in jener armen Pilgerin, die auf ihren alten Füßen zur allerseligsten Marie zieht, wie sie von ihr den Rosenkranz empfängt, aber nach wenigen Augenblicken ihn mit Kopfschütteln zurückgiebt, ohne ein Wort zu sagen.

Und nicht nur die symbolische Art, auch die Vorliebe für poetische Winkel und Beziehungen haben Keller, der Maler, und Keller, der Dichter, gemein. Ein jeder Dichter kennt Parallelen und Contrastfiguren; aber was Keller davon gibt, ist von der allgemeinen poetischen Technik in diesen Dingen durchaus verschieden. Es geht weit hinaus über die Nebenhandlung wie sie z. B. Shakespeare gestaltet im „Lear“ oder „Hamlet“, über die Contraste Lear-Gloster und Hamlet-Laertes, wenn Keller etwa die Stellung des grünen Heinrich zwischen Anna und Judith nicht einfach, sondern dreifach variirt wiederkehren läßt. Da ist zunächst Lys, der zwischen Agnes und Rosalie steht, aber — im Gegensatz zum Helden — rücksichtslos ist in seinem Wankelmuth und als ein Mann, nicht als ein Kind, schnell des Schwankens ein Ende findet. Da sind die beiden seltsamen Arbeiterpaare, die eine Liebschaft „über's Kreuz“ haben und — gleichfalls im Gegensatz zum Helden — hinüber und herüber dem Antrieb ihrer Willkür folgen. Da ist letztlich der unglückliche Zwiehan, welcher das Schwanken zwischen Afra und Cornelia theurer bezahlen muß, als der Held: es kostet ihn sein Erbe und seinen Namen, es kostet ihn seine Identität. Wenn in den beiden andern Fällen es sich um wirkliche im Roman auftretende Personen handelt, ist die Geschichte vom Zwiehan eine kleine Novelle für sich, in welcher der Dichter ein Erlebniß des Helden zur Hauptsache gemacht hat. Aehnlich scheidet er in der Geschichte vom Meretlein eine seiner Eigenschaften, die Unfähigkeit, laut zu beten, aus[1]) und gewinnt aus ihr das Grundmotiv der Novelle, und eine Contrastfigur zu dem Helden.

Eine andere Contrastfigur zum Helden muß der Schulmeister Gilgus abgeben. Gilgus, wie der Heinrich des vierten Bandes, ist ein eifriger Gottes-

[1]) Worauf schon A. Frey im Berner „Bund“ vom 6. März 1881 aufmerksam gemacht hat.

Digitized by Google

leugner; Gilgus, wie Heinrich, liebt Dorothea; Gilgus, wie Heinrich, kommt ohne Mittel auf das Schloß und nimmt die Gastfreundschaft des Grafen an. Und indem Heinrich die Carricatur in ihm erkennt, gehen ihm über seine eigenen Schwächen die Augen auf; er wird veranlaßt, seine Streitlust zu mäßigen, sein Gefühl für Dorothea zurückzuhalten und er glaubt neben dem sonderbaren Gesellen als ein kaum minder abenteuerlicher Gast dazustehen. Auf der andern Seite: auch Gilgus steht zu seiner Mutter in nahem Verhältniß und gedenkt ihrer in Liebe; er erweckt damit das Gewissen des Helden, welcher empfindet, daß der Narr am Ende noch ein besserer Sohn ist als er, der da sitzt und die Mutter so gut als vergißt.

Gern zeigt der Dichter, wie ein und derselbe Charakter in verschiedenen Lebenslagen zu correspondirenden Erlebnissen geführt wird. Die drei großen Feste, welche Heinrich mitmacht, das Cadettenfest, das Tellfest, das Künstlerfest, nehmen alle für ihn ein schlechtes Ende; in diesem Sinne spricht Heinrich einmal die Ueberzeugung aus, „daß die Kindheit ein Vorspiel des ganzen Lebens ist und bis zu ihrem Abschlusse schon die Hauptzüge der menschlichen Zerwürfnisse im Kleinen abspiegele, so daß später nur wenige Erlebnisse vorkommen mögen, deren Umriß nicht wie ein Traum, wie ein Schema schon in unserem Wissen vorhanden ist." Schärfer noch werden in den Novellen solche Parallelen und Wiederholungen durchgeführt: Pankraz' Wiederkehr bildet „das rechte Seitenstück zu seiner ehemaligen Flucht und geht aus dem gleichen Grundton," John Kabys, der so viel von dem Schmieden seines Glückes gesprochen hat, wird schließlich ein wirklicher Schmied, Küngolt, die den Dietegen vom Tode gerettet hat, wird zuletzt von ihm selber gerettet und das Galgenhemd, in das sie als Kind im Scherz sich gekleidet, muß sie nun im grimmigen Ernste tragen. Jacques, der von seinem Herrn Pathen in die Lehre genommene, muß, um für seine erlangte Reife ein äußerliches Kennzeichen davonzutragen, zuletzt selber Pathe werden.

Es fragt sich aber nun, was der Dichter mit diesen Parallelen und Wiederholungen im Ausgange eigentlich bezweckt. Oder, correcter gesprochen, da vom Zweck hier kaum die Rede sein kann: welchem Antriebe, welchem Bedürfniß sie entspringen?

Ich meine wesentlich diesem einen: durch den vollendeten Kreislauf der Dinge das Ende entschiedener und kräftiger anzudeuten. Der Ring ist geschlossen, wenn das letzte Glied in das erste wieder eingreift. Keller begnügt sich nicht, wie so mancher andere Erzähler, eine Geschichte, so wie er sie gehört, weiterzugeben, unbekümmert darum, ob sie ein bloßes Abenteuer, ein Ereigniß, eine Anekdote, die erst den Keim einer Dichtung enthält. Er will, als er die Geschichte des Landvogts gibt, sie nicht nur „nacherzählen", sondern „Alles ordentlich eintheilen, abrunden und für unser Verständniß einrichten"; er läßt, als er die Jugendgeschichte Heinrichs gibt, die „dürftigen Ansätze seines Lebensmorgens zu seinem Vergnügen poetisch auswachsen". Es ist, wie man sieht, ein echt künstlerisches Empfinden, dieses Bedürfniß, abzurunden und einzutheilen, und in deutlichen Sinnbildern zu zeigen, daß das Problem endgültig gelöst sei. Der Dichter haßt die unfertigen und abgebrochenen Geschichten, welche wie ein abgeschossenes Bein, mit der Veränderung der Jahreszeiten sich immer bemerklich machen", er

Digitized by Google

gibt sich nicht eher zur Ruhe, als bis er ein reinliches Facit herausgerechnet und einen kräftigen Strich unter das Exempel gezogen hat. Und von dem Dichter überträgt sich das Gefühl auf seine Personen: Heinrich empfindet schon als Knabe in der Lügenzeit den Drang, dazu beizutragen, daß alle Dinge, an denen er betheiligt, „einen ordentlichen Verlauf" nehmen; er empfindet eine Befriedigung, daß der Roman, den er dem Lehrer aufbindet, durch die „poetische Gerechtigkeit so schön und sichtbarlich abgerundet wird"; er sträubt sich später im Elend dagegen (wie wir bereits sahen), München zu verlassen, ehe sein „Geschick die zur Rückkehr nothwendige klare und fertige Form angenommen". Denn ehe dies geschehen, in die Heimath zu gehen, erscheint ihm „ganz gewaltsam und wie aus der Schule gelaufen, ohne seine Tagesaufgabe gelöst zu haben". Auch im Einzelnen bewährt sich diese Vorliebe für den ordentlichen Verlauf und das Abrunden der Dinge: den Schädel des Zwiehan, den er aus der Heimath entführt, mag er nicht auf dem Grafenschlosse zurücklassen, sondern er besteht darauf, ihn wieder in die Heimath zurückzubringen, „wenn das auch als eine leere und unnütze Handlung erscheine". An solche Züge denkt der Graf, als er ihm einmal zuruft: „Sie leben in Symbolen, sozusagen, und das ist ein gefährliches Handwerk, besonders wenn es in so naiver Weise geschieht!" Daß diese „naive Weise" für den Dichter besonders gefährlich sei, werden wir freilich nicht zugeben können, und vielmehr in ihr die einzige und sichere Rettung von aller bloß gedankenhaften Symbolik erkennen.

Und nicht nur Heinrich, das Abbild des Dichters, auch seine objectiveren Figuren leben naiv in Symbolen. Ein rührendes Symbol ist es, wenn die Magd Regine, da sie nicht fähig, in der höheren Lebenssphäre sich zu erhalten, in welche Erwin sie gestellt, sich erhängt — in dem letzten Kleid, welches sie einst als arme Magd getragen und die Bitte hegt, in diesem Gewande begraben zu sein. Als eine symbolische Handlung empfindet, wunderlich genug, Jungfer Züs den Wettlauf der drei gerechten Kammacher: was die Thoren zum Muthwillen ausgesonnen, das sollen jene in eine sinnreiche Schlußhandlung umwandeln eines langjährigen Wohlverhaltens und Wettlaufes in der Tugend. Ebenso empfinden die sieben Aufrechten den Besuch des Freischießens als eine sinnreiche Handlung: sie gönnen sich an ihrem politischen Lebensabend „ein rechtes Schlußvergnügen" und können nun in Wahrheit sagen: Ende gut, Alles gut. Das ganze Leben der Menschen wird von dem Dichter als ein peinliches und fein auszuarbeitendes Kunstwerk empfunden, ähnlich wie von dem Pfarrer „im „Sinngedicht" und von Herrn Jacques in den Züricher Novellen, welcher „nach gehöriger Ausreifung aller Verhältnisse seine vorbestimmte Braut feierlich heimführte und so das Kunstwerk seiner ersten Lebenshälfte abschloß". Zu der schönsten Erfindung hat dieses Gefühl im „Landvogt" geführt, in welchem die reizende Vereinigung der fünf Geliebten an einem Tage die sinnreiche Schlußhandlung darstellt: „wer hätte gedacht", sagen wir mit Frau Marianne, „daß eine so lächerliche Geschichte, wie fünf Körbe sind, ein so erbauliches und zierliches Ende nehmen könnte." . . .

Aber auch wer hätte das gedacht, fragen wir, daß der Dichter Gottfried Keller, der so lange einsam und unverstanden dastand, nun zum erbaulichen Ende

Digitized by Google

einer immer sich mehrenden Verehrung und einem, wir dürfen hoffen, immer eindringenderen Verständniß begegnen würde? Wie seine Entwickelung schwer und zögernd gewesen ist, so ist auch die Theilnahme an seinen Werken nur langsam, wenngleich stetig und sicher, gewachsen. Heute ist es entschieden, daß er zu den allerersten deutschen Dichtern gehört. Keine „engere Gemeinde" hat sich — zum Glück — um ihn gebildet, keine Clique, die ihren eigennützigen Cultus mit ihm treibt — wie denn auch Keller wenig Neigung haben würde, den Kunstpapst zu spielen; aber die Besten unserer Nation lauschen ihm und das Verständniß für seine Kunstweise gilt mit allem Recht als ein Gradmesser des Geschmackes. Möge er noch lange Zeugniß ablegen, daß die echte Poesie in Deutschland nicht erstorben ist! Möge er noch viele sinnreiche Schlußhandlungen in der Fülle seines Könnens zur Darstellung bringen! Und möge das rechte Schlußvergnügen seiner Dichtung noch weit, weit hinter ihm liegen; wenn es aber dereinst eintritt, tief und schön sein, wie ihr Beginn!

Digitized by Google

Der Maler Iwanow.

(Darstellungen aus der heiligen Geschichte von Alex. Iwanow. Berlin, A. Asher & Co. 1880.)

In jeder Literatur gibt es Bücher, deren literargeschichtliche Wichtigkeit unbestritten feststeht und deren Namen im Gedächtniß der Menschen fortleben, ob ihre directen Wirkungen sich gleich auf einen engumschriebenen Zeitraum und innerhalb dieses Zeitraums auf einen bescheidenen Leserkreis beschränkt haben; es ist das die bekannte Gattung der Bücher, die „weniger bewundert und mehr gelesen werden sollten." Mitunter ist auch Werken der bildenden Kunst das Loos gefallen, in der Kunstgeschichte Epoche gemacht und gleichwohl dem Publikum einen nur geringen Antheil eingeflößt zu haben. Als noch nicht dagewesen dürfte dagegen der Fall zu bezeichnen sein, daß ein Bild weder in Kunst, noch in der Kunstgeschichte, sondern allein in der Literatur eine Rolle spielte, daß es berühmt wurde, bevor es überhaupt gesehen worden und daß dieser Ruhm auf gewissen, dem Kunstwerk zugeschriebene Eigenschaften beruhte, die dasselbe nicht ein Mal nach der Meinung und Absicht seines eignen Schöpfers besaß.

Einen Fall solcher Art hat die russische Kunst- und Literaturgeschichte und wahrscheinlich diese allein aufzuweisen. Die Sache ist merkwürdig genug, um im Zusammenhange erzählt zu werden: mit dem Sammelwerk, über welches nachstehend berichtet werden soll, steht dieselbe außerdem in so engem Zusammenhang, daß das Werk eigentlich nur im Zusammenhang mit der Lebensgeschichte seines Urhebers verstanden werden kann.

Sieben und zwanzig Jahre und sechs Monate lang (vom Herbst des Jahres 1830 bis zum Frühling 1858) lebte zu Rom ein russischer Maler, den die ganze Stadt unter dem Namen Signor Alessandro kannte, dessen nähere Bekanntschaft sich indessen auf einen enggeschlossenen Kreis beschränkte, und der diesem Kreise für einen höchst merkwürdigen Menschen galt. Ferner stehende wußten von dem im Jahre 1806 zu St. Petersburg geborenen und auf Kosten seiner Regierung nach Rom gesendeten Alexander Iwanow nur, daß er der Kategorie derjenigen Maler angehöre, die die Arbeit eines halben Lebens an *ein* Bild gesetzt haben und mit diesem Bilde nicht fertig zu werden vermögen; Kennern und Freunden war dagegen nicht zweifelhaft, daß der Künstler, dem dieses nicht eben beneidenswerthe Loos gefallen, trotz Alledem und Alledem ein Talent und

Digitized by Google

zwar ein Talent höchst eigenthümlicher Art sei. Iwan Turgenjew, der Iwanow zu Ende von dessen römischem Aufenthalte (im Jahre 1857) kennen lernte schildert ihn wie folgt: „Jahrelange Absonderung von der Welt und von andern Menschen, Beschäftigung mit sich selbst und ausschließliche Concentration auf einen unabläßig verfolgten, unverändert festgehaltenen Gedanken hatten dem Wesen Iwanow's einen merkwürdigen Stempel aufgeprägt. Er hatte etwas Mystisches und zugleich Kindliches, etwas Tiefsinniges und dabei zugleich Posirliches an sich; er erschien rein und offen und doch auch wieder versteckt, fast möchte ich sagen schlau. Auf den ersten Blick erschien er uns (mir und meinem Freunde W. Botkin) höchst mißtrauisch, zurückhaltend und von einer halb finstern, halb abwartenden Schüchternheit — als er sich an uns gewöhnt hatte, entfaltete er eine weiche und liebenswürdige Natur. Er konnte über den kleinsten Scherz lachen, über die einfachsten Dinge in Erstaunen, über einen zufällig gebrauchten scharfen Ausdruck in Schrecken gerathen und dann wieder Aussprüche thun, deren Klarheit und Reife von dem unermüdlichen Nachdenken eines bedeutenden Kopfes zeugten. Gleich der Mehrzahl russischer Künstler hatte Iwanow eine nur höchst oberflächliche Bildung erhalten, die Vervollständigung derselben ließ er sich indessen nach Kräften angelegen sein. Die antike Welt und die assyrischen Alterthümer hatte er im Interesse seiner künstlerischen Pläne eifrig studirt, die Bibel und insbesondere die Evangelien beinahe auswendig gelernt . . . . . An Literatur und Politik nahm er wenig Antheil, sein ganzes Interesse war den Fragen zugewendet, die sich auf Kunst, Moral und Philosophie bezogen. Als ihm einst ein Heft geschickt gezeichneter Caricaturen zugesendet worden war und er dasselbe still und in sich gekehrt durchblättert hatte, richtete er sich plötzlich mit den Worten auf: „Christus hat nie gelacht."

Zur Zeit seiner Bekanntschaft mit Turgenjew galt Iwanow denjenigen seiner Landsleute, die sich überhaupt um Kunst kümmerten, bereits für einen der ausgezeichnetsten Künstler aller Zeiten und für den russischen Maler par exellence. Und dennoch war das Bild, an welches er die Arbeit seines Lebens gesetzt hatte, außerhalb des Iwanow'schen Ateliers von Niemanden und in diesem Atelier von einer nur beschränkten Zahl näherer Freunde gesehen worden, dennoch hatten die in Petersburg ausgestellten, vor dem Jahre 1830 geschaffenen Jugendwerke Iwanow's selbst von den nächsten Freunden des Künstlers für bloße anständige Mittelmäßigkeiten gegolten. Zur Erklärung dieses anscheinenden Widerspruchs bedarf es eines Rückblicks auf des Künstlers Lebens- und Bildungsgang. — In beschränkten Verhältnissen aufgewachsen, mit einer nur höchst mäßigen Bildung ausgestattet und bezüglich seines künstlerischen Gesichtskreises auf die Bilder der Eremitage-Gallerie und die Schöpfungen seiner Landsleute beschränkt, hatte Iwanow sich während seiner Petersburger Studienjahre vornehmlich durch den Ernst seines Strebens hervorgethan, wegen einer gewissen Schwerfälligkeit seines Wesens und wegen der Langsamkeit seiner Art den Professoren der Akademie indessen so wenig imponirt, daß dieselben ihn längere Zeit hindurch im Verdacht hatten, seine bessern Jugendarbeiten nur mit fremder Hilfe fertig gebracht zu haben. In den Besitz eines Reisestipendiums war der vierundzwanzigjährige Kunstjünger nur mit Anstrengung gelangt und dieses

Digitized by Google

Stipendium hatte man bloß für zwei Jahre berechnet, nach deren Ablauf der Stipendiat in seine Heimath zurückkehren sollte. — Als Iwanow nach Rom kam, brachte er eine gewisse Fertigkeit im Zeichnen und einige Uebung im Copiren mit, — zu einer wirklichen künstlerischen Bildung war bei ihm so wenig Grund gelegt worden, daß er sich Anfangs in den herkömmlichen „akademischen" Formen bewegte, dann zwischen den verschiedenen Richtungen steuerlos hin- und herschwankte und schließlich dem damals auf der Höhe seines Ruhms stehenden Thorwaldsen mit der wunderlichen Frage, „welcher Kunstrichtung er sich anschließen solle" in's Haus fiel. In der Folge gewann Overbeck einen gewissen Einfluß auf den strebsamen Russen, vollständig gab Iwanow sich dem deutschen Meister indessen nicht gefangen, da er dessen einseitige Vorliebe für die vorraphaelische Schule nicht theilte, sondern nach längerer Beschäftigung mit derselben wieder zu den großen Mustern des 16. Jahrhunderts zurückkehrte. Bereits in der ersten Zeit seines römischen Aufenthalts hatte er auf Grund eifriger Bibelstudien den Plan zu einem großen Bilde „Christi erstes Erscheinen vor dem Volke" gefaßt und der Vorbereitung zu diesem Werke waren die folgenden Jahre seines Lebens und die verschiedenen kleineren Bilder, die er während der vierziger Jahre malte, ausschließlich gewidmet. In der Stille lebte er nur dem Gedanken an die eine große Arbeit, die das Werk seines Lebens werden sollte und der all' die historischen und künstlerischen Studien galten, denen er mit rastlosem Eifer oblag. Dann machte er sich an dieses Werk, das nach zweijähriger Arbeit auf Leinwand gezeichnet und leicht untermalt war, zu Ende der 40er Jahre aber in Stocken gerieth, weil der Künstler unter dem Einfluß der ihn umgebenden westeuropäischen Welt zu einem ganz andern wurde, als er bei seiner Ankunft in Rom gewesen war. Der in den traditionellen Darstellungen der Kirche seines Volks und Landes emporgekommene, gläubige griechisch-orthodoxe Christ hatte sich in einen Jünger der modernen Weltanschauung verwandelt. An der tief religiösen Grundstimmung von Iwanow's reichem Gemüthe hatte der Wechsel seiner Ansichten Nichts zu ändern vermocht, und die Macht der byzantinischen Kunst- und Religionsanschauung, in welcher er emporgekommen, bewährte sich bis an das Ende seines Lebens: theoretisch und seinen bewußten Tendenzen nach, war der weiland gläubige Byzantiner indessen in religiöser Rücksicht zum Rationalisten, in Bezug auf seine Kunstrichtung zum Realisten geworden.

In der Absicht, die Figuren der heiligen Geschichte so zu malen, wie sie wirklich gewesen, durchstreifte er den Ghetto Rom's und die Judenviertel anderer italienischer Städte (namentlich Livorno's), um jüdisch-orientalische Typen zu studiren. Dann warf er sich mit Leidenschaft auf die Erforschung assyrischer, syrischer und jüdischer Archäologie und nur der Mangel an den dazu erforderlichen Mitteln verhinderte ihn, nach Jerusalem und Kleinasien zu reisen und hier „an der Quelle" nach wahrheitsgetreuen Motiven für das Werk zu suchen, das die höchste künstlerische und geschichtliche Wahrheit in sich vereinigen sollte. — Von dem merkwürdigsten der in dieser Richtung unternommenen Versuche wird uns durch Turgenjew berichtet. Iwanow hatte das Straußische „Leben Jesu" gelesen und von demselben einen so mächtigen Eindruck empfangen, daß er die Anschauungen dieses Buches seinem Bilde zu Grunde zu legen und das Werk

Digitized by Google

demgemäß umzugestalten beschloß. Daran aber ließ er sich nicht genügen: trotz seiner Armuth beschloß er nach Deutschland zu reisen, den berühmten Gelehrten nach Rom einzuladen und ihn um ein Urtheil darüber zu bitten, ob sein Messiasbild das Richtige getroffen habe. — Dieses wunderliche Unternehmen wurde wirklich in Ausführung gebracht. „Nach Iwanow's eigner Schilderung hat Strauß den russischen Maler, der eines Tages bei ihm erschien, für einen Wahnsinnigen gehalten. Das Gespräch wurde von Strauß' Seite in lateinischer, von Iwanow in italienischer Sprache geführt, da der Erstere des Italienischen, der Letztere des Deutschen nicht mächtig war; dazu kam, daß der Maler das Lateinische, der Gelehrte das Italienische nur höchst mangelhaft verstand." Die Sache blieb natürlich resultatlos und Iwanow war naiv genug, in die höchste Verwunderung zu gerathen, als Turgenjew ihm klar zu machen suchte, daß das ganze Unternehmen verfehlt gewesen wäre, auch wenn Strauß sich zu der ihm zugemutheten Römerfahrt entschlossen hätte. — Bemerkenswerth ist, daß Iwanow in politischer Rücksicht mit dem Altrussenthum seiner Jugend ebenso vollständig brach, wie in religiöser Hinsicht; das Jahr 1848 hatte ihn zum entschiedenen Anhänger der demokratischen und nationalen Bestrebungen Jung-Italiens gemacht und mit Alexander Herzen, dem Vater des russischen Radicalismus, stand er seit Jahren auf freundschaftlichem Fuß. Deutlicher als durch eine Mittheilung des Berichts, den Herzen über sein Verhältniß zu Iwanow aufgezeichnet hat, läßt der innere Widerspruch, der das Leben dieses merkwürdigen Künstlers und Menschen bewegte, sich überhaupt nicht bezeichnen und darum theilen wir diesen Bericht nachstehend mit. — Im Herbst des Jahres 1857 (ein Jahr vor seiner Rückkehr nach Rußland und kurz vor seiner Bekanntschaft mit Turgenjew) hatte Iwanow dem in London lebenden russischen revolutionären Publicisten das Folgende geschrieben:

„Wenn ich dem jetzigen Fortschritte folge, so kann ich mich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß auch meine Kunst, meine Malerei eine neue Richtung einschlagen muß. Ich glaube nirgend eine so vollständige Klärung meiner Ideen und Anschauungen finden zu können, als im Verkehr mit Ihnen. Darum habe ich mich entschlossen, auf eine Woche zu Ihnen nach London zu kommen."

Einige Tage darauf schrieb Herzen das Folgende: „Endlich ist Iwanow eingetroffen. In den zehn Jahren, daß ich ihn nicht gesehen, ist er sehr alt geworden; sein Haar ist ergraut, der national-russische Ausdruck seines Gesichts tritt noch stärker als früher hervor, — kindliche Gutmüthigkeit und Einfachheit verräth jedes seiner Worte, jede seiner Bewegungen. Nachdem wir am ersten Tage die National-Gallery besichtigt hatten, speisten wir zusammen. Er wurde nachdenklich, seine Miene, selbst sein Lächeln nahm den Ausdruck der Traurigkeit an, — dann wurde er gesprächiger und endlich sagte er das Folgende: Was mich drückt und nicht zur Ruhe kommen läßt, ist der Verlust des religiösen Glaubens, der mir noch zur Zeit Ihres Aufenthalts in Rom Leben und Arbeit erleichterte . . . . . Der Friede meiner Seele ist gestört — zeigen Sie mir einen Ausweg, zeigen Sie mir neue Ideale! Die Ereignisse, deren Zeugen wir gewesen, haben mich auf Gedanken gebracht, von denen ich mich nicht wieder befreien kann, — Jahre lang haben diese Gedanken mich beschäftigt und als ich mit denselben in's Klare gekommen, sah ich, daß meine Seele den Glauben verloren habe.

Digitized by Google

Mich verzehrt der Gedanke, daß ich meine neuen Anschauungen nicht zu künstlerischem Ausdruck zu bringen vermag, — zu meinen alten Anschauungen aber kann ich nicht zurückkehren. Bilder religiösen Inhalts zu malen, wenn man an die Religion nicht glaubt, ist unsittlich, ja sündhaft und ich kann mich über die Italiener und Franzosen nicht genug wundern, die keinen Stein der katholischen Kirche auf dem andern lassen wollen, nichts desto weniger aber die Wände derselben ausschmücken helfen. Das kann ich nicht, das werde ich niemals können. Man hat mir die Oberaufsicht über die Malerarbeiten an der Isaakskathedrale angeboten, — eine ehrenvolle Stellung, die mir eine auskömmliche Existenz gesichert hätte. Lange bin ich mit mir zu Rathe gegangen, schließlich aber habe ich „Nein" gesagt. Wie sollte ich mich selbst achten, wenn ich den Tempel Gottes ohne Glauben betreten und an demselben mit zweifelerfüllter Seele arbeiten wollte! Lieber arm bleiben und nie wieder einen Pinsel anrühren!"

Als Iwanow dieses Gespräch mit Herzen führte, war das Bild, an welches er die besten Kräfte seines Lebens gesetzt hatte, nahezu vollendet. Er hatte zu demselben vier und zwanzig kleinere und fünf ausgeführte größere Skizzen entworfen, einzelne derselben vollständig in Oel ausgearbeitet, um (wie in dergleichen Fällen gewöhnlich ist) schließlich zu der ersten Idee zurückzukehren. Die Summe aller Skizzen zu diesem Werk betrug (ungerechnet die Zeichnungen unzählbarer einzelner Figuren, Köpfe und Drapirung) über zweihundert. Bereits zu Ende der vierziger Jahre war die ursprüngliche Idee in einem fertigen Bilde zum Ausdruck gebracht und über dieses Bild die Meinung Cornelius', Overbeck's, Thorwaldsen's und Camuccini's eingeholt worden: dann hatte ein Bessern, Verändern und Neuentwerfen desselben begonnen, das zehn Jahre andauerte und erst zum Abschluß kam, als in dem Künstler die innere Revolution vorgegangen war, deren Wirkungen er seinem Freunde Herzen so ergreifend geschildert hat. Als er die letzte Hand an seine Arbeit legen wollte, war dieselbe ihm vollständig verleidet; die Absicht, alle Köpfe noch ein Mal durchzugehen und denselben einen einheitlichen Ton zu verleihen, gab er gegen seine bessere Ueberzeugung und lediglich auf Zureden einzelner Beschauer auf, weil die vieljährige mit unermüdlichem Fleiß verfolgte Arbeit ihm zum Ekel geworden war. Dann packte er ein, um der Stadt, die seine zweite Heimath geworden war, so rasch wie möglich zu verlassen, sein Bild nach Kiel zu begleiten, dasselbe einer plötzlichen Erkrankung wegen allein über die Ostsee zu senden und einige Wochen später über Berlin und Stettin in das vor acht und zwanzig Jahren verlassene Petersburg zurückzukehren.

Der Ruf seines Namens war dem Künstler längst vorhergegangen, sein Werk in ganz Rußland bekannt, bevor dasselbe auch nur vorläufig zum Abschluß gekommen war. Der berühmte russische Humorist Gogol war wiederholt in Rom gewesen und hatte bereits um die Mitte der vierziger Jahre auf Grund flüchtiger Bekanntschaft mit Iwanow's ersten Entwürfen das Folgende nach St. Petersburg geschrieben:

„Der Werth von Iwanow's Bilde liegt jetzt klar vor Aller Augen. Ganz Rom beginnt laut zu sagen, daß dieses Werk bereits in seiner gegenwärtigen, die Idee des Künstlers nur höchst unvollständig ausdrückenden Gestalt, eine Erscheinung bilde, wie sie seit den Zeiten Raphael's und Leonardo da Vinci's nicht wieder vorgekommen sei."

Digitized by Google

Dieser Verkündigung waren andere, nicht minder enthusiastische Apostrophen des damals einflußreichsten russischen Dichters und Schriftstellers gefolgt; Gogol (der bekanntlich in unheilbaren religiösen Wahnsinn verfiel) befand sich bereits damals in seiner mystischen Periode; er sah in Iwanow einen Erneuerer des echten Christenthums, den Vorläufer der welterneuernden Mission des „gläubig gebliebenen" slawisch-russischen Volks und pries ihn in diesem Sinne den Führern der damals im Aufschwung begriffenen Moskauer Slawophilenpartei an. Das Nämliche hatte der angesehenste russische Gelehrte damaliger Zeit, der Prof. Pogodin bei Gelegenheit eines im „Moskowitänin" veröffentlichten italienischen Reiseberichts gethan, und aus der Uebereinstimmung des berühmtesten Dichters und des Theoretikers der Schule war von den Moskauer Nationalen ohne Weiteres geschlossen worden, daß das Werk der slawischen Welteroberung durch den Maler des „Messias" thatsächlich begonnen worden sei. Zum unumstößlichen Lehrsatz wurde diese Meinung als der Begründer und Altmeister des Slawophilenthums, der geistreiche Phantast N. F. Chomjäkow in der Zeitschrift „Russkaja Besseda" feierlich erklärte, „Iwanow sei ein großer, aus dem Busen des russischen Volksgeistes hervorgegangener, von mächtiger religiöser Empfindung erfüllter, großer und starker Künstler, der in einer Zeit des Unglaubens und allgemeinen Abfalls von der wahren Kunst, eine neue Fleischwerdung des christlichen Dogmas aus der Tiefe seines ruhigen und gläubigen Herzens geschöpft und dadurch den Grund zur russischen Malerei und zu einer neuen Kunst gelegt habe."

Braucht besonders gesagt zu werden, daß die beiden ersten Propheten von Iwanow's angeblicher christlicher und slawischer Mission voreingenommene, von wirklichem Kunstverständniß weit entfernte Dilettanten waren, und daß Gogol kurz vor seiner Bekanntschaft mit dem Messiasbilde, Brülow für einen der größten Maler der Neuzeit erklärt und dessen von Iwanow perhorrescirtes, auf den rohesten Effect berechnetes Gemälde „der Untergang von Pompeji" begeistert angestaunt hatte? Das Iwanow'sche Bild hatte die Führer der Slawophilen-Schule in Extase versetzt, weil diese Männer sich in einem Zustande permanenter Exaltation für die Herrlichkeit ihres Landes und Volkes befanden und weil ihr Bedürfniß nach Zeugnissen für die weltgeschichtliche Mission des Slawenthums lange vor Beendigung des Werkes gereift war, das ihnen für ein solches Zeugniß galt. Die ganze Sache trug das Gepräge des Künstlichen und Gemachten so deutlich an der Stirn, daß es kaum einer Erklärung dafür bedarf, daß die Veranlassung zu derselben, (das Iwanow'sche Bild selbst) kaum einige Wochen lang die öffentliche Aufmerksamkeit Rußlands beschäftigte und daß der Künstler der Triumphe, die man ihm fertig entgegentrug, niemals froh geworden ist.

Anfang Mai des Jahres 1858 war Iwanow in St. Petersburg gelandet. Die folgenden Wochen vergingen mit Besuchen bei Freunden und Gönnern, Vorstellungen bei Hof und bei Großwürdenträgern, endlich mit Vorbereitungen zu der öffentlichen Ausstellung des Bildes. (Während dieser Ausstellung traf der zufällig in der Newa-Residenz anwesende Turgenjew mit dem in Uniformsfrack und Dreimaster verkleideten, von der staubigen, durch kalte Winde abgelösten Hitze des nordischen Sommers empfindlich leidenden Maler zusammen).

Digitized by Google

Der Kaiser sagte Iwanow einige gnädige Worte, die Großfürstin Marie versprach den Ankauf des Bildes für 10,000 Rubel und Erwirkung einer jährlichen Pension im Betrage von 2000 Rubel — als dieses Versprechen aber nicht sofort erfüllt und der empfindliche Künstler dadurch in heftige Erregung versetzt wurde, befiel ihn eine heftige Cholera-Attaque. Drei Tage nach seiner Erkrankung, am 3. Juli 1858 war Alexander Iwanow eine Leiche. Sein Bild wurde für 15,000 Rubel vom Staate angekauft und dem Moskauer öffentlichen Museum geschenkt, wo es noch gegenwärtig aufbewahrt wird. Eine zuverlässige Beschreibung dieses so gut wie vergessenen Kunstwerkes ist niemals veröffentlicht worden und dem Namen seines Schöpfers begegnet man — von der slawistischen Literatur der 50er Jahre abgesehen — auch in dem heutigen Rußland nicht mehr.

Die Gelegenheit zu einer wenigstens indirecten Bekanntschaft mit diesem „russischen Kunstwerk der Zukunft" ist dem deutschen Publicum seit etwa zwei Jahren geboten worden. Auch damit hat es eine höchst eigenthümliche Bewandtniß. Vor einigen Jahren verstarb zu Rom Alexander Iwanow's jüngerer Bruder, der Architekt Sergey Iwanow unter Hinterlassung eines ziemlich beträchtlichen Vermögens. Zum Erben dieses Vermögens hat der russische Künstler, der Erbe und Bruder des „eminent nationalen" Malers, keine russische, sondern eine deutsche Kunstanstalt, das deutsche archäologische Institut zu Rom eingesetzt und an dieses Vermächtniß die Bedingung geknüpft, daß aus den Zinsen desselben eine von dem Institut geleitete Herausgabe der künstlerischen Hinterlassenschaften seines Bruders veranstaltet werde. Das Vertrauen des Erblassers zu der Gewissenhaftigkeit seiner deutschen Erben, ist vollständig gerechtfertigt worden. In trefflicher chromolithographischer Ausstattung liegen drei, je fünfzehn Zeichnungen bezw. Farbenskizzen umfassende Hefte der von Iwanow hinterlassenen „Darstellungen aus der heiligen Geschichte" vor, — der (wenn wir nicht irren zwölf weitere Hefte umfassende) Rest soll im Verlauf der nächsten Jahre erscheinen [1]).

Bereits aus den bisher veröffentlichten Studienblättern, in's Besondere denjenigen, welche als directe Vorarbeiten zu dem Messias-Gemälde gedient haben, läßt sich eine deutliche Vorstellung von Iwanow's Talent und von der Eigenart seines vielbesprochenen Hauptwerkes gewinnen. Ueber die Composition desselben (welche sich in einer der Zeichnungen ziemlich genau wiederfindet) sagt Botkin das Folgende: „Johannes der Täufer hat seine Predigt damit beendet, daß er die Augen

[1]) Die erste Anregung zu dieser Publication scheint von Turgenjew ausgegangen zu sein, der im J. 1861 das Folgende schrieb: „Aus diesen merkwürdigen Zeichnungen geht der leitende Gedanke Iwanow's deutlich hervor; bei der Ausarbeitung derselben wurde der Künstler nicht durch den Pinsel gehemmt, den er namentlich gegen das Ende seines Lebens nicht vollständig beherrschte, da seine durch angestrengte und beständige Arbeit angegriffenen Augen ihn im Stich zu lassen begannen. Bekanntlich erscheint auch auf seinem Gemälde die Figur Christi zu weit von den übrigen Figuren entfernt; besonders groß nimmt diese Entfernung sich auf der W. P. Botkin gehörigen Skizze aus. Photographische Abbildungen dieser Skizze würden für alle Verehrer des edlen, guten und unglücklichen russischen Malers Alexander Iwanow ein wahres Geschenk sein." Erwähnt sei, daß ein Bruder des hier genannten W. P. Botkin, Herr Michael Botkin, den „Darstellungen aus der heiligen Geschichte" eine ausführliche Biographie des Künstlers (in russischer und deutscher Sprache) beigegeben hat.

Digitized by Google

der versammelten Zuhörer auf den aus dem Hintergrunde vorschreitenden Christus lenkt. In der Mitte des Vordergrundes steht der hagere, abgezehrte, durch das Feuer seiner Ueberzeugung und Rede imposant wirkende Täufer da. Ihm zur Seite stehen die Apostel Johannes und Andreas, hinter ihnen Nathanael und der ungläubige Thomas. Alle befinden sich am Ufer des Jordan, in welchem viele von ihnen eben erst getauft worden sind; einige haben den Fluß bereits verlassen, andere wie z. B. ein Knabe und ein Greis eilen denselben zu verlassen, um Christum zu erschauen. Ein Sklave lauscht neben dem getauften Herren, . . . ein Greis, der sich auf den Arm seines knabenhaften Führers stützt, will aufstehen, um zu sehen, was vorgeht. — Ein Vater, der sein Obergewand anzulegen im Begriff ist, und dessen Sohn schauen mit Rührung auf Johannes, — neben ihnen bleibt ein junger Mann, der sein Kleid bereits in Händen hält, stehen, um dem Täufer zuzuhören. Weiter hinten ist eine Gruppe von zuhörenden Pharisäern aufgestellt, neben welcher Krieger zu Pferde halten. In der Mitte des zweiten Grundes befindet sich eine Gruppe Sitzender, von denen einige sich in die Richtung wenden, woher Christus kommt, während Andere der Rede des Täufers mit dem Ausdruck der Versunkenheit zuhören. Im Hintergrunde der rechten Seite schreitet Christus vom Berge herab, — eine einzelne majestätische Figur mit dem Ausdruck der Ruhe und Traurigkeit. — Unwillkürlich gesellt der Beschauer sich den Gruppen des Bildes zu, um sich in das Anschauen dieser Gestalt zu vertiefen, die trotz ihrer Stellung im Hintergrunde, den Mittelpunkt des Ganzen bildet."

Die charakteristische Eigenschaft dieses Bildes, wie aller in den vorliegenden Heften veröffentlichten Iwanow'schen Zeichnungen, ist eine Verbindung zwischen byzantinischer Gebundenheit und modern schrankenloser Freiheit, tief religiöser Innerlichkeit und nacktem Realismus, deren Wirkung sich durch Worte schwer wiedergeben läßt. Allenthalben scheint dem Künstler daran gelegen zu sein, die Nüchternheit und rücksichtslose geschichtliche Wahrheit seiner Auffassung darzulegen; seine Figuren sollen wirkliche, nicht idealisirte jüdische Typen darstellen, seine Zeichnung von Landschaft, Architektur, Hausgeräth betont vor Allem das orientalische Element in der jüdischen Geschichte und geht mit einer gewissen Aengstlichkeit den Ergebnissen der archäologischen Forschung nach. Die eigenthümliche Beschaffenheit palästinensischer Gebäude und Gelasse ist auf das Sorgfältigste nachgebildet, — die verschiedenen Abbildungen des Salomonischen Tempels erweisen sich als Ergebnisse jahrelanger eingehender Studien, — sitzende Gruppen werden nie anders als in den eigenthümlich orientalischen Stellungen des Kauerns und Liegens dargestellt, — wenn die heilige Familie schlafend abgebildet wird, so glaubt der Maler es der Treue des Locals schuldig zu sein, daß er sie auf dem Dach ihr Lager aufschlagen läßt. Sein Johannes der Täufer sieht wie ein unheimlich fanatischer Wüstenasket aus, der sich in der That nie anders als von Heuschrecken genährt, nie Haare und Bart gestutzt, nie andere Kleidung, als solche aus Kameelhaaren getragen hat. Und trotz dieser Wendung zu äußerster realistischer Treue und Wahrheit kann der Künstler den innerlich gebundenen, an die Traditionen der orientalischen Kirche und des russischen Volksthums festgeschmiedeten Byzantiner nirgend verleugnen! Kein Aus-

Digitized by Google

druck gelingt ihm so vollständig, wie derjenige einer willenlosen, fast könnte man sagen sklavischen Hingabe an die Autorität, — die ergreifendsten Gestalten, die er geschaffen, sind diejenigen demüthiger Heerdenmenschen, die im Bewußtsein ihrer inneren und äußeren Armuth und Blöße rückhalts- und widerstandslos, gleichsam mechanisch nach dem Heil greifen, — denen das „Sichselbstaufgeben" keine Anstrengung und keinen Entschluß kostet, weil sie sich nie selbst angehört haben. Diese jüdischen Bettler, Rabbiner und Priester sind trotz der Arbeit, welche an ihre Ausstattung mit semitischen und orientalischen Attributen verwendet worden ist, zuletzt doch nur Russen, — Russen, die ein Jahrtausend unter der Herrschaft des weltlichen und des kirchlichen Absolutismus gelebt, Byzantiner zu Vorbildern und zu Lehrern gehabt haben! — Absichtlich scheinen die Typen der byzantinischen Kirche und Kunst nur bei der Darstellung von Engeln und Heiligen festgehalten worden zu sein, die aus diesem Grunde einen höchst merkwürdigen, aber keineswegs reizlosen Eindruck machen, einen Eindruck, der sich mitunter (z. B. in den Zeichnungen von der Verkündigung Mariä und von dem Traum Joseph's) zum Grandiosen steigert. Andere dieser Darstellungen wirken durch eine liebevolle Wärme und Innerlichkeit der religiösen Empfindung, die mit den reichlich vorhandenen Zügen des Unharmonischen und gradezu Unschönen unwillkürlich versöhnt und dem Beschauer den merkwürdigen Künstler und Menschen werth macht, dessen tief religiöse Gesinnung mächtiger gewesen ist, als die Summe all' der Einflüsse, die der skeptische Zeitgeist auf ihn geübt, — mit nahezu tödtlicher Wirkung geübt hat!

Allendlich bleibt freilich übrig, daß Alexander Iwanow, trotz des hohen und rücksichtslosen Ernstes seines menschlichen und seines künstlerischen Ringens, weder als Mensch noch als Künstler an das ersehnte Ziel einer einheitlichen und versöhnten Weltanschauung gelangt ist. Was immer zum Lobe und zur Erklärung der „Darstellungen aus der heiligen Geschichte" angeführt werden mag, — der Mangel an Harmonie, an wahrhaft künstlerischer Vollendung und Durchbildung derselben, läßt sich nicht bestreiten und nicht wegschaffen. Bei der Beurtheilung von Kunstwerken wird dieser Mangel aber als entscheidend angesehen werden müssen. — Merkwürdig und in hohem Grade lehrreich werden diese Hinterlassenschaften eines in seiner Weise bedeutenden und dabei eminent ehrlichen Talentes nichtsdestoweniger bleiben. Drängt sich dem Beschauer, der bei den Iwanow'schen Kunstblättern sinnend verweilt, doch unwillkürlich der Gedanke auf, daß dieselben nicht nur den Bildungsgang eines einzelnen Menschen, sondern die Entwickelungsgeschichte eines ganzen Volkes wiederspiegeln, bei welchem auf tausendjährige Gebundenheit an eine despotische Tradition, zügelloser Freiheitsdrang — auf den Byzantinismus, krasser Realismus, und schließlich — Nihilismus gefolgt ist!

Digitized by Google

Die alte Truhe.

Novelle
von
Karl Erdm. Edler.

Die reizlose Offenheit der Ebene rings um das Landschloß lockte mich weder heraus, noch trieb mich etwas hinaus, da ich gekommen war, um mich an lieben Menschen, die ich lange nicht gesehen, zu erfreuen. Sie selbst gingen täglich ihr wackeres Maß an Bewegung in Haus und Wirthschaft ab, und das Sitzen war ihnen ebenso Erholung, wie uns Stadtmenschen das Spazierengehen. Aber die Unrast der modernen Nerven begann nach etlichen Tagen doch in mir zu prickeln, und der Dämon gab mir allerlei harmlose Fragen nach Umgebung und Nachbarn ein. Als ich ein zweites Mal mit dergleichen vorrückte, hob die Hausfrau langsam die Augen und sah mich ein Veilchen über den Rand ihrer Stickerei an. Wir redeten dann von anderen Dingen, aber die Schloßherrin mußte nicht zugehört haben — Frauen haben nun einmal derlei Momente geistiger Abwesenheit. Denn sie warf plötzlich in die sinnigsten politischen Combinationen ein: „Otto, wäre es nicht angezeigt, die neuen Wagenpferde wieder einmal einzuspannen? Sie sind unausstehlich übermüthig." —

Der Schloßherr, welcher schon einen Feldritt hinter sich hatte, nahm den Vorschlag nicht mit ungetheiltem Entzücken auf; indeß ce que femme veut.... Er gelangte schließlich gleichfalls zu der Ueberzeugung, daß dies für die Pferde nöthig sei; dann fand sich, daß er beim Notar im Städtchen dringend zu thun habe; endlich müsse das Unvermeidliche doch geschehen und Baron Haferstein wieder einmal besucht werden. Kurz, er redete sich in einen zornigen Eifer hinein, als ob ihm die Ausfahrt bestritten würde.

Eine Viertelstunde später war er bereit; von unten machte sich der „unausstehliche Uebermuth" durch Schnauben und Stampfen bemerkbar. Die Hausfrau dagegen hatte noch nicht den unbedeutendsten Versuch einer Toilette unternommen. Ich wollte mich neben sie setzen, um nachzusehen, wie viel Stiche wir noch abzuwarten hätten, damit das gestickte Veilchen die Natur beschäme. Da sagte der Hausherr, nach dem Hute langend: „Gehen wir?"

„Und Sie?" fragte ich die Veilchenstickerin.

Digitized by Google

„Pardon," sagte sie, weiter stechend, „wie heißt doch das Sprichwort? Ofen und Weib bleiben daheim — nicht wahr?" —

„Sie sind doch nicht unwohl?"

„Danke, nein, aber . . ." — sie hielt das Veilchen von sich und betrachtete es einen Augenblick. Dann nickte sie zufrieden erst dem Veilchen, dann mir zu: „Au revoir!" Sie werden mir noch heute Abend Abbitte leisten."

„Von ganzem Herzen — für?"

„Dafür, daß Sie mich jetzt für ausgezeichnet launenhaft halten. Adieu!" —

Die Pferde rasten dem Städtchen zu, und nach kurzem Aufenthalt daselbst lenkte sie mein Gastfreund in einen Seitenweg und zwang sie zu langsamem Schreiten. Er selbst verstummte und war ganz Auge für den Weg. Der Wagen hob und senkte sich über Steinblöcke und Löcher, während die Räder bald rechts, bald links in der Luft schwebten. An einer überbrückten Stelle durchbrach ein Hinterrad das morsche Brett und die Pferde waren trotz dem langsamen Schritt in Schweiß gebadet, als mein Gastfreund bei einer Biegung des Hohlweges aufathmend sagte: „Da haben wir endlich den Haferstein."

Eine niedrige Erdwelle stieg sachte vor uns auf und schob sich langgestreckt durch das Ackerland hin. Aus weiter Ebene emporgekräuselt, täuschte sie das Auge über ihre Höhe; in Wahrheit war es nur ein höchst kümmerlicher Versuch des Flachlandes, aus sich herauszutreten. Auf dem gestreckten Kamme stand wirres Mauerwerk. Daß darin Menschen wohnen könnten, die man besuchen müsse, war mir zunächst noch nicht faßlich. Was ich vor mir sah, stellte sich als eine Burgruine dar, welche die ganze Länge des Hügelrückens überdeckte. Und auch innen war nur haltloses Steingefüge und zerbröckeltes Gemäuer, und darüber allenthalben Pflanzenwirrsal, wie es so gerne mit seinem Leben den Verfall des Menschenwerkes zudeckt. Ein einziges Mauerviereck war überdacht, aber die bemoosten Schindeln zeigten viele Lücken und waren stellenweise durch Stroh ersetzt. Moos und Mauerschwamm krochen an den Wänden empor, das Marmorgefüge des gothischen Portales war ausgebrochen, Flur und Stiege schadhaft und modrig.

Wir betraten eine weite Halle. In dem riesigen Kamin flackerte ein Feuer. Davor standen zwei abgerissene Stühle, auf denen, die lehmbespritzten Kniestiefel dem Feuer zugekehrt, ein Mann und ein Jüngling saßen. Der Mann war etwa fünfzig, der Jüngling ungefähr zwanzig Jahre alt. Was an Beiden zunächst auffiel, war ein seltsames Mißverhältniß von Körper, Kopf und Kinn. Diese drei Dinge schienen drei verschiedenen Modellen entnommen, der Kopf viel zu klein für den langen Körper, das Kinn viel zu groß. Der buschige Haarwuchs und der stiere Blick beider zeigten gleichfalls eine unverkennbare Familienähnlichkeit. Die beiden Männer waren der Freiherr Haferstein und sein ältester Sohn.

Der Vater erhob sich schwerfällig bei unserm Eintreten und kam uns entgegen. In seinen Bewegungen trat etwas merkwürdig Ungefüges zu Tage; man sah die einzelnen Rucke, mit welchen ein Muskel den nächsten anregte und den widerwilligen weiterstieß, ein fortgesetztes: „So rühre dich doch!" . . . „Ich mag aber nicht!" — In gleicher Weise schoben, als er zu sprechen begann, auch

Digitized by Google

die einzelnen Worte einander widerwillig vorwärts. Der Sohn hatte bei der Begrüßung mit einem Stiefel nach rückwärts geſcharrt und war dann in die frühere Lage zurückgefallen. Er betheiligte ſich nicht an der Unterredung, ſondern ſtarrte mit dem verlorenen Blick in die Kaminflamme.

Zwiſchen den Stühlen ſtand ein Tiſch mit zwei großen irdenen Bierkrügen. Der Freiherr riß, bevor er ſich ſetzte, die Thüre auf und ſchrie hinaus: „Hans, noch zwei Krügel!“ — Nachdem er dann eine geraume Weile über die Ernte geſprochen, ſprang er plötzlich empor, riß abermals die Thüre auf und begab ſich hinaus. Wieder erging der Ruf nach Hans, aber diesmal mit einem furchtbaren Hagelwetter von Schimpfnamen und Flüchen. Im Eintreten ſchlug er den Thürflügel dröhnend hinter ſich zu; ſein Geſicht war tief geröthet bis auf das mächtige Kinn, welches blaß geblieben war. Kurz darnach trat der gerufene Hans mit zwei Bierkrügen ein, ein Burſche in vernachläſſigtem bäuriſchen Anzuge. Sein Geſicht zeigte trotz der vorangegangenen Scene einen vollkommenen Gleichmuth. Als er an dem Sohne vorübergehen wollte, ſchob dieſer ſachte einen Fuß vom Stuhl in die Quere, ſo daß er hinſtolpernd beide Krüge ausſchüttete. Der Sohn lachte laut auf, während der Vater mit geballter Fauſt auf den Diener losging. Mein Gaſtfreund faßte ihn am Arme und legte ihm eine harmloſe Frage nach ſeinem Waldproceſſe vor. Der Diener erhob ſich, ſtieß den jungen Freiherrn mit der Achſel an, und beide kicherten einander zu.

Dazwiſchen ward die Thüre geöffnet und ein Knabe ſtürzte herein, an dem kleinen Kopf und großen Kinn ſofort als Haferſteiner kenntlich. Er mochte etwa vierzehn Jahre alt ſein. Die Hand ſchlenkerte mit einem rothen Fetzen herum, der zu einem Bündel geknüpft war. Darin hatte er einen Vogel, der ſich angſtvoll regte und kläglich ſchrie. Ein Rattler ſprang unaufhörlich bellend nach dem Bündel empor. Je mehr der Vogel wehklagte, deſto ſchriller kläffte der Hund, deſto unbändiger jauchzte der Junge, deſto lauter lachten Vater und Bruder.

„Wo haſt Du ihn denn erwiſcht?“ fragte der Vater.

„Auf der Muſik des Doctors,“ lautete die Antwort, und darüber erhob ſich ein dreiſtimmiges, ſchier endloſes Gelächter, während der Junge ſein Spiel fortſetzte. Nur band er den Hund jetzt an den Tiſchfuß feſt und hetzte ihn gegen den armen Vogel, welcher auf dem Boden zappelte, indem er gellend durch die Finger pfiff.

Hans ging ab und zu, brachte Bier und ſchlug jedesmal die Thüre dröhnend zu. Vater und Sohn tranken erſtaunliche Mengen Bier. Der Sohn rauchte dabei aus einer hölzernen Bauernpfeife. Mein Gaſtfreund, dem es nicht entgehen konnte, wie widerwärtig mich alles dies berührte, wandte ſich zu mir mit den Worten: „Es gibt hier ſehr intereſſante Frescogemälde, die Sie ſich anſehen ſollten, wenn Baron Franz ſo freundlich ſein will, uns dieſelben zu zeigen.“ —

Wir verabſchiedeten uns von dem Freiherrn, und der Sohn führte uns über die knarrende Treppe in einen Saal des Erdgeſchoſſes. Es herrſchte darin trotz dem ſonnigen Nachmittag ein abendliches Dunkel, da man, anſtatt die zerſchlagenen Fenſterſcheiben zu erſetzen, Bretter vor die Oeffnungen genagelt hatte. Der junge Mann zog ein Zündhölzchen aus der Weſtentaſche, ſtrich

Digitized by Google

mehrmals damit über die Wand hin, und verfuhr dann, da dieses versagte, unter Verwünschungen ebenso mit einem zweiten. Dann sprang er mit den Stiefeln auf das Billard und zündete die darüber baumelnde Lampe an. Diese beleuchtete zunächst unten viele Stiefelspuren auf dem Billardtuch, und rings an den Wänden alte Fresken. Es waren Scenen eines Turniers, stellenweise durch Mauerfeuchte geschädigt, aber schon dem ersten Blick durch künstlerischen und kunstgeschichtlichen Werth auffallend. Auf meine Frage nach Bedeutung, Künstler und historischen Daten lachte der junge Mann — er kümmere sich nicht um Derartiges. Aber er kümmerte sich in seiner Weise doch darum. Denn gleich darauf addirte er uns aus allen Köpfen der Ritter und Frauen die Augen vor, welche er mit der Pistole getroffen. In der That zeigten die meisten Köpfe statt der Augen Löcher. Der Schütze war nicht wenig stolz darauf und bemerkte in geringschätzendem Tone, dem Vater zittere die Hand, weshalb die Löcher in Helm, Hals und Wangen von ihm herrührten. Die übrigen noch weiter oben, und zumal die ganz unten in Bauch und Beinen habe Bruder Anton geschossen. — Neben den Löchern liefen zahllose kurze röthliche Striche über die Gemälde hinab, nach deren Herkunft ich nicht zu fragen brauchte, da ich vorhin gesehen, wo und wie der junge Freiherr die Zündhölzchen zum Brennen brachte.

Als wir draußen über den Schutt hinstolperten, hörten wir ein halb unterdrücktes Kichern und standen nach einigen Schritten vor dem jüngsten Hafersteiner, der an einer Leiter herumzerrte. Dieselbe lehnte an einem Rundthurm, welcher innen verfallen war, und nach der Zerstörung der Verbindungsmauer außer allem Zusammenhang mit der Burganlage vereinsamt da stand. Eben war es dem Knaben gelungen, die Leiter umzustoßen, wonach er sich vor Vergnügen auf den Boden warf und schrie: „O der Doctor! Der Doctor!"

Auf der Plattform des Thurmes dunkelte eine lange Gestalt in den sonnigen Himmel hinein. Die oben bewegtere Luft spielte mit seinen Haaren und Rockschößen. Er war am Mauerrande emsig mit irgend einem Dinge beschäftigt, das ich nicht zu erkennen vermochte. Ich sah nur, daß von seinem Standpunkt mehrere starke Saiten schräg hinabgespannt und unten an eisernen Klammern befestigt waren. Es war eine Aeolsharfe und die Lösung des Räthsels von „der Musik des Doctors". Denn die Saiten waren bis zu der Höhe, in welche des jungen Hafersteiners Hand langen konnte, mit Vogelleim überstrichen. So hatte der Knabe sich ein Duett geschaffen: zu dem geisterhaften Getön der Saiten den Angstschrei der gefesselten Creatur. Jetzt lief er lachend und schreiend davon. Wir erbarmten uns des Mannes oben und lehnten die Leiter wieder an.

Als er die Sprossen betrat, fühlte ich ein Regen längst eingeschlafener Erinnerungen. Mit jedem Tritt, um den er uns näher kam, rang sich etwas aus verdunkelter Tiefe immer mehr in dämmeriges, halbdunkles, lichteres Bewußtsein empor. Und wie er so meinen Augen und meiner Erinnerung entgegen stieg, rückte auch ich unwillkürlich der Leiter näher, woher es kam, daß er von der letzten Sprosse gerade in meine Arme fiel. Er war es auch leibhaftig, mein Jugendfreund, mein Schulkamerade, mein Zimmernachbar — und er war es fast unverändert, wie ich ihn vor Jahren zum letzten Male gesehen. Das bleiche Gesicht, die langen gewellten blonden Haare, die nur etwas spär-

Digitized by Google

licher geworden, der blonde Vollbart, die hohe, in sinnender Haltung ein wenig gebeugte Gestalt, der jetzt, wie bei jeder Erregung, feuchte Blick der tiefblauen schwermüthigen Augen — alles das entsprach auch heute noch seinem alten Beinamen Wolfram von Eschenbach.

Wir standen eine Weile, er hatte immer noch feuchte Augen und ließ meine Hände nicht los, und sprach in seiner alten beredten Weise von der Freude, mich wiederzusehen. Daß er da auf Ruinenthürmen fiedelnd angetroffen worden, wo er Aeolsharfen verfertigte, und von wo er die übrige Menschheit auf Leitern besuchen kam, dies fand er so selbstverständlich, daß er kein Wort darüber verlor. Und so fragte ich ihn denn, was er treibe, wo er hause, warum er vor Jahren alle meine Briefe nicht beantwortet; und zunächst, wie er da von dem Thurmgemäuer gleichsam als gelöster Stein mit räthselhafter Inschrift herabgerollt komme.

Die Stromschnelle von Fragen riß ihn an das Ufer der realen Welt. Ich kannte das, es kam wie einst: der feuchte Glanz seines Blickes verschwand, da er die Lider darüber niedersinken ließ. Es war, als sei das Stück nun zu Ende und der Vorhang herabgefallen. Dann sagte er: „Ich bin hier Erzieher im Hause des Freiherrn von Haferstein."

„Du? Hier in . . ."

Er unterbrach mich, indem er sich rasch zu meinem Gastfreunde wandte: „Wollen Sie nicht auch die Freiin besuchen?"

„Wir waren auf dem Wege zu ihr, Herr Doctor," erwiderte mein Gastfreund, ihm die Hand schüttelnd.

Und so gingen wir zu Drei schweigend den Hügel hinab. Mein Gastfreund schritt voran, um uns im Austausch unserer Erinnerungen nicht zu stören, und wir Beide schwiegen, vielleicht weil wir uns allzuviel zu sagen hatten. Die „Villa" am Fuß der Bodenerhebung war ein gewöhnliches Bauernhaus, aber außen und innen von einer peinlichen Sauberkeit. Die Möbel des niedrigen Zimmers, das wir betraten, waren veraltet und abgenützt. Der eiserne Ofen glühte, während draußen der Spätsommertag noch empfindlich wärmte. In der Nähe des Fensters ruhte auf einer Chaise-longue die Freiin. Ihr bleiches Gesicht war gelblich überhaucht und trug den Ausdruck einer resignirten Rathlosigkeit. Ueber der niederen Stirn lagen Haarflechten von einem unentschiedenen Blond, verblaßt, glanzlos, gleichsam gebleicht. Es war etwas Indifferentes und Apathisches in diesem Kopfe und ebenso in der Haltung der ganzen Gestalt, wie sie bewegungslos über das Ruhebett hingestreckt lag — als schlummere die Frau mit offenen Augen. Die schmale, feine, ebenfalls gelblich angehauchte Hand strafte indeß dies Alles Lügen. Der Arm lag noch bis an die Handwurzel lässig und unbewegt; von da ab jedoch vibrirte ein nie rastendes Leben. Irgend ein imaginäres Ding wurde bald von der ganzen Hand, bald von einzelnen Fingern gefaßt, geglättet, zusammengerollt, gefaltet, gestreichelt, zerrissen. Die etwa vierzigjährige Frau erinnerte an ein Kind, das seinen Thätigkeitstrieb in den spielenden Händchen verausgabt und den herumgreifenden Fingern irgend ein erdachtes Surrogat unterschiebt. Diese rathlose Jagd der Finger bei der Unbewegtheit der ganzen Gestalt machte den Eindruck unsäglicher Hilflosigkeit.

Digitized by Google

„Und wo haben Sie Ihre Frau gelassen?“ fragte die Freiin mit lässiger Stimme meinen Gastfreund.

„Sie hütet Haus und Hof.“

„Das ist es,“ sagte sie aufseufzend, „so haltet Ihr Männer es mit uns Frauen. Ihr jaget und fahret in der Welt herum, und wir sitzen daheim und langweilen uns. Im besten Fall bleibt es doch nur eine glänzende Sklaverei. Das ist in früheren, in den guten alten Zeiten doch anders gewesen, ganz anders, nicht wahr, Doctor?“

„Und weshalb ist es heute nicht mehr so?“ erwiderte Doctor Wirrner. „Weil die ideale Weltanschauung verschwunden und die Poesie verrauscht ist, welche das Weib hochgestellt . . .“

„Das Weib?“ fiel die Freiin ein, indem sie die bewegten Finger ballte.

„Die Frau,“ sagte der Doctor demüthig. „Mit der Poesie herrschte die Frau und saß auf dem höchsten Throne, im Minnelied über die deutschen Lande gebietend, im Sang der Troubadours weithin über Spanien, Italien, Frankreich, bis hinüber nach England. Um ihre Huld kämpften in Tenzonen vor Minnehöfen die Edlen und selbst gekrönte Häupter . . .“ —

„Lieber Doctor,“ unterbrach die Freiin plötzlich mit einer Stimme, die nicht mehr lässig und heiser, sondern klar und scharf ertönte, „lieber Doctor, läuten Sie doch, ich möchte ein Glas Wasser!“

Statt zu läuten ging er selbst. Als sich die Thüre hinter ihm geschlossen, sagte sie in dem früheren Ton: „Der Doctor ist ein guter Mensch, wenn er nur nicht von der Manie besessen wäre, Vorträge zu halten. Dabei hat er das unglückselige Talent, nie darauf zu antworten, was ich ihn frage, sondern Dinge auseinander zu setzen, die ich gar nicht wissen wollte, und in Worten, die kein Mensch verstehen kann . . .“

Er trat ein und brachte ein Glas Wasser. Sie trank, unterbrach sich aber plötzlich mitten im Trinken: „Sie sagten vorhin, gekrönte Häupter — wie war das? — Gekrönte Häupter machten auch Gedichte?“

„Unter den Troubadours glänzen der englische Löwe Richard I., die aragonischen Könige Alfons II., Petrus II., Petrus . . .“ —

„Diese Elstern — diese entsetzlichen Elstern!“ schrie die Freiin plötzlich auf, griff nach dem Opernglas, das neben ihr auf dem Tischchen lag, und blickte zum Fenster hinaus. Auf der windzerschlissenen Pappel saßen in der That zwei Elstern. Entfernung und Wind dämpften indeß ihr Zwiegespräch dermaßen, daß man aufmerksam hinhorchen mußte, um etwas davon zu erlauschen. Die Freiin ließ das Opernglas fallen und hielt sich beide Ohren zu, indem sie fast weinend klagte: „Ich bin ein unglückliches Geschöpf! Ich kenne nichts Widerwärtigeres, als das Geplapper dieser greulichen Thiere, und Tag für Tag — täglich, sage ich — kommen ihrer einige vor mein Fenster. Just nur vor meinem Fenster können sie alle ihre Rende[illegible]de weil es mir zuwider ist, gibt es für sie auf dem gan[illegible]eich geeignete Platz dazu. Was mir Unangenehmes wi[illegible]rt mir, [illegible] dies täglich — das ist mein Schicksal!“ [illegible] Ober[illegible]

mühsam gehoben, und jede Fiber desselben vibrirte. Die Hand lag jetzt ganz starr. Der klagende Ton war nun in ein offenes Weinen umgeschlagen.

Doctor Wirrner erhob sich, ohne ein Wort zu sagen, und ging hinaus. Einige Augenblicke später sah ich ihn unter der Pappel mit angelegtem Gewehre stehen. Ich traute meinen Augen kaum. Das war doch derselbe Mann, der die Jagd stets als abscheuliche Barbarei gebrandmarkt hatte und jedem Regenwurm schonungsvoll ausgewichen war. Die Freiin aber wühlte den Kopf in das Kissen und schrie: „O nein — nein — um aller Heiligen willen! Das knallt unausstehlich! Hören Sie, Doctor — meine Nerven . . ." —

Der Schuß knallte. Sie zuckte zusammen und sagte dann: „Ce malheureux! Wenn er nur Blut sehen kann! Der Unglückselige hat nun einmal diese wahnsinnige Jagdpassion! Das bringt mich noch zur Verzweiflung!"

Der Doctor trat ein mit dem Gewehre — er war sehr bleich.

„Haben Sie beide geschossen?" fragte sie wieder lässig.

„Bloß eine — die zweite ist davon geflogen."

„Warum haben Sie ihr denn nicht nachgeschossen? In einer halben Stunde ist sie wieder hier — es ist schon bestimmt und auch Alles gegen mich verschworen, daß ich nie zur Ruhe kommen darf!"

„Sie ist zu klug, um wieder zu kommen, nachdem die andere gefallen ist," sagte der Doctor gelassen. Mein Gastfreund gab aus seinen Jagderfahrungen einige Belege für diese Ansicht des Doctors zum Besten. Die Freiin spielte wieder mit den Fingern und lag da, als höre sie gar nicht zu. Tobende Aufregung und gänzliche Theilnahmslosigkeit stießen bei ihr hart aneinander wie zwei entgegengesetzte grelle Farben ohne Mittelton, ohne Uebergang.

Dann verabredeten wir noch, daß der Doctor mich eine Strecke zu Fuß geleite, während mein Gastfreund langsam nachfahren wollte. Als wir fortgingen, sagte die Freiin zu dem Doctor: „Bleiben Sie nicht zu lange aus! Sie wollten mir heute noch den Roman von Spieß zu Ende lesen — vergessen Sie nicht! Mein Gott, wie langweile ich mich indessen wieder bis zum Abend! Bitte, schicken Sie mir doch die Anka herein! Sie soll hier sitzen und lieber kein Souper kochen, es wird ja etwas Kaltes vorräthig sein."

Wir schritten neben einander hin. Der leise Tritt und die flüsternde Stimme, welche er vorhin im Zimmer der Freiin beobachtet, mußten ihm zur Gewohnheit geworden sein. Denn er ging auch jetzt in dem Hohlweg auf den Fußspitzen und redete in gedämpftem Tone. Wie Schweres ich um seiner willen auf dem Herzen trug, so fiel mir doch gerade nur das Kleinlichste ein, weil es mir noch im Ohre lag: „Wie kannst Du Spieß vorlesen? Spieß! Du!"

„Das ist so nebenbei, weißt Du . . ."

„Wohl, die Hauptsache ist Dein Hofmeisterthum," unterbrach ich ihn erregt. „Der Spieß wird fast begreiflich, wenn man unter dermaßen verbauerten Menschen geistig vereinsamt, ohne Widerrede ihre Launen als Gesetze, die Rohheit naive Kraft, ihre blöden Scherze als Geist hinzunehmen hat. Und dies weil man mit Himmelsgeduld die Ungezogenheit und schlechte Veranlagung ›shaften Buben großziehen darf. Da mögen selbst „Die Reisen durch

Digitized by Google

die Höhlen des Unglücks und Gemächer des Jammers" von Spieß wie Erlösung aus solchem Frohndienst erscheinen."

„Und doch ist der Erzieher blutsverwandt jenem urgewaltigen Prometheus: Hier sitz' ich, forme Menschen nach meinem Bilde."

„Gewiß — Du zumal auch darin, daß Geier an Deinem Leben zehren. Zu den kurzlebigsten Menschen zählt der Steinhauer, dessen Lunge Millionen Atome ritzen, während unter seinem Meißel die Gestalt aus dem Steine tritt. Nicht anders ergeht es Dir, der Du nicht aus Marmor, sondern aus grobkörnigem Sandsteinklotz eine schon mißartete Kinderseele zu formen suchst. Deine Werkstatt ist übersättigt mit Splittern und Stäubchen und überdies mit dem Moder, der jenen Wänden innewohnt — nichts zum Athmen, ein Element, mehr der Erde als der Luft verwandt. So schlage doch mit der Faust das Fenster durch — und da ist Luft und Licht und Sonnenschein!"

„Meinst Du?" erwiderte er, vor sich hinlächelnd. „Nicht Jeder hat Geschick zu dergleichen. Ein Glasscherben reißt ihm die Pulsader auf und er verblutet."

Ich blickte ihn verständnißlos und verwundert an.

„Bis Du mich wieder besuchst," fuhr er fort, „mußt Du einen Blick durch mein Fenster werfen. Es sieht auf einen kleinen Garten, den ich selbst pflege. Ich liebe die stark duftenden Blumen. Der Duft steigt zu mir empor, die Sonne malt mir goldene Täflein auf Wand und Boden, und die Linde schüttelt mir Blüthen auf Tisch und Bücher. Mein Zimmer ist nicht so unfreundlich, wie Du meinst, Du mußt es Dir ansehen."

„Du weichst mir aus und weißt sehr wohl, daß ich von Deinem Leben, nicht von Deinem Zimmer sprach. An Sonnenschein und Lindenblüthe kann sich selbst der Gefangene durch sein Kerkergitter erfreuen. Du aber hast kein Gitter vor Deinem Fenster, um hinaus gelangen, um frei werden zu können ..."

„Es gibt unsichtbare Gitter, die keine Feile durchsägt . . ."

„Die aber männliche Kraft aus der Mauer reißt. Und dies bist Du nicht Dir allein, sondern der Allgemeinheit schuldig. Was würdest Du von dem Heerführer sagen, der den Marschallstab hinwürfe und Rekruten drillte? Du hast nicht bloß als Gelehrter der Welt zu wiederholen, was ihm in Ueberfülle gelehrt worden; Du bist ein Pfadfinder, der ihr Manches zu sagen hat, was noch Niemand weiß. Einst klammerte sich Dein ganzes Trachten daran, das Verlorene Deiner Wissenschaft aufzuspüren. Wenn Du dies jetzt aufgegeben, so sollst Du doch auf dem Lehrstuhl einer Hochschule Tausende von dem leben machen, was Du, wie der ungetreue Knecht sein Pfund, hier verscharrst und, wie der Geizhals sein ungenütztes Capital, hier verschließest."

„Es scheint so manches Capital ungenützt und unberührt, und doch ist es nur anders genützt, als insgemein von den Menschen, anders und — vielleicht besser." —

Wir gingen wieder eine Weile schweigend hin. Ich blickte in die Ebene, wie sie sich endlos vor uns dehnte und nirgends auch nur den bescheidensten Versuch machte, das Auge zu fesseln. Es war ein unverhülltes Bekenntniß der Reizlosigkeit in dieser Landschaft, ein offenes Eingestehen ohne jeglichen Rückhalt.

Digitized by Google

Und dies drängte mir den Gedanken auf die Lippen: „Du warst ehedem ein Naturschwärmer, freilich zunächst für jenen Hintergrund, darauf sich die mittelalterliche Herrlichkeit abspielt. Du gedachtest Dich wacker umherzutummeln in den Gefilden der Provence und Italiens, in den Sierren Spaniens, in den Buchten der Normandie. Wie kann Dir nun dieses Naturbild auch nur durch Tage, geschweige denn durch Jahre, erträglich sein?“

Er warf einen raschen Blick über die Ebene und erwiderte: „Die Gegend stellt sich Dir schmucklos dar, aber sie ist nicht reizlos. Der Schmuck liegt immer an der Oberfläche, der Reiz oft recht heimlich tief. Und schmuckloser Reiz wirkt häufig tiefer und nachhaltiger, als der reich geschmückte. So ist es wohl hier — blicke doch hin! Das Auge ruht gleichsam in der Wiege und wird sachte die Ackerfurchen auf und ab geschaukelt. Und wenn es dort, wo ferne Hügel den Horizont abschließen, ein wenig höher geschwungen wird, so ist auch das wie beim Einwiegen: die Mutter geht fort und setzt zuvor die Wiege in stärkere Bewegung, auf daß dieselbe noch ein Weilchen für sich allein weiter schaukle. So hebt sich dort mit dem Auge die Phantasie sanft an den Hügeln empor und schwingt sich, von der Mutter Natur entlassen, sachte aus. Die Unrast des Gebirges, unter dem wir unsere Jugend verlebten, stachelte zu äußerer und innerer Unruhe, Leib und Seele wollten mit den Bergen in die Wolken klettern, an Felszacken in die Luft hinausschwingen, in geheimnißvolle Schründe niedergleiten. Hier dagegen ist Alles bis zum Ende beruhigend, stillend. Dergleichen aber wirkt bestimmend auf den Menschen; ich glaube, ich bin durch das Stillende dieses Landschaftsbildes eine contemplative Natur geworden.“

Ich ließ mein Auge noch einmal über die Ebene hinschweifen, und als es wieder auf meinem Freunde haften blieb, ward mir klar, wie derselbe erst recht dies Naturbild vervollständige. Nur war es nicht das Contemplative, sondern die unerschütterliche Resignation, die ihn so zur stilgerechten Staffage dieser Landschaft machte. In beiden arbeitete tief innerlich die stille Kraft der Fruchtbarkeit, Anderen zu nützen, nach Außen schmucklos und danklos, weil sie beide nicht anders konnten. Und so suchte ich mir denn die Kümmerniß darüber, daß er nicht anders konnte, hinwegzuscheuchen, indem ich mich ziemlich unsanft über andere Dinge ausließ, darunter zumal über die nervöse Freiin und über ihre seltsame Absonderung in der Villa. Er schwieg eine Weile, dann sagte er langsam, wie mit Widerstreben: „Erinnerst Du Dich noch der Zeiten, da wir zusammen den tiefsinnigen Meister Wolfram von Eschenbach lasen? Entsinnst Du Dich vielleicht auch noch des Weibes, das mit der Dornenkrone des Schmerzes in der Einsamkeit siedelt, an jene Königin Herzeleide:

Sie zog sich vor des Grams Gewalt
Aus ihrem Land in einen Wald
In der Wildniß von Soltane,
Nicht um Blumen auf dem Plane:
Ihr Herz erfüllte Leid so ganz,
Sie kehrte sich an keinen Kranz,
Ob er roth war, oder fahl —“

„Dies,“ sagte ich, „ist mir vollkommen begreiflich nach dem, was ich oben auf dem Hafersteine gesehen. Du hast ein Herz, aber Du hast auch Verstand.

Digitized by Google

Sie zog sich zurück und kehrte sich an keinen Kranz — gut denn — aber sie sollte sich daran kehren, daß ihr Junge, den Du allein nicht zügeln kannst, die Schranken üblicher Unart weit hinter sich läßt. Was erreichst Du allein mit aller Deiner Mühe? Das Goethe'sche: Du wirkest nicht, Alles bleibt so stumpf."

Er lächelte und sprach: „Weißt Du vielleicht auch noch, wie der Sohn der Königin Herzeleide hieß?

Fürwahr, du heißest Parcival!
Der Name sagt: Inmitten durch!

Es schießt da draußen saftstrotzend und wild gar Vieles auf, was keine Gartenscheere zustutzt, und es wächst doch tüchtig empor zur Sonne und bricht sich Bahn „inmitten durch" Gestrüpp — doch da steht Dein Wagen. Habe Dank, daß Du gekommen, und komme wieder!" —

Ich drückte ihm die Hand, es war Mitleid und Zorn in dem Druck; Zorn über den Mann, der sich selbst in solch Truggespinnst eingesponnen, Mitleid, daß er es nicht mehr zu zerreißen vermochte. Dann rollte ich in Dämmerung und Nacht hinein an der Seite meines Gastfreundes, der schweigsam des Weges und der Pferde achtete. Da tauchten aus dem Dunkel alte Erinnerungen empor und ein wunderlicher Bildercyklus aus dem Leben meines Freundes; ich fuhr gleichsam an einem Friese hin, darauf sich nach und nach seine Thatengeschichte aufrollte. Es sinnt sich so gut, wenn man zu nächtlicher Stunde schlaflos in der Wagenecke lehnt. Das Räderkreisen hat einen Rhythmus, der zu jeglichem Liede paßt, das ihm unterlegt wird, sei es Kinderzwitschern, des Jünglings übermüthiger Wandersang, das Lied ohne Worte des jungen Pärchens, welches sich eng an einander duckt; besser freilich zu traurigen Liedern — es ziehen mehr leidbeladene Menschen durch die Welt — aber die singen nicht und hören vor innerem Schluchzen den Räderrhythmus nicht. Mir hat er damals das Epos von meinem Freund begleitet.

Wir hausten als Knaben neben einander; ich in einem geräumigen Zimmer, er in dem anstoßenden Kämmerchen, ich in Pension bei dem Hausherrn, er umsonst, weil er dessen Kindern bei den Schulaufgaben half. Für sonstige Leibesbedürfnisse sorgten die spärlichen Pfennige, die er zeitweilig aus dem Heimathdörfchen von seiner armen verwittweten Mutter erhielt. Sein Mittagsmahl bestand häufig aus einem Apfel und einem Stück Brod, und wenn er sich einmal satt aß, so geschah das, wo er etwa einem bei dessen Hausarbeiten zu Hilfe kam. Denn er war der beste Lateiner und Grieche, und darob schon damals angestaunt nicht bloß von mir und seinen Mitschülern, sondern auch von seinen Lehrern. Aber es war seltsam, er hatte keine rechte Freude daran. Dagegen schnellte er bei jedem französischen oder spanischen Namen der Geschichte aufhorchend empor und sagte sich ihn dann laut vor, mehrmals, in wechselndem Tonfall, als feßle ihn der Laut mit unabweisbarem Zauber. Es war eine heiße Sehnsucht nach den modernen Sprachen, welche ihn inmitten der altclassischen Studien quälte. Ein Lehrer derselben war ihm unerschwinglich; jedoch der Preis zerlesener antiquarischer Grammatiken konnte noch vom Munde abgekargt werden. Mit denen schlich sich der arme Junge in dem fadenscheinigen ausgewachsenen Röckchen nach dem Stadtwäldchen. Er kannte dort einen welt-

Digitized by Google

vergessenen Winkel, wo eine zarte Birke vereinsamt unter Eschen und Ahornen vibrirte. Die Birke war seine mademoiselle, signora, donna, miss; Ahorn und Esche daneben waren monsieur und madame. Alsbald entspann sich eine lebhafte Conversation. Die Birke flüsterte immer mit sanfter hoher Stimme, der Ahorn antwortete in gekünsteltem Tiefton, der stellenweise in's Falsett umschnappte, so lange der Sprecher mutirte. Es ging in der genugsam bekannten Weise: Parlez-vous français, mademoiselle? Do you speak english? u. s. w. In solch absonderlicher Weise hatte er sich Grammatik sammt ungeheuerem Wortvorrath eingesprochen, ohne daß man eine Ahnung davon hatte. Er las schon heimlich die modernen Autoren, während seine Philologieprofessoren gerade an seine Adresse schmerzliche Worte über die Verlotterung der neueren Sprachen ergehen ließen. Denn er galt ihnen als der beste Philologe und las mit unbeirrbarer Intuition die alten Autoren vom Blatt weg, während sie sich selbst darauf vorbereiten mußten. Man bot ihm ein ausgibiges Stipendium an, falls er sich an der Universität der antiken Philologie widmen würde. Er konnte damit seiner armen Mutter aushelfen; er nahm das Stipendium und ward Philologe. Insgeheim aber fuhr er fort, sich sowohl an der mittelalterlichen deutschen Romantik zu berauschen, als auch im Original ebenso die provençalischen Trobaires zu lesen, wie Calderon und Lope, Dante und Tasso, Shakespeare, und so weiter bis zu Victor Hugo. Das war seine Leidenschaft, und zwar um so heftiger, als er ihr bloß heimlich fröhnen zu dürfen vermeinte, und sich vorwarf, daß einem zünftigen, mit einem Stipendium bedachten Philologen der Alten solche Verirrung übel anstehe. Er ging auch jedesmal mit feierlicher Umständlichkeit daran, als lüfte er der Isis Schleier. Griechen und Römer standen offen auf dem Bücherbrett, aber aus heimlich dunkler Ecke dämmerten die Umrisse einer Bauerntruhe. Das ungeschlachte Viereck nahm sich seltsam aus unter dem sonstigen schwachbeinigen Geräthe. Aber es hat einer armen Wittwe angehört, die sich die Hände rauh und wund gearbeitet, damit ihres Sohnes glatte Hand im Homer blättern könne. Die Truhe hat sie ihm in die Fremde mitgegeben, gefüllt mit grober Leinwand, die sie selbst gewebt. Die Truhe ist darum des Sohnes theuerste Habe. Deshalb schließt er auch in sie ein, was ihm sonst das Liebste ist. Zwei Vorhängeschlösser baumeln daran, deren Schlüssel er immer bei sich trägt, und die in seiner Tasche bei jedem Schritt gegen einander schlagen. Davon hebt sich ein Klingeln, hell, scharf, und doch lieblich in harmonischem Widerstreit, wie gegen einander tönende Reimaccorde zweier Troubadours, die sich in einer Tenzone anmuthig bekämpfen. Darum tanzt und klingelt es auch zugleich mit den Schlüsseln bei jedem Schritt in seinem Innern fort, ob die Miene auch noch so philologisch vereist anzusehen ist. Denn mit den beiden Schlüsseln abgeschlossen liegen in der heiligen Dämmerung der Truhe alle die wunderlichen Herzensreger der Poesie, in mageren Heftchen, verschämt und schmucklos, ohne Band und Bund. Die dicken Bände hatte er zerschnitten und die Theile einzeln zusammengekleistert, so daß sie bequemlich in die Tasche taugten, ohne verdachtvolle Falten zu bilden. In Mußestunden ward solch dünnes Heftlein aus der Schatzkammer gefördert, die Schlösser wieder angelegt, und dann hinausgewandert in das Wäldchen, abseits von den Menschen. Es

Digitized by Google

war ihm zu Muthe wie dem Märchenkönig, der ein armes Köhlerkind liebt, aber verschämt, heimlich, verstohlen. Er schleicht sich nach dem verschwiegenen Walde, incognito, ohne Krone und Mantel, im Schlafrock; aber auf dem Schlafrock gleichwohl das Wappen gestickt, damit dem Hofbereich der Gang als in Staatsgeschäften unternommen erscheine. So quollen aus des Studenten äußerer Rocktasche des Demosthenes Feuerreden in stattlichem Schweinslederband hervor, Jedermann zu einem guten Drittheil sichtbar. Im Wäldchen schleuderte er auch dies Wappen von sich und riß das magere Heftlein aus dem Gewahrsam dicht am Herzen. Nun war aber ein starker Trieb zur Veranschaulichung in ihm, die alte romantische Neigung, Poesie in Leben umzuwandeln. Daher wurden die nächsten zwei Bäume, Eiche und Birke, zu Dante und Beatrice; oder eine Jungtanne stellte Julia vor, etliches unbedeutende Buschwerk — die Eltern Capulet, eine knorrige Buche — Merkutio, er selbst — Romeo. Dann begann das Spiel, wobei der schweinslederne Demosthenes abwechselnd Schwert, Fackel, Fächer, Strickleiter, Becher, Brief vertrat. So ward das Wäldchen zum Tummelplatz aller Wunder der Romantik, und daheim bekam nach allem dem Zuckerbrot der Wein der Alten einen immer herberen Geschmack. All' das klang ihm so süß, so viel süßer, als das ewige senatus populusque romanus, und nach dem silbernen Glockenspiel der Verse Gottfrieds von Straßburg mutheten ihn des Demosthenes Reden an wie grollendes Gewitter. Am wohlsten aber war ihm doch in den versengenden Gluthen der Troubadours, und sein Ideal war Peire Vidal, der diese Gluthen in den Blitz zusammenpreßte: „Die Frauen küsse ich, und Ritter strecke ich zu Boden." Dabei war jedoch das uralte Gesetz des Contrastes in ihm thätig. Bei dem bloßen Gedanken schon an ein lebend Weib erröthete seine Seele bis in die tiefsten Fasern, und seinem Zartgefühl wäre dem leibhaftigen Weibe gegenüber selbst der zaghafte deutsche Minnesang noch zu ungeberdig erschienen.

Ich erhielt von allem dem Kenntniß, weil er manchmal unbedacht auch nach außen auffauchzte und von irgend einem Kleinod der Truhe zu schwärmen begann. Er vermeinte heimlich darin herumzustöbern, und vergaß, daß ich nebenan stand. Und als einmal der Anfang gemacht war, vergaß er mir gegenüber ganz und gar, daß er gleich der Feige, die im Innern blüht, der Romantik nur insgeheim huldigen wollte. Die Vorhängeschlösser der Truhe, welche das Ideal so streng in Einzelnhaft gehalten, blieben weg, und nachdem ich erst einigermaßen in die Mysterien eingeweiht war, zogen wir fortan zu Zweien gegen das Wäldchen. An der bewußten Stelle sah er sich vorerst allenthalben um, eingedenk des eleusinischen Heroldswortes: „Hinweg von hier, alle Uneingeweihte, alle Gottlose!" Dann vertheilte er die Rollen. Die eine Tanne oder Buche ward aus dem Engagement entlassen, seit ich mit declamirte.

Später weihte er mich auch in seine Pläne ein. All' das Verlorene der mittelalterlichen Poesie gedachte er aus dem Moder an das Tageslicht zu fördern und mit dem halb Vergessenen und bereits Bekannten in ein Bild zusammenzufassen, zu dessen strahlender Schönheit die heutige Welt nur bangend emporblicken werde. Zunächst hatte er es dabei auf zwei Männer abgesehen. Calderon hat 400 Schauspiele und Autos gedichtet, Lope de Vega deren sogar 1500; aber

Digitized by Google

viele davon sind verloren gegangen. In ihm lebte nicht allein die Hoffnung, sondern die siegesgewisse Ueberzeugung, daß er das Fehlende finden werde, und sollte er es aus Mauern oder unter der Erde hervorgraben. Um sich die Mittel zu einer Reise nach Spanien zusammenzusparen, gab er fortan auch in den Abendstunden Lectionen, copirte tief in die Nacht hinein Streitschriften für einen Advocaten, und kargte mit Nahrung und Kleidung. Er hatte schon den Tag seiner Abreise festgesetzt, als ihm ein Brief des Dorfpfarrers die Erkrankung seiner Mutter meldete. Er machte sich augenblicklich auf den Weg nach der Heimath. Von dort theilte er mir mit, daß seine Mutter ihres Leidens wegen in ein Bad gehen müsse, wohin er sie begleite. Aus dem Badeort schrieb er mir, daß sie auch den Winter über dort bleiben müsse, und daß er, um seinen erschöpften Mitteln aufzuhelfen, einen Hofmeisterposten angenommen habe. Von da an blieben meine Briefe unbeantwortet, und auf eine Anfrage im Badeorte erfuhr ich bloß, daß seine Mutter gestorben sei, über ihn selbst aber trotz vielseitigen Nachforschungen nichts weiter. —

Die Räder hatten aufgehört zu musiciren, das Lied war zu Ende, wir waren daheim. Die Schloßherrin saß beim Theetisch und las. Der Rahmen mit einem ganzen Strauß fertig gestickter Veilchen lehnte in der Sophaecke, meinem ständigen Sitz gerade gegenüber. Ich schaute denn auch eine Weile andächtig hinüber. Dann antwortete ich ihren neugierig fragenden Augen: „Sie haben Recht gehabt, nicht mitzufahren, und die Veilchen sind sehr schön."

„Nun — und?"

„Und nur das rechts überhängende scheint mir etwas steif gerathen ..."

„Sie sind unausstehlich!" sagte sie und drehte den Stickrahmen um. „Kam Ihnen denn der Haferstein nicht ein klein wenig — wie soll ich sagen — unerhört vor?"

„Unerhört? Nein. Ich kenne meinen Walter Scott und weiß gut genug, wie es vor Alters auf einsamen Schottenburgen zuging. Das Ganze war ein recht anschauliches Capitel aus einem historischen Roman. Leider ein aus der Mitte herausgerissenes Capitel. Die Anfangsfäden hängen da und dort herab und wirren durcheinander, ganz wie dort in der — zu meiner Qual — umgekehrten Stickerei. Sie erlauben doch, nicht wahr? — — So! — Ein Veilchenbouquet, selbst mit einem steifen Veilchen, ist ein wahrer Augentrost nach dem Anblick der abgerissenen Farbenfäden der Kehrseite. Und da Sie nun einmal mit der Gabe begnadet sind, aus derlei wirren Fäden zusammenhängende Kunstwerke zu schaffen, so wäre es eigentlich barmherzig, wenn Sie dies auch mit meinem abgerissenen Romancapitel thäten."

„Mein Gott, es ist gar nichts Romanhaftes dabei — leider nicht, nur allzuviel niedere Lebensprosa. Da haben Sie Papier und Stift. Während Sie mir das „steife" Veilchen aufzeichnen, wie es nach Ihrer „weiseren" Einsicht auszusehen hätte, sollen Sie zur Belohnung Ihre Romanexposition haben. — Die Hafersteiner sind ein altes, ehedem reiches Geschlecht, dessen Vermögen die Mißwirthschaft der letzten Generationen tief herabgebracht hat. Der jetzige Freiherr ist dem Ruin nahe in Folge seiner Unverständigkeit, noch mehr aber in Folge seiner Brutalität, die ihm Alles entfremdet, was seiner Familie wohl

Digitized by Google

will, die ferner jeden seiner Untergebenen schadenfroh und schädlich macht. Die Söhne gerathen ihm nach. Der ältere hatte einen relegirten Juristen zum Hofmeister, der dem Vater als unermüdlicher Proceßschürer und Zechgenosse sehr lieb war, und der vor etlichen Jahren zu Grunde gegangen ist. Der Sohn hat Nichts gelernt und thut Nichts. Es heißt wohl: er ist Oekonom, er ist der Erbsohn. Aber er wird ein Oekonom sein ohne Oekonomie, und ein Erbe ohne Erbschaft. Der jüngere soll, wie ich höre, Geistlicher werden, weil man durch Verwandte eine Pfründe für ihn zu erlangen hofft."

„Und die Frau?"

„Die Frau entstammt einem Adelsgeschlecht, das in ähnlicher Weise herabgekommen ist. Sie ist in einem Nonnenkloster aufgewachsen. Von dort kam das bleiche, nervenschwache Mädchen auf den zerfallenden Haferstein zu dem rohen Hafersteiner. Die karge geistige Anlage und die schwache Willenskraft verausgabten sich fortan ganz in Erfindung von Mitteln und Kunstgriffen, um wenigstens den herbsten Verletzungen auszuweichen, oder im Abmühen um immer neue Ausgleiche. Was an Geist etwa noch in ihr lag, verflachte, was an Herz da war, verdumpfte, was an Willen in ihr sich regte, erschlaffte; übrig blieb Langeweile, Egoismus, Trotz. Was dabei aus dem blutarmen Körper mit seinen kranken Nerven geworden ist, und wie es so werden mußte, haben Sie selbst gesehen. Was Sie nicht gesehen, sind die wüsten Gelage, die unerhörten Orgien, die auf dem Haferstein kein Ende nahmen, so lange noch ein Rest von Vermögen vorhanden war. Endlich nach Jahren schied man von einander in Folge energischer Intervention der Aerzte — sie selbst hätte auch damals nicht genug Willensstärke dazu besessen. Sie zog in das Häuschen unten, die Männer blieben oben. Ihre jetzige Existenz ist im Vergleich zu der früheren verhältnißmäßig glücklich zu nennen. Ich habe ihr eine Magd aus meinem Gesinde zugeschickt. Die Anka ist ihre Wärterin, Kammerjungfer, Köchin, Wäscherin, Magd, Gesellschafterin. Sie ist mit einem starken Federwerk versehen, welches, durch einen kurzen Schlaf aufgezogen, die Glieder den ganzen Tag in Bewegung erhält. Und hierauf kann sie erst noch unendlich plaudern."

„Und genügt denn der Freiin eine solche Gesellschaft und derartiges Plaudern?"

„Lieber Freund, wenn man sich langweilt, genügt einem gar bald etwas. Wäre die Freiin wohlhabend und bewegungsfähig, so würde sie wahrscheinlich während des Sommers in Europa, und zur Winterszeit in Afrika herumreisen, um durch Fülle und Wechsel äußerer Eindrücke die Leere und Eintönigkeit des Innern auszufüllen. In ihrer Lage aber mag der armen Frau das Niveau, auf dem ihr ein Zeitvertreib ermöglicht ist, recht tief gesunken sein. Man gewöhnt sich eben an einen kleinen Maßstab und gewöhnt sich ab, wählerisch zu sein."

„Ja, aber Doctor Wirrner?"

„Der ißt dort das Gnadenbrot."

„Der Doctor?"

„Nun, verwundert Sie das? Der Knabe lernt nichts, weil es der Vater nicht duldet. Außer in der karg angesetzten und nie eingehaltenen Lernzeit darf er nie mit dem Doctor beisammen sein, um nichts von der „Schulfuchserei"

Digitized by Google

anzunehmen. Er verkehrt zumeist mit dem Stallknecht und der Kuhmagd, und der Doctor ist in Folge dessen fast den ganzen Tag unten in der Villa. Gleich der Anka, wenn auch minder vielseitig und nützlich, benimmt er der Freiin das Gefühl der Einsamkeit, eben nur weil er ein lebendes Wesen ist. Denn seine ganze Thätigkeit scheint so ziemlich darin beschlossen, im Zimmer der Freiin als ein „Zweiter" gegenwärtig zu sein. Nun, das Gnadenbrot mag hart sein, aber um so weniger begreife ich, daß er es essen mag. Er muß ein bornirter, charakterloser und lässiger Mensch sein."

„Bitte, da ist das umgemodelte Veilchen," sagte ich, ihr die Zeichnung reichend. „Ich bin indeß noch nicht fertig. Auch in Ihrem Hafersteiner Romanbouquet steckt noch ein arg benachtheiligt Pflänzlein, das ich Ihnen bei dieser Gelegenheit gleichfalls in Naturwahrheit umskizziren möchte. Doctor Wirrner ist nämlich weder bornirt, noch charakterlos, noch lässig, sondern ein Mann von tiefer, weltumfassender Gelehrsamkeit, mit einem goldenen Herzen, mit cyklopenmäßiger Arbeitskraft als wissenschaftlicher Forscher. Ich sage das nicht, weil ich sein Freund bin — was ich Ihnen zu berichten vergessen — sondern weil ich ihn so seit meiner Kindheit kenne und Alle über ihn so urtheilen hörte, die ihn je gekannt."

Sie betrachtete meine Zeichnung nachdenklich, sah dann ernst über deren Rand herüber und sagte: „Danke, Sie haben das ganz artig vorgezeichnet. Aber wie nun dies einzelne Veilchen gehörig in den Zusammenhang des Bouquets bringen? A propos — was bewegt denn Ihren so gearteten Freund, auf dem Hafersteine zu hausen? Hat er dort eine Goldmine entdeckt?"

„Ich kenne ihn seit der Kindheit und muß bei dieser Frage, die ich mir auch selbst gestellt, sagen: ich kenne ihn doch nicht ganz. In dieser Hinsicht ist er mir selbst ein Räthsel."

Meine Freundin nahm den Stickrahmen in die eine, die Zeichnung in die andere Hand, und verglich, und warf mit dem Blicke bald das Bouquet herüber auf das Papier, bald die Zeichnung hinüber auf den Rahmen. Dann sprach sie, beide von sich haltend und aus der Ferne musternd: „Das von der Goldmine fiel mir nur ein, weil Sie Ihren Freund einen Forscher nannten. Sie meinten doch damit einen — wie soll ich sagen — einen Menschen, der Lust am Aufspüren, Entdecken, Nachjagen hat?"

„Darin ging ehedem in der That sein ganzes Leben auf. Jetzt hat er das, wie mir scheint, gänzlich aufgegeben."

„Vielleicht nur den Gegenstand gewechselt. Morgen sollen Sie Ihr Veilchen an Ort und Stelle sehen, ich habe es jetzt heraus," sagte sie, Zeichnung und Rahmen hinlegend. „Gute Nacht! — Noch Eins! Ist Ihnen nicht schon aufgefallen, wie der Forscherinstinct des Mannes am erregtesten ist, wenn er in einem Weibe der Seele, dem Geiste, dem Herzen nachspürt? Die peinlichen und aufopferungsvollen Forschungen des Gelehrten sind kaum ein blasser Widerschein davon. Geradezu ein Räthsel wird solches Forschen, wenn in jenem Weibe weder Geist noch Herz vorhanden sind. Dann nimmt das Aufspüren kein Ende. Ich habe dergleichen Forscher gekannt, die sich selbst dabei zu Tode jagten.

Digitized by Google

Gute Nacht, lassen Sie sich von Veilchen träumen — wie heißt es doch — lo pagliaccio si copra di viole!"

Ich ritt fortan öfters zu meinem Freunde auf den Haferstein. Als ich ihn das nächstemal besuchte, fand ich ihn in einem Vorgärtchen mit seinen Blumen beschäftigt. Es waren durchaus stark duftende seltene Pflanzen, deren Samen er, wie er mir erzählte, aus den entlegensten Weltgegenden erhalten, und die er selbst gepflanzt und groß gezogen hatte.

„Das ist also förmlich eine Leidenschaft geworden?" sagte ich, und wollte mir eine rothe Blüthe, die er mir als mexicanisches Product bezeichnet hatte, für mein Knopfloch pflücken. Er rief mich aber rasch abseits zu einer botanischen Merkwürdigkeit aus Japan, und als ich die Hand darnach ausstreckte, lenkte er mich abermals hastig nach einem anderen Beete. Da merkte ich erst aus dem ängstlichen Geizen mit seinen Pfleglingen, die Tiefe dieser neuen Leidenschaft. Der würzige Duft stieg durch die Fenster in sein Zimmer, in welches er mich dann führte; und dies schien ihm zu genügen, denn die Vasen auf dem Kasten waren bloß mit jenem Felsengras angefüllt, das man Frauenhaar nennt. In der Ecke stand die alte Bauerntruhe, die ich so gut kannte, da ich ja selbst bisweilen zum Dessert aus ihr genascht hatte. Es war etwas Seltsames um das alte ungefüge Ding, wie ich es so dastehen sah: ein Gewebe von verstohlenen Sonnenstrahlen, verklingenden weichen Tönen, verwehendem süßen Duft. Der Mutter Athem hauchte noch darüber hin, des armen alten, scheuen Weibes, das zu dem Geiste des eigenen Sohnes zaghaft emporgeblickt wie zu den Sternen, und doch für diesen Sohn auf dem höchsten Throne gesessen, so daß er einst lieber zu ihren Füßen hatte liegen wollen, als am Herzen der schönsten Königin. „Herzen schöner Königinnen" — wie er damals sagte — „gab es vielleicht da und dort in der weiten Welt, aber Mütterchens alte zitternde Füße, die sich für ihr Kind müde laufen bis zum Grabe, die gibt es nur einmal — nie wieder." — Und von dem heiligen Hauch umweht, barg sich auch heute noch verstohlen im Dunkel der Truhe das Ideal seines Lebens. Eine Linde streute duftige Blüthen durch die Fenster herein über Tisch und Bücher und über einen Stoß von Zeitschriften, die noch alle unter Couvert dalagen. Plaudernd spielte ich mit den Lindenblüthen und den Journalpäckchen; dann aber nahm ich ernsthaft verwundert eine Zeitung nach der andern einzeln in die Hand. Sie waren alle an meinen Freund adressirt, alle illustrirt, alle von jener Sorte, welche dem Geschmack und Bedürfniß eines unliterarischen Publicums entgegenkommt.

„Ja, bei allen Trobaires und Minnesängern," rief ich endlich, „ist das da Deine jetzige periodische Lectüre?"

„Was willst Du — man schickt mir dergleichen zu. Und da ich doch mitunter darin blättere, so behalte ich es. Am Ende erhält man sich doch dadurch in Manchem auf dem Laufenden." — Dabei erhob er sich, um eine Lection ertheilen zu gehen, eine jener drei Stunden, in denen er seinen Zögling erziehen, bilden, unterrichten sollte. Er redete nie darüber, aber ich vermuthe, diese drei täglichen Stunden werden ihm dereinst schwer in der Wagschale wiegen. Denn ich habe den jungen Hafersteiner nie zu Gesicht bekommen, ohne daß er irgend einen bübischen und boshaften Streich in's Werk setzte. Ich ging indessen in

Digitized by Google

die Villa, um der Freiin einen Besuch zu machen. Sie lag auch diesmal, wie später, so oft ich zu ihr gekommen bin, auf der Chaise-longue regungslos bis auf die nie rastenden Finger. Ein leises Frösteln durchschauerte zuweilen ihren Körper, obzwar sie sich von der Sonne wärmen ließ und der Ofen so stark geheizt war, daß die Temperatur für jede normale Empfindung unangenehm werden mußte. Dazu kam noch die fast betäubende Einwirkung des Duftes aus einem großen Bouquet, welches auf dem Tischchen neben dem Ruhebett eine Vase füllte. Ich fragte die Freiin, ob ihr der starke Geruch nicht Kopfschmerzen verursache.

„Nein, aber eigentlich ist das eine Marotte des Doctors, diese Blumenliebhaberei! Er sieht in kindischer Weise tausend Merkwürdigkeiten an jedem Blumenblättchen, die er mir auch täglich mit skrupulöser Gewissenhaftigkeit auseinander setzt. Mon dieu, man will ihm die Freude daran nicht verderben!"

Ich sah mir das Bouquet näher an. Es war auch in der That merkwürdig. Das mexicanische und das japanische Pflänzlein, welches er mir in Einem Exemplar ängstlich vorenthalten, stand da zu ganzen Büschlein gereiht.

„Er ist ein seelenguter Mensch, der Doctor," fuhr indessen die Freiin fort, „aber dergleichen Steckenpferde hat er eine schwere Menge. Da haben Sie zum Beispiel gleich ein anderes, diese Journale da!" Sie glitt in nervöser Raschheit mit den Fingern über ein Häuflein Zeitschriften. „Auf dies Alles abonnirt er. Aber nicht genug daran — nein — er zwingt mich auch, mich mit allem dem abzugeben. Es ist einmal seine Manie, und um ihn nicht zu verstimmen, blättere ich ja auch darin. Die Illustrationen anzusehen ist übrigens doch hie und da ein Zeitvertreib, und mit dem Texte plage ich mich nur insoweit, als mir etwa die Bilder unverständlich sind. Aber es ist gleichwohl zum Desperatwerden — man wird nie damit fertig. Ich vermuthe, es gibt keine illustrirte Zeitschrift auf der Welt, die er nicht anschaffen würde. Ein reines Kind — mit seiner Bilderpassion! Und auch das glaube ich, daß er sich eigentlich dieser Manie schämt; denn er behauptet, man zwinge ihm alles das auf."

Sie ließ sich dann von der Stadt erzählen, sie unterhielt sich, sie lachte sogar zuweilen; und doch waren ihre Augen ruhelos geschäftig, als suchten sie unausgesetzt nach irgend etwas Fehlendem. Endlich kam der Doctor von seiner Lection. Ihre Augen standen nun auf einmal still und blickten ruhig und gleichgültig vor sich hin. In seinen Augen aber glänzte ein sanftes Licht, da er sich jetzt zu uns setzte und allgemach in seiner fast kindlichen Weise all das Schöne hervorholte, das in seiner Seele lag, und es achtlos ausbreitete, als sei es gewöhnlicher Redetand des Tages. Als er einmal dazwischen hinausging, um etwas für die Freiin zu besorgen, sagte sie: „Er ist eine gute Seele, aber ich glaube, er ist auf sein Organ eitel. Er hört sich gern. Darum liest er mir auch vor, bis ich zuletzt nicht mehr weiß, was er liest, und erzählt endlos gelehrte Sachen, wovon man nicht den zehnten Theil versteht. Mais enfin — man läßt es über sich ergehen, wie so vieles Andere."

Aber gleich darauf, als er hereinkam, fing sie an ihn unermüdlich zu fragen, und dies so lange, bis er wieder unermüdlich erzählte. Den Born seines Wissens schöpfte sie doch nie aus, und all' dies Fragen lockte erst recht ein glückliches

Digitized by Google

Lächeln auf seine Lippen. Und so ward alsbald diesmal und immer wieder der Salon der Freiin zum Zauberwald alter Sage. Unter dem Blick seiner Augen und von der bestrickenden Gewalt seiner Rede kam es, daß die farbenglühenden Gestalten, welche die Meister mittelalterlicher Dichtkunst auf todtes Pergament gemalt, hier plötzlich mitten hinein in's sonnenhelle Leben traten. Sie waren da und blickten, und redeten, und schritten unter uns einher als ein herrlich neues Geschlecht, vor dem das heutige Leben schattenhaft verdämmerte.

Die Finger der Freiin waren allgemach stiller geworden und immer stiller. Zuletzt lag die schmale feine Hand ausgestreckt da, regungslos und friedlich. Ihre Unrast war durch den Redezauber gebändigt und die arme fahrige Seele gezwungen, gesammelt zu lauschen. Freilich nur dem zu lauschen, was in ihrer Enge Zugang fand, wie ich es wiederholten Bemerkungen entnommen habe. Was sie fesselte, war doch nur das Märchenhafte, Wunderbare, Ungeheuerliche, das, was einem Kinde gefallen mag. Die tiefsinnige Poesie und der ganze laut gewordene Geist des Mittelalters rieselte an ihr vorüber wie ein Waldquell: unverständlich in dem, was die heranspringende Welle raunt, aber durch sein Gemurmel einlullend in anmuthige Träumerei, in harmonisches Mitschwingen der Seele ohne die Fessel anstrengenden Sinnens. Und mit solch' schwankem, schwachem Stege verstand der Mann die unermeßliche Kluft zwischen seinem Geist und dem Geist dieser Frau zu überbrücken. Man sah, sie langweilte sich noch zuweilen, aber es war eine Langweile mit einem verborgenen Reize. Den Spiegel ihrer Seele überzog, wo er nicht ganz erblindet war, auch jetzt noch ein schwerer Hauch; aber hinter dem Schleier, wo einst nur leere Oede geherrscht hatte, zeichneten sich jetzt, wenn auch bloß in schattenhaftem Umriß, unaufhörlich wechselnde Gestalten. Die geradezu bissigen Ausfälle einer durch Langeweile gereizten Laune traten doch nur dann ein, wenn der Doctor irgend etwas draußen zu besorgen hatte. Trotzdem gab sie ihm sehr viel zu besorgen. Wie denn schwache Charaktere es lieben, irgend ein Wesen, Mensch, Hund oder Vogel, zu tyrannisiren, so schien sie einen Genuß darin zu finden, sich ihrer schrankenlosen Gewalt über den Doctor jeden Augenblick bewußt zu werden. Das Behagen daran war stärker als das Gefühl der Langweile, sobald sie ihn fortgeschickt hatte. Sie zeigte sich in dieser Richtung unerschöpflich und grausam erfindungsreich. Dazu kam, daß die Anka nicht ganz ihrem Rufe als Musterdienerin entsprechen mußte; ich sah den Doctor fortwährend um Dinge sorgen und dieselben auch wohl selbst herbeischaffen, deren bloße Existenz ihm ehedem kaum bekannt gewesen war. Er spähte und horchte deshalb auch beständig nach der Freiin hin. Dabei sah und hörte er Dinge aus ihr heraus, die kein Anderer ahnte. Es war immer ein überquellend Naturgefühl in ihm gewesen und er stand nun dieser Frau gegenüber wie ehedem einer Landschaft, in welche er Geist, Gemüth, Stimmung hineingelegt hatte, bis das Naturbild ihn als getreuer Reflex seines eigenen Innern ansah.

Als die Zeit meiner Abreise heranrückte, trug ich mich mit dem festen Vorsatze, nicht zu weichen, bis ich ihm das Versprechen abgenöthigt, in die Welt und zu seiner Wissenschaft zurückzukehren. Denn bisher war er mir jedesmal schon bei dem leisesten Einlenken rechtzeitig ausgewichen, weil er mir an den

Digitized by Google

Augen ablas, wie es mich empörte, ihn blüthenlos und unfruchtbar in dieser Wüstenei hinwelken zu sehen. Damit er jedoch gleich in fruchtbarem Erdreich sichere Wurzel fasse, hatte ich bereits Schritte gethan, ihm den ersten Aufenthalt in der Hauptstadt auch äußerlich zu ermöglichen. Nun wollte ich ihm das glückliche Resultat meiner Schritte fertig vorlegen und kam so mit Wort und That schwer gerüstet, Abschied zu nehmen. Die augenblickliche Situation in der Villa war ganz darnach angethan, mein Zureden mit einem handgreiflichen Beispiel zu unterstützen. Die Freiin litt eben an einem grellen Anfall bitterböser Laune. Ich fand sie in Thränen aufgelöst, weil sie keine frischen Blumen auf ihrem Tische habe. Mein armer Freund war in Verzweiflung. Ein Frost, wie sie im Frühherbst mitunter tückisch eintreten, hatte seine ganze Blumenanlage vernichtet. Die Freiin riß endlich das welke Bouquet aus der Vase und schleuderte es auf den Boden. Der Doctor stand auf und ging, ohne eine Silbe zu sagen, hinaus. Als er die Thüre hinter sich sachte geschlossen, verfiel sie in einen Weinkrampf.

Ich rief die Anka und vermeinte nach diesem Vorgang nur schwachen Widerstand bei meinem Freunde zu finden, so daß ich fast dem Zufall dankte, der mich zu dieser sonst höchst peinlichen Scene hatte kommen lassen. Ich griff eben nach dem Hut, um ihm zu folgen — da stürmte er wieder herein mit einer blühenden Topfrose, die er im Fluge irgendwo nebenan von einem Dörfler gekauft hatte. Er stellte vorsichtig den Rosenstock vor die Freiin hin und sagte, als ob nichts geschehen wäre, die Rose bleibe doch unbestritten die Königin der Blumen, hinter der alle anderen, auch die duftigsten und farbenprächtigsten, zurückstehen müßten. Die Freiin hob mühsam den Kopf bis zu der Rose, sog eine Weile den Duft ein, lehnte sich wieder zurück und lächelte plötzlich auf. Dem Doctor aber war indessen das Heldengedicht vom Rosengarten in den Sinn gekommen, und er begann es nachzuerzählen. Die Freiin hielt die Augen auf die Rose gerichtet und lächelte weiter. Und als der Doctor erst an den wunderlichen Mönch Ilsan des Rosengartens gerieth, da ward ihr Lächeln so hell, so sonnig, daß ich plötzlich in ein glücklich Kinderantlitz zu schauen vermeinte. Das war es auch, was mich auf einmal ungestüm zum Aufbruch trieb. In diesem Augenblick dünkte es auch mir ein beneidenswerthes Werk, dies Lächeln aus Thränen hervorzuzaubern, diese armen gejagten Finger ein Weilchen in Ruhe wiegen zu können. Und mein Freund erschien mir nicht mehr schwach, sondern bloß mit einer anderen Stärke gewappnet, als wir Menschen von heute. Es war ein unverfälschtes Stück Mittelalter in der kindlichen Schlichtheit seines Tiefgefühles, in der unverrückbaren Festigkeit seines einfachen Wesens. Seine Stärke wie das Gewaltige im Wirken des Mittelalters beruhte auf der frommen Beschlossenheit in einem eng umschränkten Kreise. All seine weltumspannende Freude an den Schätzen seiner Truhe hatte sich nun in diesem armen kranken Menschenkinde verkörpert, in der Königin Herzeleide, wie er sie zuweilen nannte. Und so sachte war dies gekommen, daß er sich nie darüber klar wurde, wie sein einst heimlich fortknospendes Innenleben nun nach außen aufgeblüht war. Ob es ihm in das Bewußtsein trat als Mitleid mit dieser Frau — oder als zähes Band des Gefühles, von ihr bedurft zu sein — oder suchte er, wie meine Freundin

Digitized by Google

behauptet hatte, die Seele in ihr? Das war nicht zu entwirren. Nur Eines war mir in dieser Abschiedsstunde klar geworden, der Gedanke: wer die beiden scheidet, tödtet seine Seele und ihren Leib. — Und ich sagte kein Wort von dem, was ich für ihn ersonnen und gethan, kein Wort über das, was geworden, keines darüber, was fortan werden sollte. Stumm drückte ich seine Hand und sah ihn noch lange in der Ebene stehen und mir nachwinken zur Fahrt in die Welt.

Als ich mich von meinen Gastfreunden verabschiedete, schenkte mir die Hausfrau zur Erinnerung einen Ruhepolster, mit den Veilchen montirt, die sie unter meinen Augen gestickt hatte. „Ihr Veilchen," sagte sie dabei, „ist nicht mehr steif, aber sehen Sie, man merkt es ihm doch an, es ist fremd und gehört nicht zu den andern."

„Und ist doch ein Veilchen und mir doppelt an's Herz gewachsen, da Sie es meinethalben geändert."

„Wie Ihr exotischer Freund auf dem Haferstein, den ich damals auch so naturwidrig aufgefaßt?"

„Wie mein Freund — und wie die arme Frau auf dem Haferstein in ihrer Weltverlassenheit bei ihrem langsamen Hinsterben."

Die Schloßherrin sah mir einen Moment gerade in die Augen, dann stiegen wir die Freitreppe zu dem Wagen hinab. Während man meinen Koffer versorgte, sagte sie zu ihrem Mann: „Es wird nach der Abfahrt unseres Freundes hier unausstehlich sein. Abschiedstage machen die Menschen stumm und die Räume hallend laut. Ich möchte irgendwo hinaus. Lieber Otto, bitte, laß doch einspannen, ich will einmal die arme Haferstein besuchen!" — Dann erst wandte sie sich zu mir, ich drückte ihr beide Hände, hörte noch den Mahnruf: „Auf baldiges Wiedersehen!" — und schon eilten die Pferde durch das Flachland hin. —

Das Wiedersehen kam nicht so bald. Dafür erfreuten mich Briefe vom Doctor und auch von meiner Freundin, aus denen ich ersah, daß der Verkehr zwischen ihr und der Freiin ein ziemlich reger war. Die letzten Zeilen, die ich darüber von ihr erhielt, liegen vor mir und lauten:

„Lieber Freund!

Die arme Freiin Haferstein ist todt. Ich bin in den letzten Stunden bei ihr gewesen. Durch ihre Schwäche an das nahende Ende gemahnt, sagte sie mir: „Die Anka und der Doctor werden mich doch vermissen, wenn ich einmal sterben werde. Der Doctor besonders mit allen seinen Marotten, bei denen ich ihm gutwillig Stand hielt, oder auch nicht gutwillig als arme gebrechliche Creatur Stand halten mußte." — Als sie der Tod am Herzen faßte, fuhr sie, einen Halt suchend, mit den Fingern in der Luft herum. Wir traten nach einander heran, dieselben zu fassen; aber sie schüttelte nur den Kopf und streckte beide Hände nach Jenem aus, der am fernsten von ihr, zu Füßen des Ruhebettes stand. Es war Doctor Wirrner. Als er vor sie hintrat, klammerte sie sich fest an seine beiden Hände. Ihre unruhig zuckenden Finger wurden bei der Berührung plötzlich ganz still, und sie lächelte auf. Es war eine bestrickende Schönheit in diesem aufgehellten Antlitz und etwas Fascinirendes in ihrem

Digitized by Google

Lächeln, das selbst aus des Doctors bleichen Zügen ein Antwortlächeln hervorzauberte. So schlief sie friedvoll ein. — Der Arzt hat dann nur mit vieler Mühe des Doctors Hände aus dem starren Griff der todten Finger gelöst. Die Anka betrachtete den Doctor mit ängstlich scheuen Blicken und flüsterte mir beim Fortgehen zu: „Die Frau Baronin hat ihn festgehalten, Sie werden sehen, sie zieht ihn nach." — Ich habe dann den Doctor eingeladen, mit mir zu fahren und einige Tage bei uns zu bleiben. Er hat es abgeschlagen und scheint mir gelassener und ruhiger, als ich geglaubt hätte. — —"

Ich schrieb sogleich an meinen Freund, statt seiner Antwort fand ich einen befremdenden Brief auf meinem Tische. Die Adresse zeigte weitfahrende Züge, wie sie Frauen hinzuhasten pflegen, stehend, in der Linken den Fächer, den Diener mit dem Mantel im Hintergrunde. Sie heimelten mich an, aber ich mußte doch endlich resignirt das vierkantige Räthsel öffnen. Die gejagten Schriftzüge stimmten schlecht zu der Unterschrift. Der Brief war von meiner sonst so ruhigen Freundin und lautet, wörtlich copirt:

„Theurer Freund!

Ich schreibe Ihnen im Salon des Notars, während Otto noch mit ihm Geschäftliches bespricht. Es ist ein trauriges Geschäft, und traurig, was ich Ihnen mitzutheilen habe. Ihr armer Freund, der Doctor, ist nicht mehr. Der kräftige gesunde Mann? Wie so plötzlich? — werden Sie fragen, wie ich gefragt habe. Der Dorfarzt antwortete mir auch mit dem ungeheuer langen Namen einer Krankheit, der mit ie endete. Ich habe mir ihn aber nicht gemerkt, und er hat mir auch gar nicht imponirt. Ich glaube nämlich nicht daran. Die Verlegenheit des Arztes und die abwegs steuernden Antworten Otto's, die ich zu genau kenne, waren mir gleich anfangs viel verständlicher. Doch um der Ordnung nach zu erzählen, erhielt mein Mann acht Tage nach dem Begräbniß der Freiin eine Einladung als „Zeuge zur Eröffnung des Testamentes des heute beerdigten Doctors Wirrner". Wir hatten weder vom Tod noch vom Begräbniß Nachricht erhalten. Beim Notar fanden wir außer dem Arzt einige Honoratioren des Städtchens, die der Notar eingeladen. Die Neuigkeiten stehen bei uns auf dem Lande wegen ihrer Seltenheit in hohem Werthe, und so hatte es sich Niemand verdrießen lassen zu kommen. Aus den halb mitleidigen, halb spöttischen Zügen las man deutlich den Gedanken, wozu wohl so ein armer Teufel von Hofmeister ein Testament zu machen brauche.

Der Notar, den Sie ja gesehen, der kleine, ruhige alte Herr mit dem harmlosen Ausdruck eines Kindes und der geistreichen Bosheit eines Mephisto, sagte: „Der verstorbene Doctor Wirrner hat vor wenigen Tagen sein Testament bei mir verfaßt und hinterlegt. Eine specielle Nachlaßbestimmung mit der Ueberschrift: „„Sogleich nach meinem Tode zu eröffnen"", enthielt bloß die Worte: „„Ich bitte meinen Sarg aus den Brettern der Bauerntruhe zimmern zu lassen, die in meinem Wohngemache steht"". — Ich habe dies selbst veranlaßt, sowie die sonstigen Verfügungen für das Begräbniß, da der Freiherr von Haferstein" — seine Augengläser blitzten auf — „jede Intervention abgelehnt hat."

„Mein Gott," sagte die kleine runde Frau des Notars, die neben mir saß, „es geht eben knapp zu auf dem Haferstein. Und, so recht besehen, hat der

Digitized by Google

arme Hofmeister eigentlich da oben lange seine Existenz umsonst gehabt, die er wahrscheinlich anderswo nicht finden konnte."

Um die Lippen des Notars zuckte bei dieser Bemerkung seiner Frau ein herzliches Lächeln, als wollte er ihr ein zärtlich Wort zuflüstern. Aber er beherrschte sich und sagte, gegen die Andern gewendet: „In dem Nachlasse fand sich außer verschiedenen Zeugnissen noch die in neuerer Zeit erfolgte Berufung zu einer Universitätsprofessur der romanischen Sprachen, nebst dem Concept der Ablehnung dieser Stellung." — Er weidete sich mit einem wohlwollenden Blick an den Gesichtern in der Runde und fuhr fort: „Das Uebrige sind einerseits Correspondenzen über Beiträge in wissenschaftliche Zeitschriften sammt den Rechnungen über die dafür eingegangenen Honorare. Die daneben laufende Ausgabenrechnung für das Abonnement zahlreicher Journale, für Bücher, für Blumenfämereien macht es erklärlich, daß sich kein Baarvorrath aus jenen Honoraren vorgefunden hat."

„Auch noch Baarvorrath! Ich weiß nicht, wie mir mein Mann vorkommt," flüsterte die Notarin.

„Endlich gehört zu dem Nachlaß dieses Papier." Er legte die Hand auf einen gefalteten Bogen und sprach gleichmüthig mit freundlicher Miene: „Ein Loospapier, vor einigen Jahren mit dem größten Treffer gezogen, vierzigtausend Gulden, noch unbehoben."

Alles war aufgesprungen, Naturlaute und Rufe der Verwunderung wirrten durcheinander, die Notarin aber schrie: „Ein Pechvogel, wie kein zweiter! Nie eine Ziehungsliste angesehen! Ein Vermögen besitzen, und nichts davon wissen! Der arme Teufel hatte nun einmal keine Chance!"

Der Notar nickte ihr gutmüthig beruhigend zu und sagte: „Das Testament ergeht sich unter Anderm auch genau über die Verwendung der gewonnenen vierzigtausend Gulden, deren Behebung der Doctor aus persönlicher Bedürfnißlosigkeit stets aufgeschoben hat."

Nun las er uns das Testament vor. Zuerst werden darin seine Bücher und seine sonstige kleine Habe mit genauer Bezeichnung unter seine Freunde vertheilt — es ist mir ein wohlthuend Gefühl, daß er auch mich mit einem Büchlein bedacht hat. Den Schluß copire ich Ihnen aus dem vor mir liegen gebliebenen Testamente; er lautet: „„Um den Freiherren von Haferstein meinen Dank für die Heimath zu bezeigen, die ich bei ihnen gefunden, sollen den jungen Freiherren Franz und Anton je zehntausend Gulden anheimfallen. Auf dem westlichen Ausläufer des Hafersteiner Hügels vor dem Rundthurme soll ferner eine Familiengruft und Gruftcapelle erbaut und die verstorbene Freiin dort beigesetzt werden, zu welchem Zwecke ich fünfzehntausend Gulden bestimme. Es ist ein schwacher Dank für ihre huldvolle Nachsicht und Güte, die ich ihr habe im Leben nicht vergelten können. Das Plätzchen vor dem Rundthurm ist ehedem ihr Lieblingspunkt gewesen, weil man dort die Sonne untergehen sieht. Ueber dem Portal der Gruftcapelle soll in die Mauer ein Rundfenster gebrochen sein, durch welches die Abendsonne auf der Freiin Gruftstein fällt. Die Dienerin Anka erhält den Rest von fünftausend Gulden zum lebenslänglichen Nutzgenuß mit der Verpflichtung, jenen Gruftstein mit blühenden Gewächsen zu versorgen; und so der jeweilige Rechtsnachfolger der Anka unter derselben Bedingung.""

Digitized by Google

Als der Notar dies vorhin zu Ende gelesen, platzte seine Frau mit dem Schrei heraus: „Er war ein vollständiger Narr!“ —

„Daß endlich Doctor Wirrner,“ sagte der Notar mit behaglichem Schmunzeln, „bei klarem Verstande so testirt hat, bestätige ich aus eigener Wahrnehmung, sowie die beiden Zeugen. Daß in seinem Organismus gleichfalls kein geiststörendes Leiden vorlag, weiß unser Doctor.“

Der Arzt brachte hierauf in verlegener Weise vor, daß Doctor Wirrner in der That seiner Constitution nach hätte hundert Jahre alt werden können. Er habe sich bloß zur Bekämpfung von Schlaflosigkeit ein Opiat verschreiben lassen und, offenbar mit einem Fehlgriff, so viel davon genommen, daß er nicht mehr erwacht sei.

„Fehlgriff? — Wie ich ihn so um die Frau leben sah, ist mir klar geworden, sie gehörten zu einander, wie die Pflanze zu dem Erdreich, darin sie wurzelt. Die halbwelke Blume nimmt sich noch Haltung und Leben aus dem kraftvollen Boden als Selbstverständliches, nicht als freie Gabe; und als Selbstverständliches gibt es die Erde hin, dankloß, in reinster Selbstentäußerung, weil sie sich derselben nicht einmal bewußt wird. Und wenn der Sturm endlich die Blume emporreißt, dann reißt er auch die Erdscholle mit heraus, welche sie mit ihren Wurzeln umklammert hielt. Die Anka hatte damals Recht, als sie sagte: „„Die Frau Baronin zieht ihn nach.““ Und auch — doch mein Mann wird ungeduldig. Adieu, vielmehr au revoir! Sie kommen doch im nächsten Sommer?“ — —

Allein es vergingen noch einige Sommer, ehe ich wieder auf dem Haferstein stand. Der alte Freiherr war todt. Die Söhne hatten den Rest des Besitzes sammt dem Erbe des „Narren“ — so nannten sie den Doctor — verprasst und waren verschollen. Das unbewohnte Schloß verfiel gänzlich, an der Stelle der „Villa“ stand eine Zuckerfabrik. Auf dem westlichen Ausläufer der Haferfeiner Erdwelle erhob sich eine kleine Kapelle. Die Abendsonne fluthete durch das Rundfenster über dem Portale herein und überrieselte den Grabstein, darunter die Freiin ruhte, mit rothem Golde. Seltsam anzusehen, zu einem Rahmen gereiht, faßten Blumentöpfe mit blühenden Gewächsen den ganzen Gruftstein ein.

Von da ging ich auf den Friedhof und ließ mir das Grab meines Freundes zeigen. Es war leicht zu finden, weil anders anzusehen und gleichsam vereinsamt und fremd unter den übrigen Hügeln. Allenthalben in der alten Gräberreihe stand das Gras in üppiger Fülle empor, fortwuchernd, wo es einst fromme Hände als Rasen hingepflanzt und mit Blumen durchsäet hatten.

Auf des Freundes Grabhügel wankten nur einsame Disteln.

Als ich die Anka, die ich schon recht altersschwach und hinfällig fand, darüber zur Rede stellte, sagte sie: „Ja, ja, die Frau Baronin hat ihn hinübergezogen. Blumen auf sein Grab? O nein, nein! Die Frau Gräfin von drüben hat es auch wollen, aber nein. Er hat niemals eine Blume für sich gehabt, er hat keine in seinem Zimmer geduldet, er hat niemals an einer gerochen, er hat Blumen nicht um sich gelitten.“ —

Am Abend saß ich neben meiner Freundin. Sie stickte wie sonst, aber es

waren keine Veilchen, sondern Astern, und der blauschwarze Glanz ihrer Haare war von schneeweißen Fäden durchwoben. Als ich ihr von den Disteln neben den grünenden Hügeln erzählte, und was mir die Anka entgegnet, sagte sie: „Ich habe damals trotz der Anka das Grab von dem Todtengräber bepflanzen lassen wollen. Dann aber fand ich, die Anka hat, wie immer, mit ihrem Instinct Recht gehabt. Denn auch das gehört mit in das Bild unseres Freundes. Die Leute hier haben ihn einen Narren genannt, der einzige Notar ließ ihm in seiner Weise Gerechtigkeit widerfahren, indem er lächelnd sagte: „Er war weiser, als ihr alle, aber das verstehet ihr nicht. Er war ein Nachtfalter." Das aber verstanden sie erst recht nicht. Ich meine, er war ein Herz aus andern längst vergessenen Tagen, und so mußte er denn durch die heutige Welt ungenützt und unberührt dahintragen, was an Tiefgefühl und Leidenschaft in ihm ruhte. Und so schläft er auch jetzt unter dem grashlosen blumenlosen Hügel. Er that mit seinem inneren Reichthum wie mit jenem äußeren, den er tief in die geheimnißvolle Truhe schloß, darin er nun selber ruht. Es war die stille Größe der Selbstbeschränkung in ihm, welche die Welt von heute nur noch belächelt. Und was dabei von der Fülle überquoll, schon dies war genug, eines armen Weibes langsames Sterben zu einem volleren Leben zu gestalten, als sie es je vordem in gesunden Tagen gelebt."

„Auch ich habe vor Jahren in schmerzlichem Zorn von dem ungenützten Capital in seinem Geiste und Herzen zu ihm geredet, er aber erwiderte mir lächelnd: „„Es scheint so viel Capital ungenützt und unberührt innen und außen, und doch ist es nur anders genützt, als insgemein von den Menschen, anders und — vielleicht besser.""

„Vielleicht besser!" wiederholte meine Freundin, ließ den Rahmen sinken und blickte nachdenklich auf die Astern. Ich langte nach dem Büchlein, das der Doctor meiner Freundin als Erbe zugedacht. Es war ein Wolfram von Eschenbach, voran der Parcival, am Ende das Lied von Sigune und Schionatulander. Als ich darin blätterte, fesselte mein Auge ein rothes gewelltes Strichlein, wie sie der Doctor neben seine Lieblingsstellen zu ziehen pflegte. Es heimelte mich so an, daß ich vermeinte, nun werde, wie einst, gleich sein Zeigefinger heranfahren und an dem Wellenstrichlein auf und ab gleiten. Das rothe Zeichen lief neben den Versen hin:

Der Minne Macht bewältigt
Die Nähe wie die Weite,
Minne hat auf Erden Haus,
In den Himmel giebt sie gut Geleite.

Schweigend reichte ich das aufgeschlagene Buch meiner Freundin. Sie las und sann und las wieder. Draußen stieß der Wind an die Fenster und jagte das Gewölk am Himmel hin, bis die Mondscheibe leuchtend hervorbrach. Ich dachte an den einsamen Hügel, darauf die Disteln im Windhauch flüstern und, vom Mondenscheine sanft überstrahlt, sich sachte verneigen, wie die silbernen Blumen des Märchens.

Digitized by Google

Literarische Rundschau.

Ferdinand Freiligrath.

Ferdinand Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen. Von Wilhelm Buchner. Zwei Bände. Lahr. Druck und Verlag von Moritz Schauenburg. 1882.

Diese Biographie, von welcher wir vor Jahresfrist, nach dem Erscheinen der ersten Lieferung, unseren Lesern bereits ein Wort gesagt hatten, liegt nunmehr vollendet vor; es ist ein schönes stattliches Werk, dessen Plan und Ausführung das höchste Lob verdienen. Es gibt uns ein Bild des Menschen und des Dichters, so wie diejenigen, welche im Leben ihm nahe gestanden, ihn gekannt haben, und wünschen müssen, daß er im Andenken der Nachwelt, im Herzen seines Volkes fortlebe: ein ganzer Mann, von starkem Charakter und tiefem, reinem, goldenem Gemüth; ein Mann von seltener Pflichttreue, hart arbeitend, um sich und den Seinen Unabhängigkeit zu sichern; ein Tagelöhner, um seiner Muse die Hoheit zu bewahren [1]), ein Flüchtling, voll von Heimweh nach Deutschland, und dennoch ausharrend bis zuletzt; stolz, wo es seiner Ehre, bescheiden, wo es der Anerkennung seiner Verdienste galt; für seine Person einer unedlen Handlung, einer unedlen Gesinnung unfähig, vielleicht ein wenig zu empfindlich in Bezug auf Andere; hartnäckig, unbeugsam in Sachen der Ueberzeugung, überquellend von Güte, von Menschenfreundlichkeit und Liebe, wo das Gefühl reden durfte. So war Freiligrath: und so steht er in diesem Buche vor uns.

Es setzt sich zum größten Theil aus seinen eigenen Briefen zusammen; und das ist es, was dem Buch einen unvergleichlichen Reiz verleiht. In seiner Kindheit, in seiner Jugend, in seinem Mannesalter und seinen späteren Jahren, überall hören wir Freiligrath selber, und überall, wachsend und sich entwickelnd vor unseren Augen, sehen wir ihn treu, zuverlässig und wahr. Einige von diesen Correspondenzen reichen aus der frühesten Zeit ununterbrochen bis an das Ende seines Lebens; mit anderen Jugendfreunden knüpft er den Briefwechsel nach langer Pause wieder an. Es sind im Wesentlichen immer dieselben Namen, denen wir begegnen. Nicht von vielen unserer Zeitgenossen könnten die Briefe so bald nach ihrem Tode veröffentlicht werden; aber in diesen brauchte kein hartes, kein die Ueberlebenden verletzendes Wort getilgt zu werden. Denn Freiligrath war nicht Einer von denen, die bös von den Menschen hinter ihrem Rücken sprechen; und selbst den Ausbrüchen des Zornes — denn er konnte heftig werden in seiner Leidenschaft — ist so sehr das Merkmal der Ehrlichkeit aufgeprägt, daß man entschuldigt, auch wo man nicht beistimmt. Alle diejenigen

[1]) „Sei, der zwiefach reisig steht
Auf der frisch erkämpften Grenze:
Tagelöhner und Poet —"
(Neuere polit. und sociale Gedichte.)

Digitized by Google

Eigenschaften seines reichen Geistes, welche nicht in seinen Gedichten zum Ausdrucke kamen: der anmuthige Scherz, die schelmische Neckerei, der kernhafte Humor fanden einen weiten Spielraum in seinen Briefen. Wer Freiligrath gekannt hat, der weiß, wie herzlich er lachen konnte. Dieses Lachen ist in seinen Briefen; und nicht ungern werden die Vielen, welche Freiligrath nur in seinen Gedichten und von seinem Leben nur die allgemeinen Umrisse kennen, daraus entnehmen, wie froh, wie heiter, wie glücklich er gewesen. Daß er übrigens solche Stimmungen auch im Verse meisterlich zu behandeln verstand, war im Kreise seiner Freunde kein Geheimniß; und es ist auch darüber hinausgedrungen, seitdem die nach seinem Tode veranstaltete Gesammtausgabe [1]) seiner Dichtungen — und zwar mit vollem Recht — die mannigfachen Episteln, Hochzeits- und Taufpathencarmina, die der Dichter nur in einer geringen Anzahl von Exemplaren den Intimen mitzutheilen pflegte, der Oeffentlichkeit nicht länger vorenthalten hat.

Herr Wilhelm Buchner, der Sohn eines jener Freunde, welche mit Freiligrath in lebenslanger Verbindung gestanden, hat seine Arbeit in musterhafter Weise gethan. Aufgewachsen in der Ueberlieferung eines solchen Elternhauses, brachte Herr Buchner nicht nur die Pietät mit, welche für das Gelingen eines Werkes wie dieses, unerläßliche Bedingung ist, sondern auch zahlreiche persönliche Erinnerungen, welche demselben Leben, Bewegung und Farbe verleihen. Einem Biographen von dieser Beschaffenheit erscheint kein Umstand zu klein; er lebt das fremde Leben noch einmal durch, als wenn es sein eigenes wäre. Man bemerkt auf jeder Seite den Fleiß, die Gewissenhaftigkeit und — ich möchte sagen — die gute Schule. Die Kinderjahre des Dichters werden aus allerlei Schriftstücken, die sich erhalten haben, aus Reminiscenzen und Mittheilungen von Schulkameraden gar anmuthig erneuert; durch die vergilbten Jahrgänge des Soester Wochenblatts und Mindener Sonntagsblatts folgen wir dem unbewußten Werden des Dichters, und von dem Augenblick an, wo dieser gleichsam aus der Dämmerung auftauchend, anfängt, die Blicke der Welt auf sich zu ziehen, wo die Quellen reichlicher fließen und die Correspondenzen häufiger werden, läßt der Biograph vorzugeweise diese Zeugnisse für sich selber reden. Aber wenn er sichtbar auch nur noch hervortritt, um die Zeitabschnitte im Leben des Dichters zu markiren, die Lücken auszufüllen und die Erzählung durch einen verbindenden Text fortzuführen, so verliert doch niemals weder er den Faden, noch sein Werk die Harmonie. Nirgends erhalten wir unverarbeitetes Material; und wenn freilich — und das nicht zu seinem Schaden — das Meiste davon aus dem Schachte des Dichters gefördert worden ist, so verringert dies in Nichts die Ehren des Biographen, der das Zerstreute gesammelt und dem Unzusammenhängenden Ordnung, Gestalt und Einheit gegeben hat.

Des höchsten Dankes werth ist es schon, diese Briefe vor allen Zufälligkeiten, welche solche Schriftstücke im Verlaufe der Zeit bedrohen, nun ein für allemal bewahrt zu haben. An gutem Willen und Mühe hat es Herr Buchner gewiß nicht fehlen lassen; aber dennoch ist seine Sammlung nicht vollständig. Unzweifelhaft enthält sie das Wichtigste; doch Einiges fehlt, was für eine feinere Nüancirung, namentlich des Uebergangs zur politischen Dichtung wünschenswerth gewesen wäre. So vor Allem die Correspondenz mit Dingelstedt, welcher genau um diese Zeit, in den Jahren von 1838 bis 1844, in intimen Beziehungen zu Freiligrath gestanden hat. In seinem Nachruf an Freiligrath hat Dingelstedt ein und das andere Wort aus diesen Briefen mitgetheilt, wodurch das Bedauern gerechtfertigt wird, an dieser Stelle nicht das Ganze erhalten zu haben. Aus mehr als einem Grunde. Man weiß, daß die Wendung im Schicksal dieser Beiden, die lange Freunde gewesen, den Einen ungefähr um dieselbe Zeit in das Exil führte, wo der Andere seine [illegible] bei Hofe begann. Dennoch, wenn auch die Politik das [illegible]

[1]) Ferdinand Freiligrath's gesammelte Dichtungen. [illegible] ständigte Auflage. Sechs Bände. Stuttgart, [illegible]'sche [illegible]

Freundschaft" sagt Dingelstedt — zeitweise gelockert: zu lösen vermochte sie dasselbe nicht. Im Sommer 1862 sahen sich die lange Getrennten in London wieder. „Ich grub ihn aus in seinem Comptoir der Switzerland-Bank," erzählt Dingelstedt. „Wir umarmten uns und küßten uns zum kopfschüttelnden Entsetzen der anwesenden Engländer .... Nach Tische begleitete ich ihn eine Strecke auf dem Wege nach seinem fernen Heim in Hackney; dann wieder er mich bis in mein Hôtel. Es war eine weiche, warme Augustnacht ... Arm in Arm durchwandelten wir nicht sowohl die Hauptstraße der fremden Weltstadt, als das verlorene Paradies unserer Jugend." Ein bleibendes Zeugniß dieses Wiedersehens und Wiederfindens ist das schöne Gedicht „An Gabriele Dingelstedt", welches sich in der Gesammtausgabe von Freiligrath's Dichtungen findet (Band II, 258). Ueber die Zeit vorher und nachher wird einst der Briefwechsel Aufschluß geben. „Die intime Geschichte dieser und vieler größerer Zerwürfnisse ist noch zu schreiben," sagt Dingelstedt, „und wird noch geschrieben werden, wenn einmal die Personal-Chronik der politischen Lyriker an das Tageslicht treten darf; ein interessantes Blatt aus der deutschen Literatur-Geschichte, welches sich der Letztüberlebende aus dem Kreise, und wär' ich selbst dieser letzte, nicht entgehen lassen darf [1])." Unser unvergeßlicher Freund hat diesen, wie so manchen anderen literarischen Plan, nicht mehr verwirklichen sollen; aber ich weiß bestimmt, daß Briefe Freiligrath's sich in seinem Nachlaß, und vermuthe, daß Briefe Dingelstedt's sich in dem Nachlasse jenes finden, so daß wir in Zukunft noch Nachricht erwarten dürfen über die nähern Umstände einer Episode, welche keinen Groll in der Seele des Einen und keinen Schatten auf der Ehre des Andern zurückließ.

Hier wäre der Ort, mich vor dem Herausgeber, vor der Familie Freiligrath's und vielleicht auch ein wenig vor dem Publicum darüber auszusprechen, weswegen ich meine Correspondenz mit dem Dichter, mit welchem ich namentlich in den Jahren von 1856 bis 1862 in regem Verkehr gestanden und häufige Briefe gewechselt, dieser Sammlung vorenthalten habe. Doch ich hoffe, die Zeit wird kommen, wo ich diese Erklärung zusammen mit den Briefen selbst geben kann; und ich glaube, daß letztere dem Bilde Freiligrath's, wenn auch selbstverständlich keinen wesentlich neuen, so doch manchen anziehenden und gemüthvollen Zug hinzufügen werden. Untrennbar verbunden sind sie mit dem Andenken an einen Dritten, den genialen Verfasser des Essays über den „Talmud", Emanuel Deutsch, dessen übersprudelnder Geist und Humor dem scherzhaften Element in Freiligrath's Wesen stets willkommene Anregung bot. Wir redeten zuletzt und schrieben uns in einer Sprache, welche, außer uns Dreien, Wenige verstanden haben mögen; wir lachten zuweilen über irgend eine neue Entdeckung an einem Londoner Ladenschild oder einer sonstigen Aufschrift, daß uns die Thränen in die Augen kamen, und unerschöpflich, wie namentlich der erfinderische, scharfsinnige Deutsch in dieser neuen Art des Amusements war, erschien mir fast noch bewundernswerther die Jugendlichkeit, die Frische, die harmlose Güte, mit welcher der berühmte, von uns innig verehrte Dichter darauf einging. Ich erinnere mich noch, wie wir Beide zuerst in der Winternacht an die Thüre seines einsam gelegenen Hauses in der Londoner Vorstadt klopften und wie gastlich wir aufgenommen wurden; wie manchen guten Tag und Abend wir nachmals darin hatten, wie wir, an einem rauhen Novembertage des Jahres 1858 zusammen nach einem Friedhofe fuhren, weit weg von London, auf der Höhe der Surrey-Hügel, wohin wir den sterblichen Resten Johanna Kinkel's das letzte Geleit gaben; wie Freiligrath uns einlud, den Abend — es war ein Samstag-Abend — bei ihm zuzubringen und wir, verhindert, erst am folgenden Abend uns einstellten; wie Freiligrath uns entgegenkam mit den Worten: „Es ist gut, daß Sie mich gestern allein gelassen", und uns dann sein herrliches Gedicht „Nach Johanna Kinkel's Begräbniß" vorlas:

[1]) Franz Dingelstedt's sämmtliche Werke. Band V (Wanderbuch), 359. — Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. 1877.

Digitized by Google

Zur Winterszeit in Engelland,
Versprengte Männer, haben
Wir schweigend in den fremden Sand
Die deutsche Frau begraben —

Wenn ich, bei der ersten Anzeige von Herrn Buchner's Werk, die Bemerkung machte, wie verhältnißmäßig frühe schon der poetische Genius Freiligrath's gereift — einige seiner schönsten Gedichte stammen aus den Jünglingsjahren von sechzehn bis zweiundzwanzig —, so muß hier, wo wir sein ganzes Leben überschauen, hervorgehoben werden, wie lang und ungeschwächt seine Kraft sich erhalten hat. Es war dies vielleicht der Lohn dafür, daß er, wenn irgend Einer, nur gesungen, wenn der Gott es ihm eingab; daß er die Sklaverei des Comptoirdienstes über sich nahm, damit seine Muse frei sei. Diejenigen Dichtungen, welche das Herz von Deutschland in Begeisterung erzittern machten, das „Hurrah Germania!", „Die Trompete von Gravelotte", „An Wolfgang im Felde", sind sechs Jahre, das unvergleichlich schöne „Lang, lang ist's her", das vorletzte in seiner Sammlung, in welchem, bei der Einweihung des Hermann-Denkmals, das dankbare Gemüth Freiligrath's der Heimath noch einmal den Zoll wehmüthiger Rückerinnerung und unverbrüchlicher Liebe darbrachte, ist kaum ein Jahr vor seinem Tod entstanden.

Noch in einem anderen Betracht ist Herrn Buchner's Werk wichtig und werthvoll: es gibt, gewissermaßen als Supplement zu Freiligrath's gesammelten Dichtungen, diejenigen, welche, als Producte seiner Jugend, von dem Dichter nicht zugelassen worden sind oder als Fragmente darin keine Stelle finden konnten. So das unvollendete Gedicht (II. 285), welches seine Entstehung einem Besuch im Lande von Robert Burns verdankt:

Hinauf, hinab den lust'gen Doon,
Hinauf, hinab den Hag,
Den Staub des Ackers auf den Schuh'n,
Den Deine Pflugschaar brach;
Ein Gast, o Burns, auf Deinen Au'n,
Hinzog ich still den Pfad,
Den Du einst zogest, wetterbraun,
Hinaus zu Saat und Mahd!
— — — — —
Und lustig fuhr der Morgenwind
Durch Aehren und Geheg;
Und blauen Augs ein barfuß Kind
Sprang lachend über'n Weg;
Und Flußgeräusch und Rieseln dann,
Und Ruf und Roßgewieh'r, —
Die Gegend klang und sah mich an,
Ganz wie ein Lied von Dir!
— — — — — —

So das andere (II. 242), in welchem Freiligrath sein Haus in Hackney schildert:

An der Weltstadt nördlichem Saum,
Fern von ihrem Gebrause,
Bei der Pappel, dem Ulmenbaum,
Ländlich steht meine Klause;

Liegt eine Wiese, genannt die Downs,
Grün und wallend dahinter,
Grünt im Schatten des Weißdornzauns
Lustig Sommer und Winter.

Dort im Grase, das wellig weht,
Weiden Füllen und Rinder;

Digitized by Google

Dorten wandelt der stille Poet,
Dort auch spielen die Kinder;

Reiten auf Ponies mit lautem Schall,
Fahren mit ehrsamen Ziegen,
Schlagen den Reif und fangen den Ball,
Lassen den Drachen fliegen;

Freu'n sich des endlos entwickelten Knaul's,
Dran er emporschwirrt zum Aether: —
Fern die Riesenkuppel St. Paul's
Anschaut den fröhlichen Zeter.

Scharf umrissen am Horizont,
Schwarz in dunstiger Gelbe,
Bald beschattet und bald besonnt,
Ragt sie wanklos dieselbe. —

Hier unter diesem Himmel und in dieser Gegend hat Freiligrath siebzehn Jahre lang — siebzehn lange Jahre — gelebt, bis, 1867, das Vaterland den Verbannten im Triumphe heimführte, zu der Heimstätte, dem Haus und dem Herd, welche die Liebe, die Verehrung, die Dankbarkeit des deutschen Volkes einem seiner populärsten und, menschlich betrachtet, edelsten Dichter bereitet hatte:

Geliebt zu sein von seinem Volke,
O herrlichstes Poetenziel!
Kranz, der aus dunkler Wetterwolke
Herab auf meine Stirne fiel ....

Verödet ist jetzt das Haus „an der Weltstadt nördlichem Saum", einst die Wohnung eines deutschen Poeten in der Verbannung und der Ort, an welchem jeder Deutsche willkommen war. Aber auf der anderen Seite der Themse, gegen Süden, auf dem Hügel von Sydenham, in Forest Hill, steht ein anderes Haus, in welchem alle diese Traditionen heilig gehalten und gepflegt werden. Es ist das, in welchem, mit einem wackeren deutschen Kaufmann verheirathet, Kate Kroeker-Freiligrath lebt, die älteste Tochter des Dichters, die Uebersetzerin seiner Gedichte, welche in Tauchnitz' „Collection of German Authors" erschienen sind [1]). Julius Rodenberg.

Die Wisbyfahrt.

Die Wisbyfahrt. Reisebriefe von den deutschen, dänischen und schwedischen Ostseegestaden von Karl Braun-Wiesbaden. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1882.

Wisby ist das Dornröschen unter den Städten. Mitten in der Ostsee gebettet und unberührt von dem drängenden Treiben der Gegenwart, schlummert es in der stummen, aber doch beredten Herrlichkeit seiner altersgrauen Mauern, seiner stolzen Thürme und seiner prächtigen Kirchen. Wenn nun auch wohl kein Königssohn die Schlafende wieder zum Leben erwecken wird, selbst wenn man den Prinzen des Märchens in den gebietenden Herrscher des Tages, den Dampf, übersetzen will, so bleibt ihr doch in jedem ihrer Züge der majestätische Ernst einer glorreichen Ver-

[1]) Poems from the German of F. Freiligrath. Edited by his Daughter. Second Copyright Edition, enlarged. Leipzig, Tauchnitz.

Digitized by Google

gangenheit und „die eine Größe, die ihr Niemand rauben kann, die der Erinnerung, und die eine Pracht, die der Ruinen." Die Poesie des Verfalls hat ihre melancholischen Reize über die alte Stadt ausgegossen, und nur rohe Menschen werden unempfindlich sein für diesen mittelalterlichen Zauber, für diese majestätischen Schatten, welche eine große Vergangenheit durch viele Jahrhunderte hindurch herüberwirft in eine bescheidene Gegenwart und Zukunft (Braun S. 192).

Unsere deutschen mittelalterlichen Städte können kühn den Vergleich mit den fremden herausfordern, ein Soest und Rothenburg, Nürnberg und Danzig, Köln und Lübeck sind einzig in ihrer Art. Vor Menschenaltern, ja noch in den ersten vier Jahrzehnten unseres Jahrhunderts, als unser politisches und wirthschaftliches Leben überall noch unterbunden, gefesselt und eingeengt war, mögen sich einige von ihnen höchstens quantitativ von Wisby unterschieden haben, aber heute, in unserem Eisenbahn- und Telegraphen-Zeitalter, wo auch in ihnen Handel, Geschäft und Politik ihre Fangarme nach allen Seiten hin ausstrecken, sind sie mit so viel neuen Grundstoffen versetzt, daß sie einen ganz andern und zwar durchaus modernen Charakter gewonnen haben. So gibt es kaum noch eine Stadt, welche Wisby gleich käme. Braun vergleicht es mit Soest in Westfalen. Diese Parallele trifft ziemlich zu, namentlich für denjenigen, welcher die ehrwürdige westfälische Hansestadt noch gekannt hat, als ihre alten Mauern mit den Katzenthürmen noch ziemlich unversehrt standen. Freilich liegt Soest nicht an schroffen Kalksteinklippen und ebenso wenig bricht sich die brausende Meeresfluth zu seinen Füßen; aber Bauart, äußere Entwicklung und innere Geschichte haben sie vielfach mit einander gemein. In beiden Orten findet man dieselben hohen Giebeldächer, dasselbe holprige Pflaster, dieselben engen Gassen und dieselben leeren Räume, wie große Gärten hinter und lebloſe Plätze vor den Häusern. Wie in Soest nur eine einzige Straße die Petri- und Patrocli-Kirchen trennt, so liegen auch in Wisby die heilige Dreifaltigkeits- und St. Lorenzkirche nur 20 Schritte auseinander. Hier wie dort trägt noch das alte, zum Theil verfallene und zum Theil verfallende Gemäuer den classischen Ausdruck eines niederdeutschen Gemeinwesens, welches durch die Gunst der Zeiten, die Constellation des Weltmarktes und die nachhaltige Energie seiner Bürger das geworden ist, was es war, bis es durch die Ungunst der Zeiten, die Umwälzungen im Welthandel und in Folge dessen durch die Lahmlegung seiner Kräfte wieder zur Kleinstadt herabsank. Die Vermittlung, die Brücke zwischen Soest und Wisby etwa bildet Lübeck, jene mächtige Schöpfung Heinrich des Löwen an der Trave, welche von ihrem Gründer mit dem Soester Rechte belehnt wurde, dieses aber weiter nach Wisby und in die ferne Ostsee verpflanzte. Mit dem Soester Rechte waren auch seine Träger, die Westfalen, und die von ihnen theilweise abstammenden Lübecker nach Gothland gekommen und hatten hier ein Gemeinwesen geschaffen, wo der „gemeine deutsche Kaufmann" herrschte und Reichthümer erwarb. Als ich in der alten Marienkirche Wisby's die Grabsteine aus dem 13. und 14. Jahrhundert las, glaubte ich mich in die Petri- oder Wiesenkirche von Soest versetzt, so heimathlich klangen die Namen der hier Ruhenden.

Die Männer des Morgen- und Abendlandes trafen in Wisby, dem Hauptstapelplatz des Nordens, zusammen, um die Erzeugnisse des Orients und Occidents mit einander auszutauschen. Von Persien und vom caspischen Meere, vom Innern Rußlands und aus den Niederlanden zogen sie nach der Insel Gothland und trieben hier gewinnreichen Handel. Noch sind in Wisby die Ruinen einer byzantinischen Kirche vorhanden, noch werden dort ab und zu arabische Münzen gefunden. Die Stadt spielte im hohen Norden eine ähnliche Vermittlerrolle wie Venedig im Süden. Sie sank aber in Schutt und Asche dahin, als sie am 27. Juli 1361 in die Hände des Dänenkönigs Waldmar Attadag fiel, und erholte sich auch in der Folge nie wieder von ihrer damaligen Zerstörung. Eine noch ziemlich unversehrt erhaltene Ringmauer von 12,000 Fuß Länge und 30 Fuß Höhe umgibt noch heute Wisby; aus ihr aber ragen noch 28 stolze Thürme hervor. Achtzehn Kirchen, deren Mehr-

Digitized by Google

zahl in rein gothischem Stile erbaut ist, aber auch in Ruinen liegt, zeugen noch heute von der verschwundenen Pracht. Lübeck trat fortan in die dominirende Stellung Wisby's ein; „die Lübecker Vampyre" sogen ihm die letzte Lebenskraft aus.

Auf diesem gewaltigen geschichtlichen und namentlich Norddeutschland interessirenden Untergrunde entwirft Braun in dem hier angezeigten Buche ein prächtiges farbenreiches Bild, zu welchem er die treffendsten Züge an Ort und Stelle gesammelt und verarbeitet hat. Er war einer der Theilnehmer an jener Wisbyfahrt, welche auf Anregung Hamburger und hanseatischer Geschichtsfreunde im Sommer 1881 von Lübeck aus nach Gothland unternommen wurde. Seine Erzählung gibt aber viel mehr als persönliche Eindrücke oder flüchtige Reiseskizzen; sie bringt auch keine mühsam verarbeiteten antiquarischen Notizen, noch gelehrt erscheinende Citate aus nicht gelesenen Quellen, sondern sie sucht dem Leser an dem Beispiel einer einst mächtigen Stadt die Entwickelungsgeschichte und das Rechtsleben eines wesentlichen Theils mittelalterlich-deutschen Culturlebens zu erklären. So regt sie überall zu eigenem Beobachten und vergleichendem Denken an. Braun ist als langjähriger Reisender, guter Beobachter und treuer Berichterstatter zu vortheilhaft bekannt, als daß ich nöthig hätte, seinen längst bewährten Beruf für diesen Zweig unserer Literatur erst nachzuweisen. Abgesehen von einigen stereotypen Wiederholungen und Wendungen, durch die er vielfach seine eigene Wirkung beeinträchtigt, gehört er zu unseren besten Reiseschriftstellern, denn mit offenem, ungetrübtem Blick, gesundem, klarem Urtheil und einem reichen juristischen, geschichtlichen und volkswirthschaftlichen Wissen, das namentlich auf diesem Gebiete sich zu zeigen so häufig Gelegenheit findet, versenkt er sich zugleich liebevoll in seinen Gegenstand und weiß ihm stets neue und fesselnde Seiten abzugewinnen.

Heut zu Tage, wo eine förmliche Jagd auf neue Sommerfrischen angestrebt wird und wo sich der große Strom der Reisenden fast ausschließlich nach dem Süden ergießt, ist es doppelt befremdend, daß sich der nördlichen Ostsee und namentlich Wisby, einer der wenigen vollständig erhaltenen mittelalterlichen Städte keine größere Aufmerksamkeit zuwendet. Es wäre zu wünschen, daß das Beispiel der vorjährigen Wisbyfahrer eifrige Nachahmung fände. Einen großen Vorzug würden die Nachfolger jedenfalls vor den Vorgängern besitzen: ein vortreffliches Reisehandbuch, wie das Braun'sche, welches aber auch jedem zu Hause bleibenden Geschichtsfreunde Belehrung und Unterhaltung in Hülle und Fülle bietet. Friedrich Kapp.

Digitized by Google

βρ. **Entwicklungsgeschichte des Geistes der Menschheit.** In gemeinverständlicher Darstellung von Gustav Diercks. Erster Band, das Alterthum. Berlin, Theodor Hofmann. 1881.

Hätte der Verfasser seinem Buche einen andern Titel gegeben, so wären wir weniger enttäuscht worden. Der Titel bezeichnet die höchste Aufgabe der Geschichtschreibung und die ist noch lange nicht lösbar. Sogar dann nicht, wenn unter Menschheit nur unsre asiatisch-europäische Cultur (mit Einschluß der Aegypter) verstanden wird. Das Buch enthält eine Darstellung gewisser Hauptrichtungen des geistigen Lebens der oben genannten Völker. Was man loben kann, ist die Absicht; der Inhalt kann trotz mancher Irrthümer wohl ohne Schaden in's Publicum dringen und dort wird der Verfasser eher einen Gläubigen für seine Hypothesen finden als bei uns. Nach einer Einleitung über die Anfänge des Geisteslebens folgt eine Schilderung des religiösen, bürgerlichen und wissenschaftlichen Lebens der Aegypter, Mongolen, „Indogermanen und Juden", des Buddhismus, der Cranier, der Semiten, der Griechen und Römer: alles dies natürlich nach dem Standpunkt der Kenntnisse des Verfassers. Der zweite Band soll das Mittelalter und die Neuzeit umfassen. — Die Kategorie der Objectivität stellt Verf. gleich mit Vorwalten der Phantasie und Poesie (134). Wir glauben, daß durch solche und ähnliche Schlagwörter ein Volksgeist entweder gar nicht charakterisirt werden kann, oder daß jene Bezeichnungen, um überhaupt etwas zu bedeuten, einer sehr gründlichen Unterstützung durch Thatsachen bedürfen. — Das Adjectivum „culturell" halten wir nicht für eine erfreuliche Bereicherung unseres Wortschatzes.

γ. **Die geographische Erforschung des Afrikanischen Continents** von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage. Ein Beitrag zur Geschichte der Erdkunde von Dr. Philipp Paulitschke. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Wien, Brockhausen & Bräuer. 1880.

Die ersten Abschnitte dieses bedeutenden und dankenswerthen Werkes, „die Kenntniß Afrika's im Alterthum" (1—33) und „die Erforschung Afrika's im Mittelalter" (34—59) sind leicht aufgerichtete Vorhallen, durch welche man zu dem Haupttheil „die Afrikaforschung der Neuzeit" (60—310) rasch hingelangt; anhangsweise und leider etwas stiefmütterlich behandelt folgen die Inseln nach (310; 311—314), was bei ihrer so hohen geographischen Wichtigkeit sehr zu bedauern ist. Doch bringt der Haupttheil des Buches auch für sie noch manche werthvolle Notiz. Auch dieser ist nicht gleichmäßig behandelt; die wirklich ausführliche Darstellung beginnt erst (S. 81) mit dem Jahre 1788, sie umfaßt also etwa die letzten 100 Jahre. Daß das Buch mit glücklichem Griff einem sehr wesentlichen wissenschaftlichen Bedürfniß entgegenkommt, beweist der Umstand, daß es schon ein Jahr nach seinem ersten Erscheinen die 2. Auflage erlebte. Leider aber wird die Benutzung desselben dem Fachmann durch zahlreiche Ungenauigkeiten sehr erschwert; das Werk ist nur mit großer Vorsicht zu gebrauchen. Zwar daß eine Sammlung auch nur der wichtigsten Afrika-Reisen nicht leicht zur Vollständigkeit zu bringen ist, daß also auch hier gar mancherlei fehlt, das ist begreiflich genug und weniger störend; sehr störend aber sind die vielen Fehler in Jahreszahlen, in den Eigennamen und namentlich in den Literaturangaben. Letztere sind überhaupt nicht gleichmäßig gearbeitet, ebenso wenig, wie die Behandlung der Autoren eine gleichmäßige, streng systematische ist: unbedeutendere werden hier und da eingehender besprochen, bedeutendere nur genannt. Das Bild der Entdeckungsgeschichte, welches wir erhalten, ist also nur im Allgemeinen richtig, im Einzelnen muß es vielfach zurecht gerückt werden. Eine gewiß bald nöthige 3. Auflage wird hoffentlich abermals viel verbessern!

γγ. **Italienische Dichter- und Künstler-Profile.** Kritische Essays von Martino Roeder. Leipzig, Louis Senf. 1880.

Des Verfassers Absicht ist, zu zeigen, daß die neuesten Maler und Musiker, Dichter und Prosaschriftsteller Italiens keineswegs, wie vielfach gemeint wird, Niedergang und Verfall, sondern reges Leben und vielseitigen Eifer in Literatur und Kunst bekunden. Zu diesem Zweck nimmt er fünfzehn dieser „neuen Männer" durch, unter denen gar manche auch in Deutschland viel und ehrenvoll genannt werden: de Amicis, Boito, Cossa und Farina. In einem Anhange stellt er fünf Aufsätze zusammen, die mit den Profilen nichts zu thun haben und die wohl nur beigegeben wurden, um das Buch etwas anzuschwellen: spanische Kunst auf der Pariser Ausstellung — selbst der begeistertste Lobredner des Verfassers würde in diesem Aufsatz keinen Zusammenhang mit dem Thema des Buches erkennen —; deutsche Musik in Italien; das Osterfest in der heiligen Stadt; Mephistophele, Oper von Boito; der Carneval in Mailand. Der Artikel über Boito's, jetzt auch in Deutschland eingeführte, wenn auch nicht eingebürgerte Oper, zugleich einer der längsten des ganzen Buches, wird wohl nicht geringes Interesse erregen, er ist recht instructiv, aber gar zu enthusiastisch und in den Partien, in denen er das Musikalische, das, wie es scheint, das eigentliche Arbeitsfeld des Verfassers ist, verläßt, ziemlich dilettantisch. Ueber manche literarische Production der bekannteren Autoren wird man anderer Meinung sein als der Verfasser; in unbekannte Regionen wird man sich gern von ihm als einem kundigen Führer geleiten lassen.

αα. **Im ostindischen Dienste.** Lebensbeschreibung des englischen Obersten Meadows Taylor. Nach dessen eigenen Aufzeichnungen deutsch bearbeitet von Kunhardt v. Schmidt. Mit einer Kartenskizze von Indien. Berlin, Mittler & Sohn. 1880.

Meadows Taylor ist 36 Jahre lang in Ostindien thätig gewesen, zuerst kurze Zeit als Handlungslehrling, dann als Officier, endlich am längsten und segensreichsten in der Civilverwaltung. Die Verwaltung des großen Bezirkes von Hyderabad ist eigentlich ganz von ihm eingerichtet. Daneben ist er literarisch thätig gewesen, während langer Zeit als indischer Correspondent der „Times", nach seiner Rückkehr als Romanschriftsteller und Archaeologe. Seine Romane (Tara, Ralph Darnell u. a.) entlehnen

Digitized by Google

ihren Gegenstand der indischen Geschichte; von seinen wissenschaftlichen Werken ist das bedeutendste die Photographiensammlung, die unter dem Namen „Das indische Volk", als officielle Publication erschienen ist. —

Die Autobiographie zeigt uns ihren Helden auf dem Boden, auf dem seine Schöpfungen erwachsen sind. Bedeutende Persönlichkeiten (Lord Bentinck, Wellington, Macaulay) treten in der Erzählung nur ganz vorübergehend auf. Aber ein lebendiges Bild erhalten wir von dem Autor und von Land und Leuten, denen seine Wirksamkeit gilt. —

rp. **Parisiana.** Plaudereien über die neueste Literatur und Kunst der Franzosen von M. G. Conrad. Mit dem Porträt Emile Zola's in Radirung. Breslau, S. Schottlaender.

Die Aufsätze über das Theater, über die modernen französischen Heroen der Literatur, der Journalistik, der Musik, der darstellenden und der bildenden Kunst, die wir in diesem Buche finden, sind mehr als Plaudereien, trotz des prickelnden Causerie-Tones, in dem sie uns geboten werden — es sind recht eigentlich kritische Excurse, die auf eingehende Studien, auf geistvolle Erfassung der gewählten Themata sich stützen, und zugleich sind es Bekenntnisse, die Propaganda machen, sich Beachtung und Anhänger erwerben wollen. Beherrschung des Stoffes, piquante Sprache, geistvolle Aperçus, originelle Anschauungen zeichnen alle diese Aufsätze aus, ihr positiver Werth aber wird vermindert durch sehr decidirte Subjectivität, die der Autor nirgends verleugnet, die ihn zum Parteigänger macht, hier enthusiasmirt, dort fast fanatisirt. Die Bilder die uns M. G. Conrad in dieser Manier z. B. von Emile Zola und Emile Augier entwirft, sind in Charakteristik und Colorit meisterhaft gelungen, künstlerisch gestaltet und hochinteressant aufgefaßt, selbst da, wo für uns der Irrthum beginnt. Aber wir vermissen den objectiven Standpunkt, der uns an die Richtigkeit eines historischen Kunstwerkes einzig und allein glauben läßt; wir bewundern es wohl, wir entnehmen ihm aber nur mit Reserve Belehrung.

yy. **Hans Landtschadt von Staynach.** Ein Culturbild aus der Reformationszeit von Rudolph Bernhard von Walther. Heidelberg, Karl Winter's Universitätsbuchhandlung. 1880.

Kein Culturbild, sondern eine culturhistorische Novelle mit vielen Anmerkungen, welche historische Belege enthalten. Aus diesen ersieht man, daß der Verfasser die Quellen jener Zeit, u. A. auch einige ungedruckte Urkunden, namentlich aber die über dieselbe handelnden Monographien gründlich studirt hat; vom Humanismus und der Reformation, von Klöstern und dem Streit über die Bücher der Juden ist die Rede; das Jahr 1500 bildet den Anfangspunkt, der Bauernkrieg ist die Endgrenze der Erzählung. Natürlich treten die wichtigeren historischen Persönlichkeiten jener Zeit mithandelnd oder mitredend auf: Bauernführer, Ritter, Fürsten und Gelehrte, auch Luther spielt eine Rolle. Daß dann in der Novelle von Freundschaft und Liebe, von merkwürdigen Abenteuern ꝛc. die Rede ist, versteht sich von selbst. Der Ritter Landtschadt wird mit seiner Elisabeth glücklich. Aber nicht in diesen einzelnen Episoden besteht der Reiz und auch der Werth des Buches, sondern in der geschickten Aneinanderreihung von Historischem und Erdichtetem, in der liebenswürdigen Manier, ohne Aufdringlichkeit zu belehren und anspruchslos zu unterhalten. Das historische Colorit ist ziemlich treu gewahrt; ob freilich ein deutscher Prinz am Anfang des 16. Jahrhunderts: Mort de ma vie ausgerufen hat (wie S. 197 vorausgesetzt wird), möchte ich bezweifeln.

ϱ. **Ecos del Rin.** Colleccion de poesias alemanas, traducidas en verso por Francisco Sellen. New York, N. Ponce de Leon, 40 y 42 Broadway. 1881.

Ein Bändchen deutscher Gedichte in spanischer Uebersetzung ist eine interessante Erscheinung, und wir dürfen um so dankbarer dafür sein, als der Uebersetzer seine Arbeit mit Verständniß und Anspruchslosigkeit gethan hat. Daß der deutsche Geist den spanischen zu beeinflussen beginne, haben wir früher schon auf anderen Gebieten, namentlich der Naturwissenschaft und Philosophie, bemerkt; es ist erfreulich, daß man nunmehr auch den Versuch macht, der deutschen Dichtung spanischerseits näher zu treten. Herr Sellen, der — wie er im Vorwort andeutet — in Cuba geboren worden, ist ein ausgezeichneter Kenner der deutschen Literatur, was nicht nur aus der Auswahl der von ihm mitgetheilten Gedichte selbst, sondern auch aus den Bemerkungen zu den einzelnen Dichtern und der Einleitung hervorgeht. Das Charakteristische der deutschen Lyrik besteht für ihn in der tiefen Liebe zur Natur, der aufmerksamen Beobachtung ihrer Erscheinungen und ihres Eindrucks auf die Seele. Daher die Neuheit und Frische ihrer Bilder, die sinnvolle Einfachheit ihres Stils, die Tiefe der Gedanken und jene melancholische Färbung, wie eine solche Betrachtung des Lebens sie hervorbringt. Bewunderungswürdig scheint ihm ferner die Fähigkeit der deutschen Lyrik, sich in den Geist der Dichtung anderer Völker zu versenken; und er erklärt daraus die Mannigfaltigkeit der Motive und Formen, welche ihn wahrhaft in Erstaunen setzt und in welcher jene nicht ihres Gleichen habe. Daß er von einer Dichtung, in welcher der Name Goethe glänzt, keinen genügenden Begriff geben könne auf den wenigen Blättern seines Bändchens, verhehlt sich Herr Sellen nicht; aber einen im Ganzen richtigen Ueberblick empfangen wir, und soweit es die Schwierigkeiten der Sprache zuließen, auch eine ziemlich getreue Reproduction der einzelnen Stücke, wenn auch allerdings nicht immer in den ursprünglichen Versmaßen. Aus naheliegenden Gründen sind ihm Heine, Platen und Geibel, so verschieden unter sich, am Besten gelungen; jedoch auch Uhland, Rückert, Lenau, Freiligrath und die Andern, bis herab auf einige der Jüngsten, sind in ihrem spanischen Gewande wohl noch erkennbar.

rp. **Deutsche Treue.** Historische Erzählung von Edward Jost. 2 Bände. Stuttgart, Richter & Kappler. 1881.

Die Zeit, in die uns Edward Jost hineinführt, das Ende des 17. Jahrhunderts in

Digitized by Google

Deutschland, ist eine schon oft beleuchtete, unzählige Mal geschilderte Periode. Trotzdem haben wir seine Erzählung „Deutsche Treue" mit lebhaftem Interesse gelesen. Die geschichtlichen Ereignisse sind hier mit den Erlebnissen der einzelnen Personen so innig verknüpft, daß jene neues Leben für uns gewinnen, und die Schrecken einer schmachvollen Zeit in voller Deutlichkeit vor uns treten. So wird, wie der Autor es wünscht, wirklich „ein Stück Geschichte aus den Köpfen in die Herzen gebracht" und hiermit wollen wir dem Buche wohlverdientes Lob gespendet haben.

μλ. **Ueber den Ursprung der homerischen Gedichte,** von J. P. Mahaffy. — **Ueber die Sprache der homerischen Gedichte** von A. H. Sayce. **Autorisirte Uebersetzung** von Dr. J. Imelmann. Hannover, Helwing'sche Verlagsbuchhandlung. 1881.

Die in lesbarster Form gebotene Uebersetzung zweier Aufsätze hervorragender englischer Philologen darf schon als Probe willkommen gelten für die Art, wie man heute jenseits des Canals die große „homerische Frage" behandelt, welche von deutschen Gelehrten — ich brauche nur Friedrich August Wolf, Lachmann und Kirchhoff zu nennen — „gegründet" worden ist. Zugleich bietet diese Würdigung des Auslandes einen neuen Beleg dafür, wie wenig man bei uns in wissenschaftlichen Dingen zu „monopolisiren" geneigt ist. In Beziehung auf die Genesis der Ilias und Odyssee hat jeder Forscher seine eigene Religion — und er darf sie haben. Es ist damit bestellt, wie mit den großen Problemen der Naturwissenschaft; die Aussicht, daß die letzten Gründe des Wachsthums einer Pflanze sich vielleicht nie werden aufdecken lassen, hindert nicht, mit rastlosem Eifer zu beobachten, zu analysiren und zu vermuthen. Ebenso unermüdlich geht man in unserm Jahrhundert den Gedichten Homer's mit Lupe und Secirmesser zu Leibe; jede Partikel wird sorgsam geprüft, der Zusammenhang des Ganzen der peinlichen Frage unterworfen, das Metrum behorcht, das Lokal durchwühlt, kurz keine Methode bleibt unversucht, um der edelsten Dichtung des Alterthums ihr Geheimniß abzulocken. Mahaffy reflectirt über die Gedichte vom Standpunkte der sogenannten „höheren Kritik"; er hält, ähnlich wie Grote, an dem Gedanken einheitlicher Compositionen verschiedener Dichter fest, die allmälig eine Summe fremdartiger Beimischungen erfahren hätten. Sayce wiederum sieht in der Sprache das einzig unfehlbare Scheidemittel. Er findet in ihr ein künstliches Mosaik, welches auf dem Wege durch zahllose Generationen, Dichter- und Recitatorenschulen aus aeolischen, ionischen und attischen Stücken zusammengewirkt sei. Die scheinbare Einheit der Gedichte sei nur Folge einer nachträglichen Redaction von Einzelliedern. Homeros, der „Zusammengefügte", verdanke seinen Ursprung dem Genius der ganzen Nation, nicht der Gestaltungskraft eines Einzelnen.

γγ. **Geschichte des deutschen Reichs** vom Ende des vierzehnten Jahrhunderts bis zur Reformation. Von Dr. Theodor Lindner, ordentl. Professor der Geschichte an der Königl. Akademie zu Münster. Erste Abtheilung: Geschichte des deutschen Reichs unter König Wenzel. Zweiten Bandes erste und zweite Hälfte. Braunschweig, C. A. Schwetschke & Sohn. 1876 und 1880.

Dem langathmigen Titel entspricht die Bearbeitung des Werks. Das ganze Unternehmen soll die Geschichte von etwa 150 Jahren umfassen, die erste Abtheilung 24 Jahre, da König Wenzel 1376 gewählt und 1400 abgesetzt wurde. Nun enthalten wirklich die zwei vorliegenden Bände — etwa 1000 Seiten — die Regierungsgeschichte dieses einzigen Königs, dessen Thaten von verhältnißmäßig geringem Belang und für den das Material einigermaßen gesichtet und geordnet ist. Bedenkt man, daß der Verf. zur Vollendung des bisher Vorliegenden 5 Jahre gebraucht hat, daß für das folgende Jahrhundert die Ereignisse von ungleich größerer Bedeutung sind, das Material aber viel weitschichtiger und größtentheils ungedruckt ist, so kann man mindestens auf fernere 7000 Seiten rechnen, die nach Analogie der ersten eine Arbeitszeit von 35 Jahren beanspruchen würden. Damit würde der Verf. für die Arbeit seines ganzen Lebens gesorgt haben, aber dem Ideal einer deutschen Geschichte kaum näher gekommen sein. Dieses Ideal wird auch durch die Art der Behandlung nicht erreicht: die ausländischen Verhältnisse sind mit unnöthiger Weitschweifigkeit behandelt. Ferner: das Werk heißt: „Geschichte des deutschen Reichs" und es scheint wirklich, daß der Begriff der alten „deutschen Reichs- und Staats-Geschichte" wieder darin aufleben sollte. Denn ob in der abgehandelten Zeit ein deutscher Schriftsteller geschrieben oder ein deutscher Künstler gewirkt hat, davon erfahren wir kein Wort; man könnte fast auf den Gedanken kommen, es habe damals kein deutsches Volk gegeben, denn von diesem, seinen Leiden und Mühen, seinen Zuständen und Bestrebungen ist mit keiner Silbe die Rede. So stellt sich das Werk zwar als ein sehr fleißiges dar: es fehlt nicht an sehr reichlichen Anmerkungen, an einem sehr sorgfältigen Index, an zahlreichen Beilagen, die kritische Excurse und urkundliche Mittheilungen enthalten; eine stattliche Reihe von Archiven und Bibliotheken ist ausgebeutet, — aber ein erfreuliches und lesbares Buch ist dabei nicht zu Tage gefördert worden. Diese Hauptforderung indessen sollte man billigerweise an jedes noch so gelehrte Werk stellen dürfen.

Digitized by Google

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 16. Mai zugegangen, verzeichnen wir, näheres kündigen noch Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Amicis. — Konstantinopel von Edmondo de Amicis. Aus dem Italienischen übersetzt von Agnes Burchard. Rostock, W. Werther's Verlag. 1882.

Andreas. — Der Orden der Odd-Fellow's, dessen Geschichte, Organisation und Wesen. Bearbeitet von Dr. Andreas, Exweister der Noris-Loge Nr. 2 von Bayern I. O. O. F. zu Nürnberg. Leipzig, E. Grimm. 1882.

Anhaeufer. — Gedichte von W. Anhaeufer. Trier, Fr. Lintz'sche Buchhdlg. 1882.

Ashe's Collection of english authors british and american. Vol. 181. 182. Joseph's Coat by D. Christine Murray. Copyright edition. 2 Vols. Hamburg, K. Grädener & J. F. Richter. 1882.

Baker. — Ueber die Musik der Nordamerikanischen Wilden von Theodor Baker. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1882.

Balzo. — Roma di Carlo del Balzo. Milano, D. G. Brigola. 1882.

Bastian. — Der Buddhismus in seiner Psychologie von A. Bastian. Mit einer Karte des Buddhistischen Weltsystems. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbchhdlg. 1882.

Baumbach. — Mein Frühjahr. Gesammelte Gedichte von „Enzian. Ein Gaudeamus für Bergsteiger" von Rudolf Baumbach. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1882.

Bresch. — Der Chemismus, Magnetismus und Diamagnetismus im Lichte mehrdimensionaler Raumanschauung. Eine naturwissenschaftliche Studie mit 19 in den Text gedruckten Figuren von Richard Bresch. Leipzig, Selbstverlag des Verfassers. 1882.

Brockhaus' Conversations-Lexikon. Dreizehnte, vollständig umgearbeitete Auflage. Mit Abbildungen und Karten auf 400 Tafeln und im Texte. Heft 19—21. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1882.

Chaillu. — Im Lande der Mitternachtssonne. Sommer- und Winterreisen durch Norwegen und Schweden, Lappland und Nord-Finnland. Nach Paul B. Du Chaillu frei übersetzt von A. Helms. Mit 48 Tondibern und 20 Holzschnitten im Text. Mit einer großen Karte von Stockholm und Karte. Lfg. 11—12. Breslau, Ferd. Hirt & Sohn.

Collection Spemann. Deutsche Hand- und Hausbibliothek. Bd. 22. Lichtenstein. Romantische Sage von Wilhelm Hauff. Mit einer Einleitung von Julius Klaiber — Bd. 23. Lydia. Aus dem Italienischen der Grazia Pierantoni-Mancini, überlegt von Helene Lobedan. Einzige autorisirte deutsche Ausgabe. Mit einer Einleitung von Fanny Lewald. Stuttgart, W. Spemann.

Deutschthum, das, im Auslande. Einige Worte zur Aufklärung von einem Stock-Magyaren. Berlin, H. Th. Mrose. 1882.

Dichter, Deutsche, des sechzehnten Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Worterklärungen. Herausgegeben von Karl Goedeke und Julius Tittmann. 16. 17. Bd. Elopus. Von Burchard Waldis. 2 Thle. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1882.

Dinclage. — Wir. Småland-Geschichten von E. von Dinclage. Leipzig, W. Friedrich. 1882.

Eberhard. — Johann August Eberhard's synonymisches Handwörterbuch der deutschen Sprache. 13. Aufl. Nach der von Dr. Friedrich Rückert besorgten 12. Ausgabe durchgängig umgearbeitet, vermehrt und verbessert von Dr. Otto Lyon und Dr. F. Wilbrandt. Mit Uebersetzung der Wörter in die englische, französische, italienische und russische Sprache von Dr. O. Asher und Prof. Dr. Aug. Boltz. Leipzig, Th. Grieben's Verlag (L. Fernau). 1882.

Erdmann. — Reflexionen Kant's zur kritischen Philosophie. Aus Kant's handschriftlichen Aufzeichnungen herausgegeben von Benno Erdmann. 1. Band. 1. Heft. Reflexionen zur Anthropologie. Leipzig, Fues's Verlag (R. Reisland). 1882.

Erfindungen, die, der neuesten Zeit. Zwanzig Jahre industrieller Fortschritte im Zeitalter der Weltausstellungen. Mit besonderer Rücksicht auf Patentwesen und die Ziele der Kunstindustrie. Unter Mitwirkung von Ingenieuren des k. Patentamtes und anderen Fachmännern. Herausgegeben von Dr. G. von Mayden und Heinr. Franberger. Mit zahlreichen Text-Abbildungen und Kunstbeigaben. Ergänzungsband zur Pracht-Ausgabe vom Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrien. Heft 5—8. Leipzig, C. Spamer.

Faulmann. — Illustrirte Geschichte der Buchdruckerkunst, ihrer Erfindung durch Johann Gutenberg und ihrer technischen Entwicklung bis zur Gegenwart. Von Karl Faulmann. Mit 14 Tafeln in Farben- und Tondruck, 12 Beilagen und 300 in den Text gedruckten Illustrationen, Schriftzeichen und Schriftproben. Lfg. 12—18. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Fröbel. — Erinnerungsblatt an den hundertjährigen Geburtstag Friedrich Fröbel's. Leipzig, Weltpostverlag.

Garde à vous. 1900. Garde à vous! De la sprée à l'escaut par la marne. Paris, J. Dumaine. 1882.

Gewerbehalle. Organ für den Fortschritt in allen Zweigen der Kunstindustrie, unter Mitwirkung bewährter Fachmänner redigirt von Ludwig Eisenlohr und Carl Weigle, Architekten in Stuttgart. 20. Jahrg. Heft 5. Stuttgart, J. Engelhorn. 1882.

Girndt. — Tantelmann. Trauerspiel in 5 Akten von Otto Girndt. Oldenburg, Schulze'sche Hof-Buchhdlg. 1882.

Gotthelf. — Wie Anne Bäbi Jowäger haushaltet und wie es ihm mit dem Doktern geht. Von Jeremias Gotthelf. Neue wohlfeile Ausgabe. 2 Bde. Berlin, Jul. Springer. 1882.

Göginger. — Realtexikon der deutschen Alterthümer. Ein Hand- und Nachschlagebuch für Studirende und Laien, bearbeitet von Ernst Göginger. Heft 11. Leipzig, W. Urban.

Grazie. — Gedichte von M. E. belle Grazie. Herzberg a. H., G. F. Simon. 1882.

Grieben's Reise-Bibliothek. Band 6. Berlin, Potsdam und Umgebungen. Praktischer Wegweiser mit zwei Plänen von Berlin, Plan von Potsdam sowie Karte der Umgegend von Berlin. 25. Aufl. Durchgesehen von E. Friedel. Berlin, A. Goldschmidt. 1882.

Grube. — Christian Günther. Schauspiel in 5 Akten von Max Grube. Oldenburg, Schulze'sche Hof-Buchhdlg. 1882.

Gutzkow. — Von der Kirche zur Natur. Ausdruck der Hauptgeistesströmung unsers Zeitalters. Bekräftigt durch Kernworte der besten Denker. Von Hans Guttzeit. 1. Lfg. Berlin, H. Th. Mrose. 1881.

Haller. — Geschichte der russischen Literatur von K. Haller, Oberlehrer der russischen Sprache am Riga'schen Stadt-Gymnasium und Lector am baltischen Polytechnikum. Riga & Dorpat, Schnakenburg's litho- u. typogr. Anstalt. 1882.

Heimgarten. Eine Monatsschrift, gegründet und geleitet von P. K. Rosegger. VI. Jahrg. Heft 8. Mai 1882. Graz, Leykam-Josefsthal.

Hohenzollern, die, und das Deutsche Vaterland, von Dr. R. Graf Stillfried-Alcantara und Professor Dr. Bernhard Kugler. Illustrirt von den ersten deutschen Künstlern. Lfg. 18—21. München, Friedr. Bruckmann's Verlag.

Ibner. — Statistische Tafel aller Länder der Erde. Von Otto Hübner, Berlin. 31. verbesserte Aufl. Frankfort a. M., W. Kommel. 1882.

Jodl. — Geschichte der Ethik in der neueren Philosophie von Friedrich Jodl, Privatdocent der Philosophie an der Universität München. 1. Band. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts; mit einer Einleitung über die antike und christliche Ethik. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1882.

Kingsley. — Hypatia, oder neue Feinde mit alten Gesicht. Aus Teutsche übertragen von Sophie von Gitlo. Mit einem Vorwort von Christian Karl Josias Bunsen. 3. Aufl. 2 Theile. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1882.

Kirchhoff. — Friedrich. Ein Studentenleben. Von Christian Kirchhoff Altona, Schlüter'sche Buchdlg. 1882.

Kohler. — Aus dem Lande der Kunst von Dr. Jos. Kohler. Würzburg, Stahel'sche Buch- u. Kunsthandlung. 1882.

Kompert. — Leopold Kompert's gesammelte Schriften in 60 Lieferungen. Lfg. 1. Berlin, L. Gerschel, Verlagsbuchhdlg. (G. Gottmann.) 1882.

Krause. — Zur Widerlegung des Satzes: Ueber den Geschmack lässt sich nicht streiten von Albrecht Krause. Lahr, M. Schauenburg. 1882.

Krause. — Populäre Darstellung von Immanuel Kant's Kritik der reinen Vernunft. Zu ihrem hundertjährigen Jubiläum verfasst von Albrecht Krause. 2. Aufl. Lahr, M. Schauenburg. 1882.

Kretschmer. — Die Trachten der Völker vom Beginn der Geschichte bis zum neunzehnten Jahrhundert von Albert Kretschmer und Dr. Carl Rohrbach in Gotha. 2. Aufl. Lfg. 25. Leipzig, J. G. Bach's Verlag.

Kretzer. — Die Betrogenen. Berliner Roman von Max Kretzer. 2 Bde. Berlin, Kogge & Fritze. 1882.

Kroner. — Der vierfüßige Speisvogel und die zweifüßigen Spaßvögel. Ornithologische Glossen zur Kritikasterei. Von Dr. Philipp Kroner. Loebau a. Westpreuß. 1882.

Krufe. — Brutus. Trauerspiel von Heinrich Krufe 2. Aufl. Leipzig, G. Hirzel. 1882.

Digitized by Google

Leixner. — Unser Jahrhundert. Ein Gesammtbild der wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Geschichte, Kunst, Wissenschaft und Industrie der Neuzeit. Von Otto von Leixner. Mit zahlreichen Illustrationen. Lfg. 41—43. Stuttgart, J. Engelhorn.

Lübke. — Geschichte der Renaissance in Deutschland von Wilhelm Lübke. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Mit über 300 Illustrationen in Holzschnitt. Lfg. 7. 8. Stuttgart, Ebner & Seubert. 1882.

Moldenhauer. — Das Weltall und seine Entwickelung. Darlegung der neuesten Ergebnisse der kosmologischen Forschung von C. F. Theodor Moldenhauer. Lfg. 8. 9. Köln, E. H. Mayer. 1882.

Molière und seine Bühne. Molière-Museum. Sammelwerk zur Förderung des Sinnes des Dichters in Deutschland in zwanglosen Heften herausgeg. von Dr. Heinrich Schweitzer. IV. Heft. Wiesbaden. 1882.

Niccolini. — Vespro Siciliano. Storia inedita di G. B. Niccolini. Publicata per cura di Corrado Gargiolli. Con introduzione, note, varianti e appendici. Milano, G. Brigola. 1882.

Noeggerath. — Bericht über die Königliche Gewerbeschule (Lateinlose Realschule mit 9jähriger Lehrdauer und technische Fachschule) zu Brieg a. O. für das Schuljahr 1881/82 von E. Noeggerath, Gewerbeschul-Direktor.

Oates. — Matabelle Land and the Victoria Falls. A naturalist's wanderings in the interior of South Africa. From the letters & journals of the late Frank Oates. Edited by C. G. Oates. London, C. Kegan Paul & Co. 1881.

Perrot-Chipiez. — Geschichte der Kunst im Alterthum. Aegypten — Assyrien — Persien — Kleinasien — Griechenland — Etrurien — Rom. Von Georges Perrot und Charles Chipiez. Autorisirte deutsche Ausgabe. — Aegypten. Mit ungefähr 600 Abbildungen im Text, 4 farbigen und 15 schwarzen Tafeln. Bearbeitet von Dr. Richard Pietschmann. Mit einem Vorwort von Georg Ebers. Lfg. 1. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1882.

Peters. — Die klimatischen Winterkurorte Egyptens. Praktischer Leitfaden bei Verordnung und beim Gebrauch derselben von Dr. med. Hermann Peters, praktischem Arzte in Bad Helouan. Leipzig, Otto Wigand. 1882.

Pfleiderer. — Lotze's philosophische Weltanschauung nach ihren Grundzügen. Zur Erinnerung an den Verstorbenen von Prof. Dr. Edmund Pfleiderer in Tübingen. Berlin, G. Reimer. 1882.

Portig. — Die Sixtinische Madonna von Raphael und die Gambolanto-Legende von Corneliu von Corneliusz. Gustav Portig. Leipzig, J. Trescher's Verlag. 1882.

Preyer. — Hannibal. Trauerspiel in 5 Aufzügen von Johann R. Preyer. Wien, C. Gerold's Sohn. 1882.

Prina. — Biografia del cardinale Angelo Mai di Benedetto Prina. Bergamo, Gaffuri e Gaffuri. 1882.

Revue, Ungarische. Mit Unterstützung der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. Herausgegeben von Paul Hunfalvy. 1882. Heft 4. Budapest, Fr. Kilian.

Richter. — Verzeichniss der neuen Werke der Königl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden, 1881. Herausgegeben von Paul Emil Richter. Dresden, H. Burdach, Königl. Hofbuchhandlung.

Rosegger. — P. K. Rosegger's ausgewählte Schriften. Lfg. 51—60. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1882.

Rosenberg. — Geschichte der modernen Kunst von Adolf Rosenberg. Lfg. 1. Leipzig, Wilh. Grunow. 1882.

Rundschau, Deutsche, für **Geographie** und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Karl Arendts in München. IV. Jahrg. Heft 8. Wien, A. Hartleben. 1882.

Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Nr. 75. Die Bakterien und der Milzbrand. Von Dr. med. M. Popper. Prag. 1882.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff. XVII. Serie. Heft 387. 388. Die römischen Katakomben. Von Dr. Ludwig Meyer. — Heft 389. Amy Robsart und Graf Leicester. Von Hermann Isaac. Berlin, C. Habel. 1882.

Sammlung musikalischer Vorträge. Nr 37/38. Ein Lebensbild Robert Schumann's. Von Philipp Spitta. — Nr. 39. Luigi Boccherini von H. M. Schletterer. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1882.

Saturnin. — Die Freiherren von Weißenburg. Eine historische Erzählung aus der Geschichte Bern's im 14. Jahrhundert von Urs Saturnin. Thun, J. J. Christen. 1882.

Schweiger-Lerchenfeld. — Die Adria. Von Amand von Schweiger-Lerchenfeld. Mit 200 Illustrationen in Holzschnitt (wovon 40 Vollbilder, theilweise auf Cartons), 6 Plänen und einer großen Karte des Adriatischen Meeres und seiner Gestadeländer. Lfg. 1. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Schweiger-Lerchenfeld. — Griechenland in Wort und Bild. Eine Schilderung des Hellenischen Königreiches von A. von Schweiger-Lerchenfeld. Mit ca. 200 Illustrationen. Lfg. 7. Leipzig, H. Schmidt & C. Günther. 1882.

Seydel. — Das Evangelium von Jesu in seinen Verhältnissen zu Buddha-Sage und Buddha-Lehre. Mit fortlaufender Rücksicht auf andere Religionskreise untersucht von Rudolf Seydel. Mit zwei Registern. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1882.

Skrzeczka. — Generalbericht über das Medizinal- und Sanitätswesen der Stadt Berlin in den Jahren 1879 und 1880 erstattet von Prof. Dr. G. Skrzeczka, Regierungs- und Geheimer Medizinal-Rath. Berlin, A. W. Hayn's Erben. 1882.

Stürken. — Metaphysische Essays von Nicolas Stürken. Heft 1. 2. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1882.

Taylor. — Erreurs conraées sur la Vaccine. Lettre au Dr. W. B. Carpenter, par P. A. Taylor. London, W. Young. 1882.

Teutsch. — Schwarzburg. Historische Erzählung aus dem Siebenbürger Sachsenlande. Von Traugott Teutsch. Lfg. 14. Kronstadt, H. Dreyhandt. 1882.

Thies. — Otto von Pack. Drama in 5 Aufzügen von Gustav Thies. Zweiter, unveränderter Abdruck. Kassel und Berlin, Theod. Fischer. 1882.

Treutler. — Fünfzehn Jahre in Süd-Amerika an den Ufern des Stillen Oceans. Gesehenes und Erlebtes von Paul Treutler. Mit zahlreichen Abbildungen, Karten und Plänen in Lichtdruck, nach eigenen Aufnahmen des Verfassers. Band I. Leipzig, Weltpost-Verlag. 1882.

Wallroth's Klassiker-Bibliothek. Bd. 3. Gedichte von Nikolaus Lenau. Bd. 4. Schiller's Werke. 3. Bd. Inhalt: Don Carlos. Bd. 5. Schiller's Werke. 4. Bd. Inhalt: Wallenstein-Trilogie. Berlin, E. Wallroth.

Walujew. — Lorin. Roman von Graf P. A. Walujew. Vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe. 1. Thl. Leipzig, F. A. Brockhaus. — St. Petersburg, H. Schmitzdorff. Kaiserl. Hofbuchhdlg. Carl Röttger.) 1882.

Wegener. — Aufsätze zur Litteratur. Von Dr. Rich. Wegener, Prediger an der Hofgerichtskirche und Inspector des Schindler'schen Waisenhauses. Berlin, E. Wallroth. 1882.

Weltpost. Blätter für deutsche Auswanderung, Colonisation und Weltverkehr. 1882. II. Jahrg. Mai, 5. Heft. Leipzig, Weltpost-Verlag.

Wickenburg-Almásy. — Gedichte von Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almásy. Dritte vermehrte Auflage. Wien, C. Gerold's Sohn. 1882.

Wildenradt. — Der letzte Wendenkönig. Romantisches Gedicht von Johann v. Wildenradt. Leipzig, G. A. Liebeskind. 1882.

Willkomm. — Aus den Hochgebirgen von Granada. Naturschilderungen, Erlebnisse und Erinnerungen von Moritz Willkomm. Nebst granadinischen Volksliedern und Märchen. Mit zwei Steindrucktafeln. Wien, C. Gerold's Sohn. 1882.

Zeichen der Zeit. Eine Monatsschrift für Religion, Philosophie und Gesellschaft in ihrer Zusammengehörigkeit. Heft 9. Von Prediger Dr. Chronik. Berlin, Jh. Ifflieb. 1882.

Zeit- und Streit-Fragen, deutsche. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. In Verbindung mit Prof. Dr. von Kluckhohn, Redacteur A. Lammers, Prof. Dr. J. W. Meyer und Prof. Dr. Paul Schmidt herausgegeben von Franz von Holtzendorff. Jahrg. XI. Heft 263. 264. Moderne Stadtbäder. Von Hugo Marggraff. Mit 4 Holzschnitten. Berlin, C. Habel. 1882.

Zola. — Der häusliche Herd. (Pot-bouille.) Roman von Emile Zola. Aus dem Französischen übersetzt von Armin Schwarz. Mit dem Porträt des Verfassers. I. Band. Heft 10—16. Budapest, G. Grimm. 1882.

Zoozmann. — Minnehorn. Vier Gylchen lyrischer Gedichte von Richard Zoozmann. Berlin, Selbstverlag des Verfassers. 1882.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Dr. Hermann Paetel** in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIV. OF MICH.
AUG 17 1901
RECEIVED

3 9015 03505 2409

Digitized by Google